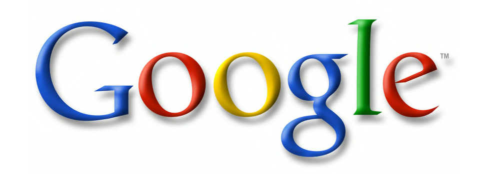
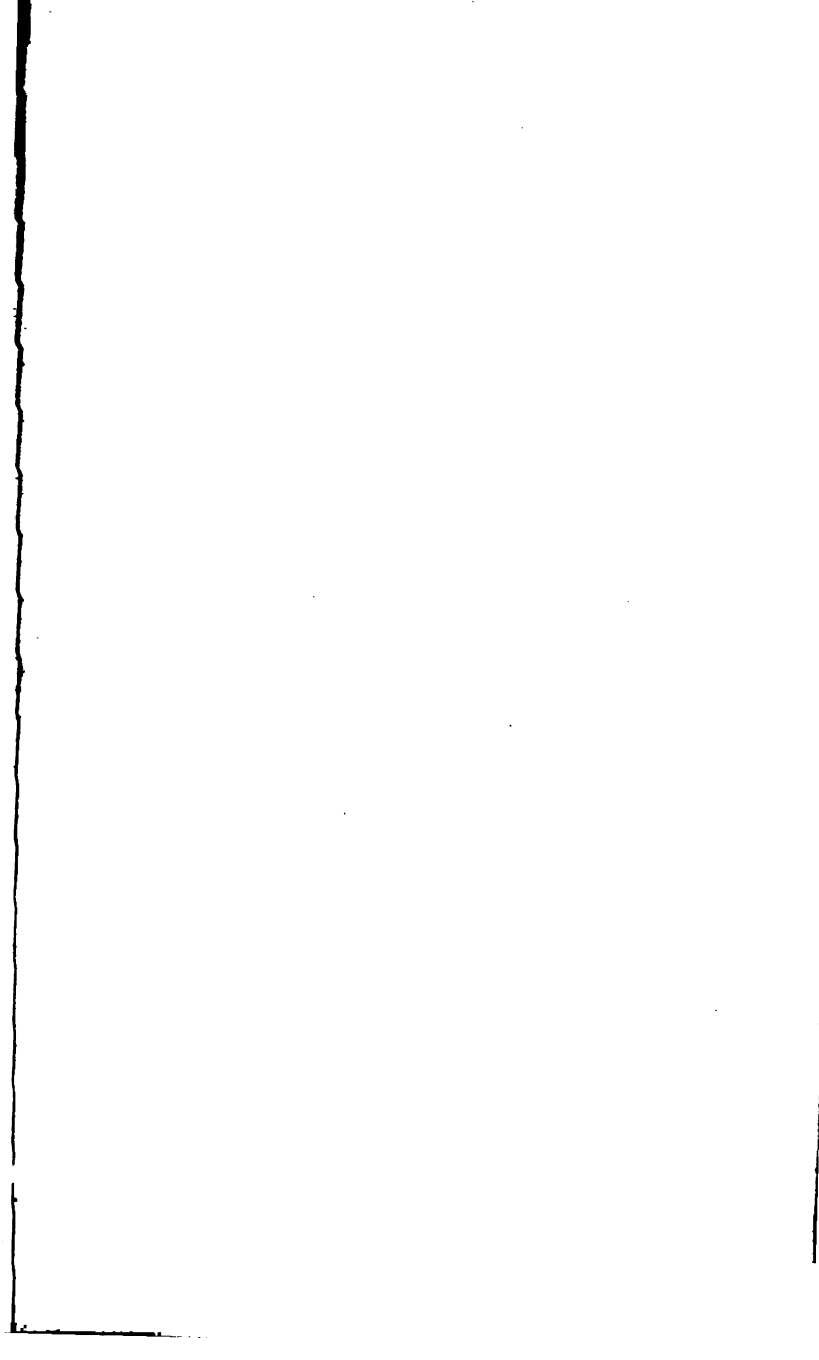
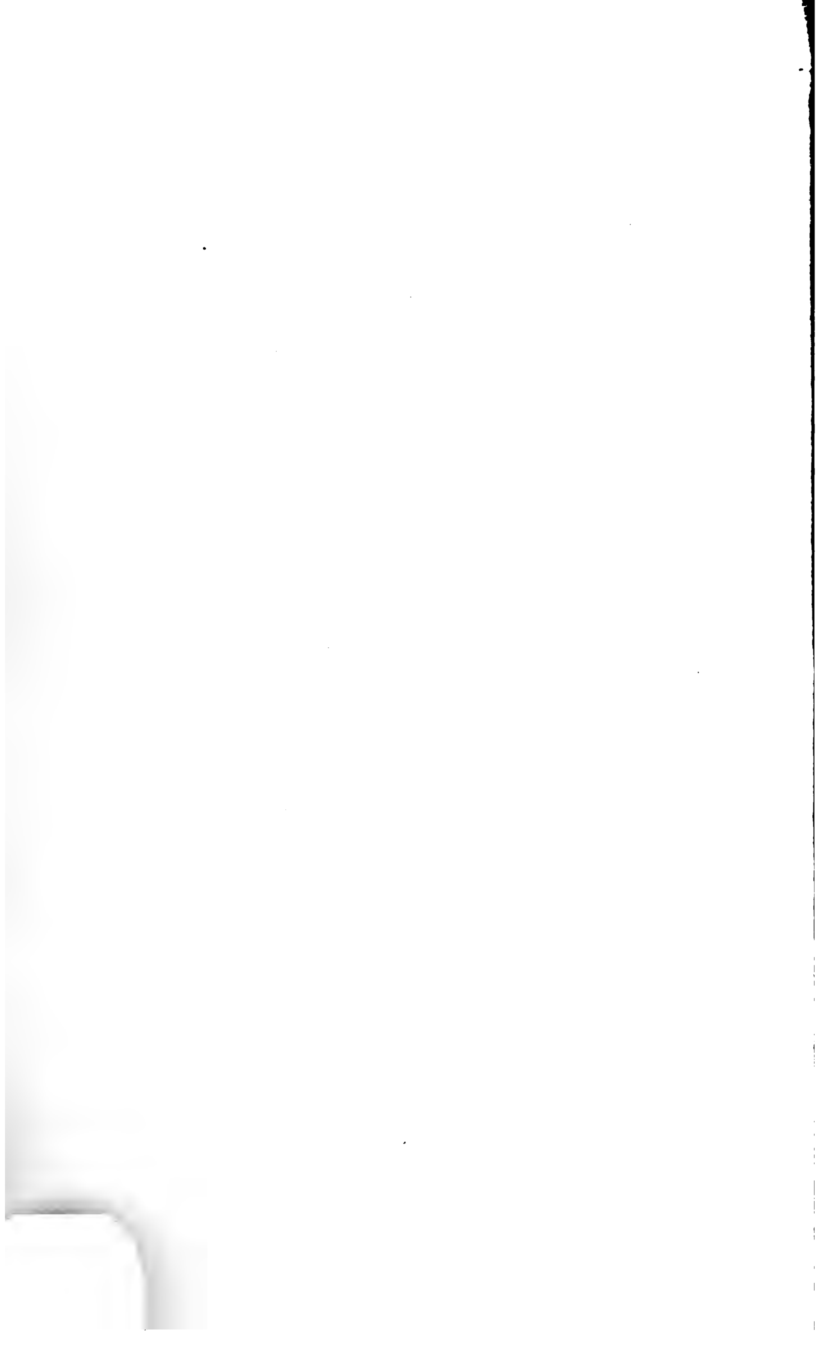
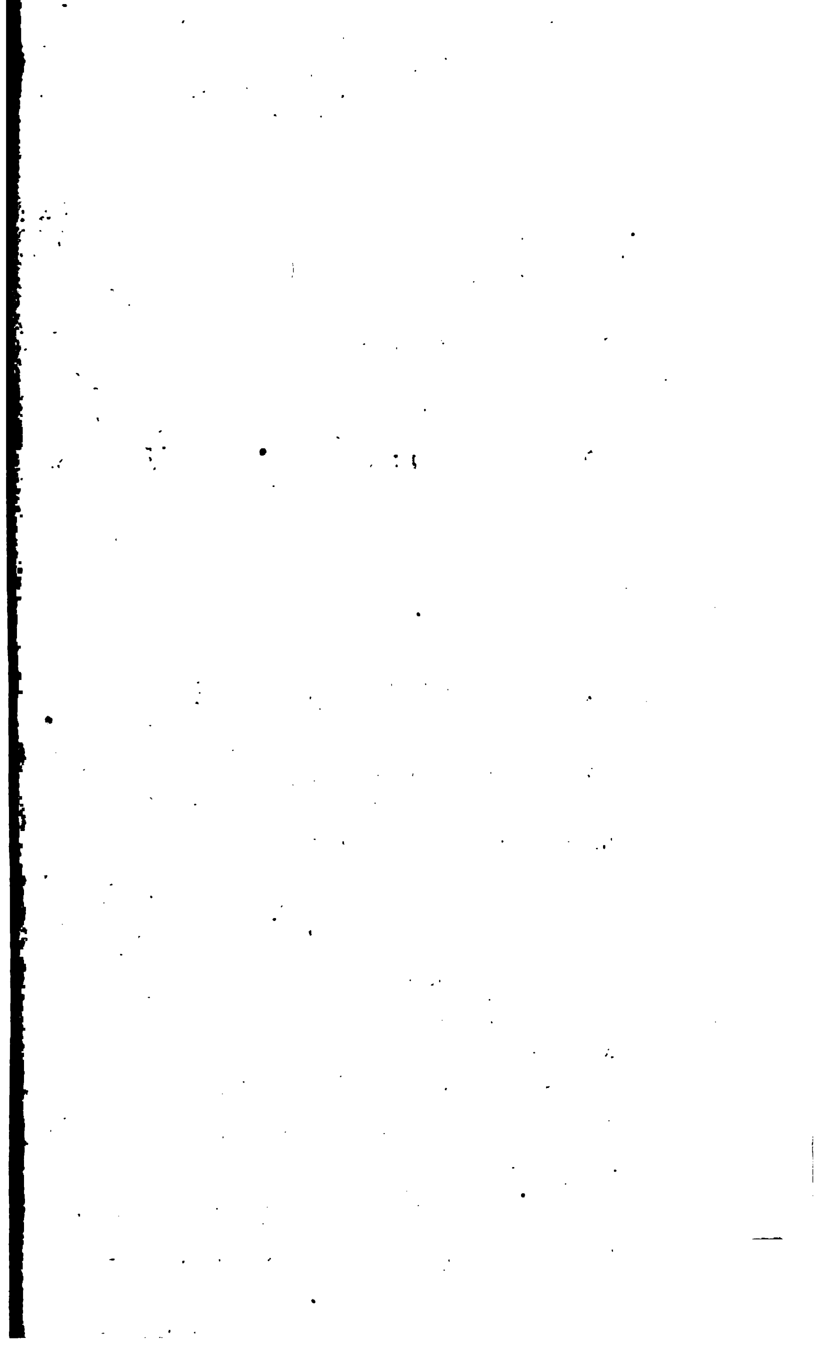












Friedrich Christian
Herzog von Holstein
Sonderburg Augustenburg

Geb. 1765. d. 28 Sept.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXIX. Bandes Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildniß Sr. Durchl. des Herzogs von Holstein = Augustenburg.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1802.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältiglich eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1sten Stücke des neun und sechzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

a

Hand-

II. Katholische Gottesgelahrheit.

Neue

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

 ein.

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Idyl-

VI. Romane.

VII. Schöne und bildende Künste.

VIII. Theater.

IX. Weltweisheit.

X. Mathematik.

XI. Naturlehre und Naturgeschichte.

Auch

XII. Botanik.

XIII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XIV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XV. Gelehrtengeschichte.

XVI. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

XVII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVIII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

Neue

XIX. Erziehungsschriften.

XX. Kriegswissenschaft.

XXI. Reitkunst.

XXII. Technologie.

XXIII. Handlungswissenschaft.

XXIV. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des neun und sechzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Todesfälle.

3. Chronik deutscher Universitäten.

4. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

5. Anzeige kleiner Schriften.

* Husa

6. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine

Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Antwort auf das Sendschreiben des sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die vom D. Reinhard am Reformationsfeste 1800 gehaltene Predigt, u. s. w. nebst einer Nachschrift, u. s. w. von einem chursächsischen Landprediger, der sich nicht scheuet seinen Namen zu bekennen, M. Joh. Theoph. Hofmann, Pfarrer in Cölln. Dresden. 1801. 120 S. 8. 6 gr.

Wir haben den Titel, der eine ganze gedruckte Seite einnimmt, so viel möglich zusammen gezogen, und können nicht bürgen, daß die untrügliche Weitschweifigkeit in schleppenden Perioden das Lesen dieser Schrift sehr widerlich macht. Um diese Unannehmlichkeit noch zu erhöhen, ist ein witzig seyn sollender Ton mit Schmähungen auf die Vernunft und Neologen unter dem Namen der Naturalisten und Socinianen beliebt, welche einem Lehrer der humanen und sanftmüthigen Religion Jesu übel ansteht, und durchaus wider die Würde sowohl der Sache als der Person ist. Es ist zu beklagen, daß sich so viele unberufene Vertheidiger des Hrn. D. R. aufwerfen, bey denen man keinen Schatten von seinem höheren Geiste und kraftvollen Styl erblickt, die also auch nichts dazu beytragen können, den bessern Genius der Zeit für seine Sache einzunehmen; sondern nur denselben

immer mehr davon zu entfernen. Es müßte der Hr. D. R. selbst, oder ein anderer ihm ähnlicher talentvoller Mann seyn, der mit Erfolg als Apologet auftreten könnte. Wer kann sich aber einen solchen Erfolg von einer Apologie versprechen, die schon gleich anfangs durch Tiraden voll falschen und matten Witzes den Leser mit Ueberdruß sättiget? Man höre z. B. S. 16.: »Bloß dieser ausnehmenden Kunst, wodurch sich der Hr. Amtsbruder zum Schriftausleger bildete, haben wir es zuzuschreiben, daß Sie sich mit Ihrem unbefangenen Herzen nicht in die Identität des reinen Evangelii Jesu mit dem von Luthern und selbst von Paulo gepredigten Evangelio hinein denken konnten; sondern sich befugt glaubten, das letztere mit dem erstern in klaren Widerspruch setzen zu dürfen. Ohngeachtet Sie selbst mit der Schrift auf die kindischste Weise wie mit einer Puppe-spielen, können Sie sich im duldsamen Eifer für das Spielwerk Ihrer Hypothesen fast des Unwillens nicht enthalten, das reine, das ist nach meinem Begriffe, das durch so viele ungewaschene Hände gesäuberte, und von allem wahrhaft Evangelischen völlig gereinigte Evangelium Jesu mit demjenigen, was Christus, Paulus, Petrus, Johannes, und nach ihnen Luther predigte, und dessen erster Hauptsatz der von Reinhard hier behauptete Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo war, für gleichbedeutend erklärt, und so mit biblischen Begriffen und Formeln zum Vortheil der von Reinhard aufgestellten Klage, und zum Nachtheil der guten Sache — versteht sich der guten Sache des reinen Naturalismus — gespielt zu sehen.« Abgerechnet, daß in dem Satz »das reine Evangelium mit biblischen Worten und Formeln zum Vortheil der Klage gespielt zu sehen« kaum ein deutlicher Sinn liegt: so beruht die Unverständlichkeit noch oben drein auf einem höchst unwürdigen Witze, von dem Männer wie Reinhard vermöge ihres feinen ästhetischen Gefühls mit Widerwillen die Augen abwenden müssen. Was nun aber die Identität der Lehre Pauli mit der Lehre Christi selbst betrifft, ein Punkt, der einer scharfen Umsicht bedarf: so erweist sie der Verf. in der Folge vorzüglich aus dem Vorbilde der ehernen Schlange, wodurch man auch nicht sehr erbauet wird. — Ferner muß man es zum mindesten übertrieben nennen, wenn er unablässig gegen die Grundsätze declamirt, daß der

Mensch

Mensch sich selbst aus allen Kräften anstrengen soll, seine Tugend zu erringen, und daß er sich dadurch der Glückseligkeit, die er nur von Gott erwarten kann, würdig machen soll. Es findet sich darüber auch eine unnatürliche Periode, die zwey ganzer Seiten lang ist, und von der Mitte S. 34 bis zur Mitte S. 36 geht, woraus wir wenigstens etwas hersetzen wollen: »Wenn der für den vielen selbst vermessenen Menschen so schmeichelhafte Grundsatz — der Mensch »kann und muß durch eignes Handeln seines ewigen Wohls »und Wehes Schöpfer seyn — (man sollte psychologisch »glauben, dieser Grundsatz müßte dem Menschen wegen sei»nes natürlichen Hanges zum Bösen gar nicht angenehm, »sondern vielmehr höchst unangenehm seyn) — ein Grund»satz, wodurch freylich dem moralisch trägen Menschen, der »im ewigen Sündenschlummer ungestört liegen bleiben will, »sein gemächliches Ruhekissen weggezogen; aber auch dem »aufgewachten Gewissen des mit vielen Schulden beschwer»ten und darüber zur ernsten Reue gekommenen Sünders »aller Trost und jedes Mittel, zur wahren Beruhigung zu »gelangen, geraubt wird« (wie diese Beraubung aus jenem Grundsatze folgen müsse, sehen wir nicht ein; denn indem der Mensch durch Reue und Besserung wieder der Schöpfer seines Glücks wird, so kann er ja schon darin Beruhigung und Trost finden) — »ein Grundsatz, der wie er jetzt »von so Vielen mit gänzlicher Verläugnung der durch die »Sünde entstandenen Verderbtheit der menschlichen Natur, »und mit unmäßiger Erhebung der natürlichen Herzensgüte »des Menschen gepredigt wird, den von Natur jedem Men»schen eignen Selbstdünkel nur gar zu sehr begünstigt, und »man sage, was man will, gerades Weges zu jenem mo»ralischen Pharisäerstolze hinführt« (möchte der Stolz der Pharisäer nur moralisch gewesen seyn, so würde ihn Jesus nicht als leere Scheinheiligkeit dargestellt haben!) »der »sich in seiner selbstgewirkten Tugend und Glückselig»keitswürdigkeit nur gar zu sehr gefällt, sich damit vor »Gott und Menschen brüstet, und so in eitler Selbstgenüg»samkeit mit seinem winzigen Bischen vielleicht bloß »eingebildeter Tugend des Temperaments« (Großer Gott! wie nichtswürdig machen unsere Theologen die Menschen!) »oft eben so weit und noch weiter hinter aller »wahren gottgefälligen Frömmigkeit und Tugend, die ihre »größte Zierde in der Demuth sucht, zurück bleibt, als selbst

»der, welcher sich vielleicht etwas zu sehr auf die Nachsicht »Gottes hiebey verläßt.« Wie sehr Männer wie Reinhard bey solchen Uebertreibungen den Kopf schütteln müssen, kann man schon allein aus folgenden paar Worten seiner Dogmatik S. 164 abnehmen, die gerade das Gegentheil sagen. »Da nun aber die Glückseligkeit vernünftiger Geschöpfe nicht anders möglich ist, »als wenn sie wirklich tugendhaft und der Wohlfarth würdig sind, auch dieß immer mehr »zu werden trachten, u. s. w.« Es muß zugegeben werden, daß der Gegner unsers Verf. viele Blößen gegeben hat, und deswegen leicht zu treffen ist. Daher läßt sich schon a priori erwarten, daß er auch hier hin und wieder getroffen seyn wird. Allein unser Verf. hat auf der andern Seite noch weit mehr Blößen gegeben, welche aufzudecken dem Gegner nicht schwer werden kann. — Die Nachschrift ist gegen eine Recension des Hrn. Prof. Wacker in den Rint. Annal. gerichtet, der weit glimpflicher davon kommt, als der Amtsbruder.

Ist die Lehre von der freyen Gnade Gottes in Christo im eigentlichsten Sinne Lehre Jesu? Ein Nachtrag zu den durch die Reinhardsche Reformationspredigt veranlaßten Schriften, von M. J. Steinert, Pastor zu Berthelsdorf bey Herrnhut. In Commission bey Schöps in Zittau. 1801. 80 Seiten gr. 8. 6 gr.

Eigentlich eine Art von Homilie ganz im Kanzelton und mit untermischten häufigen Seufzern, welches sich wohl am besten aus der Nähe von Herrnhut erklären läßt, wo der Verf. lebt. Mit der Geschichte der Reinhardschen Predigt, mit der Verfassung seines Vaterlandes und der neuesten Literatur scheint er nicht recht bekannt zu seyn, woraus man sich die Mißgriffe in der Einleitung zu erklären hat. Er spricht von stürmischen Bewegungen und Gährungen, die durch Rds. Predigt veranlaßt seyn sollen; und doch hatte nur der einzige Landprediger sich öffentlich dagegen hören lassen, als dieses niedergeschrieben wurde. Er führt das Rescript, wonach jene Predigt gedruckt und empfohlen wur-

wurde, ganz auf die Person des Regenten zurück, und ver-
gißt in dem Augenblicke die Kirche, wozu sich dieser bekennt,
so wie die Dogmatik dieser Kirche und die Verfassung sei-
nes Vaterlandes. Wie unpassend ist überhaupt folgende
übertriebene Deklamation, die absichtlich beleidigend schei-
nen könnte, wenn nicht in der That bloß ein Mangel an
Aufmerksamkeit auf jene Umstände sie eingegeben hätte.
S. 5. 6. »Was wird aber nun die nächste Folge davon
»(von den Gährungen über die Reinhardsche Predigt) seyn,
»wenn dergleichen redliche und unbefangene Christen, die
»das Heiligthum ihres Glaubens für gesichert hielten, und
»nichts ahneten von der furchtbaren Nähe der sie um-
»schwebenden Gefahren, aus ihrem sorglosen Schlummer
»aufgeschreckt werden, und zum Besinnen kommen?
»Was werden sie thun, wenn ihnen nun die traurige Zer-
»rüttung sichtbar wird, die jetzt in der christlichen K-
»herrscht, und sie die ganze Größe des Jammers
»überschauen«, (das heiße ich deklamirt!) »der noth-
»wendig daraus entstehen mußte, wenn das vorhandene
»Uebel noch weiter um sich griffe? Werden sie nicht dank-
»bar und segnend auf den Fürsten hinblicken, der die dro-
»henden Gräuel und Verderbnisse des Unglaubens und der
»Irreligiosität von seinen Unterthanen mit weiser Huld ab-
»zuwenden sucht; — — der die ihm von Gott verliehene
»Macht und Autorität vornehmlich mit dazu anwendet, ein
»Beschützer der heiligen Wahrheiten zu werden, die das
»eigentliche Wesen des Christenthums ausmachen,
»und das kostbarste Kleinod der Menschheit sind?
»u. s. w« Doch wir kommen zur Hauptsache. Hr. St.
will vorzüglich zeigen, daß die Lehre, welche Paulus in den
Worten ausdrückt »wir werden ohne Verdienst gerecht aus
»Gottes Gnade durch die Erlösung, u. s. w.« auch im ei-
gentlichsten Sinne Lehre Jesu sey; denn Jesus habe sich
über seine Person auf eine Art geäußert, bey der es ganz
unzweifelhaft werde, daß er der Menschheit mehr war und
mehr seyn wollte, als ein bloßer Lehrer und Führer zur
Tugend. Er habe die Begnadigung und Seligkeit der
Menschen ausdrücklich als den vornehmsten Zweck sei-
ner Erscheinung auf Erden angegeben. Er betrachte seinen
Tod als eine Veranstaltung seines himmlischen Vaters, und
gehe demselben auf eine Weise entgegen, wodurch er deut-
lich zu erkennen gebe, er halte ihn zum Heile des menschli-

 chen

chen Geschlechts für nothwendig und unentbehrlich. Er sü-
ge mit klaren Worten: er sterbe zur Erlösung der Menschen!
und erkläre eben so unwidersprechlich den Glauben
an seinen Tod für das Mittel, durch welches sie Gna-
de und Seligkeit erlangen können und sollen. Er be-
haupte endlich selbst noch nach seiner Auferstehung, daß bey
seinem Leiden und Sterben die Weissagungen der Propheten
in Erfüllung gegangen wären, und lehre dadurch einleuch-
tend und überzeugend, daß der Tod, den er duldete, ein
von Gott veranstalteter Versöhnungstod gewesen sey.
S. 16 — 18. — Es war allerdings der Mühe werth,
diesen Punkt besonders zur Sprache zu bringen, und völlig
auszumachen. Allein dazu gehört eine scharfe Exegese, und
unbefangene Einsicht in den Geist der Bibel, die wir bey
dem Verf. vermissen. Er häuft biblische Stellen, ohne sich
um die verschiedenen Erklärungen und den eigentlichen ner-
vus probandi zu bekümmern. Dieß zeigt sich zum Ueber-
fluß gleich bey dem ersten Satze, wo er mit den Aussprüchen
Christi den Beweis zu führen sucht, da er sich für mehr als
einen bloßen Menschen ausgab. Hier wird eben so gut aus
dem Namen eingebohrner Sohn Gottes argumentirt,
als aus der Stelle: ich und der Vater sind eins — ohne zu
bedenken, daß jenes Ausdruck für Messias ist, und dieses
bloß auf eine Einheit des Willens und der Gesinnung geht.
Wie kann man so sehr in der bessern Exegese zurück seyn?
Auf diese Weise fallen die meisten angeführten Beweisstel-
len von selbst weg, und es entsteht das Resultat, daß wer zu
viel beweißt, am Ende so gut wie nichts beweist. Was be-
darf es auch vieler Stellen, wenn eine einzige bündige, ge-
gen die nichts eingewandt werden kann, schon hinreicht? Da-
mit hätte sich der Verf. begnügen, und diese recht urgiren
sollen: so würde er mehr bewiesen haben, als jetzt geschehen
ist. Dagegen erlaube er sich aber bey einzelnen Stellen
Consequenzen, die aus den vorgefaßten Ideen des Systems
genommen sind, wodurch er wieder in seinen Beweisen ver-
liert. Vorzüglich waren wir neugierig auf den Beweis der
unterstrichenen Stellen, daß Jesus die Begnadigung aus-
drücklich als den vornehmsten Zweck seiner Sendung
angegeben, und eben so unwidersprechlich den Glauben
an seinen Tod als das Mittel aufgestellt habe, wodurch
wir Gnade und Seligkeit erlangen sollten, so daß sein Tod
ganz einleuchtend ein Versöhnungstod seyn müsse. Daß
diese

diese Behauptungen wenigstens ihre Schwierigkeiten haben, weiß ein jeder Sachverständiger. Auch bedarf es hier eines strengen Beweises, in sofern die Gegner viel für sich haben, wenn sie behaupten, daß nach dem eignen Ausspruche Jesu der Hauptzweck seiner Sendung in seinem Leben, Beyspiel und in seiner Lehre bestand, in sofern er am Ende seines Lebens ausrief, sein Werk sey vollbracht, und daß er Joh. 17, 4. das Hauptgeschäft seiner Sendung in die Verbreitung seiner Lehre setze, ohne Etwas von seinem Tode zu sagen. Leider hat aber Hr. St. auch in diesen Punkten keinen strengen, allgemein überzeugenden Beweis geführt, in sofern er nicht sorgfältig genug in der Wahl der Beweisstellen gewesen ist, und zu viel hinein gemischt hat, was nicht zur Sache gehört. Die erste Beweisstelle ist: also hat Gott die Welt geliebt, u. s. w. Diese hätte am wenigsten gewählt werden sollen, weil ja Socinus gerade hieraus bewies, daß also Gott schon versöhnt gewesen sey, in sofern er seinen Sohn aus Liebe zur Welt sandte, und nicht erst durch den Tod desselben versöhnt zu werden brauchte. Eine andere Stelle ist die, wo Jesus sagt: er gebe sein Leben hin zur Erlösung für Viele! das heißt aber auch mit andern Worten nichts weiter, als: er wolle sich zur Erlösung Vieler aufopfern. Die Art und Weise dieser Erlösung ist dagegen gar nicht angegeben. Man glaubt aber Grund in dem ganzen Zusammenhange der Geschichte und Lehre Jesu zu finden, daß dieß von einer moralischen Erlösung zu verstehen sey. Der Verf. kommt S. 55 auf diese Erklärung, und hält selbst diesen moralischen Sinn für schön und wahr: allein eine solche Erlösung habe Jesus so wenig hoffen als nur ahnen können, da sein Blut auf Golgatha floß. Man überlege es nicht, daß man ihn zu einem Unbesonnenen mache, dessen Reden nahe an Wahnsinn gränzten, wenn man diesen Worten die moralische Erklärung unterlege. S. 57. — Dieß ist nun aber auf jeden Fall wieder eine übertriebene Behauptung, in sofern die moralische Erklärung doch möglich ist, und die Gegner können immer eben so übertrieben retorquiren, daß derjenige Jesum zu einem Unbesonnenen mache, welcher behaupte, er habe mit diesen Worten die Anselmische Theorie von einer satisfactio vicaria sensu forensi aufstellen wollen. »War es ihm aber »unmöglich, fährt der Vf. fort, an eine Erlösung von die- »ser moralischen Art zu denken: so müssen seine Worte ei-

»nen höhern Sinn haben; so muß er sich es in dem Augenblicke, worin er sie aussprach, lebendig und innig bewußt gewesen seyn, er sey gekommen, Frieden zu stiften »zwischen Gott und den Menschen« (sehr wahr, die Sache moralisch betrachtet; allein nun spielt die Dogmatik dem Verf. einen Streich) — »so muß er seinen Tod als das »große Versöhnopfer betrachtet haben, durch dessen »Darbringung dem gefallenen Menschengeschlechte »Vergebung der Sünde, Gnade bey Gott und ewiges Heil erworben werden sollte.« Davon sagt die Stelle nichts; sondern es ist dieß eben so hinein getragen, als die Gegner ihre moralische Erklärung von der Erlösung hinein tragen. Wer hat nun Recht? Da steht eine willkührliche Erklärung gegen die andere. Diese Betrachtung sollte doch wenigstens tolerant gegen die Verschiedenheit der Meinungen und Erklärungen machen. Wir müssen also sehen, ob die andern Beweisstellen der Behauptung des Vfs. günstiger sind. Er führt zunächst an Joh. 6, 51 und 10, 15. In der ersten Stelle heißt es: »und das Brod, das »ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.« Nach einer bessern Uebersetzung aber »ja noch mehr! die Lebensnahrung, die ich reichen werde, ist mein Leib, den ich zum Besten der Welt »aufopfern werde.« Darin kann sehr gut der Sinn seyn: ja ich werde noch meine Lehre als eine göttliche mit meinem Tode bestätigen zum Besten des Menschengeschlechts! — Dieß ist um so wahrscheinlicher, weil bis jetzt immer nur von der Lehre unter dem Namen Himmelsnahrung u. s. w. die Rede gewesen ist. Der Verf. bringt dagegen eine ganz andere Erklärung heraus, die aber kein guter Exeget unterschreiben wird, der die Red- und Darstellungsart des Johannes kennt. In der andern Stelle heißt es bloß, »ich »opfere für meine Heerde (als ein guter Hirte) mein Leben »auf!« In beyden findet sich also nichts von einem Versöhnungstode; sondern man kann nur aus der ersten folgern, daß also auch der Tod Jesu zum Besten des Menschengeschlechts diente, so wie es überhaupt ächte Lehre Jesu ist, daß wir unsere Beglückung, Erlösung oder Versöhnung seinem Leben, seiner Lehre und seinem Tode verdanken; allein in wiefern auch seinem Tode, sagt er nirgends bestimmt und klar, so daß man verschiedene Vorstellungen darüber haben kann. Doch eine Hauptstelle des Verfassers ist auch

die

die Vergleichung des Kreuzestodes Christi mit der Schlange in der Wüste Joh. 3, 14. 15. Hier ist die Vergleichung mit der Schlange eine bloße Vergleichung der Aehnlichkeit. Sie war ein Symbol der Rettung. Eben so kann auch der Kreuzestod Jesu als ein Symbol der Rettung des ganzen Menschengeschlechts angesehen werden. Wer nämlich an ihn und seine Lehre glaubt, der wird gerettet werden. Weiter darf man diese Vergleichung nicht deuten, wenn man innerhalb der Gränzen einer nüchternen Exegese bleiben will. Die gepreßte und ins Unendliche ausgedehnte aber, die der Verf. hier anbringt, kommt ein halbes Jahrhundert zu spät, um Beyfall zu finden. Endlich noch die Einsetzung des Abendmahls, wobey Jesus nach dem Matthäus sagt, daß er sich bald aufopfern werde zur Vergebung der Sünden Matth. 26, 28. Hier vergleicht er allerdings seinen Tod mit den Sündopfern des A. T. deren Opferung ein Symbol der Strafe war; allein in wiefern sein Tod so betrachtet werden könne, ob auch als Symbol? woraus noch keine stellvertretende Strafe folgen würde, das sagt er nicht. Es sind also auch hier verschiedene Vorstellungen und Erklärungen möglich. Schwerlich darf man aber hierbey sein Leben und seine Lehre ganz absondern, und gar nicht in Betrachtung ziehen, weil er sich ja im Johannes so oft darauf berufe. Also bleibt es bey dem Resultate, daß wir nach der Lehre Jesu selbst seinem Leben, seiner Lehre und seinem Tode unsre Erlösung oder Versöhnung verdanken; allein was der Verf. noch mehr aus seinen Stellen beweisen wollte, hat er nicht bündig und streng bewiesen, weil es sich nicht daraus beweisen ließ. Wozu also bey einer solchen Lage der Sachen die übertriebenen Deklamationen, Seufzer, inhumanen Insinuationen, und Konsequenzmachereyen? Würde Hr. St. die verschiedenen christlichen Systeme und ihrer Glaubenslehren kennen: so würde er schon längst zu der gemäßigtern Ueberzeugung gekommen seyn, daß man die Seligkeit von keinem bloß theoretischen Dogma abhängig machen kann, ohne zu gleicher Zeit den größten Theil der Christen für verloren zu halten. Wäre er aber nicht gerade umgekehrt von dem Grundsatze eines allein seligmachenden Glaubens ausgegangen: so würde er sich duldsamer geäußert haben.

Ad

Ad virum magnificum D. Fridr. Volkmar Reinhardum munere, meritis ac fama illustrissimum — de finibus gratiae divinae in iure aggratiandi — epistola D. Joann. Frieder. Telleri. Lipsiae, apud Rein. 1800. 68 Seiten. 8. 4 gr.

Der Verf. Bischof zu Zeitz (maius munus Episcopatu nostro Citicensi impertiri Deus nullum poterat S. 81) ist auf der einen Seite mit der bekannten Reformationspredigt des Hrn. D. Reinhard wohl zufrieden, und macht ihm große Komplimente darüber; allein auf der andern Seite ist sie ihm doch nicht ganz nach der strengen Form des orthodoxen Systems verfaßt, und er sieht sich daher genöthigt, den Hrn. D. R. durch diese Epistel wieder auf den rechten Weg zu bringen. "Doctrina enim de gratia Dei propter *subtilitatem* multasque, quas habet *cautiones*, prae ceteris *disputabilis* est, et ita comparata, ut, si minus *caute et subtiliter*, ut fieri solet, disputetur, *gravissimi errores* non possint non vel ex eo enasci, quando in constituendis gratiae finibus *libertatis* moderatio et temperantia, quae in eo, quod decet, h. e. in sapientia et iustitia posita est, praetermittitur, etc." S. 12. Vorzüglich soll aber diese Epistel dazu dienen, „ut pateat omnibus, „suisque potissimum Patronis O. M., eum non adquiescere alii eorumque profanae multitudini, qui, ut in „multis aliis locis dogmaticis, prout cuique libido est, a „*religionis et sacrorum, quam patrio professi sunt, formula discedant*, ita maxime hanc totam de libera gratia „divina doctrinam ex religionis christianae finibus exterminare et proscribere audeant, eoque *pristinum librorum symbolicorum frenum* sentiendi libertatis simula„tione et praetextu, effrenata licentia, imo stygia proca„citate, solvant." S. 8. 9. — Ob dieses aber dem Hrn. Dr. so ganz gelingen werde, daran haben wir große Ursache zu zweifeln. Er hätte sich unserer Meinung nach allerdings vor allen Dingen in Acht nehmen müssen, nicht selbst so offenbar von unsern symbolischen Büchern abzuweichen, als es gleich zu Anfang S. 7. geschieht. Wer kann es nämlich übersehen, daß hier mit dürren Worten steht „quamvis nos *sententia ὀρθοδοξία* Augustini in controversia et subtili doctrina de gratia Dei, *magis profecto*, quam Pelagii *ἑτερο-*

ἑτεροδοξία *extimescenda sit.* Wer kann sich ferner hiebey des Gedankens erwehren, daß also auch Hr. D. T. keine gratia praeveniens des Augustin annehmen, mithin dem Menschen eine wirkliche Freyheit des Willens zum Guten, besonders in dem Artikel von der Bekehrung einräumen wird? Es wird ihm nicht unbekannt seyn, daß der Artikel von dem freyen Willen und der Gnade in der Konkordienformel ganz auf den ächten Augustinianismus gebauet ist, und daß der Mensch hiernach keine Freyheit des Willens hat. So heißt es nämlich S. 580 Rechenb. „Sine me nihil potestis facere. Et his quidem paucis verbis Christus *libero arbitrio omnes vires derogat*, omniaque gratiae divinae adscribit, und gleich darauf: repudiamus etiam *crassum errorem* Pelagianorum, qui asserere non dubitarunt, quod homo *propriis viribus*, *sine gratia*, se ad Deum convertere etc. valeat." Ferner S. 581. „Praeterea reiicimus et Semipelagianorum *falsum* dogma, qui docent, hominem *propriis viribus inchoare posse* suam conversionem, etc." Es darf hier nicht eingewandt werden, daß, wenn der Mensch keine Freyheit des Willens habe, er auch keiner Moralität und Zurechnung fähig sey. Das mag immerhin seyn: allein nach unsern symbolischen Büchern hat er doch diese Freyheit des Willens nicht. Wer also eine solche Freyheit lehrt, weicht offenbar von den symbolischen Büchern ab, und wer sagt, daß die Orthodoxie des Augustin in dem Artikel von der Gnade mehr zu fürchten sey, als die Heterodoxie des Pelagius, der bedenkt nicht, daß sowohl der Pelagianismus als Semipelagianismus in der Konkordienformel verdammt ist. Wenn nun aber selbst diejenigen Theologen von den symbolischen Büchern abweichen, die den pristinum frenum derselben noch jetzt anerkennen: wie viel mehr werden die andern Theologen Ursache zur Abweichung haben, die sich blos an die Bibel halten, deren Erklärung seit der Reformation unendlich verbessert ist? — Was nun die Zweifel selbst betrifft, die dem Verf. bey der Predigt des Hrn. D. R. aufgestiegen sind; denn Vorwürfe sollen es nicht seyn: so bestehen sie vorzüglich darin, daß der gewählte Text, der nun einmal dogmatisch war, nicht dogmatisch genug, wenigstens nicht vollständig dogmatisch ausgeführt ist; daß die lutherische Kirche dem Grundsatze von der freyen Gnade Gottes in Christo ihr Daseyn verdanken; daß sie durch Luther ent-

entstanden seyn, und daß sogar Luther ihr Stifter seyn soll. Alle diese letzten Ausdrücke sagen zu viel. Nach dem Grundsatze forma dat esse rei kann man nicht einmal sagen, daß Luther der Kirche eine neue Form gegeben habe; sondern höchstens nur eine neue Gestalt, denn durch die Reformation ist keine neue Kirche entstanden; sondern die alte ist nur erneuert. Vorzüglich ist es aber die freye Gnade, die den Verf. ängstigt, weil sie gar zu leicht in dem Artikel von der iustificatio sensu forensi gemißbraucht, und zu den gröbsten Irrthümern leiten kann. Hier giebt es nämlich auch eine nicht freye Gnade. Neutiquam gratia Dei et gratia Dei non libera sunt ασυςατα, ut, quod uno ponitur, altero auferatur, sed sunt *subordinata*, atque haec subordinatio *fundamentum est totius ordinis salutis*, quia, si a fide pactionem et conditionem h. e. *fines gratiae divinae in iure aggratiandi* sustuleris, funditus evertitur. S. 39. 40. Quaestio de finibus gratiae duabus propositionibus continetur. Una haec est: Deum homines, cum in gratiam recipere vellet, *de iure* etiam non potuisse, per quod munus gratiae eiusque *liberae* fit. Altera: *Salvo* etiam *iure* potuisse, in quo gratia Dei *minime libera* neque arbitraria est. S. 49. Die Gnade muß also stets durch die Weisheit und Gerechtigkeit begränzt werden, vorzüglich durch die letzte. Alsdann darf man wohl mit Luther zu Gott sagen: du mußt mich selig machen! woraus man schon sieht, daß hier von keiner freyen Gnade mehr die Rede seyn kann; sondern nur von Gerechtigkeit; doch versteht es sich unter der Bedingung des Glaubens, und mit der gehörigen Distinktion zwischen actus primus und secundus, so wie zwischen consilium und decretum, worin es die Meisten versehen. Wir möchten gern noch die übrigen Kautionen und Distinctionen, worauf es bey dieser Lehre ankommt, angeben, wenn es nur der Raum gestattete; allein man wird doch schon aus dem Angeführten abnehmen können, wovon hier eigentlich die Rede ist. Man wird ferner eingestehen müssen, daß die Bemerkungen des Verfassers alle Aufmerksamkeit verdienen würden, wenn sie gegen eine wissenschaftliche kirchliche Dogmatik gerichtet wären; allein eine bloße Predigt können sie nicht wohl treffen, weil man da einen freyern Gang nehmen muß, ohne Rücksicht auf die Subtilitäten des Systems, um nur das zu sagen, was nützlich, heilsam und erbaulich ist. In-

sofern

[illegible] wird man also nicht in Abrede seyn, daß diese Bogen immerhin hätten ungedruckt bleiben mögen.

H.

Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehre. Erster Theil, welcher die Einleitung enthält. Von D. J. C. R. Eckermann, ordentlichem Professor der Theologie zu Kiel. Altona, bey Hammerich. 1801. 2 Alph. nebst $3\frac{1}{2}$ Bogen Vorrede und Inhaltsanzeige in gr. 8. 2 Rf. 12 R.

Wenn dem angehenden Theologen ein Buch nöthig ist, worin er alles das beysammen findet, was in alten und neuen Schriften über Religion, Theologie in wissenschaftlicher Hinsicht gesagt und geschrieben worden ist, und woraus er sich nach vollbrachten akademischen Studien, wenn ihm Etwas entfallen, oder noch dunkel oder zweifelhaft geblieben ist, Rath holen kann: so ist das gegenwärtige, so viel sich nach dem ersten Theile urtheilen läßt, allerdings ein solches Buch. Man kann nicht läugnen, daß darin Alles das mit vielem Fleiß, und auch mit Einsicht und Beurtheilung zusammen getragen ist, was hieher gehöret, und daß insonderheit auf den Geist der gegenwärtigen Zeiten, und auf die neuen Aufschlüsse in der Schrifterklärung und Philosophie ist Rücksicht genommen worden.

Allein auf der andern Seite ist nicht wohl einzusehen, wozu dergleichen Handbücher immer von neuen und beynahe von einem jeden akademischen Lehrer geschrieben werden, da in der That kein Mangel selbst an solchen ist, denen man ihren Werth nicht absprechen kann. Es ist zwar nichts in der Welt leichter für einen akademischen Lehrer der Theologie, als ein solches Buch zu schreiben, weil er Jahr aus Jahr ein über diese Wissenschaft lieset, die Materien mehr als einmal bearbeitet hat, das was er noch etwa Neues oder Merkwürdiges findet, an seinem Orte nachträgt, und also nur auf die Darstellung oder Einkleidung denken darf. Aber ob dem Publikum oder vielmehr den angehenden

Theo-

Theologen bey einer so grossen Anzahl ähnlicher Bücher wirklich damit gedient sey, ist noch eine andere Frage. Ueberdem ist dieß gegenwärtige mit einer gewissen Weitläuftigkeit und Umständlichkeit geschrieben, die zwar wohl nicht leicht eine Dunkelheit oder Unverständlichkeit in der Sache und in den Ausdrücken übrig läßt; aber doch für den denkenden Kopf höchst ermüdend ist. Man kann sich hiervon schon dadurch überzeugen, daß dieser erste Theil, welcher bloß die Einleitung zu dem Werke enthält, allein zwey Alphabet ohne Vorrede und Inhaltsanzeige beträgt. Eine solche Weitschweifigkeit ist doch in der That höchst zweckwidrig, und schreckt eher vom Lesen ab, als daß sie aufmuntern und anziehen sollte; zumal bey unsern jungen Leuten, welche Alles in nuce haben wollen. Den bloß praktischen moralischen Beweis für das Daseyn Gottes will der Verf. allein nicht gelten lassen; sondern er glaubt, daß er noch durch den theoretischen und besonders den physikotheologischen unterstützt werden müsse; wie ihn denn auch Kant selbst schon hiezu empfohlen hat. Den Beweis für die Wahrheit des Christenthums aus den Wunderwerken führt der Verf. so, daß er zwar nicht behauptet, daß die Wahrheit der Religionslehren an sich dadurch bewiesen; aber wenn sie sich schon an dem Verstande und an dem Herzen des Menschen rechtfertige, durch eine solche außerordentliche Naturerscheinung, die doch immer es sey nun mittelbar oder unmittelbar ein Werk Gottes sey, bestätiget werde. Uebrigens sind überall die Schriften angezeigt, in welchen man die Sachen ausführlicher nachlesen kann, und der Verf. hat darin eine gute Wahl getroffen.

C 2

1. Predigten zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums, von G. F. Cannabich. Vierter Theil. Leipzig, bey Fleischer. 1801. 2[illegible] Bogen in gr. 8. 1 Rthlr.

2. Predigten am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts und in und nach dem Pfingstfeste des Jahres 1800. von J. H. von Aschen, Prediger in

in Bremen. Bremen, bey Wilmans. 1801. 14½ Bog. kl. 8.

3. Religionsvorträge nach den Grundsätzen des Christenthums und einer reinen Sittenlehre. Leipzig, bey Reinike. 1800. 10 Bog. kl. 8.

4. Religionsvorträge, nebst einer Abhandlung über die Simplicität des Ausdrucks in Predigten, von J. F. Blühdorn, rc. in Magdeburg. Magdeburg, bey Creutz. 1801. 16 Bog gr. 8. 1 Rk.

5. Gelegenheitspredigten, meistentheils im Jahre 1800 gehalten, von M. S. G. Frisch, rc. in Freyberg. Leipzig, bey Wolf und Comp. 1801. 17 Bogen gr. 8. 16 gr.

Wir nehmen diese Predigten bloß darum zusammen, weil dadurch der Raum erspart wird, und sie alle in diesem Jahre herausgekommen; ob sie gleich nicht alle von gleichem Werthe sind.

Nr. 1. Diese Predigten empfehlen sich schon durch den Namen des Verf., und der gegenwärtige vierte Theil ist mit den vorgehenden Theilen von gleichem Werth und Gehalt. Die Materien sind wohl gewählt, der Vortrag ist ordentlich und der Ausdruck verständlich; nur könnte er im Ganzen genommen kürzer seyn. Auch fehlt es bey aller Mühe, die sich der Verf. giebt, seinen Zuhörern und Lesern nützlich zu werden, doch noch bisweilen an Wärme.

Nr. 2. Hier herrscht ein Schematismus und eine Weitschweifigkeit, welche in unsern Zeiten schwerlich ihres Gleichen haben dürfte; so gut es auch der Verf. zu meinen scheint. Man kann sich davon ohngefähr eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß in diesen 13¾ Bogen nur 3 Predigten enthalten sind. Es ist aber auch keine davon ganz so gehalten worden, wie sie hier abgedruckt ist; sondern der Verf. hat für gut gefunden, sie alle durch Zusätze und Einschiebsel zu erweitern. Dieses Schicksal hat die erste

 vors

vorzüglich getroffen, welche dadurch allein 5 Bogen stark geworden ist, und deshalb in verschiedenen Abtheilungen, welche der Verf. gemacht hat, gelesen werden kann. Das Interessanteste sind die Nachrichten von den mancherley Schicksalen der Stadt Bremen und ihrem Gebiete in dem gegenwärtigen Jahrhundert, welche in der That auffallend genug sind, und Gelegenheit zu mancherley Betrachtungen geben; aber doch wieder bis zu einer jeden Feuersbrunst und bis zu einer jeden Ueberschwemmung durch das Flußwasser ausgedehnt sind.

Nr. 3. Die wahren Grundsätze der Religion Jesu und einer reinen Sittenlehre sollten doch wohl billiger Weise in allen christlichen Predigten herrschen. Auch können wir nicht sagen, daß der Vf. hierin etwas Eignes und Besonderes hätte. Indessen sind diese Predigten mit Einsicht und mit Wärme geschrieben, und da sie größtentheils vor einem gebildeten Auditorium und vor fürstlichen Personen sind gehalten worden: so ist die Schreibart einem solchen Auditorium allenfalls angemessen. Nur sind die Perioden hier und da zu lang, und der Vortrag verliert dadurch an Licht und Nachdruck etwas. Uebrigens ist es allerdings der Beurtheilung des Verf. zu überlassen, ob seine fürstlichen Personen wirklich auch zu den gebildeten gehören. Der Verf. will nicht genennt seyn, im Fall er auch erkannt werden sollte.

Nr. 4. In der Abhandlung untersucht der Vf., was Simplicität des Ausdrucks ist, und versteht darunter denjenigen Ausdruck, welcher von allem Gesuchten, Gezwungenen, Gezierten und Unnatürlichen weit entfernt, und also ungezwungen, ungesucht und natürlich ist, ohne nach Blumen oder ungewöhnlichen Redensarten zu haschen, und ohne wieder auf der andern Seite den blühenden Ausdruck zu verschmähen, der sich ihm gleichsam von selbst darbietet; welches aber doch immer einen geläuterten und gereisten Geschmack voraussetzt. Man kann das nun allerdings Simplicität nennen. Wenn nun dabey der Verf. will, daß der Prediger ein Redner seyn soll: so kann man auch das in dem Sinn zugeben, daß er auf der Kanzel als ein Religionslehrer mit Sachkenntniß, Klarheit und Wärme so sprechen muß, daß er den Verstand überzeugt, das Herz rührt, und

den Menschen nicht zu schnellen Entschliessungen, sondern zu wohl überlegten dauerhaften Gesinnungen bringt. Wenn er so prediget: so prediget er gut, man mag ihn nun einen Redner nennen oder nicht. Schon Swift fordert von dem Prediger, daß er sich nach den griechischen, und nicht nach den römischen Rednern bilde.

Die Predigten selbst sind keinesweges musterhaft. Der Gang des Verf. soll frey seyn, und er will sich an keine zu ängstliche Ordnung binden. Das klingt nun zwar sehr vernünftig; aber je freyer der Gang wird, desto schwerer wird es dem Zuhörer, das Ganze zu übersehen. Es verursacht überdem auch selbst dem geübten Zuhörer zu viel Anstrengung, wenn die Predigt, so zu reden, in eins fortläuft, und sich nicht hie und da ein Ruhepunkt findet. Man wird also nur in der Anordnung das ewige Einerley vermeiden, und die unnöthigen und thörigten Fesseln der alten Homiletik wegwerfen müssen. Uebrigens ist der Ausdruck des Verf. noch zu sehr Büchersprache, z. B. sittliche Vollkommenheit, vollkommene Pflichten (im juristischen Sinn) u. dgl., und die Schreibart ein wenig schwerfällig und trocken.

Nr. 3. Der Titel sagt schon, daß diese Predigten bey besondern Gelegenheiten gehalten worden sind. Da nun dergleichen Gelegenheitspredigten ihre besondern Schwierigkeiten haben: so ist es allerdings ein Verdienst des Verf. daß er diese sehr glücklich überwunden, und bey einer jeden äusserlichen Veranlassung sich nicht nur mit Klugheit in das Besondere und Specielle einzulassen gewußt hat, was nicht ein jeder Prediger versteht; sondern auch dann immer etwas sehr Passendes und Schickliches gesagt hat. Uebrigens ist die Schreibart leicht und fliessend, der Ausdruck der Sache angemessen, und gemeinfaßlich. Rechnet man einige kleine Nachlässigkeiten ab, welche sich hier und dort eingeschlichen haben; so werden diese Predigten, von welchen die eine schon in dem Tellerschen Magazin abgedruckt ist, allerdings empfohlen zu werden verdienen.

Zb.

Muthmaßliche Bewegungsgründe des Hrn. Grafen zu Stolberg, Friedrich Leopold, zum Uebergang in die Römische Kirche. Von einem Freunde der Wahrheit und des Guten. Paulus: Lasset alles in der Liebe geschehen. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1801. 92 Seit. 8. 10 gr.

Man hat in der protestantischen Kirche unzähliche Beyspiele, daß Unwissende, oder Leichtsinnige, oder durch eigennützige und ehrgeitzige Bewegungsgründe Gelehrte zur Römischen Kirche, auch wohl zu andern Kirchengemeinen übergegangen sind; aber höchst selten ist der Fall, der sich mit dem Hrn. Gr. v. Stolberg, einem Manne von vorzüglich gebildetem Verstande und edlem Herzen, zugetragen hat. Um deswillen mußte dieser Fall allerdings Aufsehen erregen. Nicht, als ob wir der Römischen Kirche ihren Triumph, worauf sie sich bekanntlich viel zu gute thut, mißgönnen, oder unsere Kirche wegen des erlittenen Verlusts beklagen wollten, — denn diese Ansicht der Sache erlaubt sich der erleuchtete Protestant nicht, dessen Ueberzeugung nicht von der Anzahl der Bekenner, sondern von dem Gewicht der Wahrheit abhängt; aber dem Freunde der Wahrheit und des Guten ist eine so auffallende Erscheinung in der moralischen Welt nicht gleichgültig; jemehr er die Wahrheit und das Gute liebt, um so inniger nimmt er an allem Antheil, was in der moralischen Welt vorgeht, möge es nun bloß individuelle oder auch allgemeinere Folgen haben. Der Vf. der angezeigten kleinen Schrift, ein berühmter allgemein verehrter protestantischer Theologe, den man aus dem ganzen Geiste der Schrift und dem Styl leicht erkennt, hat die muthmaßliche Bewegungsgründe jenes Schritts, die er theils in der frühen Bildung des religiösen Charakters des Grafen, theils in den neuern Zeitumständen fand, mit grösser Wahrscheinlichkeit auseinander gesetzt; hiernächst für die Mitglieder der protestantischen Kirche eben so nothwendige als heilsame Reflexionen daraus gezogen, und zuletzt ein Urtheil des Grafen über den Geist der römischen und protestantischen Kirchen beleuchtet, und für jeden Unbefangenen gewiß gründlich gezeigt, daß die mit jenem Urtheil gerechtfertigte Religionsveränderung keinen folgerechten Grund habe.

habe. Wenn es sehr wahrscheinlich ist, daß der Hauptgrund jener auffallenden Religionsveränderung in einer irre geleiteten Religiosität liege, die sich schon seit langer Zeit bey dem Phantasieenspiele dunkler Gefühle besser gefiel, als bey dem zwar mühsamern jedoch sicheren Gang der gründlichen Untersuchung und Prüfung: so ist im Gegentheil von der immer mehr überhand nehmenden Gleichgültigkeit gegen alle Religiosität zu besorgen, daß sie gerade, wiewohl aus einem veränderten Gesichtspunkt, auf eben dieselben Abwege führen könne. Denn wenn sie gleich weit davon entfernt ist, in dem bilderreichen und auf die Phantasie wirkenden Römischen Kultus Nahrung für einen exaltirten Hang zur Andacht zu suchen; so dürfte sie doch durch den Wahn irre geleitet werden, daß die Neigung zur Ungebundenheit dabey einen freyern Spielraum habe, weil es leichter sey, sich den Förmlichkeiten des Kultus zu accommodiren, als die Religion des Geistes und der Wahrheit zu üben, und weil der seine Inkonsequenzen manchmal fühlende Selbstbetrug so gern ein scheinbares Argumentum a tuto ergreift. Es ist daher sehr zu wünschen, daß die angezeigte Schrift von beyden Theilen gelesen und beherziget werden möchte, weil sie, mit überzeugender Gründlichkeit vor beyden Arten des Selbstbetruges warnt, die Scheingründe für den Römischen Kultus widerlegt, und den unverkennbaren Werth des protestantischen Christenthums zur Erhebung über Alles, was dem vernünftigen Menschen wichtig ist, und zur Beruhigung gegen alle den Menschen bevorstehende Veränderungen, ins Licht setzt. Möchten sich doch protestantische Eltern und Jugendlehrer die kraftvolle Warnung und Ermahnung S. 45 ff. gesagt seyn lassen, um sich und die Ihrigen in der unschätzbaren Geistes- und Gewissensfreyheit zu befestigen, wozu uns Christus berufen hat! Der in dem Charakter der römischen Kirche liegende Eifer der Ausbreitung, ist in unsern Tagen gar nicht schwächer geworden; er findet vielmehr in der Kälte und Gleichgültigkeit vieler Protestanten eine erwünschte und emsig ergriffene Gelegenheit, seine Wirksamkeit zu vermehren; darum ist es höchst nothwendig, daß der Freund der Wahrheit und des Guten die Gefahren darstelle und davor warne.

Freymüthige Beleuchtung einer merkwürdigen Begebenheit unsrer Tage, des Uebertritts des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg zur Römisch-Katholischen Kirche. Mit Bemerkungen über katholischen Glauben und Religiosität. Leipzig, bey Gräff. 1801, X und 106 Seiten 8.

Der Verf. dieſer ebenfalls ſehr leſenswerthen Schrift geht in der Unterſuchung der Veranlaſſungsgründe jenes merkwürdigen Begebenheit beynahe denſelben Gang, den der V. der muthmaaßlichen Bewegungsgründe verfolgt hat. Auch er abſtrahirt gänzlich von dem Einfluß, den fremde Bemühungen auf den Hrn. Grafen hätten haben können, (ob er gleich beyläufig in der Vorrede äußert, daß wohl ſo manche Gelegenheit gewagt wäre, ſich darauf einzulaſſen,) weil er der Meinung iſt, daß man bey den Entſchließungen eines ſolchen Mannes, ſo lange man irgend könne, an alleinige Selbſtbeſtimmung glauben und ſich daran halten müſſe; vielmehr legt er bey ſeiner Unterſuchung den Charakter des Grafen zum Grunde, den er, wie er ſagt, aus den Mittheilungen eines ehemaligen genauen Beobachters des Grafen und aus ſeinen Schriften entwickelt; da findet er nun, daß des Grafen religiöſe Geſinnungen mehr auf dunkeln Gefühlen, als auf deutlichen Erkenntniſſen beruhen. — Er gieng ſo weit, ſagt er S. 25 durchaus keinen neuern theologiſchen Schriftſteller mehr zu leſen, um ſich von dem Gifte des Unterſuchens und Raiſonnirens über Religion frey zu erhalten. — Woraus der Verf. dann folgert, S. 89 f. »daß die Ueberzeugung, welche den Gra»fen endlich zu dem Schritt des Uebertritts hingeführt ha»be, aus einem ungeſunden Boden erwachſen, und vielmehr »ein Traum irregeleiteter Einbildungskraft, eine vielmehr »von der Angſt des verzagenden Gefühls eingegebene, als »aus klarer Erkenntniß hervorgegangene Ueberzeugung ge»weſen ſey.« Ob nun gleich die geſunde Vernunft darüber trauert, daß ein Mann wie der Graf St. ihr Licht verläßt, und dem trügenden Schimmer der Gefühle folgt: ſo kann ſie doch nicht zürnen, weil — wenn ſich nicht noch fremde Farbenmiſchungen mit eingeſchlichen haben — die Bewegungsgründe wenigſtens nicht unedel waren. Es gereicht

unſerm

unserm Zeitalter zur Ehre, daß zwey so treffliche Stimmgeber, die sich bis jetzt allein haben hören lassen, die Sache aus einem so menschenfreundlichen Gesichtspunkte angesehen und beurtheilt haben.

Den fernern, allgemeineres Interesse habenden Theil dieser Abhandlung leitet der Verf. S. 57 folgendermaaßen ein: »Den herrschenden Einfluß der Religion auf das Le»ben und den Wandel des Menschen — vermißte der Graf »unter den Protestanten. Sie schienen ihm irreligiös und »gottesvergessen. Es ist zu vermuthen, daß er eben weil »er zu den Römischkatholischen übertrat, bey diesen mehr »aufrichtiges und ächtes Anhängen an Gott und Religion »erwartet habe.« Und nun beginnt eine höchst schätzbare Untersuchung über den Geist der protestantischen und römischen Religion, woraus wir keine Auszüge machen könnten, weil sie uns zu weit führen würden; die wir aber recht angelegentlich zum Nachlesen empfehlen. Das Resultat dieser Untersuchung führt den Verf. auf die Vermuthung, daß der Graf seinen Schritt bereuen werde, weil er endlich zu der Einsicht gelangen müsse, daß seine Erwartung durchaus nicht erfüllt werde. Eben diese Vermuthung hat der innige Freund des Grafen, Hr. Hofrath Voß in einer trefflichen Ode, wovon in dieser Schrift ein Bruchstück geliefert wird, als feste Ueberzeugung geäußert.

Pg.

Betstunden. Ein nöthiges Buch zum Vorlesen in den Kirchen und zur Privaterbauung bestimmt, von Karl Geyser, Prediger zu Tetenborn im Hohensteinschen. Gotha, bey Ettinger. 1801. 464 Seiten 8. 1 Rthl. 6 gr.

Für diejenigen öffentlichen Andachtsübungen, besonders in Städten, welche man Betstunden nennt, und größtentheils, außer Vorlesungen aus der Bibel, aus kürzern religiösen Betrachtungen bestehen, fehlte es bis jetzt an zweckmäßigen Hülfsmitteln, welche jedoch um so wünschenswerther wären, da es dem Prediger sehr oft an Zeit zur gehörigen Vorberei-

tung mangelt. Hr. G. verdient daher Dank, daß er diese Arbeit übernommen, und so gut ausgeführt hat. Das Buch besteht aus 4 kurzen Betrachtungen, welche dem Zwecke und der Zeit, die dazu bestimmt ist, ganz angemessen sind. Es athmet darinne ein Geist der faßlichsten Belehrung und der reinsten Andacht. Hinter den Betrachtungen folgen noch zwey Anhänge, nämlich 1, Betrachtungen über die vier Jahrszeiten und sechs Passionsbetrachtungen, 2. Eine kurzgefaßte Geschichte des Leidens Jesu und der Zerstörung Jerusalems.

1. Lettres sur le Christianisme addressées à M. le Pasteur Teller, Cons. du Consist. suprême et Prevôt de Berlin. Par *J. A. De Luc*, Lecteur de Sa Maj. la Reine de la Gr. Bretagne, Prof. de Philosophie et Géologie à Göttingue. A Berlin à la Librarie des Arts, et se trouve à Hambourg, chez Fauche et Comp. et à Paris, chez Pougens. 1801. 352 Seiten gr. 8.

2. D. W. A. Teller über die neuere Schriftauslegung, in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des Hrn. J. A. de Luc, rc. Berlin, bey Mylius. 1801. 126 Seiten 8. 12 gr.

3. Eclaircissemens sur la nouvelle Exégése, Par G. *A. Teller*, pour servir de Reponse aux Lettres qui lui ont été adressées par Mr. J. A. De Luc, etc. Traduit de l'Allemand. A Berlin, chez De La Garde. 1801. 100 Seiten 8.

Hr. de Luc hat sich auch als Stimmführer in der Angelegenheit der jüdischen Hausväter hören lassen, (man sehe N. A. D. B. LVII. B. S. 287.) Da indessen sein System von dem Geiste ihrer Denkungsart allzuweit entfernt ist: so ward seine Stimme freylich nicht gehört. Es scheint, daß er die unglücklichen Juden aufgegeben habe, und sie ihrem Schicksal überlassen wolle. Dagegen nimmt er es mit Hr.

Dr.

Hr. Teller auf, der in seiner Antwort auf das jüdische Sendschreiben und in der Schrift: Zeichen der Zeit ꝛc. (siehe N. A. D. B. LVI. S. 41.) ganz andere Grundsätze dargelegt hat, als der Hr. Prof. zu billigen gemeint ist. Diese Grundsätze griffen nicht nur in sein System ein; sondern sie sind ihm in der Hauptsache geradezu entgegen. Da sie nun aber auf der höhern Kritik, auf andern historischen, philologischen und philosophischen Auslegungsregeln beruhen, als der Hr. Prof. adoptirt: so will er sie im Fundament angreifen, nämlich die Unrichtigkeit jener Auslegungsregeln darthun. Das konnte ihm aber eben so wenig gelingen, als sein Bekehrungsversuch mit den jüdischen Hausvätern, weil die Decke Mosis seine Sehkraft zu sehr einschränkt, als daß er in den wahren Geist des Christenthums eindringen, und die Spuren einer gesunden Auslegungskunst der heiligen Bücher der Juden sowohl, als der Christen aufsinden könnte. In der That war es kaum der Mühe werth, Behauptungen zu untersuchen und zu berichtigen, die ihren Grund in unrichtigen Voraussetzungen haben, und durch unsere besten Philologen schon lange abgewiesen worden sind. Indessen hat Hr. D. Teller, mit Uebergehung alles Unwichtigern, sich doch die Mühe genommen, die Beschuldigungen gegen die neuere Schriftauslegung zu beleuchten, den Hrn. Prof. zu belehren, daß sie so neu nicht sey, wie er sich vorstelle, und zu zeigen, wie viel die bessere Erkenntniß des recht verstandenen Christenthums dadurch gewonnen habe. Mit der dem Hrn. Teller eigenthümlichen Humanität rügt er ganz gelinde den Mangel der Rücksicht, welche Männer, die wahre Gelehrsamkeit besitzen und Achtung verdienen, einander schuldig sind, und führt dem Hrn. de Luc zwar mit entschlossener Wahrheitsliebe, jedoch auch mit großer Schonung zu Gemüthe, daß seine Ausfälle auf die von ihm sogenannte neuere Exegese, — weil er nämlich mit der Literatur der Schriftauslegung zu wenig bekannt ist, — in den an ihn gerichteten Briefen etwas Beleidigendes halten, weil es allgemein bekannt sey, daß Hr. T. selber unter die von ihm getadelten Schriftausleger gehöre. Wenn gleich zu besorgen ist, daß Hr. de Luc bey seinen Meinungen beharren werde, und Hr. … in diesem Betracht eine undankbare Arbeit übernommen abe: so ist doch durch diese treffliche Schrift die Literatur hr bereichert, das Studium der Kritik und Hermeneutik efördert, und das Licht reinerer und deutlicherer Erkenntniß

 ver-

vermehrt werden. Wenn ausgebreitete reife Gelehrsamkeit mit philosophischem Scharfsinn und mit edler christlicher Denkungsart so im Einverständnisse steht, wie bey Hr. D. T., so müssen aus Untersuchungen und Betrachtungen von der Art nothwendig schätzbare Resultate hervorkommen. Nebenher findet man in Hrn. Tellers Antwort eine Beurtheilung über Franz Bacons Verdienste in der Theologie, Kirchengeschichte und Exegese, — weil nämlich de Luc Alles darauf baut — die sehr merkwürdig, und für die übertriebenen Verehrer des B. beherzigungswerth ist.

Dem Hrn. Prof. zu gefallen ist die Antwort auch ins Französische übersetzt worden, und zwar so schön, daß sie sich weit angenehmer lesen läßt, als Hrn. de Luc Lettres. Wir erinnern nur noch, daß Hr. de Luc den Hr. D. Teller nicht Pasteur und nicht Prevôt de Berlin nennen sollte; denn er hat keine Seelsorge, und ist Propst in Kölln an der Spree.

G.

Die gedrückte Kirche oder das Christenthum als Secte betrachtet. Frankfurt a. M., bey Hermann. 1801. 184 S. 8. 14 gr.

Es ist eine der vortrefflichsten Lehren des ächten Christenthums, daß keiner den andern lieblos richten, keiner den andern verdammen solle. Diese Lehre schärfte der Stifter desselben Matth. 5, 22. 7, 1. Luc. 6, 37; diese Lehre schärften die ersten Herolde seiner Lehren ein, Jac. 4, 12. Röm. 4, 10. 1 Kor. 4, 5. u. s. w. Was soll man denn von einem Menschen urtheilen, der sich zum Wortführer der einzigen nach seiner Meinung ächten Christen aufwirft, und alle, die anders vom Christenthume lehren und urtheilen, als er, nicht bloß als Irrende behandelt, und liebreich zu belehren und zurecht zu weisen sucht, wie das dem ächten christlichen Sinne gemäß wäre; sondern sie geradezu für verworfene Heuchler, und niedrige schändliche Betrüger erklärt, die sich bloß um des Brods willen den Schein geben, als glaubten sie an Christum und an die göttliche Wahrheit seiner Lehren? Er hütet sich freylich wohl, namentlich die zu nennen, die er meint, um nicht von denselben als ein of-

fen-

strafbarer Calumniant und Injuriant vor seiner Obrigkeit nach Urtheil und Recht belangt werden zu können. Auch sich selbst hat er nicht genannt, und sucht so im Verborgenen, die ihm zuwider sind, moralisch zu morden, nämlich ihre Achtung bey allen guten Menschen und ihren guten Namen und das Zutrauen zu ihrer Redlichkeit, Güter, die dem Mann, von wahrer Ehre nicht minder wichtig sind, als sein Leben, zu morden! Und so im Hinterhalt versteckt geht er auf nichts geringeres aus, als die meisten protestantischen Geistlichen, den grösseren Theil des jetzigen Predigerstandes, der schändlichsten Heucheley, der niederträchtigsten Verstellung verdächtig zu machen, und so dieselben um ihre Achtung bey ihren Gemeinen, und um ihren Einfluß auf die Bildung und Veredlung ihrer Gemüther zu ächtchristlichen Gesinnungen zu bringen! Was soll man von einem Menschen denken, der sich so zu handeln entblöden konnte! Das Beste ist, daß solche Ephemeren wie diese wenig vom Volke gelesen werden! Aber wenn sie auch nur Wenige zu einem gleichen unverantwortlichen Verfahren in ihren Urtheilen und Handlungen verleiteten: so wäre der Schade schon groß genug; denn gerade solche Menschen scheuen sich dann auch nicht, insgeheim als Verläumder bey den Mächtigen und Angesehenen alle die anzuschwärzen, die nicht mit ihren Meinungen übereinstimmen! Nach den bürgerlichen Gesetzen, wie nach der Vernunft und nach der Natur der Sache, haftet außer den übrigen Strafen der Verläumdung, eine unabtilgbare Ehrlosigkeit auf dem überwiesenen Calumnianten und boshaften Injurianten, wenn er nicht durch seinen unumwundenen Widerruf und durch deutliche Beweise einer geänderten Denkungsart, seine Reue über seine Uebereilung an den Tag legt. Und wie will oder wie kann der Verfasser beweisen, was er allen denen vorwirft, welche nicht so, wie er, das Neue Testament verstehen und auslegen; nicht an den Buchstaben desselben, sondern an den nach ihrer durch gewissenhafte Prüfung erlangten Ueberzeugung wahren Sinn und Geist desselben sich halten? Er schreibt von denselben S. 12.: »Sie predigen und lehren »wider ihr Herz und Gewissen; und verlieren dadurch »die edle männliche Festigkeit, die ächte Mannes- und Leh»rerwürde, wodurch in vorigen Zeiten so viel Gutes gewirkt »und erhalten wurde. Daher kommt es denn, daß die »Charactere der Geistlichen jetzt meistens die unbe-

stimm-

» [illegible], unzuverlässigsten und [illegible] [illegible]
» mit festem Wahrheitssinne geworden sind, die ihr irgend=
» wo aufstoßen können. Denn so unvereinbar wie das hel=
» le Tageslicht mit der Nacht ist, sind die moralischen
» Grundsätze derer, die aus Amts=, Brod= und Standes=
» noth Lehren als wahr vortragen, die sie nicht glauben, mit
» der heiligen Wahrheit unvereinbar, der allein und ganz
» der redliche Mensch nur huldigen kann und will. Es giebt
» keine Menschen, die mehr verdreht, schwankender seyn,
» mehr zwischen der Grimasse philosophirender Bedächtlich=
» keit und irreligiösen Leichtsinns, voll Schwachheit und Aen=
» gstlichkeit keck und verzagt hin und her schweben könnten,
» als diese religiösen und moralischen Amphibien, die jetzt
» unser wackeres deutsches Volk irre leiten, sein Herz und
» seinen Wahrheitssinn auf immer verderben wollen.« —
So der Verfasser. Man bedenke, daß nach seinem Vor=
geben der hier geschilderte Charakter meistens jetzt der
Charakter der Geistlichen seyn soll. Konnte er den Stand
der Prediger unsrer Zeit ärger verunglimpfen, ehrenrühri=
ger behandeln, als dadurch, daß er die meisten Mitglieder
dieses Standes geradezu für verworfene Heuchler erklärt, die
wider ihr Gewissen predigen und lehren? Wenn der
Verf. auch bey seiner eingeschränkten Kenntniß es nicht ein=
sehen konnte, wie die größere Zahl der christlichen Lehrer
unserer Zeit nicht mit ihm alle die Dogmen im Neuen Te=
stamente finden könne, die er in demselben findet: so hätte
doch auch die letzte leiseste Regung christlicher Liebe ihn zur
Bescheidenheit ermuntern, und zu dem Urtheil bestimmen
sollen, es müsse doch wohl nur an seiner Einsicht und nicht
an dem bösen Willen der Andersdenkenden liegen, wenn die
meisten jetzt anders denken als er. Aber anstatt ein solches
bescheidenes Mißtrauen in seine eigene Einsicht zu setzen,
und liebevoll von Andern das Beste zu denken und zu hoffen,
fällt er über sie das liebloseste Urtheil und würdigt sie zu den
verworfensten Menschen herab. Es ist traurig, daß man
gerade unter den Anhängern des Buchstabenchristenthums so
häufig Menschen dieser Art findet, die mit der liebloseften
Verdammungssucht über andere herfahren, und ihnen den
schwärzesten Charakter beyzulegen kein Bedenken tragen!
Noch trauriger ist es, wenn solche Menschen sich unter
dem Schein der Religiosität und des Eifers für den
rechten einigen Glauben in die Gunst der Regenten und

ihrer

ihrer Glaubenslehre einschränken, und da insgeheim alle die, die nicht so glauben, wie sie, als Irrgläubige und Ungläubige ausschließen, wie auch unser Verfasser S. 52 und 55 zu verstehen giebt, und aus der Bibel beweisen will, daß der, der nicht gerade so, wie er, an Christum glaubt, nicht bloß kein Christ, sondern nicht einmal ein Deist, vielmehr ein [illegible], ein Mensch sey, der keinen Gott glaubt. Wer sich erfrecht, einen andern für einen heuchlerischen Bösewicht zu erklären, ohne daß in dem Verhalten des Menschen ein Grund am Tage liegt, ihn mit Recht eines solchen bösen Charakters zu bezüchtigen, brandmarkt sich selbst dadurch als einen wenigstens der Uebereilung des lieblosesten Urtheils fähigen Menschen!

Der Verfasser klagt darüber, daß jetzt so viele sich Christen nennen, die doch nicht das alte ächte Christenthum, wie er meint, mit ihm gemein haben. Er will sich nicht an ein System binden; nur das Urchristenthum will er beybehalten. Die so denken, wie er, will er Altchristen, und die anders Denkenden, die sich Christen nennen, will er Neuchristen nennen. Es ist ihm vorzüglich um den Artikel von der Person Christi, und auch in diesem nicht um den Begriff des Systems der Kirche; sondern um dasjenige in diesem Artikel zu thun, welches selbst die Socinianer angenommen haben, nämlich von der Regierung Christi mit göttlicher Gewalt und Macht, von seiner übernatürlichen Empfängniß, von seinen Wundern, von seiner Auferstehung und Himmelfahrt, und daß er die Todten auferwecken und einst das Weltgericht halten werde. Deutlich sagt er nicht allein, daß selbst die Socinianer mit dem nach seiner Meinung ächten Urchristenthum übereinstimmen; sondern er führt auch sogar zum Beweise davon ganze Auszüge aus dem Rakauischen Katechismus und anderen Socinianischen Schriften an. Der Rec. ist weit entfernt, deswegen den Verf. der Uebereinstimmung mit allen Socinianischen Meinungen von der Person Christi zu beschuldigen. Er kennt vermuthlich nur die übrigen zum Theil sehr wunderlichen Meinungen Socins von der Person Christi nicht. Aber wie sehr irrt der Verf. selbst, wenn er meint, daß diejenigen, die er Altchristen nennt, das ist überhaupt die Anhänger des Buchstabens im Neuen Testamente, mit seiner Meinung von der Person Christi zufrieden seyn würden. Ein jeder wird vielmehr die

Begriffe

Begriffe dazu zu rechnen für nothwendig finden; als er aus seinem Katechismus, wenn er ein Laye, oder auch seinem Compendium in seinen akademischen Studienjahren, wenn er ein Geistlicher ist, gelernt hat, und mit ihm sehr unzufrieden seyn, wenn er von dem System der Partey, der sie angehören, abweichen will. Gewiß hat er nach seiner gewissenhaften Prüfung, und seinen Einsichten zufolge, nicht alle Sätze des Systems im Neuen Testamente gegründet gefunden! Nun so traue er auch Andern es zu, daß sie redlich forschten, und doch weniger darin gegründet fanden!

Der Verfasser macht es denjenigen, die er Altchristen nennt, zur dringendsten Angelegenheit, sich abzusondern von denjenigen, die er Neuchristen nennt. Fürs Erste mag er selbst überlegen, wie er sich damit übereilt hat, wenn er bedenkt, daß mit ihm unzählige der sogenannten Altchristen, daß mit ihm sehr Wenige, etwa die Prediger, die mit ihm zugleich auf der Akademie studirt, und hernach nicht weiter fortstudirt haben, übereinstimmen werden. Fürs zweyte, was würde da herauskommen, wenn sich von neuem eine Secte der Christen von der andern trennen wollte? Welche unendliche unabsehliche Verwirrung? Welche Reihe der allerverderblichsten Folgen? Alle Revolutionen, sie mögen in politischer oder in religiöser Absicht gestiftet werden, alle gewaltsame Trennungen, von welchen man sagen kann, hier ist diese, und da ist jene Partey, oder vielmehr hier ist diese, und da ist jene feindliche Schaar, führen nie zu dem Ziele, zu welchem die Menschen berufen sind, nie zu dem Reiche Gottes, das Jesus stiften wollte, und von welchem man nicht sagen kann, hie ist es oder da ist es; denn das wahre Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, es muß in den Menschen, durch die Umwandlung ihrer Gesinnungen, durch die Veredlung ihrer ganzen Denkart zur Einigkeit im Geiste, in dem Einen, welches Noth ist, Gott fürchten und Recht thun, gestiftet werden! Der Vf. sucht zwar durch eine wortreiche Diatribe darzuthun, daß Secteнthum und Verfolgungsgeist nicht einerley, und das Christenthum selbst anfänglich als Secte, als gedrückte Kirche und geduldete Partey da gewesen sey. Aber es ist eine ganz andere Sache, wenn vom ersten Christenthum und wenn von einem neuen Sectenthum geredet wird. Fürs erste wollte sich Jesus und wollten sich die Apostel nicht von den

Juden

Juden trennen; sondern sie wo möglich gewinnen; nur mit den Heyden als Heyden fand keine Gemeinschaft statt. Die Juden stießen die Christen aus, und die Apostel fanden deswegen die Absonderung nöthig, weil die Juden auf Beschneidung und Beobachtung der Ceremonien des Judenthums als auf nothwendige Bedingungen des Wohlgefallens Gottes drangen. Dieß war Verfälschung des Christenthums in seinem Wesen. Wenn ihr euch beschneiden lasset, und gefangen nehmen unter den Satzungen der Welt, schrieb Paulus: so ist euch Christus nichts nütze. Aber fürs zweyte unter denen, die Jesum für den Christus Gottes anerkannten, wollten Jesus und die Apostel keine Sectentrennung einführen lassen. Jesus verbot seinen Jüngern, denen zu wehren, die in seinem Namen Wunder thaten, wenn sie sich auch nicht zu den Aposteln hielten. Wer nicht wider uns ist, sagte Jesus, Marc. 9, 40. der ist für uns. Wenn nur Christus verkündigt wird, dachte Paulus, als gegen ihn feindselig gesinnte Lehrer Phil. 1, 15. 16. das Christenthum ausbreiteten. Und mit welchem Ernst schrieb er 1 Kor. 1, 11. wider die zu Korinth verschiedener Meinungen wegen entstandenen Trennungen! Der Vf. aber trägt im Gegentheil auf Trennung und Absonderung zwischen Christen an, die alle in der Anerkennung der göttlichen Sendung Jesu und der göttlichen Wahrheit seiner Lehre übereinstimmen, und nur über die Frage, was Jesus zur eigentlichen Glaubenslehre und Religionslehre gerechnet habe, mit einander nicht übereinstimmen. Das ist wahrlich der Bibel und dem ächtapostolischen Geiste nicht gemäß; denn die Apostel haben nie eine Trennung von denen, die Jesum als den von Gott gesandten Christus anerkannten, und nicht etwa die Christen zu jüdischen Ceremonien oder zu heydnischer Zügellosigkeit zurückführen wollten, gebilligt!

Da die Frage, was nach der Lehre Jesu und der Apostel zu den eigenthümlichen Glaubenslehren des Christenthums zu rechnen sey, und worin das Wesentliche und Unterscheidende desselben in Vergleichung mit andern Religionen zu setzen sey, nach dem Grundsatze der protestantischen Kirche, daß die Bibel die einzige Regel und Richtschnur des christlichen Glaubens und Lebens seyn soll, nur durch eine richtige Auslegung der Bibel entschieden werden kann, und da gerade in der Auslegung der Bibel

weil die verschieden urtheilenden christlichen Lehrer von einander verschieden sind: so ist es desto einleuchtender, daß eine solche Trennung, wie die vom Verfasser in Vorschlag gebrachte, wodurch sich die, von ihm sogenannten Altchristen von den Neuchristen absondern sollten, ganz unbiblisch sey, und als unprotestantisch betrachtet werden müsse. Denn nicht die Bibel selbst, sondern die besondere Meinung der von dem Verf. Altchristen genannten Menschen, vom Sinne der streitigen Stellen der Bibel, würden alsdann die mit dem Verfasser Gleichgesinnten, zur christlichen Glaubensregel erheben; und da diese Leute sich doch unmöglich im Besitz der Untrüglichkeit zu seyn einbilden können: so würden sie sich offenbar durch die Verwerfung der entgegengesetzten Meinung von den streitigen Stellen der Bibel in Gefahr setzen, eine unrichtige Erklärung der Aussprüche Jesu und der Apostel für das Wesentliche und Unterscheidende ihrer Religionssecte zu erklären, und mithin vom wahren Christenthum abzufallen. Dagegen muß ein jeder, dem es um den Glauben an Jesum ein Ernst ist, vielmehr wollen, daß die Christen sich unter einander in Absicht desjenigen, was in der Bibel noch nicht zu einer allgemein einleuchtenden Klarheit und Gewißheit der Auslegung hat aufgeklärt werden können, bey aller Verschiedenheit der Meinungen brüderlich tragen, und das Forschen in der Schrift und das Streben nach einer völligen Aufklärung derselben mit vereinten Kräften fortsetzen; einer dem andern mit Sanftmuth und Liebe die Gründe ihrer Meinung und die Widerlegung der entgegengesetzten vortragen, und so sich der Wahrheit immer mehr nähern. Denn gegenseitige Mittheilung der verschiedenen Meinung, und unparteyische einsichtsvolle und leidenschaftfreye Prüfung derselben, ist ja das einzige Mittel, durch welches trügliche Menschen sich in Absicht der noch unter den Menschen streitigen Sätze der Wahrheit immer mehr nähern können.

6. Der Verfasser hat auch eine Untersuchung der Frage angestellt, ob sich Christus nur für den erwarteten Messias ausgegeben, oder sich selbst dafür gehalten habe? Man möchte hier wieder fragen: wofür soll Christus sich gehalten haben? Für den erwarteten Messias? Oder für den wirklich von Gott den Menschen bestimmten Messias? Gewiß doch wohl für den letztern, und nicht für den eingebildeten Messias.

Messias der Juden? Der Verfasser will diejenigen bestreiten, welche behaupten, daß Jesus, wenn er von sich in den Bildern und Redensarten sprach, welche die Juden von dem Messias, den sie erwarteten, zu gebrauchen einmal gewohnt waren, nicht die Absicht gehabt habe, sich dadurch in dem Sinne für den Messias zu erklären, worin die meisten Juden einen Messias erwarteten. Er schreibt so, als wenn die meisten jetzigen Ausleger behaupteten, Christus habe sich nur für den Messias ausgegeben; aber sich nicht wirklich dafür gehalten. Gewiß aber irrt er, wenn er das meint. Es wird nicht behauptet, daß Christus sich nicht wirklich für den einzigen von Gott gesandten und bestimmten Messias oder König des Reiches Gottes gehalten habe. Es wird vielmehr behauptet, Christus habe den einzigen wahren Sinn erkannt, in welchem nach Gottes Willen die Weissagungen der Propheten erfüllt werden sollten, und ein Messias, ein Christus, ein König des Reiches Gottes kommen sollte. Er habe erkannt, daß durch die Schuld des israelitischen Volks die Verheißungen bürgerlicher Glückseligkeit nicht erfüllt werden konnten, welche die Propheten nur unter der Bedingung gegeben hatten, wenn das Volk sich jemals zu wirklichem Gehorsam gegen Gott durch wahre Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und Tugend veredeln würde; daß aber die Verheißung der Ausbreitung der Erkenntniß und Verehrung des einigen wahren Gottes unter den Menschen ohne Unterschied der Völker erfüllt, und nach Gottes Willen durch eine allgemeine Religion das Reich Gottes unter den Menschen gestiftet werden sollte; wie auch, daß er von Gott berufen und verordnet sey, der Stifter und König dieses Reiches Gottes, und also der einzige wahre Messias zu seyn, der die Weissagungen der Propheten in dem einzigen Sinne erfüllen solle, worin sie nach Gottes Willen erfüllt werden sollten. Jesus hielt sich also nicht allein für den wahren erwarteten Messias; sondern er war durch Gottes Offenbarung davon gewiß, daß er derselbe sey und seyn solle. Aber streitig ist es, ob im Alten Testamente eigentlich sogenannte Weissagungen von Jesus Christus Person und Schicksalen enthalten seyn, und ob die Redensarten, worin sich Jesus Handlungen physischer Macht und Gewalt zuzuschreiben scheint, welche die Juden von ihrem Messias erwarteten, eigentlich verstanden, oder nur bildlich von seiner moralischen Herrschaft über die Menschen erklärt

werden müssen? Das Letztere wird deswegen vorgezogen, weil Jesus 1) sein Reich stets als ein moralisches Reich beschreibt, wenn er klar und deutlich davon redet, und 2) weil es an vielen Stellen ganz klar ist, daß er von den gewöhnlichen Redensarten und Vorstellungen der Juden bloß einen bildlichen Gebrauch macht. Eben so wird darüber gestritten, ob Jesus über das Uebernatürliche und Unbegreifliche seiner Verbindung mit Gott in gewissen Redensarten habe Aufschlüsse geben wollen, und ob diese Redensarten, die eigentlich genommen einen unbegreiflichen Sinn geben; aber bildlich verstanden einen begreiflichen Sinn enthalten, nach der Absicht Jesu eigentlich oder bildlich verstanden werden sollten. Das Letztere wird in diesem Falle deswegen vorgezogen, weil nur dann in Redensarten, die etwas Unbegreifliches und etwas Begreifliches aussagen können, der unbegreifliche Sinn vorzuziehen ist, wenn der Redende oder Schreibende sich bestimmt darüber erklärt hat, daß er etwas Unbegreifliches lehren wolle, welches Jesus nie in Absicht der streitigen Redensarten erklärt hat. Wer mit hinlänglicher Sprachkenntniß und Sachkenntniß redlich und unpartheyisch das Alte und Neue Testament erforscht hat, wird unmöglich den so hämischen als entscheidenden Ton billigen können, womit der ungenannte Verf., (den Einige zu erkennen glauben, daß es ein gewisser nicht unbekannter Mann sey, der ehemals zu den Aufgeklärten gehörte, aber nachher seinen Ton zu ändern für gut fand; welches Rec. dahin gestellt seyn lässet,) gegen alle die abspricht, die anders urtheilen als er, von welchen er sogar S. 178 schreibt: »Es »sind nur schwache zweyseitige, doppelherzige Menschen, »Freunde des Trugs und der Sophisterey, die sich nicht ent»scheiden. Sie wissen nicht, was sie wollen.«

Bg.

Einige Lehren und Warnungen für unser Zeitalter in Predigten, von D. Joh. Gottlieb Marezoll. Erste Hälfte. Kopenhagen, bey Brummer. 1801, 326 S. gr. 8. 2 Rk.

Eine Sammlung von Predigten von dem ausgezeichnetesten Werthe. Mit großen Erwartungen fieng Rec. sie an zu

zu lesen; — denn wer erwartet von einem Marezoll nicht viel — aber er gesteht offenherzig, daß seine Erwartungen noch übertroffen wurden. Es sind 12 Predigten, die, wie der Titel sagt, mit ganz specieller Rücksicht auf unser Zeitalter gehalten wurden. Sie sind alle sehr vorzüglich; doch zeichnet sich eine vor der andern aus. Die beyden ersten sind Neujahrspredigten; die eine am ersten Tage des letzten Jahrs eines Jahrhunderts; die andere am ersten Tage des ersten Jahrs eines Jahrhunderts; beyde gehören zu den vorzüglichsten: dieß gilt auch von der vierten, einer Osterpredigt, ingleichen der sechsten, siebenten, achten, zehnten und zwölften. Am speciellesten sind die sechste und zehnte; erstere in Rücksicht des politischen, und letztere in Rücksicht des religiösen Zustandes der Welt. Jene handelt davon: »Wie »sich die verschiedenen Stände in der bürgerlichen Gesell»schaft gegen einander verhalten müssen, wenn das gemeine »Beste nicht in Gefahr kommen soll?« Diese handelt davon: »Wie wir die jetzige Gährung in der Religion zu »beurtheilen haben, wenn sie uns nicht zum Anstoß gerei»chen soll?«

In allen Predigten dieser Sammlung findet man Ordnung, richtige Entwickelung des einen Begriffs aus dem andern, eine durchgehends richtige und dabey fließende Schreibart, Ausdrücke, die schön und gut gewählt, aber nicht gesucht und gekünstelt, erhaben, aber nicht schwülstig sind. Das einzige, was man an diesen Mustern deutscher Kanzelreden vermisset, ist Popularität. Ohnstreitig redete der Vf. vor gebildeten Zuhörern, und da wurde er auch verstanden; wären diese Predigten aber vor ungebildeten Zuhörern gehalten; so möchten sie wohl größtentheils nicht verstanden seyn, etwa die zwölfte, von der Häuslichkeit, ausgenommen. Ausdrücke, wie: Humanität, Moralität, moralische Gesetze, moralischer Charakter, geistige und moralische Bedürfnisse, bürgerliche Cultur, Nationalcharakter, engherziger Patriotismus, kleinlicher Sectengeist, engherziger, selbstsüchtiger Zunftgeist, und dergleichen, so schön und richtig sie das auch bezeichnen, was sie bezeichnen sollen, sind doch durchaus nicht populär und allgemein verständlich. Doch, sind gleich diese Predigten, wegen des Mangels an Popularität, nicht für alle brauchbar, weil sie nicht von Allen verstanden werden können; so

haben sie doch für diejenigen, welche sie verstehen könnten, einen großen Werth.

VI.

Katholische Gottesgelahrheit.

Aufruf an die katholischen Fürsten und Bischöfe und an alle katholische(n) Christen, veranlaßt durch die Zeichen der Zeit. Ulm, 1802. 13 Bog. 15 kr.

Bey der allgemeinen Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, ist es sehr natürlich, daß die dabey nicht gleichgültig und unthätig bleiben, die ohne Zweifel am meisten interessirt sind; das sind nämlich vorzüglich die Glieder der katholischen Geistlichkeit, und zwar besonders die der geistlichen Orden und Stifter, deren bisherigem Zustand durch die Entscheidung der neuesten Weltbegebenheiten allerdings eine gewaltige Veränderung zu drohen scheint. War es daher zu erwarten, daß es darüber auch von ihrer Seite zu lauten Klagen und heftigen Demonstrationen kommen würde, dergleichen auch in der A. D. B. schon aufgeführt wurden: so ist es um so angenehmer, mitunter doch auch eine gemäßigtere Stimme zu vernehmen, die nach dem Ausspruch des Apostels nicht nur das: Schicket euch in die Zeit, zu verkündigen sucht; sondern selbst aus der bösen Zeit Gutes zu ziehen lehrt, und den zu befürchtenden Verlust äußerer Vortheile durch innere Verbesserung und also um so wesentlichern Gewinnst zu ersetzen anweist. Eine solche Stimme erschallt in dem anzuzeigenden Aufruf, der daher nicht nur bey denen, an die er zunächst ergeht, ein geneigtes Gehör zu finden; sondern auch eine allgemeinere Aufmerksamkeit verdient. Der Verf., wahrscheinlich ein katholischer Geistlicher, ist seiner Kirche von ganzem Herzen ergeben, und gehört auch nicht von ferne zu denen, welche gewöhnlich als Neuerer verrufen, sich auch schon dadurch selbst im Wege zu seyn pflegen, daß sie, um mit dem Sprüchwort zu reden, gleich das Kind sammt dem Bad ausschütten. Er glaubt nur seine »Vorstellungen und Vorschläge, die zu» nächst durch die gegenwärtigen Zeitumstände hervorgerufen

»wur-

» wurden, « der Beherzigung vorlegen zu müssen, » der sie » vielleicht noch ein ganzes Jahrhundert würdig seyn, und » vonnöthen haben werden, « und Niemand wird daher, auch wenn er nicht damit übereinstimmt, ihm seinen Wunsch versagen, » daß sie mit eben dem christlichen Sinn möchten auf» genommen werden, mit dem sie niedergeschrieben wurden. « Wirklich scheint auch ein frommer, etwas mystischer Sinn überall durch, der ihn für seine Vorschläge, deren Ausführbarkeit und Wirksamkeit er sich eben darum auch leichter und größer denkt, in ziemliche Wärme gerathen läßt, und zu einem lebhaftern Vortrage hinreißt. Zur eignen Beurtheilung des Lesers wird es daher das Beste seyn, sie selbst kurz hier anzuzeigen. I. Daß das Christenthum selbst wieder unter dem eigentlichen Gesichtspunkt dargestellt werde. II. Daß die äußerlichen Gebräuche von den eingeschlichenen Mißbräuchen gereinigt, und ganz wieder nach dem Geiste des Christenthums und der Art der ersten Kirchengebräuche hergestellt werden. III. Daß der Lehrvortrag bestimmter und einförmiger werde. IV. Daß die Kirchenvisitationen sorgfältiger und eifriger geschehen möchten. V. Daß bey der Händeauflegung die Sorgfalt beobachtet werde, welche die Apostel so nothwendig fanden, nämlich, daß nicht nur die überflüssigen Sprossen gewisser Familien, sondern nur erfahrne, geprüfte und ehrwürdige Männer zu Bischöfen gemacht werden. VI. Daß in den kirchlichen Gesetzen der Zeit angemessene Veränderungen gemacht werden, z. B. mit dem Fastengebot, das durch seine Ueberhäufung zum Mißbrauch geworden, mit den Ehegesetzen, von denen täglich dispensirt werde, u. dgl. VII. Daß die ehemalige sorgfältige Handhabung der auferbaulichen Sitten oder die sogenannte Kirchenzucht wieder in Gang komme, wobey er nach sehr beherzigungswerthen Betrachtungen über die Beichte S. 147 sagt: » gewiß die Kirche konnte es nie übernehmen, anders » Jemand als frey von der Last der Sünden zu erklären, als » nachdem sie durch die genaueste Untersuchung des innern » Zustandes des Gemüths sich von der Herzensbesserung des » Sünders überzeugt hielt. « VIII. Daß die Aemterabtheilung nach den Umständen der Zeit abgeändert werde. IX. Daß zweckmäßigere und kräftigere Anstalten zur Bildung der Kirchenbeamten getroffen werden, dazu schlägt er vor: 1) Daß ein Archiv des Christenthums im Druck erscheine, das die Schriften der Apostel, Kirchenväter, Koncilien, rc.

 erklärt.

erklärt: 2) In jedem Distrikt eine gemeinschaftliche Bibliothek errichtet würde. 3) Ausarbeitungen au gegeben würden. 4) Ein beständiges Koncilium, nicht bloß von Bischöfen; sondern von Kirchenbeamten überhaupt stets nach Zeit und Umständen das Beste des Christenthums besorgten, u. s. w.

Neueste Theologie des Christenthums, wie selbes (dasselbe) von Ewigkeit im Sinne Gottes war, und in der Zeit aus dem Munde des Sohnes gekommen ist. Ein Plan zur Reform der Theologie, und ein Versuch, die Lehre vom Christenthum auf die ursprüngliche Sprache, Simplicität und Schönheit wieder zurück zu führen. Der gelehrten Welt zur Prüfung vorgelegt von Bernard Galura, der Theologie Doctor, Domherrn in Linz, Stadtpfarrer und Rector des löblichen Präsenzstiftes an der Haupt- und Münsterkirche zu Freyburg im Breisgau. Zweyter Band, XLII S. Vorrede u. 296 S. 1800. Dritter Band, XXXVIII S. Vorr. u. 408 S. Vierter Band, 336 S. 8. Mit Erl. d. Kaiserl. Censur. Augsburg, bey Kranzfelder. 1801. 4 Rl. 4 Kr.

Mit diesem Werke glaubt der Verf. das neueste System in der Theologie aufgestellt zu haben, um einen ausserordentlichen Umschwung im Studium derselben zu veranlassen. Allein was schon ein anderer Rec. im 57. B. d. N. A. D. B. über den ersten Band sagte, findet sich auch bey diesem völlig bestätiget. Der Eifer, womit der Verf. seinen Plan verfolgt, beweist allerdings ein löbliches Streben, immer weiteres Fortschreiten zu befördern, wozu die katholischen Theologen jetzt überhaupt mehrere schöne Hoffnungen geben; konsequent und bestimmt aber ist seine Ansicht der Dinge noch nicht. Es zeigt sich überall, wie weit er von dem richtigen Begriffe vom Reiche Gottes noch entfernt sey, von dem man nicht sagen kann: hier oder da ist es. Zwar hat er sich in der Vorrede des dritten Theils durch Attestate von bekann-

bekannten und unbekannten Bischöfen, katholischen und pro-
testantischen Geistlichen, Weltleuten, u. a. (welches fast an
die Art herumziehender Wunderdoctoren durch eine solche
Menge von Diplomen ihre Kunst zu beweisen, erinnert) zu
rechtfertigen und wahrscheinlich gegen die Anfechtungen der
Kritik zu beruhigen gesucht, obgleich auf dem Titel selbst zur
Prüfung aufgefordert wird; doch kann diese, vor deren Rich-
terstuhle durchaus kein Ansehen der Person gelten soll, dar-
auf so wenig Rücksicht nehmen, als auf die vielen Stellen
aus Kant und andern neuern philosophischen und theologi-
schen Schriftstellern, bey denen der Vf. den Ausdruck Reich
Gottes antraf, und immer seine Idee davon zu finden glaub-
te. Nur ist es dabey auffallend, daß der Hr. D. der Theo-
logie, der auch überall das Gesetz der Sittlichkeit als die
Hauptnorm aufstellt, sich nicht entblödet, die Kantischen
Schriften immer in dem schlechten Grätzer Nachdrucke
anzuführen, und der Bande diebischer Nachdrucker als
so gleichsam offenes Privilegium und Bürgerrecht in seinem
Reiche Gottes zu ertheilen; denn gewiß würde er nichts da-
mit zu thun haben wollen, wenn er sie in das Reich des
Teufels verwiesen glaubte, das er zwar durch die Sündfluth
»das erstemal über einmal zernichtet« werden läßt, wovon
er aber doch Th. 5. S. 290 fragt: »wird es sich noch ein-
»mal erheben? wird sich die Welt noch einmal vom Reiche
»Gottes losreißen?« Sollte man demnach nicht glauben,
daß er jetzt die ganze Menschheit ohne Ausschluß, Parther
und Elamiter, Juden und Christen in seinen Begriff vom
Reiche Gottes aufnehme, da er sonst nur die sogenannte un-
sichtbare Kirche, das Häuflein der Gläubigen darunter zu
begreifen scheint, und bey Noah das Reich Gottes allein mit
seiner Familie in der Arche eingeschlossen seyn läßt? Wür-
de er sich die leitenden Ideen vom Reiche Gottes im N. T.
z. B. Luc. 17, 20. 21. Röm. 14, 17. u. a. selbst genauer
bestimmt und entwickelt haben: so würde er nicht so unsicher
sich in ein so weites Feld verloren haben. Was den neuern
Bearbeitern der Menschengeschichte so oft vorgeworfen wird,
daß sie darin nur die Ausführung ihres Systems erblicken
und überall ihre teleologischen Ideen zur Richtschnur neh-
men, dürfte daher vorzüglich auch ihn treffen, dem es um so
leichter war, seinen schwankenden Begriff den Begebenhei-
ten anzupassen, oder diese nach jenem zu modificiren. Es
würde zu weit führen, ihm durch die ganze Geschichte des A.

T. zu folgen, um überall »da Zusammenhang und ein syste-
»matisches Hinwirken aller Anstalten zu sehen, auf einen
»und den nämlichen großen Endzweck, nämlich die Erzie-
»hung des unmündigen Menschengeschlechts zum unaus-
»sprechlichen Glücke, im Reiche Gottes zu leben.« Allein
daß er dazu eben so gut die Geschichte der andern alten Völ-
ker, als des jüdischen, hätte bearbeiten können, sicht Jeder
leicht ein. Wie viel er aber dadurch zur Verbesserung des
christlichen Lehrbegriffs oder zu einer Vereinigung der Kir-
chen bey seiner unbedingten Annahme der Tradition und
aller Aussprüche des Katholicismus beytragen werde, wird
die Zeit lehren.

Löblich ist der Eifer, womit Hr. Salura auch auf an-
dere Art zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse mitzuwirken
sucht, und sehr rühmlich und für Freyburg gewiß von geseg-
neten Folgen, die Wohlthätigkeit derer, welche, wie er in der
Vorrede durch mehrere Beyspiele beweist, mitten in den
Drangsalen des Krieges durch milde Stiftungen seine Be-
mühungen unterstützen, wodurch bey seiner Pfarre eine
Volksbibliothek, aus der jedem unentgeldlich Bücher zu le-
sen gegeben werden, und überhaupt ein Fond von 4520 Fl.
zusammen gebracht wurde.

VI.

Vertraute Briefe an den Herrn Bibliothekar Biester
in Berlin. Eine Beleuchtung der zwey Aufsätze
in der neuen Berlinischen Monatschrift vom März
und April 1801.: Wie haben sich die Jesuiten
um die Wissenschaften verdient gemacht? Ueber
das Mitnehmen seiner Familie beym Uebertritt
von einer Religionsparten zur andern. MDCCCI.
(Augsburg, bey Doll.) 100 S. 8.

Den Exjesuiten verdrießt es, daß man nicht allgemein an-
erkennen will, ihr Orden habe sich um die Wissenschaften
ein alle andern geistlichen und gelehrten Gesellschaften über-
schattendes Verdienst erworben. Er kann es nicht dulden,
daß

daß behauptet wird, die Jesuiten haben es in ihren Erziehungsanstalten auf Geist und Herz einengenden scholastischen Pedantismus angelegt, und will die solidere und geschmackvollere Gelehrsamkeit, die einigen unter ihnen nicht abgesprochen werden kann, dem ganzen Orden und der Vortrefflichkeit seiner Institute zuschreiben, und die Sache des Ordens zu einer Angelegenheit der Religion machen. Ob es ihm mit seiner Sophisterey, Geschmacklosigkeit und dreusten Plumpheit gelingen wird, diese Ueberzeugung bey Andern hervorzubringen, daran ist sehr zu zweifeln. — Daß der Graf von Stolberg, den der Vf. einen allgemein anerkannten großen Gelehrten zu nennen beliebt, katholisch geworden ist, darüber mag er mit seiner Vernunft, mit seinem Gewissen, und mit demjenigen, dem wir alle Rechenschaft schuldig sind, zurechte kommen; es sind ihm auch, unsers Wissens, hierüber noch keine Vorwürfe, als ob er aus lasterhafter Denkungsart diesen Schritt gethan habe, gemacht worden, wie der Verf. einem Reinhold, Feßler, u. a. zu machen sich erfrecht. Wer wird es aber einem Protestanten übel deuten können, wenn er den Grund zu der Religionsveränderung des Grafen in seiner schon länger bemerkten und gerügten verschrobenen Denkungsart, in seiner durch Phantasie erregten religiösen Sinnlichkeit, in seiner Unwissenheit, in seinem Zorn gegen protestantische Geistliche findet, welche Lavaters, Hamanns, Claudius, Schlossers und Stolbergs Schwärmereyen nicht für Lehren des Christenthums halten wollten, und deshalb diesen Schritt tadelt. Der Verf. findet es natürlich und lobenswerth, daß man aus einer Hütte, die, wie er aus einer Schrift J. G. Müller's in Schafhausen entlehnt, morsch sey, und den Einsturz drohe, heraustritt und sich eine Wohnung erliest, die auf ewige Dauer gemacht ist. Der Protestantismus, so hofft diese fromme Jesuitenseele, und ist entzückt darüber, kann, nach den eigenen Zeugnissen seiner Bekenner, nicht mehr lange dauern, und, o welch Heil für die Christenheit! die gute Mutter hält die Thüre ihres Schaafstalls offen, und läßt jedes fromme Schäflein ein, das sich nach einem haltbaren Obdache sehnt. Dieß sind die Gedanken, Wünsche und Hoffnungen des Verfassers; sollte ein solch plumpes Geschwätze wohl einer Widerlegung bedürfen? Wir wollen wenigstens unsere Leser nicht auf-

 halten,

halten, und dasjenige, was Herrn Biester persönlich angeht, ihm selbst zu beantworten überlassen.

Die Geschichte der Kirche unsers Herrn Jesus Christus. In einem Versuch von Pr. Ulrich Peutinger, Benediktiner des RSt. Irsee, erzbischöfl. geistl. Rathe, der Dogmatik und Kirchengeschichte öffentlich Lehrer auf der hohen Schule zu Salzburg. Ersten Theils erste Abtheilung. Συ ει Πετρος κ. τ. λ. Matth. XVI. 18. Salzburg, bey Duyle. 1802. 422 Seiten 8.

Ein Buch, das unter die possierlichsten gehört, die dem R. je unter die Hände gekommen sind; denn die Geschichte ist darin mit einem lächerlichen, bald unverständlichen, bald unnützen unphilosophischen Jargon durchknetet, und nach einem abgeschmackten Schematismus angeordnet. So wie, sagt der Verf. in der Einleitung, die reinen Verstandesbegriffe die Urformen des Erkennens der Dinge seyen, welche in die Sinne fallen; eben so liege dem Verstande auch ein *Urgesetz des successiven Erfahrens*, und folglich eine *Urform des Geschehens* zum Grunde. In diesem subjectiv-successiven **Urerfahren** entdeckt er acht charakteristische Abstufungen, die er Epochen nennt: Die Epoche der Erscheinung, die E. der Begründung, die E. der erzeugten, geoffenbarten Wirkung, der Kraftäußerung, die E. der Wechselwirkung, der bestimmten Zusammenwirkung des geordneten Zustandes, die E. der Folgen, die E. der Vollendung, Erfüllung des vollendeten Werks, die E. des Verschwindens, Aufhörens der vollendeten Erscheinung und des verborgnen Wirkens zur Wiedererscheinung, die E. der Wiedererscheinung. Dasselbe Schema, fährt der Verf. fort, liefere die Natur auch in den Pflanzen: das Aufsprossen des in der Erde keimenden Saamenkorns ist die E. der Erscheinung; das Ausdehnen unter und über der Erde, das Fassen der Wurzel ist die E. der Begründung; die erzeugte Blüthe die E. der erzeugten, geoffenbarten Wirkung; das Senken des Staubes in die Staubwege die E. des Zusammenwirkens; das Ansetzen der Früchte die E. der Folgen, die Rei-

fung

sung der Früchte die E. der Vollendung; das Keimen des abgefallenen Saamenkorns die E. des Aufhörens der Erscheinung nach, und des verborgenen Wirkens zur Wiedererscheinung; das Wiederaufsprossen die E. der Wiedererscheinung. Dann wird nicht minder kunstvoll der Begriff Kirche gebildet, und aus beyden, Geschichte und Kirche, der Begriff Geschichte der Kirche, construirt. Nun geht es erst an das Werk selbst, und zwar nach Anleitung der Apostelgeschichte. Das erste Kapitel enthält die Einleitung, das zweyte bis funfzehnte die Urstiftung der apostolischen Urkirche in Jerusalem nach den angegebenen acht Epochen, von da bis an das Ende der Apostelgeschichte, die Urstiftung der apostolischen Kirche in Rom gleichfalls in 8 Epochen. Aber auch schon in dem Einleitungskapitel Lukas, welches a) die Zusammenbefassung der Geschichte Jesu bis an seine Auffahrt enthält, und b) diese Geschichte mit der Geschichte bis an das Pfingstfest in Verbindung setzt, sind diese 8 Epochen des subjectiv-successiven Urerfahrens, diese Urcharactere des Geschehenen, zweymal ganz kenntlich zu entdecken. Wie denn? fragt der stumpfere Leser. Schauet und sehet! Erste Epoche: Das erste Wort, o Theophilus, verfaßte ich von Allem, was Jesus zu thun und zu lehren angefangen hat, bis an den Tag, an welchem er den Aposteln, die er gewählt hatte, durch den heiligen Geist befehlend aufgenommen wurde. Zweyte E.: Diesen hat er sich nach seinem Leiden in vielen Beweisen lebendig dargestellt, wurde durch vierzig Tage von ihnen gesehen, und besprach sich mit selben vom Reiche Gottes. Dritte E.: Als er so bey ihnen war, befahl er denselben von Jerusalem nicht weg zu gehen; sondern die Verheißung des Vaters abzuwarten, welche ihr, sagte er, von mir vernommen habt. Denn Johannes taufte mit Wasser; ihr aber werdet nach wenigen Tagen mit dem heil. Geiste taufen. Vierte E.: Sie sammelten sich also um ihn her, und fragten: Herr, wirst du dem Israel in dieser Zeit das Königthum herstellen? Er aber sagte ihnen. a) Euch kommt es nicht zu, die Zeitordnungen und Zeitumständen zu wissen. b) Die hat der Vater in seiner Macht gesetzt. c) Aber ihr werdet die Kraft des über euch kommenden heil. Geistes erlangen. d) Und werdet mir Zeuge seyn in Jerusalem, in Judäa und Samarien, und bis an das Aeußerste der Erde. Fünfte E.: Als er dieß sagte, ward er in ihrem Angesicht aufgehoben.

Sechste

Sechste E.: Eine Wolke entnahm ihn ihren Augen. Siebente E.: Als sie bey seinem Weggehen gen Himmel schauten: Siehe da standen zwey Männer in weißem Gewande vor ihnen. Achte E.: Diese sagten: a) Ihr Männer aus Galiläa! b) Warum steht ihr so da und schauet gen Himmel? c) Dieser Jesus, welcher in den Himmel aufgenommen wurde, wird so wieder kommen, d) Wie ihr ihn jetzt habt gen Himmel fahren sehen. »Bedenkt »man nun, fährt der Verf. in der Entzückung seines Funds »fort, daß der Erzähler so viele andere Dinge, die sich von »der Auferstehung an bis an die Auffahrt zugetragen haben, »gewußt, und gleichwohl alle ausgelassen habe; daß die ge»ringste Berührung aller der für ihn so interessanten Din»ge die Charakteristik (des Geschehens, des Urerfahrens) »ganz aufgehoben haben würde; daß jedes andere Wort, je»de andere Wortfügung« (wenn z. B. der erste historische Satz in mehreren historischen Sätzen wäre dargestellt worden, jene Charakteristik gleichfalls aufgehoben, und ganz unerkennbar gemacht haben würde; daß dieses Gesetz ihm gar nicht bekannt war, weil er sonst den jedesmaligen Inhalt einer jeden Epoche und Periode würde angegeben haben) »nicht bekannt seyn konnte, und wenn es ihm auch bekannt »gewesen wäre, unmöglich befolgt werden konnte, weil nur »so erzählt werden kann, wie sich die Dinge dem Gemüthe »des Erzählers darstellen können; endlich, daß alle diese hi»storische und theoretische Erkenntnißgesetze durch das ganze »Buch, so wie auch in allen vier Evangelien, in der ganz »unbeschreiblich strengen Angemessenheit sich uns reflektiren, »sich zur Schaue darstellen: so glaube ich nicht, daß mir es »Jemand verargen werde, wenn ich diese Erzählung des h. »Lucas schon jetzt, und schon in formeller Hinsicht für »ein göttlich veranstaltetes Wort angebe, und zwar von Satz »zu Satz, von Wort zu Wort.« So wie die Schematisirung, die durch das ganze Buch geht, nahe an die Gränze der lächerlichsten Absurdität reicht: so ist es auch mit den Erläuterungen des Einzelnen. Gleich bey dem ersten Wort der Apostelgeschichte: o Theophilus, nimmt er zwar mit Andern an, daß dieser Gottlieb ein Christ aus dem Heidenthum gewesen sey; da aber die ganze Erzählung Lukas sich als ein unmittelbar vom heil. Geist geleitetes Wort erweise: so offenbare sich auch in dieser Ansprache (Anrede) die eben so bewunderswürdige als allbeseligende Leitung des heil. Geistes;

stes; diese Ansprache könne nun und nimmermehr nur als auf jene einzelne Person sich beschränkend angesehen oder auch nur gedacht werden; sondern sie sey die unmittelbare Ansprache des heil. Geistes an alle die, welche — Gott lieben. — Nur noch eins! alsdann entlassen wir den Leser, vermuthlich mit eben den Empfindungen, die sich in uns regen, und mit eben dem Urtheil, das wir fällen. Bey den Worten: was Jesus angefangen hat zu thun und zu lehren, bemerkt der Vf., daß von keinem Menschen gesagt oder auch nur gedacht werden könne, daß er, nach strengem Wortsinne, je angefangen habe zu handeln und zu lehren. Alles Thun des Menschen hängt allererst von der allmähligen Entwickelung der Kräfte, sowohl von Seite des Geistes als der Seele ab, welche Entwickelung selbst wieder von den Gesetzen der Natur abhängig ist. Daher giebt es für den Menschen kein reines Handeln. Er kann kein Handeln selbst setzen, und also eigentlich anfangen. Allem seinem Handeln liegt eine Veranlassung, eine Natur, ein Gegebenes, ein in der Zeit Vorangehendes zum Grunde. Bringt man ferner auch das continuirliche Hinneigen des Menschen zu Allem, was Lust gewährt, welches Hinneigen doch gewiß kein reines Handeln, kein Setzen des Handelns ist.... so sieht man leicht, daß das reine Handeln dem Menschen: so wie er jetzt ist, nicht wohl als Attribut, nicht einmal der Möglichkeit nach, beygelegt werden könne. Eben so ist es auch mit dem Lehren. Es giebt unter den Menschenkindern keine Lehrer im eigentlichen Wortsinne, und kann keine geben. Alles Lehren der Menschen geht vom Lernen aus, und bleibt ein Lernen. »Weil nun, so fährt der doctor subtilissimus fort, die Realisirung eines reinen Handelns und eigentlichen Lehrens in der Sinnenwelt unmöglich und an sich widersprechend, und der Begriff davon gleichwohl unabläßig nothwendig ist: so ist das Anfangen, das Lucas Jesu beylegt, kein Anfangen des Seyns nach den Gesetzen der Natur; sondern ein Anfangen des Lebens in der Zeit aus ewigem Willen, aus ewiger Vorherbestimmung, das absolute Anfangen, das von selbst Anfangen; dieses Wollen das ewige Wollen des Menschenheils; dieses erste Handeln das Beginnen des Werkes der Menschenerlösung; dieses Anfangen seines Lehrens das in dem Beginnen des zu bewirkenden Heils der Welt angefangene Lehren.« Und so

laufen

laufen die ernsthaften Possirlichkeiten, die Charaktere der neuen Mönchsscholastik, durch das ganze Buch hindurch. Ein jeder Abschnitt der Erzählung muß sich nach des Hrn. Pater Professors Schematismus in acht Abschnitte zerschneiden lassen, und wo eine Unterabtheilung Statt findet, besteht sie jedesmal in a, b, c, d. — Und dieß soll Geschichte der christlichen Kirche seyn. Bewahre der Himmel den gesunden Menschenverstand vor der Fortsetzung dieses Werks!

Vz.

Rechtsgelahrheit.

Die Geschichte des deutschen Privatrechts (,) von der Geschichte der übrigen (,) in Deutschland geltenden (,) Rechte, abgesondert und in einem Entwurf zu Vorlesungen dargestellt von D. C. G. Rößig, des Churf. Sächs. Consistorii zu Leipzig Assessor, des Natur- und Völkerrechts öffentlich ordentlichem und der Philosophie außerordentlichem Professor, ꝛc. Leipzig, bey Barth. 1801. 280 Seiten 8. 20 Gr.

Es fehlt uns zwar nicht an zweckmäßigen Lehrbüchern, welche die Rechtsgeschichte, im weitläuftigen Sinn, zum Gegenstand haben; aber die Geschichte des deutschen Privatrechts, abgesondert von den übrigen in Deutschland geltenden Rechten, die Schicksale seiner Quellen, die periodischen Veränderungen seiner Hauptgrundsätze, die successive Ausbildung derselben und andere, mit dem Privatrecht in Verbindung stehende Gegenstände, waren einer eignen Bearbeitung fähig, der sich der verdienstvolle Verf. in vorliegender Schrift mit rühmlichstem Fleiße unterzogen hat. In der Vorrede erkläret er sich über Plan und Absicht seines Werks, und rechtfertiget die von ihm darinne aufgestellten Perioden, welche von denjenigen, die seine Vorgänger in der Rechtsgeschichte angenommen haben, sehr merklich abweichen. Nach genauer Durchlesung dieser Schrift, hat sich Rec. vollkommen überzeuget, daß der Verf. dabey mit

guter

guter Sachkenntniß zu Werke gegangen sey, und daß ihm das seltene Lob gebühre, die historischen Data aus ächten Quellen genommen, und sie ganz im Geiste derselben entwickelt zu haben.

In den vorangehenden Einleitungslehren handelt er von dem Begriffe, Umfange und Nutzen der Geschichte des deutschen Privatrechts, von der Literatur derselben, von den zu ihrem Studium erforderlichen Quellen und Hülfsmitteln, und von den verschiedenen Perioden, in welche man bisher die deutsche Rechtsgeschichte einzutheilen pflegte. Da selbige theils zu ungleich, theils mit hieher nicht gehörigen publicistischen und Polizeygegenständen verbunden sind; so fand Hr. R. für zweckmäßiger, bey Bestimmung der Perioden, Thatsachen zum Grunde zu legen, welche die Gesetze und das Privatrecht unmittelbar betreffen. Er hat demnach fünf Perioden angenommen, und einer jeden derselben einen besondern Abschnitt gewidmet.

Die Erste hebt mit den alten Nachrichten an, welche wir von den deutschen Rechtsgewohnheiten haben, und geht bis zum 5ten Jahrhundert, wo man erst anfieng sie aufzuzeichnen. Diese Periode wird mit dem Namen der unaufgeschriebenen Rechtsgewohnheiten beleget, und lieget noch ganz im Dunkeln. Etwas mehr Licht gewähret die zweyte Periode, welche mit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts beginnt, und bis auf die Zeiten Karls des Großen gehet. Hier bekommen mehrere deutsche Nationen aufgeschriebene Gesetze, die entweder von ihnen selbst, oder von den fränkischen Königen aufgezeichnet wurden. Es waren nämlich die Gesetze der Saalfranken, der West- und Ostgothen, der Angeln und Weriner, der Friesen, der Sachsen, der Angelsachsen, der Burgunder, der Alemannen, der Ripuarier, der Bayern und der Longobarden. Die Zeit der Entstehung eines jeden dieser verschiedenen Gesetze, der Ort ihrer Aufzeichnung, ihre ursprüngliche Sprache, ihre Gültigkeit und die verschiedenen Ausgaben derselben, werden kürzlich bemerkt; auch findet man überall die Quellen angegeben, aus welchen der Verf. seine Nachrichten hergenommen hat. Bey den Saalfränkischen Gesetzen ist der Vf. noch der Meinung, daß sie von vier fränkischen Fürsten, Namens: Wisogast, Sologast, Bodogast und Windogast,

in

in drey Gerichtsversammlungen aufgezeichnet worden wären. Diese, in der Vorrede des Saalischen Gesetzes angeführte Namen, sind aber keine eigentliche Personalnamen; sondern sie werden nur, weil das Wort Gast, in alter deutscher Sprache, einen Einwohner bedeutet, von den Landgütern oder Schlössern benennt, auf welchen sie wohnten, und die in der gedachten Vorrede mit dem Namen Arra, Bodoheim, Saleheim und Windheim bezeichnet werden. Daß diese vier Schlösser, welche nach einer unrichtigen Leseart für eben so viel Gauen gehalten worden, an der fränkischen Saale gelegen waren, und darunter Salok, Aura, Bodenlaube und Windheim zu verstehen seyn, hat Herr Consistorialrath Wenk in seiner Hessischen Landesgeschichte Th. II. S. 161 mit vielem Scharfsinn dargethan. Hieraus widerleget sich zugleich die Angabe des Verf., welcher nach dem Beyspiel älterer Geschichtsforscher, das Land der Aufzeichnung der Saalischen Gesetze in Brabant zu suchen vermeinet. — Zu den (S. 64) bemerkten Gesetzen anderer deutschen Völker, füget Rec. noch den Legem Sualafeldicam hinzu, dessen die Acta Sanctor. Antwerp. T. III. pag. 526 erwähnen. Wahrscheinlich sind darunter die Gesetze der Slaven zu verstehen, deren Wohnsitz sich bis in die Saalefeldische Gegend erstreckte, allwo Erzbischof Arno zu Kölln noch im Jahre 1075. eine Urkunde ausstellte, an deren Schluß man die Worte lieset: Facta est haec traditio in *Salafeldon* secundum *legem* et *ritum* gentis.

Der übrige Inhalt des zweyten Abschnitts handelt von den vorzüglichen Sammlungen der ältesten Gesetze, von den Gesetzen der Merovingischen Könige und der Majorum domus, von den Rechtsgelehrten dieser Periode, von einigen wichtigen Rechtssätzen, von dem Geist der Gesetze, und von der Gerichtsverfassung damaliger Zeiten.

Der dritte Abschnitt beschäfftiget sich in mehreren Kapiteln mit der Carolinischen Periode, oder mit dem Zustand der Gesetze von Karln dem Großen bis zum zwölften Jahrhundert. Dahin gehören besonders die Capitularien, welche nach ihren Rubriken angegeben werden. Obgleich durch den Vertrag zu Verdün 842 Ostfranzien von dem westlichen Franken abgesondert wurde, auch nach dem Abgang der Carolinger das Ansehen der Capitularien allmählig fiel;

So

So dauerte doch die Gültigkeit derselben bis in das dreyzehnte Jahrhundert fort, wo sie theils von den Gesetzen der Sachsen und Alemannen, die sich durch das Ansehen und die Macht des Sächsischen und Schwäbischen Hauses verbreiteten, theils von den Schöppenstühlen und städtischen Weichbilden, die in das Privatrecht starken Einfluß hatten, nach und nach verdränget wurde. Die in dieser Periode folgenden Rechtsabänderungen, welche man S. 106 f. kürzlich bemerkt findet, theilt der Verf. in solche ein, die entweder als ursprünglich reine deutsche Verordnungen erscheinen, oder durch das römische Recht und durch die kirchliche Verfassung entstanden sind.

Der vierte Abschnitt begreifet die städtische Schöppenperiode vom zwölften bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die successive Ausbildung der Rechtsverfassung der Städte, läßt der Verf. ein Verzeichniß der allgemeinen Reichsgesetze und kaiserlichen Verordnungen vorangehen, die in dieser Periode erschienen sind, und in das Privatrecht Einfluß haben.

Mit vorzüglicher Ausführlichkeit und literarischer Kenntniß verbreitet er sich S. 224. — über die allgemeinen Privatrechtssammlungen, die in dem Mittelalter ein großes Ansehen hatten, und die eigentlichen Quellen für Provinzialrechte und Statuten ausmachten. Dieß gilt besonders von dem Sachsen- und Schwabenspiegel, vom Richtsteiglandrecht, von dem sogenannten sächsischen Weichbild, von dem sächsischen Landrecht und von dem Kaiserrechte, welches man auch das fränkische Recht nennet. Von diesen verschiedenen Rechtssammlungen finden sich hier instructive Nachrichten, welche die Zeit ihrer Entstehung, die Namen der Verfasser, die unterschiedenen Handschriften und Ausgaben und die Gültigkeit derselben betreffen. Ungleich zahlreicher sind die partikularen oder Provinziallandrechte, welche unter dem Namen des Oesterreichischen, des Frisischen, Jütländischen, Fehmarischen, Hildesheimischen, Bayerschen, Würzburgischen, u. s. w. angeführt werden.

Hierauf gehet der Verf. zu den Weisthümern über, welche in dieser Periode zum Vorschein kommen, und hier nur bloß, ihrer Existenz nach, in chronologischer Ordnung

bemerklich gemacht werden. Vollständig ist dieses Verzeichniß bey weitem nicht, und Rec. könnte aus ältern und neuern Deductionen und andern Schriften, z. B. aus Kopps ausführlicher Nachricht von der Gerichtsverfassung in Hessen, (1769) aus den Monum. Boic., aus Rollers Grundgesetzen der Stadt Bremen, u. a. m. noch viele hier unbemerkt gebliebenen, Weisthümer und Statuten anführen, wenn es die engen Gränzen dieser periodischen Blätter gestatteten. Bey der Geschichte einzelner wichtigen Rechtssätze (S. 183) zeigt der Verf., wie sich verschiedene Specialrechte, z. B. das Handels- und Wechselrecht, das Berg- Forst- und Jagdrecht, das Zollrecht, u. s. w. ausgebildet und ihre nähern Bestimmungen erhalten haben. Des Frhn. von Ulmensteins pragmatische Geschichte der deutschen Zollgesetze (1798), das 1800 herausgekommene Handbuch der Brandenburgischen Zollverfassung, — Stißers Forst- und Jagdhistorie, rc. sind in diesem Kapitel nicht benutzt worden. Am Schlusse dieses Abschnittes findet man noch einige gute Bemerkungen nicht nur über den Geist der Gesetze, und von ihrer damaligen und zum Theil noch jetzo fortdauernden Gültigkeit; sondern auch über das Gerichtswesen und über die deutschen Schöppenstühle dieses Zeitraums.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert fiengen die deutschen Fürsten an, die landesherrlichen Gesetzgebungen in Absicht des Privatrechts und der Justizverfassung auszuüben, wodurch der bisherige Einfluß der Schöppenstühle geschwächt wurde. Dieses bestimmt die fünfte Periode, welche bis auf die gegenwärtigen Zeiten fortgehet, und den Inhalt des fünften Abschnitts ausmacht. Er zerfällt in 15 Kapitel, von welchen wir zur allgemeinen Uebersicht die Rubriken angeben wollen, um unsere Leser auch hier mit dem zweckmäßigen Plan des Verf. bekannt zu machen. Es sind folgende: 1) Von den kaiserlichen Verordnungen und Reichsgesetzen, in Absicht des Privatrechts, wie auch von den Kreisgesetzen. 2) Von Landrechten und Landesverordnungen; in Ansehung der hieher gehörigen Landgerichtsordnungen des Herzogthums Franken, ist dem Verf. der, vom Professor Schneidt zu Würzburg 1787. ff. herausgegebene Thesaurus iuris Franconici ganz unbekannt geblieben. — 3) Von den Weisthümern des sechzehnten Jahrhunderts. 4) Von den Ritterorden der Reichsritterschaft. 5) Geschichte

schichte der Statuten des sechzehnten Jahrhunderts. 6) Vom Landrechte und Landesordnungen des siebenzehnten Jahrhunderts. 7 und 8) Von den Weisthümern und Statuten des siebenzehnten Jahrhunderts. 9) Von den Landrechten und Gesetzsammlungen des achtzehnten Jahrhunderts, wobey Rec. nur dieses zu bemerken hat, daß die S. 344 angeführte Hennebergische Landesordnung vom Jahre 1726 nicht, wie man glauben könnte, ein neues Landesgesetz ausmacht; sondern nur als eine neue Auflage der vom Verf. (S. 224) bemerkten Hennebergischen Landesordnung vom Jahre 1539 anzusehen ist. Auch vermißt man die Beyfugen zur Gothaischen Landesordnung vom Jahre 1738, und noch manche unter diese Rubrik gehörige Gesetze; die aber selten außer ihrem Wirkungskreise in Umlauf kommen. 10) Geschichte der Statuten des achtzehnten Jahrhunderts. 11) Von den Veränderungen, Vermehrungen und Neuerungen im deutschen Privatrecht in dieser Periode. 12) Von dem Geiste und der Gültigkeit derselben. 13) Von vorzüglichen Streitigkeiten über Gegenstände des deutschen Privatrechts, wodurch zu dessen Ausbildung, in Absicht einzelner Materien nicht wenig beygetragen wurde. 14) Von den literarischen Schicksalen des deutschen Privatrechts, in Absicht der wissenschaftlichen Bearbeitung und der Gelehrten, die sich um dasselbe besonders verdient gemacht haben. 15) Von den Schicksalen des Gerichtswesens in Deutschland; hier darf man aber keine Geschichte der Justizverfassung; sondern nur eine kurze Anzeige einiger Veränderungen in dieser Periode erwarten.

System des Preußischen Civilrechts. Von Ernst Ferdinand Klein. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1801. 603 Seiten gr. 8. (einschließlich 13 Seiten Register). 1 Rh. 12 gr.

Der, von eben diesem berühmten Verfasser vor mehreren Jahren gelieferte Auszug des Preußischen Gesetzbuchs hat sich vergriffen, und gegenwärtiges Werk ist eine umgearbeitete neue Ausgabe desselben, welche sich jedoch nur auf das Civilrecht einschränkt. Dieses, wegen seiner mancherley Bedeutungen äußerst unbequeme Kunstwort kann man

 beyna-

beynahe nie brauchen, ohne ihm nähere Bestimmungen beyzufügen. Hier wird der ganze Umfang des Preußischen Rechts, so wie es in dem neuen Gesetzbuch (allgemeinen Landrecht) enthalten ist, nur mit Ausnahme des Kirchenrechts, der Rechte der höhern und niedern Schulen und der Armenversorgungsanstalten, des (von dem Verfasser in ähnlicher Gestalt, schon besonders bearbeiteten) Strafrechts und der Gerichts- und Prozeßordnung, darunter verstanden.

Das Werk beginnt mit einer kurzen philosophischen und historischen Vorbereitung, und hierauf folgt eine ebenfalls kurze Einleitung, welche unter andern auch eine allgemeine Notiz von der, ihrer monarchischen Natur nach sehr einfachen Preußischen Staats- und Regierungsverfassung giebt. Nun folgt die compendiarische Darstellung des Preußischen Rechts, ganz nach der Ordnung des Gesetzbuchs, nämlich so, daß im ersten Theile das Sachenrecht, und im zweyten das Personenrecht, mit genauer Beobachtung der Unterabtheilungen in Titel und Abschnitte, vorgetragen; der Inhalt der, in Ansehung verschiedener einzelnen Materien ergangenen neuern Verordnungen aber gehörigen Orts eingeschaltet wird. Es fehlen bloß der 11te, 12te, 19te und 20ste Titel des zweyten Theils, als welche einen Theil der, oben erwähnten, nach dem angenommenen Begriff des Verfassers in das Civilrecht nicht gehörigen Materien, nämlich die Rechte der kirchlichen Gesellschaften, der Schulen und der Armenanstalten, sodann das Criminal- oder Strafrecht enthalten.

Ueber den Plan dieses Lehrbuchs, als eines Systems, läßt sich also auf Rechnung des Verfassers nichts sagen. Alle Vorzüge, so wie die allenfalsigen Fehler desselben, gehören dem Texte; und da, so viel diese letzteren betrifft, alle Sachverständige darin mit einander übereinkommen, daß sie, auf alle Fälle gegen die Vorzüge, mit welchen die neue Preußische Gesetzgebung, als ein Ganzes betrachtet, ausgestattet ist, nicht in Betrachtung zu kommen verdienen: so war von dieser Seite her, durch Abänderungen, und wenn es auch wahre Verbesserungen gewesen wären, kein erhebliches Verdienst zu erwerben.

Es kam, um einen zweckmäßigen Leitfaden zum ausführlicheren mündlichen Unterricht über das Preußische Recht, und zugleich Demjenigen, der nicht im Falle ist, es ausführlich studiren zu können, eine vollständige allgemeine Kenntniß von dem Geiste desselben zu geben, hauptsächlich nur darauf an, die Hauptgrundsätze über jede einzelne Materie in gedrängter Kürze, und mit Weglassung aller derjenigen gesetzlichen Bestimmungen, welche nur Folgerungen aus diesen Grundsätzen sind, darzustellen.

Dieß hat der Verfasser, nach des Rec. Urtheil, sehr befriedigend geleistet, und es war wahrlich keine leichte Arbeit, den ganzen wesentlichen Inhalt des, an sich selbst schon so gedrängt abgefaßten Gesetzbuchs in weniger als den dritten Theil seines Raums zusammen zu fassen. Leichter als jedem Andern mußte sie inzwischen diesem Verfasser fallen, da sowohl seine Theilnehmung an der Abfassung des Gesetzbuchs, als auch sein nachheriger vieljähriger Beruf theils als Lehrer, theils als Geschäfftsmann in diesem Fache, ihm die innigste Bekanntschaft mit dem Inhalt desselben verschafft haben muß.

So sehr übrigens das Preußische Gesetzbuch in philosophischem Geiste verfaßt ist: so können doch die Spuren dieses Geistes in dem authentischdispositiven Vortrage, der Natur der Sache nach, nicht überall so sichtbar seyn, als es für das gründliche, nicht bloß gedächtnißmäßige Studium Bedürfniß ist. Diese Spuren aufzusuchen und nachzuweisen, die Gründe der, oft willkührlich scheinenden gesetzlichen Bestimmungen anzugeben, die Grundbegriffe in jeder Materie scharf zu bestimmen, und den Zusammenhang der daraus abgeleiteten Sätze so ins Licht zu setzen, daß jede Materie sich dem Verstande systematisch darstellt, kurz den philosophischen Unterricht mit dem historischen zu verbinden, das ist mehr die Sache des doctrinalen Vortrags. Inzwischen muß Rec. bekennen, daß von dieser Seite her seine Wünsche und Erwartungen, wozu ihn der Name des Verf. berechtigte, nicht ganz erfüllt sind. Das Buch ist in dieser Rücksicht an manchen Stellen ein wenig zu compendiarisch, besonders in den ersten Titeln des ersten Theils, wo einige ziemlich abstracte Materien, z. B. von Handlungen und deren Rechten, von Willenserklärungen, rc. eine etwas

ausführlichere Behandlung, zu Verdeutlichung der, für die gesammte Rechtswissenschaft so wichtigen Grundbegriffe, erfordert hätten. Man liest die Stellen, wo der Verfasser philosophirt, z. B. die kurze Einleitung zum zweyten Theile, so gern, daß es wenigstens zu entschuldigen ist, wenn man über seine Kargheit mit solchen Stellen ein wenig unzufrieden wird. Dem mündlichen Vortrage des Lehrers, der sich dieses Buch zum Leitfaden wählt, muß freylich das Meiste dieser Art überlassen bleiben; aber für den Fall, daß dieser Lehrer nicht der Verfasser selbst ist, hätten doch wohl hier und da die philosophischen Gesichtspunkte etwas bestimmter angegeben werden können.

Wi.

Uebersicht des allgemeinen Preußischen Landrechts, nach seinen Rubriken und Marginalien, mit Bemerkung der darüber seit der Publikation ergangenen neuern Verordnungen und sonstigen Erläuterungen. Halle, bey Renger. 1801. 11½ B. 8. 10 Gr.

Eine bloße Handarbeit, auf deren Inhalt und Beschaffenheit der umständliche Titel rathen läßt. Der Verfertiger dieser Uebersicht hat die Titel der Abschnitte und Unterabtheilungen des allgemeinen Landrechts, nebst den Marginalien sorgfältig abgeschrieben, und in Anmerkungen, die seit der Bekanntmachung und eingetretenen gesetzlichen Kraft desselben getroffenen Abänderungen und gemachten nähern Bestimmungen, so wie den Inhalt der seitdem erschienenen neuen Verordnungen hinzugefügt. — Bey diesen Anmerkungen hat er die bekannte Ediktensammlung, Kleins Annalen, Stengels Beyträge, den zu Stettin bey Leich gedruckten, sonst vom Minister Hrn. v. Massow besorgten Auszug der neuern Gesetze, das neuere und ältere von Amelang herausgegebene Archiv, und endlich die Materialien zur Erklärung der Landesgesetze in 3 Heften benutzt und angeführt.

Wenn

Wenn gleich die wenige Mühe, mit welcher man ein Buch, wie dieses ist, verfertigen kann, auf den ersten Blick in die Augen fällt: so kann selbiges doch, sowohl zu Vorlesungen, als zum Privatgebrauche, beym Nachschlagen, allerdings nützlich und zweckdienlich seyn.

Za.

Beyträge zur Berichtigung der rechtlichen Grundsätze über den Ersatz und die Vertheilung der Kriegsschäden; von Ernst August Haus, D. der Rechte und fürstlich Würzburgischem Hof- und Regierungsrathe. Nürnberg, bey Stein. 1801. 192 Seiten 8. 14 gr.

Bey dem Mangel einer bestimmten Gesetzgebung über die Lehre von dem Ersatz und der Vertheilung der Kriegsschäden hat dieser, in neuern Zeiten leider! sehr praktisch gewordene Gegenstand, manchen einsichtsvollen Bearbeiter gefunden. Bekanntlich haben von Berg, Bodmann und Weber dieser wichtigen Materie ihre besondere Aufmerksamkeit, in eigenen Schriften, gewidmet. Gegen die aufgestellten Grundsätze des letztern machte insonderheit unser Verfasser in den staatswissenschaftl. und jurist. Nachrichten (Jahrgang 1799. Monat April) verschiedene Ausstellungen und Erinnerungen, welche aber nachmals Hr. Hofr. Weber (ebend. Monat Mai) prüfte und zu widerlegen suchte. Die Weberschen Einwürfe gaben unserm Verf. Veranlassung, in der gegenwärtigen Schrift, seine vorhin angenommene Theorie theils zu berichtigen, theils mehr zu entwickeln und fester zu gründen. Nach einer kurzen Einleitung werden im ersten Abschnitte die allgemeinen Begriffe und Grundsätze, vom Schadenersatz überhaupt, auseinander gesetzt und dann im zweyten die allgemeinen Grundsätze des Verfs., vom Ersatz der Kriegsschäden insonderheit, entwickelt. Im dritten Abschnitte sind die, seiner Theorie entgegenstehenden Gründe, geprüft und im vierten werden die abweichenden Systeme von Weber, Bodmann und einem Ungenannten: Ueber Kriegslasten und Schaden, Ulm 1801. beleuchtet, und endlich im fünften Abschnitte die, aus den aufgestellten Principien des Verf. fliessenden, Resultate auf

 die

die Vertheilung der Kriegslasten selbst, nach ihren verschiedenen Gattungen, angewendet. Die uneingeschränkte Verbindlichkeit des Staats zum Ersatz aller Kriegsschäden hält der Verf. für ungegründet. Nur diejenigen hat das Ganze, ohne Unterschied, auf sich zu nehmen, welche vom Staate selbst unmittelbar herrühren. Für Beschädigungen, die durch Ausschweifungen der einzelnen eigenen Krieger entstanden sind, haften aber die sämmtlichen Glieder des Staats nur in subsidium. Die vom Feinde, oder dessen Bundesgenossen, verursachten Kriegsschäden sind als gemein zufällige Verletzungen zu betrachten, und ein jeder, den sie betreffen, muß sie daher tragen, ohne in der Regel Ersatz fordern zu können. Jedoch hat solche auch der Staat, als Ausnahme, dann zu tragen: 1) wenn sie Folgen einer ausdrücklich oder stillschweigend an ihn gemachten Forderung sind; 2) wenn der Staat, durch die Aufopferung eines Rechts oder des Eigenthums einer einzelnen, oder moralischen Person, von einer Verbindlichkeit, oder Gefahr befreyet ist; 3) wenn der Staat, durch besondere Verträge, die Kriegsschäden über sich genommen hat. Requisitionen, wenn der Feind ausdrücklich erklärt, wen sie treffen sollen, hat der Beschädigte allein, ohne Ersatz, zu tragen. Werden sie aber Gemeinden und Corporationen aufgelegt, und sie haben ein Mitglied mehr betroffen, als das andere: so kann das leidende Mitglied verhältnißmäßig Entschädigung fordern. In die Anwendung dieser Principien auf die Vertheilung der einzelnen Gattungen von Kriegslasten und Schäden, z. B. auf Requisitionen, Contributionen, Brandschatzungen, Vorspann, Fuhren, Dienste, Plünderungen, u. s. w. kann zwar Rec., der erforderlichen Kürze wegen, dem Verf. nicht folgen; aber doch versichern, daß die von demselben entworfene Theorie, wenn gleich seine Gegner manchen bedeutenden Zweifel wieder verschiedene Behauptungen vorbringen können, mit Scharfsinn und großer Sachkenntniß dargestellt ist. Nach der Natur der Sache hat übrigens diese Schrift eine etwas polemische Gestalt annehmen müssen; allein der Geist, welcher durchgehends in derselben wehet, ist so frey von Egoismus und unbescheidenem Tadel, daß der Verf. auch in dieser Hinsicht Beyfall verdient.

Rp.

Intel-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Wohlfeiler Preis von zwey beliebten Predigtbüchern über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien.

Ich finde mich bewogen, zwey in meinem Verlage befindliche Jahrgänge von Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien, von jetzt bis zur Ostermesse 1802. inclusive, gegen baare portofrey eingesendete Bezahlung, für nachstehende herabgesetzte Preise zu lassen, um den Herren Stadt- und Landpredigern, wie auch andern Liebhabern erbaulicher Schriften, Gelegenheit zu geben, sich dieselben auf eine bequeme Art anzuschaffen.

1) Des Herrn Consistorialraths J. A. Hermes zu Quedlinburg Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahrs, zur Beförderung der häuslichen Andacht. 2 Bände gr. 8. mit des Verfassers Bildniß von D. Chodowiecki, kosten 2 Thlr. 12 Gr. Jetzt, gegen baare Bezahlung 1 Thlr. 12 Gr. Conventionsgeld oder 1 Thlr. 14 Gr. preuß. Geld.

2) Des Herrn Predigers R. Dapp Predigtbuch für christliche Landleute zur häuslichen Andacht und zum Vorlesen in der Kirche. Auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, nach den Evangelien, in einem Bande in 4to, kosten 1 Thlr. 16 Gr. Jetzt, gegen baare Bezahlung 1 Thlr. 5 Gr. Conventionsgeld oder 1 Thlr. 6 Gr. preuß. Geld. Dieses Predigtbuch ist besonders für Kirchen auf dem Lande anzuschaffen, da es zum Vorlesen sehr brauchbar ist.

Wer für 7 Exemplare die Bezahlung portofrey einsendet, bekommt noch außerdem 1 umsonst; für die Bezahlung von

12, außer diesen, 1 umsonst; für 20, außer diesen, 2 umsonst. Diese wohlfeilen Preise gelten nur gegen baare Bezahlung, und bis zu Ende der Ostermesse 1802; alsdann werden beyde Bücher wieder um den gewöhnlichen Preis verkauft. Berlin, den 10ten Julius 1801.

Friedrich Nicolai.

Todesfälle.

1802.

Am 28sten Februar starb zu Erfurt Herr H. A. Frank, Professor und Rektor Emeritus des dasigen evangelischen Rathsgymnasiums, 74 Jahre alt.

Am 21sten April zu Berlin Herr C. L. Strengel, Königl. Preuß. Justizrath, Hoffiskal und Justizkommissar im Departement des Kammergerichts, 36 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Rostock. 1801.

Die Festprogrammen in diesem Jahre wurden von dem Konsistorialdirektor J. M. Martini, als derzeitigem Rektor geschrieben, und enthalten in vier Abtheilungen Bemerkungen über Vormundschaften in Beziehung auf meklenburgische Gesetze.

In der philosophischen Fakultät erhielten nach vorher gegebenen Beweisen ihrer Geschicklichkeit der Kandidat J. F. Pries, und der Wismarsche Schullehrer Herr F. W. Maßmann, die Magisterwürde.

Das Sassische Stipendium veranlaßte folgende akademische Specimina:

J. O. Plagemann Observationes ad quaedam loca N. T. 4 Bog. 8.

J. C.

J. C. W. Berg über die Taufe, in biblischer und philosophischer Hinsicht. 29 Seit. 8.

C. Beckmann über die Feindesliebe, eine Predigt über Matth. 5, 44. 45. 32 S. 8.

J. W. Prehn Beantwortung der Frage: Kann ein Schuldner Pupillen- und Kinder-Gelder ohne vorhergegangenes richterliches Dekret an den Vormund und Vater zahlen? 5 Bog. 8.

1 8 0 2.

Im Februar erhielt Herr Carl Friedrich Prehn aus Rostock, nach vertheilter Inauguraldissertation: de justis limitibus beneficii transmissionis Actorum secundum §. 399 Transactionis novissimae Mecklenburgicae non extendendis, 6½ Bog. 4. die juristische Doktorwürde.

Desgleichen Herr Jo. August Jeebse aus Rostock, dessen Inauguraldissertation auf 5 Bog. 4. de necessitate hominibus propriis in Megapoli imposita, impetrandi consensus nuptialis a dominis villaribus, atque horum facultate limitata illum denegandi, handelt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Derselbe Mährische Edelmann, welcher, wie schon vorher angezeigt worden, einen Preis von 1000 Gulden für das beste Lehrbuch der Menschenliebe zu bezahlen sich erboten hat, setzt überdieß für die nächst beste Preisschrift ein Accessit von 100 Dukaten fest, und verspricht endlich auch noch eine dritte Schrift über diesen Gegenstand, ihrem Werthe angemessen, zu remuneriren.

Auch hat er einen Preis von 50 Dukaten auf die verständliche Beantwortung der Frage:

„Was für Krankheiten, Zufälle und geheime Ursachen tra-
„gen zur Verminderung der Bevölkerung in den K. K.
„Staaten am meisten bey? welches sind die wahren [illegible]
„chen

„chemischen Entstehung, und die sichersten Mittel densel-
„ben zuvor zu kommen?"

Ferner einen Preis von 50 Dukaten auf das gründlich-
ste Werk:

„Ueber den Werth des Lebens eines einzelnen Unterthans
„für den Staat in staatswirthschaftlicher Hinsicht."

Und endlich einen Preis von gleichfalls 50 Dukaten
auf die ausführlichste Beantwortung der Frage:

„Was für Maschinen und Erfindungen zur Rettung des
„menschlichen Lebens aus verschiedenen Gefahren sind be-
„kannt? — und welche von ihnen verdienen vor andern
„den Vorzug?" —

gesetzt.

Die konkurrirenden Schriften müssen vor dem 1sten De-
cember 1802 an die Herren André und Riecke in Brünn
eingesandt werden.

Anzeige kleiner Schriften.

Fragment einer archäologischen Abhandlung über Her-
cules. Womit zu der Prüfung in der Klosterbergi-
schen Schule am 24. und 25. September 1801. ehrer-
bietigst einladet Dr. J. Gurlitt. Magdeburg, bey Hes-
senland. 1801. 26 S. 4.

Der Verfasser, welchen Deutschland bereits längst als
einen seiner belesensten und scharfsinnigsten Archäologen kennt,
beschränkt sich in dieser Schulschrift hauptsächlich auf die Auf-
zählung und Nachweisung derjenigen Darstellungen des Her-
kules in noch vorhandenen Statüen, in welchen er entweder
ohne Handlung, und zwar in verschiedenen Lebensaltern —
oder in Handlung — oder ruhend nach der Arbeit — und
in diesem Genusse der Ruhe entweder allein, oder als Her-
kules Musagetes mit der Lyra in der Hand, und in Verbin-
dung mit Musen und Nymphen vorgestellt wird. — Vor-
züglich interessant ist es, was S. 18. über den bekannten
Torso

Torso, gesagt wird. Der Verfasser pflichtet, nach Aufzählung der verschiedenen darüber von Alten und Neuen aufgestellten Hypothesen, der Meinung Winkelmanns bey; welcher in demselben das Ideal eines vergötterten, ruhenden Herkules sieht, den sich der Künstler, mit Hinweglassung aller menschlichen Ermüdung von Arbeiten, in göttlicher, ewiger Jugend, und folglich in einer mit großer Geschmeidigkeit verbundenen Stärke gedacht hat.

Die klassische Gelehrsamkeit und seltene Beurtheilungskraft des Verfassers bewährt sich auch in dieser kleinen Schrift, und rechtfertigt den Wunsch: daß es ihm gefallen möchte, den, derselben zum Grunde liegenden Gegenstand, einmal ausführlicher als es die so eng gesteckten Gränzen eines Schulprogramms gestatteten, zu behandeln.

De Temeritate sectatorum Kantii, Philosophiae criticae admodum perniciosa. Commentatio, qua V. S. V. et D. C. G. Leishingio A. L. M. Superintendenti Longalissensis etc. diem natalem LXXVI. transigenti, gratulatur C. G. Hellfeldius Diac. Longalissensis. Longalissae, litteris Andreae. 1801. 33 S. 4.

Der Verfasser dieser Gelegenheitsschrift sucht im Eingange derselben zu zeigen: daß fast alle diejenigen, welche neue, ihren Zeitgenossen bis dahin unbekannte Lehren vortrugen, das Schicksal gehabt haben: daß ihre Schüler und Nachfolger von dem wahren, reinen Sinne jener Lehren sich entfernten, und auf allerley verderbliche Abwege geriethen. Er führt an, daß dieß bey Christus und Sokrates der Fall war, und daß derselbe auch im hohen Grade, bey den neuesten Anhängern der kritischen Philosophie eintritt.

Er rügt an diesen vorzüglich:

1) die laut geäußerte Anmaaßung, ausschließlich im Besitze der Wahrheit zu seyn, und die darauf gegründete Verachtung aller, welche sich von der Richtigkeit ihrer Behauptungen nicht überzeugen können.

Diesen Vorwurf belegt der Verfasser mit der Geschichte der Entfernung Fichte's von Jena, und Schellings bekann-

kanntem Streite mit den Herausgebern der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

2) die heftigste Intoleranz gegen alle diejenigen, welche ihr System nicht annehmen.

Diese Anschuldigung wird durch eine kurze Darstellung der Streitigkeiten der kritischen Philosophen mit Reinhard, Herder, Nicolai, Garve und Meiners, und eine Schilderung des inurbanen Ton's, welche jene in denselben anstimmten, unterstützt.

3) Den dunkeln und problematischen Vortrag ihres Systems.

Hier verbreitet sich der Verfasser über die, den kritischen Philosophen eigenthümliche Art, einen jeden, der die von ihnen aufgestellten Grundsätze bestreitet, zu beschuldigen: sie nicht verstanden zu haben.

Jeder partheylose Beobachter des Benehmens mehrerer kritischen Philosophen wird einräumen müssen, daß ihnen diese Vorwürfe nicht ohne Grund gemacht werden. —

Merkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte. Fünftes Stück, von D. H. Hering, Kön. Hofprediger, O. C. Rath und Direktor der Friedrichsschule zu Breslau. Breslau. 1802. 20 S. 4.

Der Verfasser setzt in diesem Stücke, die bereits im vorigen (s. N. A. D. Bibl. Bd. LVIII. St. 2. S. 406) angefangene Abhandlung über die Religiosität König Friedrichs I. fort. Er zeigt, daß dieser Monarch die reformirte Confession, zu welcher er sich bekannte, keinesweges auf Kosten der lutherischen begünstigt, vielmehr für letztere die Universität Halle gestiftet, und viele neue Kirchen erbauet, die in seinen Staaten wohnenden Katholiken bey ihrem Gottesdienste, ihren Besitzungen und Rechten ungestöhrt gelassen, den Mennoniten die gebetene Aufnahme in Litthauen gewährt, die Socinianer in der ihnen von seinem Vater zugestandenen Religionsausübung nicht gekränkt, den Juden nicht nur die bereits besessenen Freyheiten gelassen; sondern diese noch vermehrt, sich des protestantischen Kirchenwesens im deutschen Reiche bey mehrern Gelegenheiten mit Nachdruck an-

angenommen, und vielen um der Religion willen ausgewanderten Franzosen und Waldensern, in seinen Staaten Zufluchtsörter angewiesen habe.

Innere Verfassung der Ungerschen Buchdruckerey. Anerkannt von sämmtlichen Mitgliedern derselben. Im Monat März 1802. Berlin, bey Unger. 29 S. gr. 8. 4 Gr.

Je höher der Rang ist, welchen die Buchdruckerkunst, — dieses edle Vehikel der Mittheilung, — unter den mechanischen Künsten einnimmt, um so mehr ist es zu bedauern, daß sich bey der Ausübung derselben an mehrern Orten, so viele und grobe Mißbräuche eingeschlichen haben, als kaum bey den gemeinsten Handwerkern gefunden werden.

Herr Professor Unger hat in seiner Buchdruckerey mit eben so vieler Zweckmäßigkeit als gründlicher Sachkunde, die in der vorliegenden kleinen Schrift enthaltenen Anordnungen getroffen, von welchen wir bey der Beschränktheit des Raumes, nur der vorgeschriebenen menschlichen Behandlung der Zöglinge, der Abschaffung des sinnlosen Beynamens Kornut, des blauen Montags, und der Trinkgelage in der Officin Erwähnung thun können.

Es ist zu hoffen, daß der S. 5. geäußerte Wunsch, Ordnung und Sittlichkeit allenthalben wiederherzustellen, und die Buchdruckerkunst zu der Höhe, auf welcher sie noch lange nach ihrem Entstehen sich befand, zurückzuführen, in Erfüllung gehen, und das von Herrn U. gegebene treffliche Beyspiel recht viele Nachahmer finden möge.

Ueber das Verhältniß zwischen den Athenienſern und ihren Bundesgenossen. Zur Ankündigung der am 8ten April 1802 zu haltenden öffentlichen Prüfung der obern Klassen des Magdalenischen Realgymnasiums, von J. C. F. Manso, Rektor und erstem Professor. Breslau. 1802. 16 S. 4.

Der durch mehrere größere Werke als ein scharfsinniger und gründlicher Kenner des Alterthums rühmlichst bekannte Verfasser, setzt in dieser kleinen, aber gehaltreichen Schulschrift das Verhältniß der Athenienser zu ihren Bundesgenossen, sehr ein-

einleuchtend auseinander. Er zeigt, daß die Athenienser zuerst in der 65sten Olympiade, durch den Miltiades den thrazischen Chersones in Besitz nahmen; daß die griechischen Städte und Inseln bis zur 78sten Olympiade freye Verbündete blieben, so daß Athen nur die anordnende Gemeinheit war; daß durch die Bereitwilligkeit mit welcher die Verbündeten Geld aufbrachten, um weder Schiffe stellen, noch am Kriege thätigen Antheil nehmen zu dürfen, der Grund zu ihrer Unterjochung gelegt, und jener Geldbeytrag hernach vom Perikles um ein Viertel, vom Alcibiades aber gar um die Hälfte erhöht worden sey. Die Mittel, durch welche die Athenienser ihre Verbündeten in der Abhängigkeit von sich erhielten, werden in der von ihnen oft bewiesenen unerhörten Strenge, und in den angewandten schlauen Kunstgriffen, durch welche sie dem Volke das Uebergewicht über den Adel zu verschaffen wußten, gesetzt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Auf Befehl des regierenden Herzogs von Sachsen-Weimar, ist unterm 11ten November 1801 die Struvesche Noth- und Hülfstafel für den Bürger und Landmann, in den gesammten Weimar- und Eisenachschen Landen dergestalt vertheilt worden, daß jedem Geistlichen, Schullehrer und Schulzen auf dem Lande, ein Exemplar zugestellt worden ist.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Erstes Stück.
Zweytes Heft.

Arzneygelahrheit.

1. Wiedemann, Himly und Roose, über das Impfen der Kuhblattern. Für besorgte Mütter aus dem Braunschw. Magazin besonders abgedruckt, und mit einem Anhange versehen. Herausg. von Theod. Ge. Aug. Roose, Prof. zu Braunschw. Bremen, bey Wilmans. 1801. 4 Bog.

2. Ueber die Kuhpocken und deren Impfung, vom Prof. *Hessert* und Hptm. *Pilger*, 2. Auflage. Giessen 1801.

3. Abhandl. über die Milchblattern, oder sogenannten Kuhpocken, einer leichten und gefahrlosen Krankheit, die auf eine zuverläßige Art vor den Pocken verwahren soll, von J. Heinr. Lavater. 2. Aufl. Zürich. 1801. 8 Bog.

4. Kurze Uebersicht der wichtigsten Erfahrungen über die Kuhpocken, von C. R. Aikin. Aus dem Engl. Berlin. 1801. 8 Bog.

5. *C. R. Aikins* kurzgefaste Uebersicht der wichtigsten Thatsachen, welche bisher über die Kuhp. erschie-

erschienen sind, von *J. Hunnemann*, mit 1. K. Hannover. 1801. 8 gr.

6. Sammlung von Nachrichten, Beobachtungen und Erfahrungen über die Kuhp. Impfung, aus dem Franz. übers. u. m. Anmerk. eignen Wahrnehmungen und Beobachtungen versehen, von *Hessert* und *Pilger*. Giessen. 1801. 12 gr.

7. Die Ausführbarkeit der allgemeinen Einimpfung mit englischen oder sogenannten Kuhpocken bey ganzen Gemeinden, als eine für die ganze Menschheit höchst wohlthätige Sache, in einer zum gemeinnützigen Gebrauch bestimmten Volksschrift praktisch bewiesen und dargethan, von C. H. P. Altersleben, Prediger zu Drersheim im Fürstenthum Halberstadt. Halberstadt. 1801. 6 gr.

8. Medicinisch diätetischer Unterricht über die Natur, Behandlungs und Erleichterungsart der Pocken, von J. Heinr. Oberteuffer zu Herisau. St. Gallen. 1800. 4 gr.

Bald wird Deutschland mit einem Strome von Schriften über die Kuhpocken überfluthet werden, daß die Recensenten in demselben untergehen müßen! Noch glücklich, daß sie fast alle in einem Gange schwimmen, die Theorie bey Seite laßen, und nur das Praktische berühren. Wir wollen die wichtigsten aus obiger Menge hervorziehen, die uns bedeutenden kurz beschauen, und alle ihrem Laufe überlaßen!

Nr. 1. ist die bekannte schöne Erklärung dreyer wackern Aerzte, die mit Wort und That die Bahn mit zuerst in Deutschland brachen. Ihr Zweck ist noch jetzt, die Zweifel über die Sicherung der Kuhpocken gegen die Kinderblattern zu beseitigen. Von den falschen Kuhpocken heißt es in einer Note S. 31: Am fünften Tage zeigte sich Fieber, später keins, die Impfstellen bilden nicht die gewöhnlichen Pusteln, sondern näßende rothe Stellen, die nach einigen.

gen Tagen sich in eine, den unächten, bald in eine diffuse Suppuration übergehenden Menschenblattern ähnliche, breite Pustel verwandeln, ohne den bekannten Umfang zu haben. Der Schorf war und blieb weiß. S. 68. schreibt Herr HR. Brandis, daß er seit länger als zwey Monaten eine Menge geimpfter Kinder der Ansteckung natürlicher Blattern ausgesetzt sehe, ohne daß sie erkranken, und daß er bey seinem eignen (vaccinirten) Sohne gar keine Vorsicht anwende, wenn er von Blatterkranken komme, u. s. w. Im Anhange sind die Einwürfe der Herren Baume und Junker beantwortet; schade, daß Herr R. die pomphafte Erklärung des Herrn Herz noch nicht kannte!

Nr. 2. enthält eine durchaus überflüssige populäre Anleitung zur Impfung der Kuhpocken; die Herausgeber impften eine Kuh mit englischem Eiter ohne Erfolg; dann impften sie über 600 Kinder.

Nr. 3. geht von der Tödtlichkeit der letzten Pockenepidemie aus, wo von 62 Geimpften zwey, von natürlich Blatterkranken das vierte starb. Im Knonauer Amte bey Zürich hat man manchmal Kuhblattern bemerkt. In der Schweiz wurden die drey Kinder des B. Fäsi zuerst vom Verf. vaccinirt. Bis jetzt beläuft sich die Zahl seiner Geimpften auf 73. Die Einwürfe, welche bis zur Zeit, wo er schrieb, bekannt waren, hat er gut widerlegt. Von den 73 mußte er 19 zum zweytenmale, und von diesen 14 zum drittenmale impfen; bey 10 haftete es nicht, und diese und alle andere wurden von den epidemischen Blattern nicht angesteckt. Allgemeinen Ausschlag sah er nicht; aber oft kleine Pusteln am Oberarm. Eins wurde ohne Erfolg reinokulirt. Die meisten befanden sich nachher besser, als vorher; keins bekam eine Folgekrankheit. Zwey Kinder, von Rahn vaccinirt, bekamen nach einigen Wochen die natürlichen Blattern und starben. Doch sagt Herr Rahn, dieser Fall, medicinisch genommen, beweise nichts gegen die Vaccination, da das eine die Kuhpockenkrankheit gar nicht, das andere sie nur unvollkommen gehabt habe.

Nr. 4 und 5. sind gute Uebersetzungen von Aikins schon angezeigter Schrift.

Nr. 6. enthält die bekannten Bemerkungen der französischen Aerzte, die wir übergehn und uns nur beym Nachtrag verweilen

verweilen wollen. Nach demselben beläuft sich die Zahl der Vaccinirten um Giessen auf mehr als 1200, welche mitten unter der fürchterlichsten Epidemie die Krankheit leicht und gut überstanden. Durch Impfung aller Kinder haben sie die Krankheit, welche schon verschiedentlich ausgebrochen war, sogleich verbannt. Die Vorrede bey diesem, und die Einleitung zu dem obigen Werke der Verf. verdienten eine Rüge, wenn wir Raum dazu hätten. Dort, dem Herrn Landgrafen gewidmet, ist die Rede von Extrementen; hier von Nothzüchtigung der Kunst durch die Brownischen Aerzte! Sonderbare Begriffe, sonderbar vorgetragen!

Nr. 7. Wenn man sich bey der Lektüre der vorigen Schrift von einem medicinischen Professor kaum des Unwillens erwehren kann: so wird durch die gegenwärtige, wie durch ein mildes Ableitungsmittel, diese Stimmung allmählig so verändert, daß man sich am Ende in eine recht wohlthuende Behaglichkeit versetzt fühlt. In jeder Zeile weht der Geist einer sanften Humanität und eines edlen Wohlwollens, ein Streben, jedem Leser so viel Gefühl für das Gute und Große der neuen Entdeckung einzuhauchen, als nur möglich ist. Der Verf. nahm von Matth. 2. Gelegenheit, die Impfung der Kuhpocken seiner Gemeinde ans Herz zu legen, und der Erfolg war: Noch diesen Tag traten mehrere Väter zusammen, schlugen einige Tage darauf bey ihrer Gemeindeversammlung, wozu der Verf. auch eingeladen ward, die Impfung mehreren vor, und am Ende wurden sämmtliche Kinder dieses Dorfes, 70 an der Zahl, inokulirt. Dem Einwurfe seiner Bauern, daß die Kuhpocken etwas Thierartiges seyen, begegnete der Verf. sehr populär und passend damit, daß sie dann niemals Rindfleisch essen dürften. — Der Rec. hat das ähnliche Glück gehabt, in einem Dorfe alle Kinder, bis auf sieben, zu vacciniren. Sein Impfplatz war eine schöne dichte Linde, unter welcher sich das Dorf versammelte.

Nr. 8. ist eine populäre Anweisung, die menschlichen, wahren und falschen Pocken zweckmäßig in diätetischer Hinsicht zu behandeln. Die eigentliche Behandlung, der Zweck dieser anderthalb Bogen, nimmt nur vier Oktavseiten ein; das übrige, also den bey weitem größern Theil hat die Einleitung, Dedikation, Beschreibung der Krankheit und Impfung hinweggenommen. — Dinge, die theils gar nicht,

 theils

theils weit kürzer und wirklich auch dieser Fächer hätten müssen und können abgehandelt werden.

Annalen der Entbindungslehranstalt auf der Universität zu Göttingen, vom Jahre 1800. nebst Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften für Geburtshelfer, von Fried. Benj. Osiander. Erster Band. Zweytes Stück. Göttingen, bey Dietrich. 1801. mit 1. K. 176 S. 8. 12 Gr.

Dieses Stück enthält: 1, Geburten auf dem Entbindungshospitale zu Göttingen. In den Monaten April, Mai, Junius fielen 21 Geburten vor. Neun endigte die Natur allein, zwölf die Kunst, eilf wurden mit dem Kopf des Kindes voran durch die Zange, eine durch die Wendung auf die Füße und mit der Zange bey zuletzt kommenden Kopfe beendigt. Alle Mütter verließen das Hospital gesund; obgleich eine an einem gallicht-rheumatischen Fieber sehr gefährlich gelegen hatte. Von den Kindern starb nur das zuletzt gebrachte, als unzeitig, und im Mutterleib schon krank. — Das ist das Resultat der in den Annalen weitläuftig angeführten, mitunter lehrreichen Geburtsfällen, welche der Verf., wie im ersten Hefte, hinreichend kommentirt. Wir führen daraus an, daß der Verf. glaubt, Schwängerungen, welche kurz vor der Zeit, wo die Reinigung wieder erscheinen sollte, oder welche gar, (was doch gewiß selten der Fall ist) während derselben erfolgen, seyen nie gut; die Schwangern befänden sich übel, die Kinder kämen entweder zu früh, oder seyen sonst elend und meist Knaben. Eben so befänden sich auch Frauen, welche gleich in den ersten Tagen nach dem Aufhören der Reinigung empfiengen, selten wohl, doch seyen die Kinder besser. Am besten gehe die Conception von Statten vom dritten bis zum vierzehnten Tage nach der Reinigung. (Rec. fordert die Geburtshelfer auf, über diese Sätze genaue Beobachtungen anzustellen, und sie zu vergewißern.) Eine Bauersfrau entband der Verf. von einem hydrocephalischen Kinde, welches auch auf der Kupfertafel abgebildet ist, dadurch, daß er in den Wasserkopf eine gerade Scheere stach, und einen weiblichen Katheter in diese Oeffnung, dann das Kind mit der Zange herauszog. Bey den Schwanger-

 schaften

Mütter mit Mädchen befinden sich zum erstenmale Schwangere entweder recht wohl, oder recht übel. (Der Rec. hält diesen allgemeinen Satz für unrichtig. Es läßt sich durchaus kein Schluß vom Befinden der Mutter, auf das Geschlecht der Frucht machen.) 2 Namen der Studirenden und der Hebammen, welche die Anstalt besuchen. 3. Anzeige und Beurtheilung neuer Schriften, nebst kurzgefaßten Nachrichten für Geburtshelfer. Es zeichnet sich darunter aus a) Wrisberg Commentar, wo Herr O. folgende merkwürdige Data zu der famösen uteri post partum resectione anführt: Die Person, Udin, lebt noch zu Reyershausen mit der damals gebornen Tochter, welche im Verlaufe zweymal unehelich, einmal von ihrem eignen Vater, niederkam. Die Operatrice, die Hebamme Rippelin, damals etliche funfzig Jahre alt, nie unterrichtet, glaubte ihre fehlerhafte Hülfe durch die Operation zu verbergen. Sie operirte mit einem stumpfen Brodmeßer. Viele Wochen nach der Operation ward die arme Udin immer ohnmächtig, wenn sie stand, und sank immer auf die rechte Seite nieder. Das Liegen auf der rechten Seite konnte sie ohne Polster nicht aushalten. Bey alle dem stillte sie das Kind qu. ½ Jahre lang selbst. Lust zum Beyschlafe hatte sie in der Folge nicht, immer Schmerz dabey, nie wieder die Reinigung oder etwas Aehnliches. Sie ist ungewöhnlich stark behaart an der Schaam. Den Scheidengrund kann man leicht mit den Fingern erreichen. In der Mitte deßelben fühlt man eine Stelle, wie ein kleines orific. uteri; von da geht eine Narbe schräg nach hinten und die rechte Seite herab, und rechts tiefer, nach vorne zu endigt sich der zweyte Ast der Narbe gleichfalls in ein Grübchen. b) Theoretisch-praktische Abhandl. über die Geburtshülfe, aus dem Franz. mit Anmerk. von J. R. Starke. c) Ueber einige Ursachen der Unvollkommenheit der Geburtshülfe, von Gumprecht. Beyde Anzeigen sind, wie man schon einigemal an Herrn O. bemerkt hat, mit großer Leidenschaft abgefaßt! 4) Miscellen. Ein stehender Artikel, der seinen Werth hat!

Mz.

S. Th. Sömmerring de corporis humani Fabrica. Tom. sextus, de Splanchnologia. Traject. ad Moen.

Moen. Sumt. Varrentrapp et Wenner. 1801. 340. pag. 8. 2 Rh. 10 kr.

Gut wäre zwar, wenn es dem Verf. gefallen hätte, auch die Splanchnologie zu beendigen. Das ist aber hier nicht geschehen, wie man vielleicht dem Titel nach vermuthen möchte. Vielmehr giebt diese Uebersetzung, deren Werth übrigens bekannt ist, nur das wieder, was in der deutschen Ausgabe dieses Werks von diesem Theile der Anatomie bearbeitet war. Auch die Zahl und Ordnung der Paragraphen hat Rec. unverändert und nirgendswo Zusätze gefunden, als in dem Verzeichniße der Schriften, wo die neuern nachgetragen sind.

Ph.

Ein Wort über die Wirkungsart äusserer Einflüsse, und Versuch einer Klassification derselben in Hinsicht auf Wirkungsart. Jena, bey Stahl. 1801. 8. 78 S. 6 kr.

Aus dem Vorberichte erfähret man, daß der Verf. dieses Schriftchens S — k Edler von Wenzelstein heißt, und solches in Wien als Schüler geschrieben habe. Er nimmt chemisch und mechanisch wirkende äußere Einflüsse an, die in Klassen und Ordnungen abgetheilet sind. Z. B.

I. Klasse. I. Ordnung. Einflüsse, die vermöge der Affinität ihrer Grundstoffe zu jenen des Organismus, in selben eindringen, folglich auf Kosten der Cohäsion eine Veränderung in der Lage und Mischung der Grundstoffe deßelben zu bewerkstelligen zwar trachten; wegen der größern Cohäsionskraft der Grundstoffe des Organismus unter einander aber, wieder zum weichen gezwungen werden. II. Ordnung. Einflüße, die eben wie die der vorigen Ordnung durch Affinität einwirken, denen aber eine Gegenwirkung entspricht, die nicht bloß quantitative, sondern selbst qualitative von der gehörigen abweicht. Die qualitative Gegenwirkungsveränderung kann entweder durch fehlerhafte Beschaffenheit der äußern Einflüße, auch bey gehöriger Beschaffenheit der Organisation, oder umgekehrt erzeugt werden. III. Ordnung. Einflüsse die eben so wie die incitirenden, und jene der zwey-

ten Ordnung, die durchs Incitiren das Verhältniß der organischen Mischung in etwas ändern, vermöge der Affinität ihrer Grundstoffe zu jenen des Organismus in selben eindringen, aber wegen einer hierdurch bewirkten zu weiten Entfernung der Grundstoffe des afficirten Organs von einander, dieses unfähig machen, entgegen zu wirken, d. i. Lebensverrichtung zu äußern. Die zweyte Klasse begreift die mechanischen Einflüße (äußere Gewaltthätigkeiten) in sich; hierunter werden auch die innern Reize gezählt.

Zu einer Zeit, wo es an der Tagesordnung ist, die Grundsätze der Erregungstheorie mit den hypothetisch angenommenen Urgesetzen der Materie zu vereinigen, können Schriften, wie die vorliegende, keine seltene Erscheinung seyn. Die herrlichen Früchte, die der praktischen Heilkunde aus diesen Untersuchungen in den physiologischen Untiefen erwachsen sollen, und ihr von Ferne gezeigt werden, sind bey jeder Aerndte bis jetzt noch so kärglich ausgefallen, daß sie kaum nennenswerth sind! Rec. wird zu einer andern Zeit diese Behauptung evident beweisen.

Der Vortrag des Verf. ist an verschiedenen Stellen verworren, der Gegenstand oberflächlich nicht tief genug überdacht, und das Raisonnement keinesweges dazu geeignet: »wenigstens den Gedanken an die Möglichkeit, daß erschaffene Geister auf diesem Wege (der Physik und Chemie) noch einst ins Innere der Natur, trotz Hallers schwärmerischen Machtspruch, eindringen werden, rege zu machen!“

W. Cruickshank's Versuche und Erfahrungen über die Wirksamkeit des Sauerstoffs zur Heilung der Lustseuche. Aus dem Englischen mit einer Einleitung von D. J. C. F. Leune. Leipzig, bey Reinicke. 1801. XX und 60 S. gr. 8. 6 gr.

Girtanner stellte bekanntlich die Theorie auf, daß die Wirkungen, welche die verschiedenen Quecksilberzubereitungen auf den menschlichen Körper hervorbrächten, bloß von dem Sauerstoffe mit dem sie verbunden wären, herrührten, und daß folglich die antisyphilitischen Wirkungen jener Mittel, diesem entbundenen Princip zugeschrieben werden müßten.

Sein

Seit der Zeit ist das deutsche medizinische Publikum durch mehrere französische, englische und deutsche Schriften auf die wichtige Materie, die Lustseuche durch Sauerstoff zu heilen, aufmerksam gemacht worden. Unter diesen hat die vorliegende wohlgerathene Uebersetzung einen vorzüglichen Werth.

Der Verf. bediente sich zu seinen Versuchen der Salpetersäure, der oxygenirten Salzsäure, der Citronensäure, und des oxygenirten salzsauren Gewächsalkali.

Die Patienten wurden sorgfältig behandelt; und die Symptomen vor der Cur, die wichtigern und bemerkenswerthern Veränderungen während der Cur, die Gaben der verschiedenen Mittel, die Wirkungen, die sie in dem Körper und in der Krankheit hervorbrachten, und endlich der Ausgang und das Resultat der ganzen Behandlung, nebst der Zeit, wie lange sie überhaupt gedauert hat, werden im Allgemeinen genau angegeben.

Uebrigens betreffen die hier mitgetheilten 17 Fälle bloß ursprüngliche oder pantopathische venerische Zufälle, deren venerische Natur gar nicht zu verkennen war, und bey denen gar keine Quecksilber-Mittel gebraucht worden waren. Die Diät bestand in Milch, Fleischspeisen, Brod, vegetabilischen Speisen, und Tischbier.

Das Resultat dieser Beobachtungen ist folgendes: Die Sauerstoffhaltigen Mittel wurden des Tags über vier Mal gegeben; die Gaben deßelben wurden erhöhet, und nach Umständen vermindert. Zuweilen mußte mit diesen Mitteln abgewechselt werden, wenn ein bestimmtes Mittel keinen Dienst leistete. Die erste Gabe von der Salpetersäure war täglich eine Drachme in 20 Unzen Wasser verdünnt; die höchste Gabe, drey Drachmen. Von der oxygenirten Salzsäure ließ man täglich vier Mal, jedesmal fünf Tropfen in einer Unze Wasser verdünnt nehmen, und allmählig bis zu funfzig und mehrere Tropfen steigen. Die Citronensäure wurde von einer Unze, in zwey bis drey Unzen Wasser bis zu eilf Unzen verordnet: und das oxygenirte salzsaure Gewächsalkali von 12 bis zu 40 — 48 Gran. Die allgemeinen Wirkungen der Säuren bestanden in einer verstärkten Eßlust, in einer Vermehrung des Abgangs des Urins, in einem bald größern bald geringern Durste, einer

weißen Zunge, auch in einer verstärkten Thätigkeit des ganzen Systems, wobey sich zugleich, wenn man dem Kranken zur Erleichterung der Zufälle zur Ader ließ, eine gewisse Zähigkeit des Bluts zeigte. Die Salzsäure schien am wirksamsten zu seyn, die Citronensäure hingegen die geringste Wirksamkeit zu besitzen. Die Salpetersäure griff in einigen Fällen vorzüglich die Därme an, weßwegen auch des Abends, jedesmal vor Schlafengehen, ein Gran Opium gegeben wurde. Das salzsaure Gewächsalkali mit einem Ueberschuß von Sauerstoff, verursachte zwar in einem höhern Grade als die übrigen Säuren, Durst, eine weiße Zunge, und eine verstärkte Thätigkeit des ganzen Systems; allein die Verstärkung des Harnabgangs und des Appetits war nicht groß. Unter allen Mitteln giebt der Verf. diesem den Vorzug. Die Dauer der Krankheit war zwey bis sechs Wochen. Während der Cur beybachteten die Patienten kein besonderes Verhalten, sondern hielten sich außer dem Bette. Die meisten Patienten klagten zwar über Schmerzen in dem Munde; aber dieß war gewiß eine örtliche Wirkung der angewandten Säuren; denn niemals entstand ein Speichelfluß, und das Zahnfleisch war nicht so beschaffen, wie es bey einem fortgesetztem Gebrauche des Quecksilbers zu seyn pflegt. Ihr Gebrauch zog gar keine schlimme Folgen nach sich; im Gegentheile, sie schienen überhaupt, besonders das oxygenirte salzsaure Gewächsalkali, dem der Sauerstoff bekanntlich locker anhängt, ihre Wirkung schnell und leicht hervorzubringen. Auch andere Krankheiten, z. B. die Skropheln, wurden nicht durch sie aufgeregt.

Der Verf. theilt im zweyten Abschnitte noch allgemeine Betrachtungen über die bisher erzählten Fälle mit, so wie der Uebersetzer in der Einleitung einigen wichtigen Zweifeln aus theoretischen Gründen zu begegnen sucht. Indessen wird auf diesem Wege vor der Hand nichts gewonnen, weil nur fortgesetzte Erfahrungen und Versuche für oder wider die Wirksamkeit dieser Mittel entscheiden können.

Wichtiger sind einige Bemerkungen, die der Verf. in einem Nachtrage seiner Beobachtungen angehängt hat. Hier erfährt man: daß der Verf. und andere Aerzte die Säuren nicht allein in ursprünglichen, sondern auch in nachfolgenden venerischen Zufällen heilsam gefunden haben. Im Allgemeinen entstanden nicht leicht Bubonen; nie nehmen sie

einen

einen großen Umfang ein, aber brachten jene fürchterliche Eiterung hervor, wie dieß oft, bey dem Gebrauche des Merkurs, der Fall ist.

Es ereignete sich zuweilen, daß bey manchen Körpern, z. B. bey skrophulösen, das oxygenirte salzsaure Gewächsalkali, besonders wenn es in sehr großen Dosen als zu dreyßig und mehr Gran, täglich vier Mal, gegeben wurde, durch den Urin unzersetzt abgieng, und wenig oder gar keine Wirkung, weder auf die Krankheit, noch auf das System überhaupt äußerte. In solchen Fällen klagen die Patienten oft über ein Brennen bey dem Abgange des Harns, den sie häufig und in großer Quantität ausleeren. Um diesen Umstand genau zu untersuchen, soll man den Urin abdampfen laßen, und dann durch Weingeist und eine wiederholte Krystallisation, den salzigen Stoff von dem Extractivstoffe scheiden. Auf diese Art kann man dann leicht das oxygenirte Salz durch seine krystallische Gestalt und durch sein Platzen, wenn man es auf glühende Kohlen wirft, entdecken. Um diesem Uebel abzuhelfen, wurden nach jeder Gabe dieses (am besten in einer flüssigen Form zu gebenden) Salzes zehn oder zwölf Tropfen von einer Säure, z. B. Salzsäure, mit Wasser verdünnt, gegeben.

Nicht selten entsteht auf den Gebrauch dieses Mittels ein Ausschlag auf der Haut, von dunkelrother Farbe, der zwar mit den venerischen Flecken und Blattern viel Aehnlichkeit hat; aber sich doch von diesen unterscheiden läßt, und bey fortgesetztem Gebrauch des nämlichen Mittels in 2 — 3 Wochen verschwindet.

Ein bemerkenswerther Umstand in Ansehung der neuen Mittel ist dieser, daß sie jederzeit mit der größten Zuverläßigkeit und Schnelligkeit wirkten, wenn der Körper geschwächt war. Endlich verband man auch die Säuren mit dem Merkur; aber der Erfolg entsprach den Erwartungen in dreyzehn Fällen nicht. Nur dann war diese Art von zusammengesetzter Behandlung offenbar vortheilhaft, wenn das Quecksilber erst dann gegeben wurde, wenn die vorher angewandten neuen Mittel schon seit einiger Zeit, eine hinlängliche Wirkung auf den Körper ausgeübt hatten.

Wer

Wer solche verdienstliche Versuche, wie vorliegende sind, zu machen Gelegenheit hat, dem empfiehlt Rec. aus Erfahrung auf folgende Dinge Rücksicht zu nehmen.

1. Man wähle von den wirklich venerischen Patienten solche aus, von denen man überzeugt ist, daß sie vor der Cur mit den Sauerstoffhaltigen Mitteln, keine Mercurialia gebraucht haben.

2. Man sorge dafür, daß sie auch während der Cur kein Quecksilber unter irgend einer Form anwenden, z. B. durch Schmieren der Chanker, u. dergl.

3. Neben dem Sauerstoff muß man auch von keinen andern Mitteln Gebrauch machen. Gegen diese Regel hat selbst der Verf. dieses Werks gesündiget.

Er ließ z. B. eine schwache Auflösung von Bleyzucker äußerlich auf die Chanker legen. Nun aber weiß man, daß dieses Mittel austrocknet, und daher eine scheinbare Heilung dieses Uebels bewirken kann.

Herr C. versichert zwar, daß alle Patienten nach 18 Monaten keine Rückfälle bekommen, und daß sich auch in keinem einzigen Falle Symptomen der allgemeinen Lustseuche eingestellt hätten; wer ist aber sicher davor, daß es nicht noch geschehe? Mitunter wurden auch kalte Fomentationen, erweichende Breyumschläge auf die Bubonen und einige Mahl China und Elektricität angewendet.

Rec. räth statt dieser Mittel auch äußerlich die Säuren zu versuchen.

4. Man laße sich während der Versuche in keine theoretische Spekulationen ein, und suche ja nicht, jene diesen anzupaßen. Ob die säurefähigen Substrate oder Grundlagen aller jener Mittel den größten Antheil an der heilsamen Kraft derselben wider die venerischen Krankheiten besitzen; oder ob der Sauerstoff dazu dient, den Körper für die Einwirkung der säurefähigen Grundlagen desto empfänglicher zu machen? Ob der Sauerstoff in den genannten Mitteln nur negativ oder reizvermindernd wirke? Oder ob er das Gegentheil thut? ob er eine specifische Veränderung in dem venerischen Ansteckungsstoffe chemisch hervorbringen? oder ob er eine neue und veränderte Thätigkeit

keit in dem Körper zur Folge hat, kraft welcher die veneri-sche Reizung aufgehoben wird u. dergl. muß dem Beobachter, der Versuche anstellt, ganz gleichgültig seyn; denn so viel wir auch theoretisch raisonniren, können wir es doch niemals wirklich wißen und erfahren.

5. Vorzüglich nützlich wird es seyn, diese Versuche nicht bloß auf solche Kranke einzuschränken, die an örtlichen venerischen Zufällen leiden; sondern auch auf solche auszudehnen, die schon mit der allgemeinen Lustseuche behaftet sind. Denn nicht selten werden Lokalaffektionen an den Zeugungstheilen für venerisch gehalten, die es wirklich nicht sind. Die Wichtigkeit der Sache, und die Zeugniße so vieler rechtlichen Männer, von W. Stott an bis auf Cruickschank's, sollten es einem jeden Arzte, der venerische Patienten zu behandeln Gelegenheit hat, zur Pflicht machen, mit dem Sauerstoffe Versuche anzustellen. Rec. wenigstens ist überzeugt, daß das Quecksilber keinesweges das einzige, oder, wie es bisher genannt wurde, specifische Mittel wider die Lustseuche sey.

Br.

Lippisches Dispensatorium. Aus der lateinischen Urschrift verdeutscht, verbessert und vermehrt von dem Herausgeber *Joh. Christ. Fried. Scherf.* D. etc. *Zweyter Theil.* Lemgo, bey Meyer. 1801. 96 S. Einleitung. 456 S. Text. 46 S. Register. 8. 2 Rthl.

Dieß unter die besten Apothekerbücher unsrer Zeit zu rechnende Dispensatorium hat durch die neue Bearbeitung noch sehr gewonnen. Die Vermehrung der Seitenzahl auf 230 bey kleinern und engern Druck beweiset schon die Vermehrung im Vortrage, welche zur wahren Verbeßerung des Ganzen gereicht. So ist hier z. B. die neue pharmacopoea Borussica benutzt, eine umständlichere Angabe der pharmaceutischen Bereitungsarten beygebracht, zur Kenntniß der Güte chemischer Mittel genauere Anweisung gegeben, die neue beßere Nomenklatur beygefügt; obgleich die ältere und noch gebräuchlichere zu den Hauptnamen beybehalten ist. Dieser

ser sind noch die abweichenden Namen der Arzneyen aus den den Pharmakopöen zugesellet, daß die Synonymie vollständig erscheint. Im Vergleich mit der Urschrift finden sich folgende neue Zusätze: in der Einleitung S. 20. Hanf, Hede oder Werk zum Durchseihen, S. 21. Aussüßungstopf S. 22. Eiserne Eindickungspfanne statt des Cacabus inspissatorius Stanneus der Urschrift, S. 29. Eiserne Retorten, S. 54. pneumatisch-chemischer Apparat. S. 35. Lampenofen — als Reagentien, S. 36. Blaues Lakmuspapier nach einer beßern Bereitungsart, geröthetes Lakmuspapier, S. 37. Blaugemachtes Fernambukpapier, S. 38. Kohlenstoffsaurer Ammoniak, S. 39. Salzsaurer Baryt in Wasser aufgelöst, S. 40. Schwefelsaure Silberauflösung, Salpetersaure Bleyauflösung, S. 41. Hahnemannische Weinprobe, S. 42. Königswasser, Sauerkleesaures Kali, S. 43. Höchstentwässerter Weinalkohol, S. 44. Blausaures Kali, S. 49. n. 5. ist das Cohobiren deutlicher bestimmt. — S. 55. n. 6. wo von Verfälschung ätherischer Oele vermittelst eines ausgepreßten Oels die Rede ist, wird des Baumöls statt des Beenöls, vielleicht aus Schuld des Setzers erwähnt. — Die Vorschriften und Erinnerungen bey pharmaceutischen Arbeiten sind durch bedeutende Beyfügungen deutlicher gemacht und verbeßert, welche hier aber nicht angegeben werden können. Sie sind in 10 Abschnitten vorgetragen, und die beyden der Urschrift von Salben, Linimenten, Ceraten, Balsamen und von Morsellen, Rotulen, Kügelchen ausgelaßen. — Im Vortrage der Arzneymittel selbst ist die Eintheilung in drey Abschnitte beybehalten; überall aber die Bemerkung der Dosis weggelaßen. Hinzugefügt sind folgende, in der Urschrift nicht befindlichen Mittel im 1. Abschnitt: acidum phosphoricum, aethiops antimonialis, alcohol aceti nach Westrumdorf — S. 18. bey der vorgeschlagenen Reinigungsmethode des Eßigs von anklebender Salz- und Vitriolsäure, indem jene durch Schwererde und diese durch Braunstein bewirkt werden soll, hat sich ein Irrthum eingeschlichen, den jeder Sachkenner einsieht. — Aqua herbae cochleariae, stipitum dulcamarae, fol. Laurocerasi cohobata, welches jedoch von Aqua laurocer. simplici nicht verschieden seyn kann, Aqua petroselini, und rutae. Daß dem gemeinen Waßer Kohlenstaub zugesetzt werde, um Aquam destillatam simplicem zu machen, ist ein wohlbedachter Zusatz. — Calx antimonii

timonii cum sulfure, gryseo, Calx concharum. Salita, Conserva foliorum sabinae, crocus martis adstringens, Extractum cardui tomentosi, chinae frigide paratum, herbae gratiolae, martis cydoniatum, nucis vomicae scillae, foliorum taxi, Valerianae frigide paratum, und gummoso resinosum, liquamen s. oleum martis, Liquor terrae foliatae tartari purus, mercurius cinereus, (oleum amygdalarum dulcium expressum sollte wie in der Urschrift im zweyten Abschnitte stehen) oleum aethereum chamomillae, baccarum Juniperi, und foliorum Sabinae, oleum infusum fabarum sancti Ignatii, oleum expressum nucum moschatarum, pulvis pectoralis, pulveres simplices cort. chinae regii. glandium quercus, Opii, radicis colchici Salep, Salis alcalini mineralis, Saponis Cacao, jalappini, medicati, spermatis ceti, — Sapo guaiacinus medicatus, welche der alicantischen gleich ist, Soda phosphorata, Spiritus angelicae compositus, aromaticus acetatus, mastiches compositus, spongia marina praeparata (mit arabischem Gummi durchzogen, statt des Wachsschwamms) Syrupus Gummi ammoniaci, balsamicus, colchici, croci simplex, senegae, Terra foliata tartari, — tinctura chenopodii mexicani, digitalis purpureae, gratiolae, macis, nervina, pini composita, rhei vinosa Darelii, Salis tartari (welche mit Recht auch für tinct. Antimonii acris gilt), Scordii composita, succini balsamica s. aetherea (ob sie vom Bernstein viel Kraft bekommen mag?) Vitriolum album factitium, Zincum purum s. depuratum. — Im 2. Abschnitte: acidum phosphori dilutum, Aqua calcis concharum, Aqua ophthalmica mercurialis, cataplasma resoluens, ventrale, Clyster sedatiuus, collyrium e borace, ex vitriolo albo, Cremor tartari solubilis crudus, decoctum calcis Antimonii cum Sulfure, decoctum malti, und Salep. — Emplastrum aromaticum, emulsio gummosa, linimentum ad ambusta, das doch wohl nicht besser hilft als die Stahlsche Brandsalbe, linimentum diureticum, wo das Terpenthinöl die Hauptsache ist, Liquor vulnerarius simplex aus Branntwein und Essig, oleum laxativum aus Jalappenseife und Mandelöl, Oxycratum simplex und spirituosum, pulvis emeticus, saccharum clarificatum et ad consistentiam tabulandi coctum, solutio ferri muriatici, lapidis caustici, tartari emetici s. emetica, verschiedne Spiritus, die aus Weingeist und ätherischen Oelen leicht bereitet werden, als absynthii anisi, anthos, etc. Spiritus ange-

angelicae compositus — Sapo acido vegetabilis. — Im 3. Abschnitte: Ammonium sulfuratum, Aqua acris fixi, alcalini aerata, Aqua s. balsamus embryonum; balsamus saponis camphoratus, cerevisi mitigantes s. saturnini, Emplastrum aromaticum, belladonnae, nigrum sulfuratum; lapides cancrorum cribrati, Liquor mercurii nitrosus, nervinus Pe-seboomii, mars solubilis alcalisatus; mercurius acetatus und phosphoratus, naphtha Vitrioli phosphorata, nitrum cubicum, oleum galbani aethereum und nucum moschatarum infusum, pulvis mundificans, und puerorum solecti-vus Kleinii, Sal absynthii citratus, Sal oxygenatus, sal alcali vegetabile crystallisatum, sapo Gummi guttae, sapo mercurialis, Spiritus tartari empyreumaticus, Tinctura antipyretica Cluttoni und myrrhae phosphorata, oculorum populi, Unguentum oxygenatum. — Verschiedene Formeln der Urschrift sind weggelassen, als im 1. Abschnitte: Balsamus saponis, confectio cynae, conserva atriplicis foetidae, florum rosarum, die doch sonst sehr im Gebrauch ist; Emplastrum galbani crocatum, ischiadicum, extractum Jalappae resinoso gummosum, ligni quassiae resinoso gummosum (beyde sehr mit Recht) pulsatillae nigricantis, purgans, massa pilularum resolventium, mackarum rosarum, oximel colchici, welches aller Orten nicht gleich wirksam ist, regulus antimonii martialis, resina succini, sal polychrestum Glaseri, Spiritus aromaticus, juniperi, melissae, Spongia marina cerata, Syrupus cicutae, ipecacuanhae, pectoralis, tinctura antimonii acris, oculorum populi, rhei dulcis, vitriolum album purificatum — im 2. Abschnitte: aqua nephritica, decoctum corticis chinae, Emplastrum opiatum, emulsio oleosa, gargarisma adstringens, gelatina cornu cervi simplex und acida, infusum ipecacuanhae, maltae, orchidis, squillae vinorum compositum, pilulae rhabarbarinae im 3. Abschnitt: crystalli argenti nitrosi, elixirium pectorale Wedelii, essentia alexipharmaca Stahlii, morsa pilularum Rosi, mercurius praecipitatus fuscus, naphtha nitri, saccharum mercurii, pulvis bezoardicus Stussii, Spiritus vini tartarisatus, tinctura res. guajaci simplex, trochisci bechici albi. — Die Vorschriften haben zum Theil selbst ansehnliche Veränderungen erlitten, so daß die Uebersetzung und die Urschrift ohnmöglich zugleich für die Apotheker zur Richtschnur dienen können, wenn diese nicht von manchem Präparate einen doppelten Vorrath haben sollen.

pflen. Z. B. zum aceto scillitico schreibt die Urschrift sechs Theile Eßig und die Uebersetzung zwölf vor. Zu einigen destillirten Wäßern erlaubt die Uebersetzung an zuzusetzendem Wäßer nur ⅓ der Quantität in der Urschrift. Das Ceratum Saturni enthält, nach der Urschrift zwanzig Theile Baumöl, vier Theile gelb Wachs, fünf Theile Bleyglatteßig, nach der Uebersetzung achtzehn Theile Baumöl, acht Theile Wachs, fünf Theile von eben dem Eßige — das Emplastrum album wird nach der Urschrift aus gleichen Theilen Baumöl und Schieferweis gekocht, nach der Uebersetzung in Folge der preußischen Pharmacopoe aus neun Theilen Baumöl, sechszehn Theilen Schieferweis, einem Theil weißen Wachs, wenn die preuß. Ph. zwey Theile nimmt. — Emplastrum cantharidum hat nach der Urschrift Wachs fünf Theile, Terpenthin, Baumöl von jeden 1½ Theil, spanisches Fliegenpulver, vier Theile nach der Uebersetzung Wachs, acht Theile Terpenthin, Baumöl von jedem zwey Theile, Canthoridenpulver sechs Theile. — Empl. canthariad. perpetuum nach der Urschrift Euphorbienpulver zwey Loth, Mastix sechs Loth, Cantchariden drey Loth, Terpenthin acht Loth, nach der Uebersetzung vom ersten zwey Loth, vom zweyten acht Loth, vom dritten vier Loth, vom vierten acht Loth. — Emplastrum Cicutae nach der Urschrift sechs Theile gelbes Wachs, zwey Theile Bilsenkrautöl, von jedem der folgenden drey Theile; nämlich Ammoniakgummi, Schirlingsextract und Pulver von Schirlingskraute; nach der Uebersetzung eben so viel Wachs, drey Theile Rüböl ein Theil und zwey Theile Krautpulver. Emplastrum diachylon compositum, nach der Urschrift vom weißen Pflaster zwölf Th., Ammoniak und Gelbengummi von jedem ein Theil, Terpenthin vier Theile, nach der Uebersetzung vom weißen Pflaster 24 Theile, Ammoniakgummi drey Theile, weißem Harze zwey Theile, Terpenthin ein Theil. — Emplastrum mercuriale nach der Urschrift laufendes Quecksilber drey Th. mit Terpenthin ein Theil, gedämpft gelben Cerat zwölf Th., nach der Uebersetzung aschgrauen Quecksilberkalk ein Theil. gelben Cerat 24 Theile, gelbes Wachs sechs Theile. — Emplastrum meliloti, gelbes Cerat achtzehn Theile, Steinkleeblumenpulver sechs Theile, Ammoniakgummi ein Theil, nach der Uebersetzung gelbes Cerat funfzehn Theile, Rüböl zwey Theile, Pulver von Steinkleeblumen, schwarz Bilsenkraut von jedem 2½ Theil, Ammoniakgummi zwey Theile,

Laudanum liquidum Sydenhami nach der Urschrift rohen Mohnsaft ein Theil, Safran ½ Theil, Zimmtkalche ⅛, spanischen Wein neun Theile, nach der Uebersetzung Mohnsaft ein Theil, Safran ⅛, Gewürznelken, Zimmtkalche, von jedem ⅛, Wein zwölf Theile, — In der massa pillolarum scilliticarum macht nach der Urschrift die Meerzwiebel ¼, aber nach der Uebersetzung ⅛ nur der ganzen Mischung aus. — Pulvis alexiterius s. Doweri nach der Urschrift Mohnsaft und Brechwurzel von jedem ein Theil, Doppelsalz neun und nach der Uebersetzung vom letzten acht Theile. — Pulvis alterans Plumeri nach der Urschrift versüßten Quecksilber und Spießglanzgoldschwefel von jedem gleiche Theile, nach der Uebersetzung vom ersten zwey, vom letzten ein Theil. — Pulvis antacidus infantum nach der Urschrift sechzehn Th. weiße Magnesia vier Theile, Süßholzpulver ein Theil, Zimmtpulver, nach der Uebersetzung zwölf Theile, Magnesia und Florentinischer Veilwurz., Süßholz-Baldrianpulver von jedem zwey Theile. — Sapo antimonialis ist nach jedem Buche verschieden zu bereiten. — Zu den Speciebus lignorum ist von der Ulmenrinde ¼ der Mischung in der Uebersetzung zugesetzt — die Bereitung des Spiritus nitri dulcis ist in der Uebersetzung aus rauchender Salpetersäure und Weinalcohol zu machen, wie auch die Depuration des Spiritus nitri fumans durch deßen Abtreiben über Salpeter vorgeschrieben. — Beydes ist beßer, als die Urschrift es anders verlangte. — Vom Spiritu salis caustico ist der unnütze Zusatz des Küchensalzes in der Uebersetzung weggeblieben. — Auch wird hier eine leichtere Methode den Spiritum salis ammoniaci vinosum zu machen, empfohlen — die Vorschrift zur Bereitung des Spiritus salis dulcis in der Urschrift wird in der Uebersetzung mit einer bequemern vertauscht. Eben so verhält es sich mit Rektifikation des Spiritus salis fumantis. — Syrupus diacodii wird hier nach der preuß. Pharmacopoe zusammenzumischen vorgeschrieben. — Tinctura antimonii saponata erhält hier eine leichtere Bereitungsart — Tinctura antispas modica s. valeriana anodyna Leutini hatte in der Urschrift zwölf Theile Liquor und drey Theile Baldrian; nach der Uebersetzung ist sie kräftiger aus sechs Theilen Liquor und zwey Theilen Baldrian zu machen. — Tinctura Catechu hat nach der Uebersetzung keinen Zimmt, und soviel dieser nach der Urschrift betrug, mehr an Catechu, auch statt rectificirtem Weingeist, Franzbranntwein zum Auf-

lösungs

lösungsmittel. — Tinctura squillae hat in der Uebersetzung eine ganz von der Urschrift abweichende Zusammensetzung. — Vnguentum aegyptiacum hat hier fünf Theile Eßig und zwey Theile Honig mehr als in der Urschrift. — Vnguentum althaae enthält hier keinen Terpenthin und statt deßen Curcumewurzel. — Ung. basil besteht aus achtzehn Theilen Baumöl, sechs Theilen gelben Wachs, weißen Harz Hirschtalg von jedem eben soviel, drey Theile Terpenthin. — Vnguentum cantharidum, in der Urschrift Vng. vesicatorium, enthält einen Theil Canthariden pulver mit vier Theilen Talg und zwey Theilen gelben Wachs. — Ung. mercuriale gryseum f. neapolitanum ist ohne Terpenthin — Ung. nervinum hat eine mühsamere Composition erhalten als in der Urschrift enthalten war. — Die neue Vorschrift zum Vnguento nutrito in der Uebersetzung überwiegt auch schwerlich die ältere in der Urschrift an Wirksamkeit. — Vinum antimoniatum ist hier ohngleich schwächer als in der Urschrift; denn hier verhält sich der Brechweinstein zum Weine nur in der halben Dose, da zwölf Quentchen davon zu sechs Unzen kommen und im vorigen 24 in eben so vielem Wein waren. — Die Komposition des Vini martialis aus zwey Theilen Hammerschlag, einen Theil Zimmtkelchen, auf 24 Theilen Rheinwein verdient allen Beyfall. — Die übrigen Abweichungen in den Kompositionen übergeht Rec., weil er an diesen Beyspielen genug gezeigt zu haben glaubt, wie auch hierin die Uebersetzung vor der Urschrift Vieles voraus hat, daß sie ihr in allen Stücken den Vorzug abgewinnt. Eine Anmerkung ist hier nur noch beyzufügen. Nämlich S. 231 wird als Kennzeichen der Aechtheit des Salis alcali mineralis crystallisati f. carbonati angegeben, daß, wenn die Salpetersaure Silbersolution etwas aus der wäßrigen Auflösung dieses Salzes niederschlage, solches mit Kochsalz verunreinigt sey. Diesem aber widerspricht die Erfahrung, weil das Silber allezeit durch dieses Salz aus der salpetersauren Auflösung gefället wird, es mag Kochsalz dabey seyn oder nicht. Allein der Niederschlag selbst unterscheidet sich dadurch, ob er von dem Salze als Laugensalz allein, oder von dem beygemischten Kochsalz zugleich mit entstanden ist, wenn er sich nachher wieder durch Salpetersäure auflösen läßt oder nicht. Zur Probe auf Kochsalz wäre hier, wie S. 234 vielmehr anzuzeigen gewesen: mit Salpetergeist gesättigt, darf die Auflösung die Salpetersaure Silberauflösung nicht

 trüben.

trüben. Geschieht dies aber: so kann sowohl Kochsalz, als Glaubersalz daran schuld seyn. Hierüber entscheidet dann ferner die Auflösung der Schwererde. Es ist ein großer Vorzug dieses Apothekerbuchs, daß die Kennzeichen und Proben der Aechtheit aller Arzneymittel sehr bündig und genau dargestellt sind, wodurch es sich so wohl vor allen seines gleichen ganz besonders auszeichnet und ganz vorzüglich belehrend gemacht ist. Aber auch in der genauen Angabe der Bereitungsmethoden steht es keinem andern nach, und besitzt vielmehr hierin eine seltene Vollkommenheit.

Rm.

Versuch über die Bandagen und die, bey den äußerlichen Krankheiten der Pferde und vierfüßigen Thiere überhaupt, schicklichen chirurgischen Verrichtungen, zum Gebrauch der Thierarzeneyen und für Liebhaber der Thierarzeneykunde, von Hrn. Bourgelat, ehemals Direktor der franz. Thierarzeney-Schule. Aus dem Franz. mit 21 Kupfern. Berlin, bey Lagarde. 1801. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Im Vorbericht werden die verschiedenen Mitarbeiter an diesem Buche namentlich angegeben. Der erste Abschnitt handelt von allen den Geräthschaften und Bandagen, welche bey äußerlichen Krankheiten vierfüßiger Thiere anwendlich sind, die Materialien woraus selbige bestehen, und wie sie gemacht werden, nebst allgemeinen Regeln zur Anwendung derselben werden gelehrt. Der zweyte Abschnitt begreift die verschiedenen Arten des Verbandes insbesondere, für jeden verletzten äußern Theil werden die besten paßlichsten Bandagen angegeben, und die Anlegung wird gelehret. Der dritte Abschnitt beschreibt die Nothfälle für Pferde und Rindvieh nebst dem Gebrauch derselben. Die Kupfer verdeutlichen Alles soweit es möglich ist. Für Thierarzeneyschulen wo der ganze Apparat vorräthig und die Anwendung jedes Stücks praktisch gezeigt wird, ein sehr brauchbares Buch; auch wird sich der Lehrling in seiner künftigen praktischen Laufbahn, bey Anlegung der Bandagen, daraus Raths erholen können, wenn ihm vielleicht dieß oder jenes nicht mehr im Gedächtniß ist.

Rn.

Jour-

Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde, herausgegeben von Just. Christian Loder, Herzogl. Sachs. Weimarschen Geh. Hofrath und Leibarzt rc. 3. Bandes, 1 und 2. Stück. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1800. 394 S. 8. mit Kupf. das St. 16 gr.

Diese Zeitschrift erhält sich in ihrem entschiedenen Werthe, und auch die gegenwärtigen Stücke liefern schätzbare belehrende Aufsätze, welche nur nach der Ueberschrift angeführt werden können, da sie durchaus gelesen zu werden verdienen. Das erste Stück mit drey Kupfern enthält: 1. Scarpa Schreiben die Operation der falschen Pulsadergeschwulst betreffend, nebst drey Beobachtungen. 2. Geschichte einer wichtigen Augenkrankheit von D. *Fischer* zu Lüneburg, betrifft ein Eiterauge nach Entzündung von äußerer Gewalt, und die Umstände bey deßen Heilung. 3. Heilung eines Eiterauges und einer darauf erfolgten Verstopfung der Pupille, vom Herrn Herausgeber. Eine Beobachtung einer völligen Zertheilung des Eiters und der Verstopfung. 4. Beobachtungen über die Knochen, Speckgeschwülste, von D. Vollmar zu Witzenstein. 5. Abnahme einer scirrhösen und schon größtentheils krebsichten männlichen Ruthe, von Herrn Hofrath Jördens zu Hof. Hierzu gehört eine Kupfertafel. — 6. Etwas über den Verband der Nabelbrüche bey Erwachsenen und Kindern, vom Herrn Generalchirurgus und Prof. Brünninghausen zu Wirzburg, nebst einem Kupfer über die Art des Bruchbandes. 7. Abnehmung einer Brust, in welcher drey Nadeln befindlich waren, von Hrn. Schrag, Wundarzt zu Dresden. Die ohne Eiterung schwülig bewachsenen Nadeln machen das Merkwürdigste aus. 8. Einige Bemerkungen über Bruchoperationen, von Herrn D. Michaelis zu Harburg. Sehr wichtig zur Vervollkommnung der Lehre über die Sicherheit und Gefahr dieser chirurgischen Hülfe. — 9. Beobachtung eines verschluckten Stücks einer eisernen Gabel, welches nach sieben Monaten bis zum Ausgange des Mastdarms gekommen, ohne gefährliche Zufälle zu erregen, und daselbst herausgenommen ward, von D. Mey. Sonderbar genug! Die Gabel findet man im Kupfer abgebildet. — 10. Ausrottung eines merk-

merkwürdigen Schwammgewächses der Augenhöhle, von Herrn D. Wagner zu Balingen. Hierzu gehört eine Abbildung. — 11. Etwas über den Lenhardtschen Gesundheitstrank für Schwangere u. s. w, auch über den Nutzen abführender Arzneyen in der letzten Hälfte der Schwangerschaft, von Herrn D. Wigand zu Hamburg. Ein Aufsatz für alle Aerzte, sie mögen Geburtshelfer seyn oder nicht. Rec. vieljährige Erfahrung stimmt ganz mit den Beobachtungen des Verf. überein, daß man durch täglich unterhaltene öftere Oeffnungen in der letzten Hälfte der Schwangerschaft unter gewißen Bedingungen die Niederkunften ungemein erleichtern kann, welche durch Anfüllung der Därme sonst erschwert werden. Er bedient sich dazu meistens eines Aufgußes von Sennesblättern mit Korinthen, Weinsteinerde und etwas Gewürz. — 12. Urtheil und Gutachten über den D. Frank zu Mühlhausen.

Das zweyte Stück mit vier Kupfern enthält: 1. eilf Beobachtungen von Brüchen, mitgetheilt von Herrn Wenzel zu Maynz, welche zur Bereicherung dieser chirurgischen Lehre gereichen, obgleich — man möchte sagen, weil die mehresten Fälle unglücklich abliefen, da denn die Leichenöffnung den wahren Zustand entdecken ließ. — 2. Geschichte eines eingeklemmten und brändichten Schenkelbruchs, welcher glücklich geheilt ward. Mitgetheilt von Herrn Hofmed. Lützelberger zu Hildburgshausen. Sie belehrt den Muth, in mißlichen Lagen nicht zu verzweifeln. — 3. Beschreibung eines Instruments zum bequemen Herunterdrücken oder Ausziehen in der Speiseröhre sitzen gebliebner Körper, vom Herrn General-Chirurgus Ollenroth. Es scheint sehr brauchbar zu seyn. — 4. Beobachtung einer durch den ersten Wundarzt zu Strasburg Bürger Marschal verrichteten Operation eines sehr großen Fleischbruchs. Die einfache Heilungsmethode verdient Aufmerksamkeit. — 5. Beytrag zur Geschichte und Rechtfertigung der Amputation in zweifelhaften Fällen, vom Herrn D. Schütz zu Bruchsal. Mit Beobachtung eines gut abgelaufenen Falles. — 6. Beschreibung einer neuen Maschine zur Einrichtung des verrenkten Oberarms, vom Herrn Regiments-Chirurgus Mannel zu Naumburg. Hierzu gehören die Kupfertafeln. Diese Maschine entspricht völlig ihrem Zwecke, eine sonst schwierige, schmerzhafte Operation zu erleichtern und erträg-

licher

licher zu machen, wie die hier vom Herrn Herausgeber mitgetheilten Bernsteinschen Versuche beweisen. — 7. Glückliche Abwendung eines durch rheumatischen Reiz im Unterleibe verursachten Mißfalles, vom Herrn Hofr. Vogler zu Weilburg. Der Fall ist merkwürdig, und das daraus zu ziehende Resultat eine gute Lehre für die gastrischen Humoralpathologen. — 8. Einige Bemerkungen über den Gebrauch der kalten Umschläge bey Bärmutter-Blutflüßen, von Herrn Fielitz dem jüngern. Daß in besondern Fällen dies Mittel nicht hilft; sondern vielmehr verschlimmert, wird durch zwey Fälle erwiesen. Es ist also kein allgemeines Hülfsmittel; aber doch eins der allgemeinsten, allerdings aber im asthenischen Zustande der innern Reizung der Mutter weit nachzusetzen. — 9. Ueber das Kindbetterinnen-Fieber, ein historischer Beytrag vom Herrn Garnisonmedikus Nebel zu Gießen. Nach und nach wird man schon mehr von der Meinung zurückkommen, daß dieß eine besondere Krankheit sey, deren Behandlung sich nach dem Genius der laufenden Epidemie am klügsten einrichten läßt, wenn man bey einem durch subjektive Umstände gefährlichen Uebel etwas ausrichten will. — 10. Merkwürdige Krankengeschichte einer Schwangern nebst Leichenöffnung, von Herrn D. Oberteuffer. Ein sehr seltener und interessanter Fall genau erzählt. — 11. Neue Vorschläge zur Berichtigung der Lungen- und Athmensprobe, von Herrn Prof. Ploucquet zu Tübingen. Um zu beweisen, daß die mit Luft versehene Lunge ein Zeichen des Athmens und Lebens eines Kindes gewesen sey, komme es vornehmlich auf den Umstand an, zu zeigen, daß eine größre Blutmasse in den Blutgefäßen der Lunge eingedrungen sey. Wie dieß nun anzustellen ist, das erfährt man in diesem Aufsatze.

Ar.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Charakteristiken und Kritiken, von A. W. Schlegel und Fr. Schlegel. Königsberg, bey Nicolovius. 1801. Erster und Zweyter Band, zusammen 2 Alphabet 4 Bogen. 8. 2 Rg. 12 K.

Es ist bekannt, daß die H. Gebrüder Schlegel einige Jahre hindurch einen sehr lebhaften Antheil an der Jenaischen Literaturzeitung genommen haben. Die in ihr erschienenen Recensionen über Niethammers Journal, Vossens Homer, Göthens römische Elegien, Wackenroders Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, Friedrich Schulzens Romane und Erzählungen, Neubecks Gesundbrunnen, Tiecks Ritter Blaubart und gestiefelten Kater, Göthens Hermann und Dorothea, und den von Tieck übersetzten Don Quixote, nebst verschiedenen in jener Zeitung zerstreut vorkommenden Charakteristiken und Bemerkungen über Geßner, Jakob Balde u. s. w. machen den wichtigsten Theil des vor uns liegenden Buches aus. Die übrigen, aus dem Journal für Deutschland, dem Lyceum, dem Athenäum und den Horen aufgenommenen Aufsätze sind Recensionen von Jakobius Woldemar, Georg Forsters Schriften, Charakteristik des Wilhelm Meister, über Lessing, über Shakspear's Romeo und Julie, und Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache. Neu sind: über Bürgers Werke, Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio, und der Beschluß des Aufsatzes über Lessing. Da des Kritisirens in unserm alles bekrittelnden Deutschlande kein Ende ist: so würde es vergeblich seyn, Kritiken über Kritiken zu schreiben. Das Publikum hat sich ohnehin weder durch das Ansehen der Literatur-Zeitung, noch durch den anmaaßenden Ton der Herrn Gebrüder Schlegel verführen laßen, blindlings zu glauben; sondern — zumal, da gewiße Verhältniße und freundschaftliche Verbindungen bald genug ruchtbar wurden, — klüglich zu unterscheiden gewußt. Es hat mit Ueberzeugung erkannt, daß die Anzeige des Vossischen Homers eine Menge scharfsinniger und gründlicher Bemerkungen über Sprache, Versbau und Wohlklang enthält; daß die Göthischen Elegien den Beyfall verdienen, der ihnen gezollt wird, und die Romane von Schulz der Wahrheit gemäß gewürdiget worden; aber es hat sich darum nicht überreden laßen, daß Peter Lebrecht, vulgo Tieck, ein Dichter und noch viel weniger (man sehe 2. S. 250.) ein dichtender Dichter sey, weil Herr Schlegel der Aeltere ihn dazu stempelt; noch daß mit Hermann und Dorothea ein neuer Stern über unsern poetischen Horizont aufgehe, weil es der begeisterte Lobredner sich einbildet, noch daß in Neubeck ein zweyter Maro, oder, so Gott will, ein größerer als

dieser

dieser, erstanden sey. Wir gehen also vor diesen längst bekannten und längst gewürdigten Recensionen und Charakteristiken vorüber, um noch ein Wort über die drey neu hinzugekommenen Aufsätze zu sagen.

Der eine von August Wilhelm über Bürger ist, nach unserm Urtheile, das Beste, was über diesen Dichter geschrieben worden ist. Ueber das Streben Bürgers nach Popularität auf der einen und nach Correctheit auf der andern Seite, über seine verschiedenen Ansichten der Poesie in den verschiedenen Perioden seines Lebens, über seine eigenen Romanzen und über die Behandlung der aus dem Englischen nachgeahmten, über seine Uebersetzung der Iliade und des Macbeth, über seine Veränderungen in der Nachtfeyer der Venus, endlich über seine Manier überhaupt, und seine, wir möchten sagen, eigensten Eigenheiten in Versen und in Prosa, ist hier so wahr und gründlich und dabey so schonend und unbeleidigend geurtheilt worden, daß wir diese Charakteristik mit Recht als Muster empfehlen zu dürfen glauben, und sehr wünschten, daß Herr A. W. Schlegel immer in ähnlicher Gemüthsstimmung seine Urtheile niederschreiben möchte. Es wird unsern Lesern gewiß angenehm seyn, wenn wir ihnen das Resultat der Prüfung mittheilen. »Bürger, »heißt es zum Schluß, ist ein Dichter von mehr eigenthüm»licher als umfaßender Phantasie, von mehr biedrer und »treuherziger als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründ»lichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen »Technik, als tiefen Verstand im Entwerfen; mehr in der »Romanze und dem leichten Liede, als in der höhern lyri»schen Gattung einheimisch; in einem Theil seiner Hervor»bringungen ächter Volksdichter, deßen Kunststyl, wo ihn »nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu »demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und »zuweilen Zierlichkeit, seltner Größe hat.«

Die Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio von Friedrich Schlegel ist eigentlich ein kritisch-historischer oder historisch-kritischer Bericht von dem Inhalte und Gehalte der sämmtlichen Schriften dieses berühmten Wiederherstellers der Literatur. Auch diesen Aufsatz wird man nicht ohne Vergnügen lesen; ungeachtet er bey weitem so reichhaltig nicht ist, wie der vorige, und außerdem noch durch eine Menge Uebertreibungen, der Wir-

kungen eines erkünstelten Enthusiasmus für das Schöne, und durch Unverständlichkeiten aller Art entstellt wird. Was heißt es z. B. »Da die Poesie bey den Neuern an»fangs nur wild wachsen konnte, weil die ursprüngliche und »natürlichste Quelle derselben, die Natur und der Enthu»siasmus, für die unmittelbare Idee derselben in der An»schauung göttlicher Wirksamkeit, entweder gewaltsam ver»schloßen war, oder doch nur sparsam sich ergoß: so mußte, »den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben »der Romanze, die Helden- und Kriegsgeschichten für Alle, »und der Legende, die Heiligengeschichten für das Volk sang »oder erzählte, auch die Novelle in der modernen Poesie »nothwendiger Weise entstehen mit und für die feine Gesell»schaft der edlern Stände.« Wir wollen wetten, daß H. Friedrich Schlegel sich entweder selbst nicht versteht, oder, wenn er sich versteht, Etwas sehr Alltägliches gesagt hat.

Die erste Hälfte des Aufsatzes über Lessing stand im Lyceum, einer periodischen Schrift, die von kurzer Dauer war. Seit der Erscheinung derselben wißen wir endlich, »daß Emilia Galotti ein bloßes dramatisches Rechen»Exempel, ein in Schweiß und Pein producirtes »Stück des reinen Verstandes ist, wobey man frierend »bewundern und bewundernd frieren kann; daß es »Lessingen ganz an dem poetischen Verstande gebrach, »den glücklicherweise für Deutschland Tieck besitzt, und daß »der Ausdruck im Nathan durchgängig cynisirend ist.« Ganz so reich an überraschenden Entdeckungen und belustigenden Ansichten, wie diese erste Hälfte, ist auch die zweyte nun hinzugekommen; nur hat der Verf. dafür gesorgt, daß dießmal nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Form zur Ergötzlichkeit des Lesers beyträgt; denn das Ganze ist zusammengesetzt aus einem Sonnette, aus Eisenfeilen, aus einer, wir glauben, ironischen Nachrede und aus einem elegischen Gedichte, Herkules Musagetes. Es übersteigt alle unsre Kraft zu bestimmen, wie diese cervix equina zu dem humano capiti paße; genug, Herrn Friedrich Schlegel hat diese Zusammensetzung beliebt, und allem Vermuthen nach gehört sie zu den genialischen Kunststücken dieses kritischen Pinetti. Es sey uns vergönnt, einige von den Eisenfeilen, (in der Sprache des Athenäums Fragmente genannt,) die der Schreiber als ein gefälliges Todtenopfer

ser für die Unsterblichen angesehn wißen will, unsern Lesern mitzutheilen, damit das Todtenopfer, so viel an uns ist, nicht ungenutzt verdufte. Wir stoßen S. 248 so eben auf eine Reihe von Gedanken, die in der That sehr originell sind. Hier sind sie: »Es giebt Schriftsteller in Deutsch»land, die Unbedingtes trinken wie Wasser; und Bücher, »wo selbst die Hunde sich aufs Unendliche beziehn.« — »Ein recht freyer und gebildeter Mensch müßte sich »selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch »oder poetisch, historisch oder theoretisch, antik oder modern »stimmen können; ganz willkührlich, wie man ein Instru»ment stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade.« — »Eins von beyden ist fast immer herrschende Neigung jedes »Schriftstellers: entweder Manches nicht zu sagen, was »durchaus gesagt werden müßte, oder Vieles zu sagen, was »durchaus nicht gesagt zu werden brauchte.« (Herr Fr. S. scheint wirklich beyde Neigungen; sonderlich aber die letztere zu haben.) — »Witz ist eine Explosion von gebundnen »Geist. Ein Einfall ist eine Zersetzung geistiger Stoffe, »die also vor der plötzlichen Scheidung innigst vermischt seyn »mußten. Die Einbildungskraft muß erst mit Leben jeder »Art bis zur Sättigung angefüllt seyn, ehe es Zeit seyn »kann, sie durch die Friction freyer Geselligkeit so zu elektri»siren, daß der Reiz der leisesten freundlichen oder feindli»chen Berührung ihr blitzende Funken und leuchtende Strah»len oder schmetternde Schläge entlocken kann.« »Die »harmonische Plattheit kann den Philosophen sehr nützlich »werden, als ein heller Leuchtthurm für noch unbefahrne »Gegenden des Lebens, der Kunst oder der Wissenschaft. — »Er wird den Menschen, das Buch vermeiden, die ein har»monisch Platter bewundert und liebt; und der Meinung »wenigstens mißtrauen, an die mehrere der Art fest glau»ben.« Es wäre ungerecht, nachdem wir den prosaischen Genius, der sich in diesem Aufsatz offenbart, vernommen haben, wenn wir nicht auch den poetischen hören wollten. Folgende Stelle aus Hercules Musagetes ist der Verbreitung vor vielen andern werth.

Lessing und Göthe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet.
Würdiger Quell warst du, heiliger Winkelmann, einst!
Was den beyden entrissen die Parce, das gab sie dem einen,

Kränzet

Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich bewußtlos vernichtend, so kamest du Fichte! von oben
Blitztest mitten ins Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Anmuth gab Dir der Gott und den Tiefsinn künftiger Dichtung,
Tieck, erfindsamer Freund. Werke verkünden Dich laut,
Und wohl schiene bestochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunstreich die Farben vermischt,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Pilaster der Kunst, seyd mir Poeten gegrüßt!
Beyde entzündet vereint denn der Dichtkunst blühende Iris,
Wie der leuchtende Glanz freudig die Erde umspannt!
Euch ja nur Euch verdank' ich des alten Wunsches Erfüllung,
Daß nun melodische Kraft brausend der Lippe entströmt.
Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz;
Und die so leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung sich freuen,
Alle wieg' ich sie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn Ihr sie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl selbst himmlische Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefsten der Seele.
O wie gesteh' ich so gern, daß ich der Freunde bedarf!

O ganz gewiß hat Herr Fr. Schlegel Freunde von nöthen, aber ja aufrichtige, unbestochene, gerade. Wie sehr diejenigen, die ihm bisher a consiliis waren, seinen Eigendünkel genährt, und seine Ausbildung gehindert haben, liegt so sehr am Tage, daß Niemand daran zweifelt, außer er selbst und seine theuren Freunde!

V.

Idyllen, von *Johann Heinrich Voss*. Königsberg, bey Nicolovius. 1801. 390 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Willkommen muß jedem Musenfreunde die Sammlung der Voßischen Idyllen seyn, dieser lieblichen Gemälde, die dem Dichter mit so vollem Rechte den Namen des Deutschen Theokrits erwarben, und die ihm auf immer einen eigenthümlichen

thümlichen Platz auf dem deutschen Parnasse sichern werden. Achtzehn Gedichte findet man hier, von denen die meisten schon einzeln in Almanachen und 1785 vereint in der Sammlung der Voßischen Gedichte erschienen. Alt, aber ungedruckt sind, so weit sich Rec. erinnert, die zweyte, neunte und zwölfte Idylle, nemlich das erste Gefühl, der Bettler, und die büßenden Jungfrauen. Neu ist eine einzige, die vierte, die Erleichterten, wiewohl die hierin vorkommenden Gesänge auch schon im Musenalmanach standen. Ein sehr ernster Gegenstand, die Freylassung Leibeigner, ist das schöne Thema der Idylle. Kann auch ein Dichter sein Talent edler nutzen, als wenn er, auf den Geist der Zeit achtend, ihn zu heben suchet auf den Flügeln des Gesanges?

H e r r.

Wie man sich ausdrückt!

Nicht Leibeigene, Frau, Gutspflichtige nennt sie ein jeder,
Wer schon waltet mit Fug, und wer sich schämet des Unfugs.

F r a u.

Was nicht taugt, durch Worte beschönigen, sey unerlaubt uns!
Trautester, wem sein Herr Arbeit aufleget nach Willkühr;
Wem er den kärglichen Lohn nach Willkühr setzet und schmälert,
Geld sey's, oder Gewächs, sey's Kornland, oder ein Kohlhof,
Wen er nach Willkühr straft, für den Krieg aushebet nach Willkühr,
Wen er mit Zwang vom Gewerbe, mit Zwang von Verehlichung abhält,
Wen sein Herr an die Scholle befestiget, ohne der Scholl' ihm
Einiges Recht zu gestehn, als Lastvieh achtend und Werkzeug;
Wessen Kraft und Geschick an Leib und Seele der Herr sich
Eignete; wer die Ersparniß verheimlichen muß vor dem Frohnherrn;
Trautester Mann, der ist Leibeigener, nenn' ihn auch anders!
Lohne dir Gott und dein Herz! Nur verzeuch nicht länger die Wohlthat

Wär

Würdiger! oder vielmehr die Gerechtigkeit! — — —

Amen, es sey! O wie selig, gesellt wohlthätigen Geistern,
Schweben wir einst herüber, und sehn Paradiese, wo
Fluch war;
Hören genannt vom Hirten und Ackerer unsere Namen,
Feurig in Red' und Gesang, und in segnender Mütter
Erzählung;
Hören ein Freyheitsfest sie genannt vom Pfarrer mit Andacht,
Leise mit Thränen genannt von dem weither denkenden
Greise;
Und umschwebende Seelen Entlassener winken uns lächelnd,
Dort uns Tochter und Sohn, dort Enkelinn zeigend und
Enkel,
Die im erneuten Erdparadies gottähnlicher aufblühn."

Heil dem Dichter, der so schön zu solchen Gefühlen erwecket! Heil dem Dichter, daß er (wie Pope sagt:)

That not in Fancy 's maze he wander 'd long,
Bul Stoop 'd to Truth, and moralis'd his song.

Ungerecht wär's, die Rec. zu schließen, ohne der mannichfaltigen Veränderungen zu erwähnen, mit denen auch die ältern Idyllen hier erscheinen. Nicht bloß auf den Vers hat sich des Dichters Sorgfalt erstreckt; es sind auch mehrere, das Bild belebende Züge hinzugekommen. Die Varianten würden mehrere Bogen einnehmen. So begann nach der Ausgabe von 1785. die bekannte Idylle: der Abendschmaus.

Pächter.

Führe den Schecken zu Stall', Hans Jürgen, und fütt'r
ihn mit Haber;
Laß ihn nur erst abkühlen, das sag' ich dir! eh' du ihn
tränkest.

Frau.

Liebes Männchen! wo bleibst du so lang'? Ich harre so
sehnlich
Unter dem grünen Dach der Kastanie. Küße mich, Lieber!
Wie der Junge nach dir die Hand' ausstreckt und dich anlacht!
Nimm ihn. Ich säugte den Schelm; allein er spielt mit
den Bändern.

Und

Und den Most, wie die Milch durch den weissen Kattun mir hervor dringt.

Pächter.

Fritz, ich kriege dich, pick! Rothbackiger Bube versteckst dich?
Komm' ich gebe dir auch was Schönes. Höre, wie niedlich
Dieses Leierchen klimpert, und oben tanzen die Lämmlein.

Frau.

Neige dich hübsch, mein Kind, und streichel' ihn: Eya, Papachen!

Pächter.

Laß uns hineingehn, Frau, wo es kühler ist. Gebe der Himmel
Uns doch die Nacht ein Gewitter, das liebe Korn zu erfrischen!
Linsen und Wicken sind gelb, und die Wintersaat auf dem Sandfeld
Nickt mit den schmächtigen Aehren so kümmerlich! aber mein Soldan
Fraß auf dem Wege Graß; auch schöpft die Sonne sich Waßer.

Frau.

Hier ist die Mütze, mein lieber! und dein alltäglicher Schlafrock:
Gestern wusch ich ihn rein, und flickte das Loch auf dem Ermel.
Bringe den Stiefelknecht für den Herrn und die gelben Pantoffeln,
Ilsabe; bring' auch den Meerschaumkopf und die bleyerne Dose.
So, nun setze dich hier in den Lehnstuhl nieder, und schmauche
Ehrbar dein Pfeifchen Tobak, und erzähle mir etwas von Hamburg.
Ich will Fritzchen indeß einwindeln; er reibt sich die Augen.

Pächter.

Ilsabe! Buttermilch! du hast doch heute gebuttert.
Nun, mein liebes Dortchen, die Pferde sind glücklich verhandelt, u. s. w.

Diese,

Diese, die Erzählung des Schmauses einleitende Unterredung, ist in der neuen Ausgabe so verändert:

Pächter.

Führe den Schecken zum Stall, und futter' ihn, Jürgen, mit Haber.
Doch erst wechne den Schaum, daß er kühl werd', ehe du trankest.
O wie im Sprung an der Kette der wackere Hund mich bewillkommt!

(Sieht man nicht in den malenden Dactylen den Hund hervorspringen? Hört man nicht im erfrüheren männlichen Abschnitte Sprung die den Lauf hemmende Kette? Und wie hübsch leitet dieser Zusatz das folgende ein!)

Frau.

Ja! und ich wackere Frau mit dem Säuglinge! Küsse mich, Lieber!

Pächter.

Frau und Junge zugleich in die Arme mir! Schäferlich lauscht ihr
Unter dem hangenden Dach der Kastanie, daß ich vorbey sah.

Frau.

Männchen, du bliebst mir so lang'; ich wartete hier mit dem Theetisch.
Sieh, wie der Junge nach dir die Hand ausstreckt und dich anlacht!
Nimm ihn. Ich reichte die Brust; doch er lallt' und spielt' mit den Bändern.
Und ich besprützt' ihn strafend mit Milch; da kräust' er das Antlitz.

(Die Stufen des sich veredelnden Geschmacks des Dichters sind namentlich bey dieser Stelle sichtbar. Nach der ersten Lesart im Almanach von 1779, da die Idylle zuerst erschien, hieß es:

„Nimm ihn! Ich säugt' ihn eben, und sieh! wie der Schelm mich benetzt hat."

»So

»So natürlich dieß ist« lächelte die Critik, »so hätte der Dichter doch nicht nöthig gehabt, gerade diesen Zug in sein Gemälde aufzunehmen.« In der zweyten Ausgabe war die Critik genutzt. Der Bube hielt sich reinlich; dagegen sprang der Mutter die Milch durch den weißen Kattun hervor. Auch dieser Milchnasse Kattun konnte Manchen anekeln, und so läßt jetzt der Dichter die Mutter ihren Säugling mit reiner Milch bespritzen. Der Zusatz: da kräust er das Antlitz, ist allerliebst, und aus der Nase gehoben. Dennoch vermuthet Rec., daß beym vierten Drucke der Idylle selbst die Milch nicht mehr spritzen werde.)

P ä c h t e r

[illegible] ich kriege dich, pick! rothbackiger Bube, versteckst dich?
Komm', ich gebe dir auch was prächtiges. Höre, wie schön doch
Klimpert das Leierchen hier; und es drehen sich oben die Lämmlein.

F r a u

Neige dich hübsch, mein Kind, und streichele, Eya Papachen!

P ä c h t e r

Laß uns hineingehn, Frau, ins Kühlere. Gebe der Himmel
Uns die Nacht ein Gewitter, das liebe Korn zu erfrischen!
Linsen und Wicken sind gelb, und die Wintersaat auf dem Sandfeld
Nickt mit schmächtigen Aehren, wie nothreif. Aber mein Soldan
Rupfete Gras auf dem Weg'; auch schöpfte die Sonne sich Wasser.

F r a u

Auch weissagte der Hahn, und es rieselte Ruß in den Schornstein.
Hier die versprochene Mütze, die kaum vor dem Kind', ich gefertigt,
Und, den ich gern eintauschte, der unvergängliche Schlafrock,
Sauber und glatt aus der Wäsche, mit wohlgeschildertem Ermel

(den vorigen Flicken auf dem Ermel wird keiner hier vermissen.)

Heda! den Stiefelknecht für den Herrn, und die gelben Pantoffeln.
Ilsabe, flink auch die Pfeif' und die Sonntagsdose mit Knaster.
Will mein Männchen noch Thee?

P ä c h t e r.

Dank Mütterchen, Ilsabe schaff mir kühlende Buttermilch; denn du hast doch heute gebuttert?

F r a u.

Bald den klaren Beweis bey lockerem Brod und Radieschen.
Setze dich nun, wie du pflegst, hausväterlich hier in den Lehnstuhl,
Und in behaglichen Wölkchen erzähle mir etwas von Hamburg.
Ob das Geräusch dich innig gelabt, und verleidet die Landlust,
Ob du zugleich nach Wünsche die stattlichen Gäule verhandelt.
Lustiger kleid' ich indeß den wähligen Buben in Nachtzeug,
Daß er mit Ernst einsauge; mich drängt der gesegnete Vorrath.

(Rec. möchte nicht dafür einstehn, daß der gesegnete Vorrath bey der nächsten Ausgabe bleibe.)

P ä c h t e r.

Höre dann, Frau, ich erzähl' anmuthige Dinge vom Hamburg.
Nicht das Geräusch hat innig gelabt, noch verleidet die Landlust,
Aber es sind nach Wunsche die stattlichen Gäule verhandelt, u. s. w.

Nun folgt die Erzählung des Schmauses, und auch hier sind wenige Zeilen unverändert geblieben. Die Vergleichung und die Nachspürung des Grundes der Veränderung ist für die Kunstjünger lehrreich. Durchweg ist der Vers verschönert, und die Sprache, wo sie zu sehr ins Gemeine

meine sind, poetischer geworden, ohne daß ihr die Simplicität genommen ist, welche die Dichtungsart erfordert. Wenigstens würde hier die Critik nur selten zu erinnern finden.

Nur ein Paar Bemerkungen:

» Zwölf dickbäuchigte Herren und zwölf breithüftige Damen
» Saßen, wie angenagelt, mit gierigen Augen am Spieltisch. «

So war die alte Lesart. Der Dichter hat diesen, die Attitude der Spielenden malenden Zug jetzt verwischt, und es heißt:

Saßen vertheilt in dem Saale u. s. w.

Rec. würde die vorige Lesart in Schutz nehmen. Auch findet er die, in der neuen Ausgabe noch verlängerte sonst schöne Beschreibung des Kanditor-Aufsatzes, doch ein wenig zu umständlich. Beym Nachtisch wird der Pächter mit Eis betrogen.

» Denn ich Ländlicher nahm nicht jüngferlich; schnell wie erfroren
» Starrten Gaumen und Zung', und die Nachbarinn lachte bedauernd. «

Ein so gebildeter Landmann kannte gewiß Gefrornes. Nach der vorigen Lesart hieß es bloß:

» — woran mir Stümper die Zunge fast erfror; — —

Ungewohnte Kost mochte das Eis ihm seyn; aber nicht unbekannte. Der Dichter mußte ihn jüngferlich nehmen, und nicht auslachen lassen.

Ob die Sorgfalt für die Fülle des Verses nicht auch mitunter dem Sprachgebrauch Eintrag thun, und der Simplicität schade, darüber mögen folgende Zeilen entscheiden:

» Sechs ehrvolle Gericht' am oberen Ende der Tafel
» Standen, und andere sechs am unteren Ende, geordnet:
» Einige kalt nach der Regel, und einige brätelnd auf Marmor,
» Heißem, in Silbergefaßten, gerändetern. « —

Weit natürlicher hieß es vorher:

» Sechs Gerichte standen an jeglichem Ende der Tafel
» Zierlich gestellt, die kalt und jene brätelnd auf heißen
» Silbergefaßten Scheiben von Marmor. « —

Doch aber ähnliche, hier seltener, als bey den Voßischen Uebersetzungen vorkommende Wortfügungen mit dem Dichter zu rechten, würde zu weit führen. Manum de tabula!

Ph.

Romane.

Kleine Romane und Erzählungen, von August Lafontaine. Vermehrte und verbeßerte Ausgabe. Siebenter Theil. 17½ Bogen. kl. 8. Berlin, bey Sander. 1801. VII — IX. Th. 2 Rthl. 12 gr.

Der siebente Theil enthält vier Aufsätze, die alle dieser neuen Ausgabe eigen sind. 1. der Hochmuth — ein kleiner Roman in Briefform. Ein junger, edler Mann, Droste, wird durch seine Geistesgegenwart und Dienstfertigkeit einem reisenden Gutsbesitzer bekannt, und von ihm erbeten, gegen kleine Geschäffte, Unterstützung in seinem Hause anzunehmen; er erregt sogar durch seine Brauchbarkeit in ihm den Wunsch, daß seine einzige Tochter sich entschließen möchte, ihm die Hand zu geben. Da Droste aber, seinem Charakter nach, nichts weniger als zuvorkommend und schmeichelnd ist: so gewinnt er leichter Evens Achtung als Liebe; die aber doch zuletzt der väterlichen Liebe dieses Opfer bringt, und sich zur Bereitwilligkeit ihn zu heyrathen erklärt. Vorher aber fügt es sich, eine in des Verf. Romanen gewöhnliche Wendung, daß ein unbekannter Greis mit seinem Sohne, in das nämliche Dorf kommt, um daselbst in Verborgenheit zu leben: und Eve hat, gleichfalls auf gewöhnliche Weise, Gelegenheit beyde unbemerkt zu beobachten, und fühlt für den Sohn, wegen seiner Aufopferung zum Dienst des Vaters, die innigste Liebe, die sie ihm auch bey näherer Bekanntschaft merken läßt. Droste handelt gegen diesen Nebenbuhler überaus großmüthig und gerecht; und doch wird dieser ihm, nicht nur von der Tochter, sondern selbst von dem Vater, durch eine so schnelle und nicht genug motivirte Sinnesänderung, vorgezogen, und zwar zur Bestrafung seines Hochmuths, weil er, da er des Vaters gütige Absichten für

seine Person und Evens Geneigtheit merkte, dennoch ange-
standen habe, um ihre Hand zu bitten, und folglich erwar-
tet habe, daß ihm sein Glück angetragen würde. Allein
hier verfährt der Verf. gegen den Helden seiner Dichtung
offenbar ungerecht. Hochmuth liegt durchaus nicht in sei-
nem Charakter; sondern höchstens Stolz: aber ein edler
Stolz eines Mannes, der sich seiner Armuth nicht schämt,
aber bey dem Bewußtseyn seiner Kräfte ungern Wohlthaten
annimmt. Schlechterdings hätte sein Charakter verwerfli-
cher gezeichnet werden sollen, um das, was ihm wiederfährt,
für gerechte Strafe zu erkennen. 2. Die Wirkungen der
selbstsüchtigen Grundsätze. S. 13 — 176. Ronelle, ein
franz. Edelmann, der gewohnt ist, bloß für sein Vergnügen,
und nicht für höhere Pflichten zu leben, heyrathet eine
schöne Pachterstochter, weil außerdem ihre Tugend gegen
seine Absichten unerschütterlich war. Er lernt an ihrem Bey-
spiel die Tugend schätzen, zeugt mit ihr zwey Söhne; wird
aber in Paris zu seiner vorigen Lebensweise zurückgezogen,
hängt sich an eine Operntänzerinn, und begegnet seiner Frau
mit Kälte; und da diese es nicht vermag, ihn von seinen
Ausschweifungen zurückzubringen: so verläßt sie ihn nebst
ihrem ältern Sohn, und überläßt den jüngern der väterlichen
Erziehung. Nun ist er seiner vorigen Lebensart wieder ganz
überlassen, zu der er denn auch seinen Sohn erzieht — das
pflegen sonst Väter, die für ihre Person der Sinnlichkeit nach-
hängen, nicht immer zu thun. — So treibt er sich über
zwanzig Jahre in Paris herum, verführt hernach die junge
Frau eines Malers zur Untreue, und wird durch die Hef-
tigkeit ihrer Reue, der Mörder ihres Lebens. Vor ihrem
Tode erfährt er noch, daß ihr Mann, der Maler, sein eig-
ner Sohn, und dessen Mutter seine ehemalige Frau sey, die
ihn nebst dem Sohn verlassen hätte. Beyde verlassen nun
zwar ihre bisherige Wohnung, um nicht wieder durch gegen-
wärtigen Anblick gekränkt zu werden; suchen ihn aber doch in
der Folge auf, um ihn bey sich zu verbergen, als er zur
Zeit der Schreckensperiode, durch Angebung seines jüngern
Sohnes, der Guillotine übergeben werden soll, und leben
nachher mit ihm von dem geretteten Reste seines Vermögens.
Die allmähligen Verirrungen des durch keine festen Grund-
sätze gesicherten Herzens, so wie die Scenen der Reue und
des Schreckens sind gut geschildert. Der Titel dieses klei-
nen Romans scheint sich mehr auf den Sohn als auf den

Vater zu besuchen; wie es denn auch dieser, um [illegible] sam geltend zu machen, bey jedem Fehler des Sohns wiederholt, daß er Folge der selbstsüchtigen Grundsätze sey, die er ihm durch seine Erziehung beygebracht, oder in ihm genährt habe. 3. Die Stärke des Gewissens. S. 177 — 228. Ein adelicher Verführer einer weiblichen frommen Unschuld, der einzigen Tochter und Freude eines in seinem Dienste grau gewordenen Jägers, die einen andern treuen Diener, glücklich machen sollte, ist abermals der Held dieser Geschichte. Er geht dabey mit einer teuflischen, planmäßigen Schlauheit zu Werke, das unschuldige Geschöpf, theils selbst, theils durch eine Zigeunerinn, durch Vorspiegelung der Ehe, ohne selbst dieß ausdrücklich zu sagen, zu Fall zu bringen. Des Mädchens Tod, und der Kummer zweyer Väter sind die Folgen dieses Bubenstücks. Das Gewissen des Wollüstlings konnte nun zwar ganz natürlich durch den Anblick des zerrütteten Glücks zweyer Familien, denen er Dank schuldig war, erschüttert werden; der Verf. braucht aber dazu eine eingebildete Todtenerscheinung der durch ihn gemordeten Marie, und möchte vielleicht glauben, daß ein adelicher Tugendräuber, wie die Brüder jenes reichen Mannes, nur dann erst Buße thun könnte, wenn einer von den Todten zu ihnen käme; doch ist die ganze Erdichtung unnatürlich. 4. Verbrechen und Strafen. S. 229 — 278. Auch hier ist das Unglück eines von einem französischen Grafen, unter Versprechung der Heyrath entehrten und betrogenen, bürgerlichen Mädchens, der Inhalt dieser rührenden Geschichte. Auch das Zusammentreffen des sterbenden Grafen mit seiner, seit dreyßig Jahren verlaßenen Henriette, und dem mit ihr erzeugten Sohne, hat mit der zweyten Geschichte einige Aehnlichkeit. Im Grunde thut es einem gefühlvollen Herz wehe, mehrerer solcher Beyspiele, die in der wirklichen Welt schon empörend genug sind, hinter einander durch des Verf. lebhafte Darstellungsgabe versinnlicht zu sehen. Doch hat im Grunde dieses Werk, durch Neuheit wohlgezeichneter Charaktere, durch die edle Sprache, durch die lebhafte Schilderung seiner anfangs tugendhaften Liebe, des gehofften häuslichen Glückes, und des nachherigen Kampfes in den Briefen des Grafen, und durch den trefflichen Brief seines Erziehers, vor andern neuern Arbeiten des Verf. wahre Vorzüge. Die Untreue des Grafen ist zwar mehr ein Werk der Familienintrigue; doch verdammt er sich selbst als abscheuli-

cher

der Betrüger; wie er es aber eigentlich gewesen ist, ist aus seinen eignen Bekenntnißen nicht ganz deutlich.

Gi.

Allerneueste Reisen ins Innere von Afrika. Herausgegeben von Momus. Erster Band. Deutschland. 1801. Oder: Die Engel der Finsterniß. Erster Band. Deutschland. 1801. 262 S. und XXIV S. Vorrede. 8. 20 gr.

Ein satyrisches Roman, und nichts weniger als eine Reisebeschreibung; in diesem ersten Bande wird Afrika mit keinem Worte erwähnt. Der Verf. greift hauptsächlich die Fürsten an, die ihre Unterthanen nicht absichtlich unglücklich machen, aber doch durch ihre Sorglosigkeit und Nachlässigkeit in Absicht auf die Regierungsgeschäffte Schuld sind, daß sie unglücklich werden. Auch verschiedene Nationen bekommen ihren Theil; man findet Ausfälle gegen Franzosen, gegen Oesterreich, gegen Holland. Die Deutschen, im Ganzen genommen, werden hin und wieder vertheidigt. Preußen kömmt erträglich weg. Dänemark erhält das meiste Lob. Bey jeder Gelegenheit läßt der Verf. seine Wuth gegen den Adel aus, dessen erklärtester Gegner er ist; von ihm spricht er immer mit der größten Erbitterung. Diese bitteren Ausfälle sind seit der französischen Revolution sehr abgenutzt. Sehr launigt ist S. 140 die Vergleichung zwischen dem Volke von Rom und Paris. Die bittere Persiflage über manche Mode unsrer Zeiten lieset sich nicht unangenehm. Gegen die Vertheidigung des Selbstmordes S. 124 ff. ließe sich wohl Manches einwenden. Unrichtig ist es wohl, wenn S. 175 gesagt wird: Friedrich Wilhelm der Dritte sey der einzige König, der eine Ausnahme von den Fürsten mache, die Maitressen halten. Der Styl ist fließend und größtentheils richtig; nur hie und da kommen unangenehme Unrichtigkeiten in der Sprache vor. Es ist ein Buch, was man wohl einmal durchlieset, ohne die darauf verwandte Zeit zu bedauern; allein es ist nicht interessant genug, um der Erscheinung des zweyten Bandes mit Sehnsucht entgegen zu sehn.

Mk.

Florentin — Ein Roman, herausgegeben von Friedrich Schlegel. Erster Band. Lübeck und Leipzig, bey Bohn. 1801. 388 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Florentin, ein excentrischer Misanthrop — denn dafür muß man ihn nach der Art, mit der er debutirt, halten; obgleich er in der Folge bekehrt zu werden scheint — den sein Whim in der Welt herum treibt, ohne daß man weiß, woher er kommt, noch wohin er will, geräth, da er sich auf seiner Irrfarth in einem Walde verirrt, und bey dieser Gelegenheit einem alten Herrn gegen die Anfälle eines wilden Schweins das Leben mit Gefahr des seinigen rettet, in sehr genaue Bekanntschaft und Verbindung mit der gräflichen Familie. In der Gesellschaft des Grafen und der Gräfinn Eleonore, eines Eduard und der jungen Gräfinn Juliane, versprochenen Braut des Eduard, lernt er wieder Menschen schätzen und lieben. Hier zieht ein Gemälde — die heilige Anna, die das Kind Maria unterrichtet, seine Aufmerksamkeit auf sich. Beydes sind Portraite. Das Kind stellt Julianen und die Anna des Grafen Schwester Clementine vor. Juliane hatte bey dieser Tante ihre erste Erziehung genossen. Dieses Bild ist eigentlich eine Copie eines andern Gemäldes, welches Clementinen als heilige Cäcilia darstellt. Diese Umstände scheinen im Gange der Geschichte nicht ohne Beziehung zu seyn, da sie am Schlusse dieses Bandes dem Leser wieder vorgeführt werden. Wir übergehn die etwas zu redselig gedehnte Geschichte der Vorbereitung zu Julianens und Eduards Vermählung. Beyläufig lernen wir auch eine Betty kennen, die sich bey der Gräfinn Clementine aufhält, und Verlobte eines Rittmeisters Walter ist. Beyde scheinen aber eben nicht für einander geschaffen zu seyn. Bey Gelegenheit einer ziemlich abentheuerlichen Reise, die Eduard, Juliane und Florentin zu Fuße und verkleidet machen, erfahren wir durch Florentin selbst Etwas von seinem frühern Leben, d. h. allerley läppische Jugendstreiche; auch läßt sich allenfalls daraus erklären, wie Florentin zu der Spannung des Kopfes und Herzens kam, mit welcher er gleich zu Anfange des Buches auftritt; aber von seinem eigentlichen Herkommen erfahren wir nichts, aus dem sehr einfachen Grunde — weil er selbst nichts davon weiß. Er wurde nebst noch einer Schwester für das Klosterleben erzogen; lernte aber einen

Marchese

Marchese Manfredi kennen, und durch diesen die Welt und ihr Freuden; durch diesen wurde er auch, seinem Wunsche gemäß, vom Klosterleben erlöset, und gieng mit dem jungen Manfredi auf die Akademie. Ein etwas donquixottischer Plan, auch Florentins Schwester vom Klosterleben zu retten, wird vereitelt. Die beyden jungen Ritter, Florentin und Manfredi retten sich selbst mit Noth vor dem etwas unsanften Arme der heiligen Kirche, die sich ihre Braut nicht durch ein paar unbesonnene junge Leute rauben laßen will. Manfredi geht nach seiner Akademie, Florentin nach Venedig. Hier bekommt der Sohn eines Nobile Händel am Spieltische mit einem englischen Lord, der eiligst fliehen muß — Florentin hilft ihn fort, und soll dafür büßen. Er erfährt bey dieser Gelegenheit, daß man aus seinem Geburtsort Leuten von Bedeutung in Venedig Auftrag gegeben, über seine Aufführung genau zu wachen. Einer der Beauftragten ist der ermordete Nobile. Florentin muß fliehen, weil man ihn beschuldiget, er habe Antheil an der Ermordung gehabt, um sich eines Aufsehers zu entledigen. Er geht nach Rom. Auch hier wird er beobachtet. Er kommt in Geldmangel, macht den Cicerone, wird Maler, macht ein schönes Mädchen in Rom, die ihm lange zum Modell gesessen hatte, zu seiner Frau, lebt ein phantastisches Götterleben mit ihr, sie wird schwanger, Florentin ist außer sich vor Freude. Er muß zu Vollendung einer Arbeit nach Florenz; bey seiner Rückkunft hat die junge Dame aus Sorge für ihre Schönheit und aus Furcht vor der Beschwerde des Mutterwerdens, sich durch künstliche Mittel von der Last befreyet. Florentin geräth außer sich vor Wuth, und wirft ein Messer nach ihr; sie flieht, ein frommer Kardinal nimmt die schöne Kindermörderinn in seinen Schutz. Die Eminenz sucht Florentin auf die Galeeren zu bringen; er verläßt Rom, und gehet nach Marseille, durchwandert Frankreich, lebt vom Portraitmalen; gehet nach England, sucht den Lord auf, der ihm von Venedig her so viele Verbindlichkeiten schuldig war, wird kalt aufgenommen. Voll Unmuth über alle getäuschte Hoffnungen, und eben nicht in den besten Umständen, gehet er nach Frankreich zurück, wird wieder Portraitmaler — Spielmann von Dorf zu Dorf — zieht nach Basel, und giebt Unterricht im Zeichnen und Malen, durchreiset Deutschland. — »Mich treibt etwas Unnennbares vorwärts, sagt er, was »ich mein Schicksal nennen muß. Es lebt etwas in mir,

»daß wir zuwuſt nicht zu verzagen, und nicht bloß zu leben »um zu leben; ich muß meinen Endzweck, ich muß das »Glück, das ich ahne, wirklich finden.« — Zwiſchen Eduard und Julianen ſcheint eine kleine Spannung zu entſtehen, die jedoch nicht von Folgen iſt. Die Hochzeit wird endlich gefeyert. Tante Clementine ſollte auch durch ihre Gegenwart die Feyer verherrlichen, ſie kommt aber nicht, und über ihrem Ausbleiben ſchwebt ein gewiſſes Helldunkel; ob dieß von Bedeutung iſt, wird wohl die Folge zeigen. Gerade am Hochzeittage Julianens, die auf Florentin einen Eindruck gemacht zu haben ſcheint, dem er nicht widerſtehen zu können glaubt, treibt ihn ſein unruhiger Geiſt auch hier wieder fort, — er will kein Unheil ſtiften. Er reiſet zu Clementinen. In dem Charakter dieſer Clementine und in ihrer Art zu leben und zu wirken, liegt etwas Schwärmeriſches — man möchte ſagen, [illegible]. Im Ganzen aber iſt Alles, was über ſie geſagt wird, noch zu wenig entwickelt, um mit Zuverſicht über die Haltung und Behandlung dieſes Charakters in äſthetiſcher und pſychologiſcher Hinſicht urtheilen zu können. So viel ſieht man am Schluße dieſes erſten Bandes, daß Clementine das Räthſelhafte in Florentins Abkunft vielleicht löſen und in genauere Verbindung mit ihm kommen wird. Als ſie ihn unvermuthet zum erſtenmal erblicket, ſinkt ſie in Ohnmacht. Der etwas bruske Rittmeiſter Walter, vermuthlich weil er fürchtet, von Florentin bey Betty verdrängt zu werden, ſucht Händel mit Florentin. Sie ſchlagen ſich. Alles iſt in Clementinens Hauſe darüber in Verwirrung — da fährt ein Wagen vor, Juliane und Eduard kommen an. Florentin und Walter ſind nirgends zu finden. Man hört indeßen nicht auf, ſie zu ſuchen. Hier ſchließt der erſte Theil.

Abſichtlich hat Rec. den Faden ſo gut er es konnte zuſammengezogen, welcher, ſo wenig Mühe dem Verf. oder der Verfaſſerinn, die Erfindung der Fabel kann gekoſtet haben, doch ſehr verwickelt iſt. Der Rec. muß geſtehen, daß wenn ihn auf der einen Seite eine leidliche Schreibart, (einige Stellen, die an das Preziöſe gränzen, und etwas affektirten Prunk verrathen, desgleichen viel grammatiſche Unrichtigkeiten ausgenommen) ſo wie manche ſchöne mit Energie gezeichnete Stelle anzog, auf der andern auch die Anlage im Ganzen zu viel Gemeines, Triviales und Verbrauchtes verrieth.

rich. Vieles ist höchst langweilig. Einige eingeschachtelte Episoden, die, so viel man wenigstens bis jetzt sehen kann, eben nicht in sehr naher Verbindung mit dem Gange der übrigen Geschichte sind, dienen nicht zur Belebung des Ganzen. Da jedoch bis jetzt Alles in diesem Romane nur noch Anlage zu seyn scheint, (wohin auch die scheußliche Scene der Abtreibung der Frucht gehört) so schiebt Rec. sein Urtheil bis zur Vollendung des Ganzen auf. Der Totaleindruck, den das Buch auf ihn gemacht hat, war ihm bisher nicht günstig; es war etwas Peinliches und Unbehagliches damit verbunden. Vielleicht daß dieß von der zu hoch gespannten Erwartung des Rec. herrühren mag, die bis jetzt sich getäuscht fand. Die eingerückten Gedichte sind größtentheils lahme Prosa in Reimen. Herr Fr. Schlegel hat dem Buche zwey lobende Sonnette vorgesetzt, welche nach seiner gewöhnlichen Art nichts als Bombast und Reimgeklingel enthalten. Von dem zweyten will der Rec. nur Etwas anführen:

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Phantasie in Purpurflüthen wehen,
Und Liebe wirst du bald im Centrum sehen,
Wo grün die Feuersäulen sich entzünden.

Durch braune Locken wird sich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor dir stehen,
Die Kinder dann, in Blumen, zu dir gehen
Mit Ros' und Lorber dich die Schwester binden. u. s. w.

Zm.

Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman, von Maria. Zwey Theile. Bremen, bey Wilmans. 1801. 594 S. 8. 3 Rl.

Dieser, auf dem Titelblatte, mit allem Recht, als verwildert charakterisirte Roman, gleicht dem geilen üppigen Schößlinge, eines seiner Natur nach, nicht ganz unedlen Gewächses, welchen ein verständiger Gärtner wegschneidet, und zu dem Haufen des ausgejäteten Unkrauts wirft. So hätte es die Pseudo-Maria; — welche, dem Vernehmen nach eigentlich Herr Klemens Brentano heißt — auch machen sollen.

Von dem, was wir hier leider! so bestimmt äußern, scheint dem guten Mädchen wenigstens eine leise Ahnung vorgeschwebt zu haben; denn in der Vorrede findet sich S. 13 folgende gar bemerkenswerthe Stelle:

»Dieß Buch hat keine Tendenz, ist nicht ganz »gehalten, und fällt hie und da in eine falsche Sentimen- »talität.« Dieser Selbstrecension müßen wir völlig bey- pflichten, und nur bemerken, daß kein Charakter richtig ge- halten ist, und durchgängig eine falsche warm seyn sollende, aber höchst frostige Empfindeley herrscht, die den gesunden Men- schenverstand beleidigt, das Herz aber leer und ohne alle Theilnahme läßt.

In Hinsicht des obigen Geständnißes des Verf. erlau- ben wir uns die Frage: Warum muß eine Jugendarbeit, welche keine Tendenz hat, und worin die Charaktere ohne Haltung sind, gerade gedruckt werden? —

Der Verf. scheint auch diese Frage im voraus erwartet zu haben; denn S. 5. macht er uns bekannt, »daß die drey »Huldinnen, deren schönen Launen und gutem Geiste er sein »Geschreibsel weiht, sein ganzes Publikum sind;« und S. 13. giebt er noch folgende Phrase zum Besten:

»Du wirst mir wohlwollen, lieber Leser, daß ich mich »mit diesem Buche, das nur zu sehr mehr von mir, als »sich selbst durchdrungen ist, gleichsam selbst vernichte, um »schneller zur Macht der Objektivität zu gelangen, und »von meinem Punkte aus, zu thun was ich vermag. Es »ist mir schon jetzt ein inniger Genuß, alle Mängel, die »ich vor zwey Jahren hatte, zu übersehen,« u. s. w. »Doch »will ich schneller, kunstreicher und begeisteter immer schrei- »ten, damit der Raum, der mich vom Ziele trennt, stets »kleiner wird (werde), und endlich nur dem Seher sicht- »bar bleibt.« (bleibe)

Wir wißen nicht, wie schnell etwa Herr Brentano zur Macht der Objektivität gelangen möchte; denn dieß ist ein Fichtisch-Schlegelischer Weidspruch, welchen nur die Auserwählten — nicht verstehen — sondern nur intellektuell anschauen. Aber nach unserm unvorgreiflichen Dafürhal- ten, ist er von dem Ziele, ein gutes Werk der Imagina- tion in seinem Gemüthe zu faßen, noch sehr weit entfernt; auch

auch war es bey dem, an sich ganz löblichen Streben, es zu erreichen, nicht gerade nöthig, daß das ganze deutsche Publikum ihm; bey dem, in dem vorliegenden Buche gewagten, aber sehr unglücklich ausgefallenen Anlaufe zu sehen sollte. Dergleichen schülerhafte erste Versuche sollten billig nicht vors Publikum gebracht werden.

Wir gestehen, daß es uns schwer geworden ist, uns durch das sentimentalische, komische, magische Labyrinth eines weitern Labyrinths zu winden; in welchem wir, einige leidliche Bemerkungen, und leidlich ausgedrückte Empfindungen abgerechnet, keinen Genuß für Geist und Herz gefunden haben.

Um gerecht zu seyn, setzen wir ein paar solche Stellen her, die uns zu den gelungenen zu gehören scheinen; unsere Leser mögen daraus, daß es die vorzüglichsten im ganzen Buche sind, auf den geringen Werth der übrigen, auf jeder Seite angebrachten, empfindsam gemeinten Tiraden schließen.

S. 116. »Dieses Mädchen ist eine holde Blume, die »sich aus den Trümmern meines Lebens emporwindet; sie »ist mir liebliche Sprache der Versöhnung, die aus meinem »Grabe, zu den Menschen, die mich erdrückt haben, spricht: »ich vergesse und liebe Euch.«

S. 135. »Die ganze Welt wird uns lieb, wenn sie »uns mit dem Blicke der Liebe ansieht; und wer die Sonne »für das Auge der Welt ansehen kann, der muß glücklich seyn, wenn sie scheint.« —

Die beyden Helden des Buchs, Godwi und Römer, sind ein paar excentrische Thoren, von denen der eine in die weite Welt, er weiß selbst nicht warum, — reiset, und sich gerade so aufführt, wie sich unsere tendenzenvollen Jünglinge ohne Tendenz, welche sich Poeten, und so Gott will, neueste Philosophen dünken, jetzt im wirklichen Leben aufführen; der andre aber, zur Betreibung kaufmännischer Geschäffte, gestoßen wird. Beyden stoßen überall verliebte Abentheuer auf, die sie sich denn quoad minutissima in sehr langweiligen Sendschreiben, gar umständlich berichten. Gleichermaaßen sind ihre Geliebten, die Mollys, Ottilien, Joduno u. s. w. mit Freundinnen wohl versehen, denen

sie

so die Vorzüge ihrer Paladine in langen und langweiligen Episteln herleyern, deren ewiges Einerley an ein Paar Stellen, von komisch seyn sollenden Briefen eines einfältigen Landjunkers, Jost von Eichenwehen unterbrochen wird. — Diese traurige Einförmigkeit herrscht, das ganze angedruckte Alphabet hindurch, von Ort zu Ende, und wird nur hie und da durch Reimereyen, welche beynahe durchweg höchst mittelmäßig sind, sehr unangenehm verändert: — Ueberall hascht der Verf. nach Witz. Wie unglücklich er aber in diesem Bestreben ist, — davon mögen unsere Leser aus folgenden Proben selbst urtheilen, die wir, wie sie uns eben in die Hände fallen, hierher setzen wollen.

S. 19. Zeile 13. schreibt der komisch seyn sollende Junker Jost von Eichenwehen: »O du verfluchtes Tischbein! »Der Tisch hat Beine, die sich mit meinen leichten Füßen »gar nicht vertragen. — Sonderbar! kaum spreche ich »dieß Wort mit Schmerz und Unwillen aus, so bin ich auch »schon wieder mit ihm versöhnt. Unter dem Gemälde des »freundlichen Mädchens stand *Tischbein pinxit*. Doch was »soll das?« — (so fragen wir auch!! —)

S. 189. Ebenderselbe: »Ich möchte des Teufels wer»den, wenn ich denke: daß unsre Kühe so viel Zucker gefres»sen haben, den wir hätten zu unserm Kaffee gebrauchen »können, und so viele Blattern gehabt haben, die wir hät»ten den Menschen einokuliren können;«

und S. 190. »Der Friseur macht alle Perücken für »die Schauspieler, und wickelt einen mit lauter Comedien»zetteln auf. Gestern hat er mich mit lauter Familienstü»cken gebrannt, und jetzt habe ich den Gustav Wasa und Bayart (d) von Kotzebue hinter den Ohren.«

Daß der Verf., wie es einem jetzigen jungen Genie gebühret, durch die famöse Schule der Gebrüder Schlegel, Tiek und Consorten bereits gelaufen ist, welches die Leser auch schon oben aus der Macht des Objektiven ersehen haben, verräth sich außerdem auf jedem Blatte. Ueberall theilt er, ganz nach der Art seiner Vorbilder, eben so plumpe als verfehlte Seitenhiebe gegen Ifland, Kotzebue und Lafontaine wie S. 87. 89. 344 ꝛc. und verehrt dagegen nicht nur Göthe abgöttisch; sondern staunt sogar die groben Ungezogenheiten, wodurch sich der jüngere Schle-

gel

gel in der Lucinde entwürdigt, als Meisterzüge an. Denn so lesen wir S. 96. »Daß das Zweckmäßigste, wo nicht »das Mäßigste, was Godwi in seinem Leben gelesen hat, »die (aus der Lucinde entnommenen) Worte sind:

»Weg mit dem dummen Halstuch! — Was soll das »dumme Halstuch.« —

Wahrlich — bey dieser und ähnlichen Stellen geräth man in große Versuchung, den Verf. mit seinen eignen Worten (S. 251.) anzureden.

»Besinne Dich ein wenig was Du sagst;
»Denn selten, Lieber Freund, sagst Du das Rechte.«

»Ihr seyd Extravagant, denn Ihr seyd aus Euch her»ausgeschweift, und Eure Seele klettert wie ein Affe auf »einem Kaffeebaume herum.«

Auch das hat Herr Wr. mit seinen großen Vorbildern, den Herren Gebrüdern Schlegel, gemein, daß er gern Anspielungen auf Eigen-Namen mache, und damit Unfug treibe. Wie ungeschickt er dieß mit dem Tischbeine anfieng, haben wir bereits oben erwähnt. — Noch weit elender, ja wirklich knabenhaft ist der Dialog S. 382. wo sich zwey Haarkräusler Christ und Heidenblut genannt, mit einander um die Ehre zanken, den Herrn Römer zu frisiren; wobey unaufhörlich bis zum Ekel — sollte man es wohl glauben — auf Heiden- und Christenthum angespielt wird. — S. 87. wird Lafontaine (in Bezug auf seinen Namen!) — »eine gewiße Fontaine genannt, die Waßer, und immer Waßer ausspeyen.« Damit diese Jämmerlichkeit doch ja nicht übersehen werde, macht uns der sogenannte irritirte Setzer in einer Note darauf aufmerksam: daß nicht der bekannte Fabeldichter gleiches Namens gemeint sey!

An mehreren Stellen leuchtet ein verunglücktes Bestreben, Göthe nachahmen zu wollen, recht deutlich hervor. Die hier geschilderte Cirdeline so wie Werdo Senner, sind Affen von Mignon, und dem Harfner im Meister. Die Ausfälle S. 91. gegen Beckers Erholungen ist den Xenien nachgeleyert; die ärmlichste aller Armseligkeiten aber ist folgende: Göthe erwähnt einmal, wenn wir nicht irren, gleichfalls in den Xenien einiger Dinge, die ihm widrig und unleid-

unleidlich sind. Er hätte dieß immer unerwähnt laßen können, weil es außer ihm, schwerlich irgend Jemanden interessirt. Unserm Verf. muß jedoch diese Aeußerung baß behagt haben. Denn S. 341. läßt er einen seiner Helden uns auf anderthalb Seiten berichten, wie sehr und warum ihm folgende Dinge: Zwieback, der Zeug, Damis (Tamis) genannt, der Stammbuchsspruch: Wandle auf Rosen u. s. w. das Vivat auf Torten, und bey Illumination zuwider sind. O imitatorum servum pecus!

Im zweyten Theile stößt man überall auf dieselben Fehler, welche wir im ersten gerügt haben. Da giebt es alberne Wortspiele, wie folgendes S. 48.

»Wir machten uns nun herzlich über die Gerichte »her, und besonders hielt Haber ein schreckliches Gericht »über sie.«

Nicht minder werden wir mit jämmerlichen Poesien heimgesucht, z. B. mit dem Liede einer Jägerinn, deren Schatz ihr ungetreu, und — ein Perückenmacher geworden ist. Wir wollen ein paar dieser herzbrechenden Reime zur Probe hieher setzen. S. 92.

C h o r.

»O Tannebaum! o Tannebaum!
»Du bist mir ein edler Zweig! —
»So treu bist du, man glaubt es kaum,
»Bist Sommers und Winter's gleich.«

M ä d c h e n.

»Mein Schätzel ist kein Tannebaum,
»Ist auch kein edler Zweig,
»Ich war ihm treu, man glaubt es kaum,
»Doch blieb er mir nicht gleich.

»Der andern Bäume dürres Reis,
»Schlägt grün im Frühling aus,
»Pocht er sein Röckchen, bleibts doch weis,
»Schlägt nie das Grün' heraus.

»Oft hab' ich bey mir selbst gedacht,
»Er kömmt noch einst nach Haus,
»Spricht: hab' mir selbst was weiß gemacht;
»Poch' mir mein Röcklein aus.«

So hirnlos und abgeschmackt diese Bänkelsängerey auch ist, so wird sie doch noch von folgender, auf den Tod des Helden und Verfassers des Buchs, welcher, laut einer beygefügten Nachricht, unter dem Vorlesen folgender herzrührenden, vom großen Tiek herrührenden Stelle:

»Und da kommt noch die Ewigkeit,
»Da hat man erst recht viele Zeit.«

lachend verschieden ist, gefertigten Grabgesang übertroffen S. 470.

»Maria liegt nun schlafend da,
»Lustig, mein Mädchen, Hopsasa!
»Kann der Begriff die Liebe faßen,
»Kann der Kap'tain das Fluchen laßen.
»Maria etc.

»Wär ich schon tod, ich kehrte mich um,
»Ohne das Salz ist die Erde dumm! —
»Maria etc.

»Steht doch der Kaiser den Sonnenbrand,
»Kirschen, o Kirschen! — lustiger Tand!
»Maria etc.

»Ackerleute des lustigen Weins,
»Liebe! — Du tausend und immer Eins!« —

Ist wohl in diesem Geleyer der geringste Zusammenhang, oder auch nur eine Spur gesunden Menschenverstandes zu finden?

Ueberall erblickt man, wie bey Allen, die den berühmten Gebrüdern Schlegel folgen, ein ängstliches Haschen nach Paradoxien und ungewöhnlichen Behauptungen, die, mitunter auf ihren Urheber ein gar seltsames Licht werfen. Dahin gehört nachstehender Satz: S. 48. 49.

»Das Eßen ist das wahre erste Studium des Menschen. Recht vernünftig eßen gehört zum vollkommnen »Menschen, und wer nicht mit ernstlicher Freude ißt, kann »weder ein guter Philosoph, noch Dichter seyn. Es ist »nichts Vortrefflichers in der Welt, als der Geschmack »eines wilden Schweinskopfes.« Wahrlich solch Fragment verdiente im Athenäum zu stehen!

An üppigen Bildern, und zuchtlosen Wünschen, ist auch kein Mangel. »So wünscht sich S. 101. ein williges liebendes Mädchen auf das Moos, um am Fuße der »heiligen Eiche, in lebendiger Beweglichkeit das höchste »Opfer der Menschen zu feyern.« S. 119 ist ihm, als

»ob er in einem gelinden Traume läge; er sieht schöne, »runde, glänzende Hüften, zierliche Füße und sinken»des Gewand.« Mit vieler Liebe sieht er nach der kernigten Hüfte, nach den netten feinen Füßen, und ärgert sich »mit vieler Aufrichtigkeit, daß er den Busen nicht sehen »kann!« —

Hier charakterisirt sich der plastische Nachahmungstrieb des Bewundrers der Schlegelschen Lucinde! —

Daß bey einem solchen jungen Genie, als unser Verf. ist, Sprachrichtigkeit nicht in Betracht kommt, ist ganz in der Ordnung. — Doch empfehlen wir ihm, wenn ihn der unseelige Kitzel, ähnliche Mißgeburten hervorzubringen, etwa wieder antreten sollte, so grobe Fehler wie nachstehende: mit sich selbst en, ein gesaugter Kuß, der Mutter ihre Kleider, Krämpfe auf der Brust bekommen, jemanden etwas zum Gefallen thun, die Flöte douce, Caprise, Fasade u. s. w. so weit es ihm möglich ist, zu vermeiden.

Gk.

1. Robert, oder der Mann, wie er seyn sollte. Ein Seitenstück zu Elisa. Zweyter Band, Erste Abtheilung. Leipzig, bey Seger. 1800. 19 Bogen. 8. 16 gr.

2. Asiatische Perlenschnur, oder die schönsten Blumen des Morgenlandes, in einer Reihe auserlesener Erzählungen dargelegt, von A. Th. Hartmann, Prorector des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford. Zweyter Band. Berlin, bey Unger. 1801. 1 Alphabet. 8 Bogen. 1 Rthl.

3. Journal der Romane. Viertes Stück. Berlin, bey Unger. 1801. 22 Bogen. 1 Rthl.

4. Jean Pauls Geist, oder Chrestomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und glänzendsten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften, mit einer Einleitung und einzelnen Bemerkungen begleitet. Erster Theil

Theil. Weimar und Leipzig. 1801. 1 Alphabet 5 Bogen. 1 Rthl. 8 gr.

Nr. 1. Robert erscheint in dieser Abtheilung als Bürger und Verlobter. Wir können von ihr gerade, wie vom ersten Theile, weder viel Gutes noch viel Böses sagen. Die Geschichte geht ihren schlichten oder vielmehr ihren alltäglichen Gang ruhig weiter; der Mann, wie er seyn sollte, ist im Grunde nichts anders, als ein ehrlicher Mann, deren es hoffentlich in der Welt noch recht viele giebt; die Lage, in die er, um seine Ehrlichkeit zu bewähren, gesetzt wird, nicht sehr schwierig; und der Vortrag etwas schleppend und ermüdend.

Nr. 2. enthält mehrere größere und kleinere Erzählungen, als Sadak und Kalasrade, die Geschichte des Korbes, Medjenun, oder Wahnsinn aus Liebe, der Derwisch, und der Kadi, und der Räuber. Man weiß, was man, der Regel nach, in orientalischen Geschichten zu suchen hat, — leichte unterhaltende Mährchen, einen in dem Gewande der Erzählung anschaulich dargestellten moralischen Satz, mitunter seltsame Abentheuer, und ausschweifende Phantasien. Belege hierzu bietet auch der vor uns liegende Band an. Mehrere Geschichten erinnern wir uns anderwärts schon gelesen zu haben.

In Nr. 3. finden sich Rodrigo und Semene, Roderich, (die bekannte Geschichte von dem Untergange des spanischen Königs dieses Namens,) der Nebucadnezar des Mittelalters, (das Mährchen von dem Einsiedler, der verdammt ward, auf der Erde zu kriechen,) der Prozeß, Hugo von Mataplana, oder das Liebesurtheil (aus der Hist. des Troubadours, III. p. 227.) und Capitain Harris. Ein leichter und natürlicher Ausdruck ist das einzige Verdienst, das wir diesen Erzählungen nachrühmen können. Durch Neuheit der Erfindung und gute Anordnung zeichnet sich auch nicht eine aus. Billig sollte doch ein Journal, das mit mehr als gewöhnlichen Ansprüchen begonnen hat, in der Wahl der aufzunehmenden Stücke, etwas ekler seyn, und nicht schon mit dem vierten Bande zu einer gewöhnlichen Novellensammlung herabsinken.

Der Verf., oder vielmehr der Sammler der Chrestomathie Nr. 4. hat in der vorausgeschickten Einleitung über Jean Pauls literarischen Charakter zwar keine neuen Aufschlüsse gegeben; aber ihn, im Ganzen genommen, billig und richtig gewürdigt. Gegen die Wahl der aus seinen Schriften gezogenen Stellen, (an der Zahl 372) ließen sich vielleicht manche nicht ungegründete Einwendungen machen; aber der Rec. glaubt, sie dem Leser der N. D. Bibl. um so eher ersparen zu können, da der Ausspruch Quot capita tot sensus sich schwerlich bey dem Auszuge aus irgend einem Schriftsteller mehr bewähren möchte, als bey einer Chrestomathie aus Jean Paul. Gut wäre es gewesen, wenn der Sammler die ausgehobenen Stellen in den Schriften ihres Verfassers jedesmal nachgewiesen hätte. Mehrere derselben sind von der Art, daß sie, abgerißen, wie sie da stehn, weder ganz empfunden, noch ganz verstanden werden können, und erwecken daher nicht selten das Verlangen: sie in dem Zusammenhange nachzusehn.

Wb.

Bianca del Giglio, von *Ludwig Theobul Kosegarten.* Dresden, bey Gerlach. 1801. Erster Band. $12\frac{1}{4}$ Bog. 8. Zweyter Band. $12\frac{1}{4}$ Bog. Mit zwey Kupfern, und zwey Vignetten. 2 Rg.

So Mancherley auch ein strenger Richter über Plan und Ausführung zu erinnern haben möchte: so auffallend selbst Rec. der schwärmerische catholisirende (leider nur zu gut gehaltene) Ton des Ganzen gewesen ist; so ungern er von einem Dichter, wie Herr K. so viele seiner ganz unwürdige Reimereyen gefunden hat — so kann er doch diesen Roman, zwar für kein Meisterstück, aber für ein ziemlich unterhaltendes Lesebuch erklären. Die Begebenheiten, Rec. möchte sagen, die Abentheuer, der Heldinn, werden die Leser wie sie sind, von einem Bogen zum andern unwiderstehlich anziehn.

Was die Diction anlangt — freylich sollte man ihr mehr Correctheit, mehr Simplicität, und hier und da mehr Leichtigkeit wünschen; aber Herr Kosegarten scheint in dieser Rücksicht seine eigene Theorie zu haben, die sich denn freylich in einer

einer Recension nicht wegdisputiren läßt. Möchte es ihm indeßen gefallen, sich zu erinnern, daß die größten Schriftsteller, immer die natürlichsten, die deutlichsten, und elegantesten waren; möchte er sich vor allen Dingen doch ja vor dem Jean Paulisiren hüten, und lieber zu verständlich, als zu sublim und bombastisch seyn.

Rm.

Natalis, oder die Schreckensscene auf dem St Gotthard. Eine Geschichte zur Beherzigung aller, denen Gewalt auf Erden verliehen ist. Von dem Verf. des Zauberers Angelion. Mit Kupf. Leipzig, bey Gräff. 1801. 346 S. die ord. Ausg. 1 Thlr. und die mit Kupfern geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieser unterhaltenden Schrift verräth überall einen sehr hellen Verstand, und für Menschenwohl warmes Herz. Sie ist dem Könige von Preußen zugeeignet, ein wahres Lob für Friedrich Wilhelm den Dritten, zu deßen Throne sich Wahrheiten ungescheuet wagen dürfen, welche vormals von einzelnen Philosophen nur gedacht, aber nie gesagt werden durften. Die Einkleidung als Roman ist ein bloßes Vehikel, der Welt eine Menge guter Grundsätze zuzuführen. Daher verdienen auch einige Kleinigkeiten in dieser Hinsicht nicht bemerkt zu werden, z. B. das Ende des Helden, welches durch die eintretenden Umstände noch nicht unvermeidlich geworden war. Der Hauptsatz, von welchem der Verf. ausgeht, ist dieser: daß der Mensch durch Verwickelung und Drang der Umstände zu einem Bösewicht werden könne; oder um es bestimmter auszudrücken, selbst bey einer guten Anlage des Herzens zu Handlungen hingerißen werden könne, welche einen Bösewicht voraussetzen, und als solche von weltlichen Gesetzen gerichtet und bestraft werden. Sein Resultat ist: Mitleid auch dem Bösewichte, versteht sich, nicht als Bösewichte, sondern als schwachen und unglücklichen Menschen. So sehr dieß Alles wahre Humanität athmet, so leicht kann es für Leichtsinnige und Unvorsichtige verführerisch und schädlich werden. Denn obgleich die hier aufgestellten Charaktere größtentheils von dieser Art

sind: so giebt es doch auch in der Welt nicht Wenige, welche nicht durch unbezwinglichen Drang der Umstände, sondern aus Leichtsinn, Hang, Neigung und Gewohnheit Bösewichter wurden. Ueberdem entsteht Menschenhaß aus nichts leichter, als aus Menschenliebe. Was aber die abgehandelten Materien und vorgetragenen Grundsätze betrifft: so sind sie ganz aus der Seele des Rec. geschrieben, und in einer warmen und lichtvollen Sprache vorgetragen. Sehr schön ist, was der Verf. über Gesetze, Strafen, Rechte der Thiere, Religion rc. sagt. Ueber die Verbeßerung des Soldatenstandes ist Rec. völlig einverstanden, deren Nothwendigkeit angesehene Preuß. Officiere, schon laut und schriftlich bekannt haben. Nur das vorgeschlagene Mittel hält er für zweydeutig, in der Ueberzeugung, daß es noch andere wirksamere gebe. So natürlich es ist, daß ein Mann von Vernunft und Herz in der sittlichen sowohl als politischen Welt auf Manches stößt, was anders seyn sollte und könnte, eben so natürlich werden solche Bemerkungen noch lange pia desideria bleiben. Indeßen kann man doch von dem was bisher geschah, auf das schließen, was künftig noch geschehen wird. So, wie die Sonne hundertjähriges Eis endlich zerschmelzt, so wird auch die immer höher steigende Vernunft tausendjährige Vorurtheile und Gewohnheiten endlich doch zerstreuen. Es kömmt nur darauf an, daß ihre Stimme immer lauter und allgemeiner, von den niedrigsten Ständen, bis zu den höchsten sich erhebe. Dieß ist das Werk der Schriftsteller, und kein geringes Verdienst des Herrn Verf.

Tf.

Wilhelm von Walter, (oder) ein kleiner Beytrag zum Laufe der Welt, von A. W — i. Deutschland. 1801. 21 Bog. 8. 21 gr.

Unter diesem etwas undeutschen Titel, findet man ein Hofgemälde, das wahrscheinlich von einem jungen Schriftsteller herrührt, der Welt und Höfe aus seinem Vaterstädtchen kennt. Warum sich an solche undankbare Gegenstände wagen? Die Absicht des Verf. mag noch so lobenswerth seyn, ohne

ohne Erfahrung wird er darum kein beßeres Gemälde liefern. Da indeßen Herr W—i Anlage verräth, so soll er durch dieses Urtheil keineswegs aus der Zunft verwiesen seyn.

Bm.

Schöne und bildende Künste.

Homer nach Antiken gezeichnet, von *Heinrich Wilhelm Tischbein*, **Director der Königl. Maler-akademie und schönen Künste, Deputirten der Farnesischen Alterthümer zu Neapel. Mit Erläuterungen von** *Chr. Gottl. Heyne.* **Erstes Heft. 52 S. gr. Fol. Zweytes Heft. 32 S. gr. Fol. mit Kupf. und Vign. Göttingen, bey Dietrich. 1801. (Der Preis unten.)**

Es ist für einen Freund Homer's gewiß kein geringes Vergnügen, ein Werk entstehen zu sehen, das die Schönheiten der Homerischen Dichtkunst gleichsam belebt und versinnlicht, und uns gewißermaaßen vertrauter mit den Ideen des Dichters macht. — Einen Heyne und Tischbein vereinigt, was läßt sich da nicht erwarten? und der Erfolg zeigt, daß hier auch große Erwartungen nicht getäuscht werden.

Der Hauptzweck dieses Werks ist, die Art und Weise bekannt zu machen, wie die alten Künstler, die dem heroischen Zeitalter näher waren als wir, die Dichtungen Homer's auffaßten und darstellten, und zwar in einer treuen Copie der Denkmäler, die uns von ihnen übrig sind.

Ein beßerer Zusammenfluß von günstigen Umständen für ein Werk dieser Art hätte sich nicht leicht fügen können, als sich hier vereinigte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt Herrn Tischbeins in Italien, die größte Vorliebe für diesen König der Dichter, die auch die Aufopferung eines

großen Theils von Kräften und Vermögen nicht scheute, die Unterstützung eines Königs, der die Künste beschützt und liebt, die Hülfe und die Einsichten eines Ritters Hamilton und Herrn von Italinsky, der stete Umgang mit Künstlern, Gelehrten und Kennern, die reichsten Cabinetter von Neapel und Rom, die ihm offen standen, sein Amt, seine Neigung zu sammeln, die durch sein Amt unterstützt und genährt wurde, und nun ein Ausleger dieser alten Homerischen Kunstwerke an einem Manne, der Homers Geist athmet — Alles dieses vereinigt sich bey diesem Werke, bey welchem fast nichts zu wünschen übrig bleibt.

Dieses erste Heft enthält sechs Hauptblätter, (von denen die drey ersten der Person des Dichters, die drey letzten der Ilias gewidmet sind) und sieben Vignetten und Ornamente. Die sechs Hauptblätter sind folgende:

I. Homers Büste, aus der Farnesischen Sammlung, von Tischbein gezeichnet und von Morghen gestochen.

II. Homer, von den Musen unterrichtet, nach einem Cameo des Ritters Hamilton.

III. Homer's Apotheose, nach einem Relief auf einem silbernen Becher im Museum zu Portici.

IV. Die Entführung der Helena durch Paris, als Veranlaßung zum Trojanischen Kriege, nach einem Relief auf einem Etruskischen Sarkophag in der Galerie zu Florenz.

V. Die Köpfe der sieben Haupthelden der Ilias, nach verschiedenen der schönsten Büsten, auf einem Blatte dargestellt, nämlich vom Achill, Agamemnon, Menelaus, Nestor, Ulyß, Diomed und Paris.

VI. Der erschlagene Antilochus, von seinem Vater Nestor auf einen Wagen gelegt. Nach einem gleichen Sarkophage eben daselbst.

Die Vignetten und Ornamente sind: 1. Ein Genius des Gesangs, der auf einem Schwane sitzt, nach einer Vase. 2. Als Ornament eine Reihe Schwäne, Symbole des Gesangs, nach einer Etruskischen Vase. 3. In dem Anfangsbuchstaben eine lesende Muse, nach einer antiken Vase. (Hier ist noch eine Vignette eingeschalten, welche in der Ankündigung nicht angegeben ist, nämlich: Ein geflügelter halbbekleideter

kleideter Knabe oder Jüngling, der vermuthlich einen von Nr. 1. verschiedenen Genius des Gesangs vorstellt, sitzt auf einem Schwane, und füttert ihn.) 4. Apollo und drey weibliche Figuren mit einem Hirten, nach einem Relief in Marmor. 5. Als Ornament, eine Reihe Krieger hinter ihren Schilden versteckt nach einer Vase. 6. Im Anfangsbuchstaben, eine Lyra mit der darüber schwebenden Psyche, nach einer Gemme. 7. Schlußvignette, Apollo, Merkur und Minerva, nach einem der schönsten Cameen.

Splitterrichter können hier und da kleine Unvollkommenheiten in der Zeichnung entdecken; aber hier muß man bedenken, daß sie nicht alle von Herrn Tischbein gezeichnet sind; daß die Antiken sehr oft selbst dergleichen Unvollkommenheiten haben, und daß man dieses Werk mehr als eine reiche Quelle von Gedanken und schönen Darstellungen im Ganzen betrachten, als bey Kleinigkeiten stehen bleiben muß.

Indeßen ein Wunsch wird in mehrern Lesern dieses Werks entstehen, der auch noch sehr leicht befriedigt werden kann, und vermuthlich noch befriedigt werden wird. Nämlich da die Kupfer dieses Werks nun einmal nicht nach der Ordnung der Materie und der Gesänge geliefert werden können und sollen: so wäre es doch wohl zu wünschen, daß beym Schluß der Iliade, so wie auch beym Schluß der Odyssee, die Kupfer nach der Reihe angegeben würden, wie sie Gelehrte und Künstler bey Lesung des Homers vor sich nehmen könnten.

Doch nun auch noch etwas Weniges, über die beygefügten Erläuterungen. In denselben trägt der Herr Geh. Justizrath Heyne nicht seine eigenen, sondern des Künstlers Ideen vor, weil Künstler selten im Stande sind, dieses selbst gehörig zu thun. Indeßen der Anfang könnte doch wohl die eignen Empfindungen dieses würdigen Mannes ausdrücken, da nicht leicht ein anderer, als ein solcher vertrauter Freund Homers, mit solcher Begeisterung anfangen konnte, die jeden andern Verehrer dieses Dichters zugleich mit begeistert. Unsere Leser mögen aus folgenden wenigen Worten selbst urtheilen: Homer, du Unsterblicher, Dichter der Natur, Zögling der Phantasie, treuer Nachbilder menschlicher unverkünstelter Gefühle; erscheine meinem Blicke, wie dich die bildende Kunst sieht, sie, deine in der vertrauten Umarmung der Phantasie erzeugte Tochter, welche,

von deinem göttlichen Feuer beseelt, die sichtbare Natur im Grossen auffaßt, und deine nach ihr gebildeten Ideale, in schönen Formen, als lebend darstellt u. s. w.

Aus dem, was über die beyden ersten Hauptblätter gesagt wird, soll das Auffallendste und Anziehendste hier mitgetheilt werden, weil doch unsere Leser auch Etwas von den Erläuterungen hier zu finden wünschen werden. Der Schluß zu Nr. 1. heißt also: Löst man nun unsere Vorstellung vom Homer und von dem Persönlichen deßelben auf: so sind Folgendes die Bestandtheile: Man hatte alte Gedichte, man hatte einen Namen, man vereinigte Beydes, und es entstand ein Homer, als Verfasser derselben; von diesem machte man sich einen Begriff nach den Gedichten, und entwarf ein Bild von ihm nach dem Begriffe. Beydes, Begriff und Bild ward zum Ideal erhoben; dieses Ideal ist auf uns fortgepflanzt, prägt sich unserer Seele ein, schwebt uns vor Augen, wenn wir uns den Homer denken, und begeistert den der Begeisterung Fähigen. Wie viel ist nun hierinnen vom eigentlichen Persönlichen Homers enthalten? So sehr verschwindet unser Selbst, auch bey des Namens Unsterblichkeit; es bleiben unsere Werke, oder ihre Folgen, nebst einem Bilde, das sich die Nachwelt aus denselben entwirft, und ein Name dazu; das ist Alles; cadit persona, manet res. II. Gegenwärtige Zeichnung ist nach einem Cameo in Onyx verfertigt; dieses Umstandes muß man eingedenk seyn, um von der Zeichnung richtig zu urtheilen. Ein zu schneidender Stein, zumal ein farbiger, legt dem Künstler in Anlage und Vertheilung seiner Figuren ganz andere Behandlungsarten auf, als ein Marmor, und noch mehr, als ein Gemälde, erlaubt. Der Stein hat sieben Farben. Die tragische Muse ist braun gekleidet, mit einem schwarzen Vorgewand; Homer ist etwas lichtbrauner; das Kleid der komischen Muse etwas heller; die dritte stehende Muse ist ganz blaß bräunlich, so, daß die Farbe fast ins Weiße entschwindet. Die Gesichter sind alle weiß, so auch die Hände; die Haare bräunlich, nur an der tragischen Muse dunkler; der Grund ist bräunlich grau. Aus allem diesem erhellt, daß die Anordnung der Figuren, Stellung und Ausdruck, sich nach den Farben richten mußte, und daß der Künstler für die Gruppirung keine freye Hand hatte. Bey Beurtheilung der gegenwärtigen Zeichnung, muß man durchaus dieses eingedenk seyn. Alte Simplicität zeigt sich

im

den ganzen Werke. Der Dichter und die tragische Muse sitzen; die andern beyden Musen stehen, damit sich die Figuren gegen einander heben; die Sitze selbst sind, weil der Cameo klein ist, bloß angedeutet, und sehen drey auf einander gelegten Steinen ähnlich. Homer hat eine Tafel oder Bret vor sich, welches von einem Stocke unterstützt ist; auf diesem liegt ein Volumen, auf welches er sich mit seinem rechten Arm stützt (auf alten Werken kommen bey den Figuren, welche als schreibend vorgestellt sind, keine Schreibetische vor). Dem Homer gegen über steht die epische Muse, welche ihr Gewand vor der Brust zusammengefaßt hält; die tragische Muse hält ihre Maske und deklamirt; und die comische hält ihre Maske entgegen, und scheint mit Eifer zu sprechen, als behauptete sie auch ihr Lustspiel von Homerischer Abkunft. Alle drey Musen sind mit Lorbeerkränzen geschmückt. Am Homer ist ein deutlicher Ausdruck der ruhigen Aufmerksamkeit, mit welcher er zuhört, und über das Gehörte nachdenkt; eine Gemüthsstimmung, welche er durch sein Beyspiel denjenigen zu empfehlen scheint, die über ihn und über seine Gedichte sprechen und schreiben wollen.

Man sieht aus diesen wenigen schon den Geist des längst rühmlichst bekannten Interpreten bey dieser Arbeit, und jeder Leser wird schon ohnedem von dem Werthe des Textes überzeugt seyn.

Der Preis der Hefte wird sehr verschieden seyn. Diejenigen, welche in Kupfer gestochene Platten enthalten, sind theurer, als die, worinnen nur radierte Blätter, oder bloße Umriße vorkommen. Das erste Heft ist das theuerste, sowohl wegen der Vignetten, als wegen der Menge des Textes, der erfodert wurde, und wegen des Portraits des Homer und der sieben Köpfe von Helden. Es kostet 6 Laubthlr.

Das zweyte Heft kostet 5 Laubthlr. Es ist der Anfang von der Odyssee und enthält: I. Sechs Blätter für die Odyssee, nämlich: 1. die Büste des Ulyßes im Großen von Tischbein gezeichnet, von Morghen gestochen, nach einer der schönsten Marmorbüsten. 2. Ulyßes auf der Insel Calypso sitzend, und sich nach seiner Heimath sehnend, nach einem Cameo. 3. Ebenderselbe als Jüngling, wie er seinen Großvater besucht, um die Geschenke abzuholen, die ihm bey seiner Geburt versprochen waren; nach einer Etruskischen Vase.

4. Ulyßes,

4. Ulysses, von seines Großvaters, des Autolykus, Söhnen auf die Jagd geführt, wird von einem Eber verwundet; nach einer Vase. 5. Ebenderselbe von Troja zurückkommend, wird an der Narbe dieser Wunde von seiner Amme, der Euryklea, erkannt; nach einer Gemme. 6. Ulysses schifft bey den Sirenen vorbey; nach einem Etruskischen Sarkophag. — II. Vignetten und Ornamente. 1. Ansicht einer Insel im mittelländischen Meere; eine Phantasie von Heinr. Tischbein, worzu ihm die Calypsoinsel Gelegenheit gab. 2. Als Ornament, eine Linie von Wellen, mit der Scylla in der Mitte; nach einer bekannten Münze der Pompejischen Familie. 3. der Anfangsbuchstab hat als Zierrath einen Widderkopf, auf welchem eine Eule sitzt; ihm ist ein Merkurstab entgegengestellt; Bilder von Muth, Wachsamkeit und Klugheit, Eigenschaften, die den Ulysses auszeichneten; nach einem Steine des Advocaten Vendirane zu Neapel. 4. Vignette: die Anlandung an einer Küste, wo die Schiffsleute bey Annäherung der Nacht ans Land gestiegen sind, die Fahrzeuge aufs Trockne gebracht haben, und sich am Eingang einer Höle am Feuer ihr Mahl zubereiten. 5. Ein Hahn und ein Fuchs, Symbole der Wachsamkeit und Schlauheit; nach einer Gemme. 6. Pallas auf einem Wagen — eine Siegsgöttinn auf einem Wagen, eine Kugel haltend, auf welcher zwey Figuren stehen — in der Mitte noch eine Pallas; nach geschnittnen Steinen. 7. Ein Anfangsbuchstabe zeigt den Kopf einer Minerva, mit einer Kopfbinde, aus welcher zwey Pegasus hervorspringen, die man sich als einen Schmuck von Goldblech denken kann; nach einem gemalten Gefäße, das ehemals bey dem Cavalier Venuti zu Neapel aufbewahrt wurde.

Die folgenden Hefte werden ohne Vignetten erscheinen, und gewöhnlich nur ein Blatt Text zu jeder Platte haben.

Rb.

Intelligenzblatt.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1802.

Am 23sten März erhielt Herr J. G. C. Herold die Würde eines Doktors der Medicin, nachdem er seine Inaugural-disputation: de caloris in corpore humano sano effectibus, ohne Vorsitz vertheidigt hatte. Das Programm hatte den Herrn G. H. R. Gruner zum Verfasser, und lieferte die 6te Fortsetzung der Commentatio in locum Lutheri de filiis per diabolum subditis.

Am 26sten März ward Herrn J. G. Knispel nach hinlänglich befundenen Proben seiner Geschicklichkeit die philosophische Doktorwürde ertheilt.

Anzeige kleiner Schriften.

Nachrichten von dem Zustande des Krankenhauses der Charité im Jahre 1801, von C. W. Hufeland, Preuß. Geheim. Rath. u. s. w. Berlin, bey Unger. 1802. 16 S. 8.

Der verdienstvolle Verfasser wird jährlich eine Uebersicht dessen, was in der Berlinischen Charité geleistet worden ist, dem Publikum vorlegen, womit in dieser Schrift der Anfang gemacht wird. Im gedachten Jahre war die Anzahl der Kranken, die in dieser Anstalt Pflege und Kur erhielten, 4726,

4726, wovon 3150 geheilt wurden, 472 starben, und 294 ungeheilt entlassen oder andern Anstalten übergeben wurden. Das Verhältniß der Todten zur ganzen Summe ist wie 1 zu 10, welches sehr vortheilhaft ausfällt. — In tabellarischer Form werden darauf die einzelnen innern und äußern Krankheiten, nebst der Anzahl der damit behafteten in jedem Monat aufgenommenen Personen angeführt, und die Zahl der daran Gestorbenen, Geheilten oder Ungeheilten angegeben, worauf noch in einer Tabelle die Anzahl der aufgenommenen Schwangern und Entbundenen aufgeführt wird. Sehr wichtig sind die daraus abgeleiteten Resultate in Hinsicht auf die Mortalität an einzelnen Krankheiten und andere Vergleichungen. So war die Sterblichkeit bey den Wöchnerinnen unbedeutend. Von den 6 aufgenommenen Ruhrkranken starb keiner. Auffallend ist das Verhältniß der Gemüthskrankheiten der weiblichen zu den männlichen Personen, 56, 104; also fast noch einmal so viel männliche als weibliche Patienten dieser Art.

Vom Herrn Johann Sigismund Wittich, der Arzneygelahrtheit Kandidat und Praktikus in Wittenberg, sind zwey kleine Schriften erschienen, die die Beförderung des Studiums der chaldäischen und arabischen Sprache zum Gegenstand haben. Die erste, welche unter dem Titel: Grundzüge der chaldäischen Sprache, bey Zimmermann in Wittenberg, auf 2 Bog. 8. 1801 herausgekommen ist, enthält in gedrängter Kürze das Nöthigste, was über die Kenntniß der Buchstaben, der Zeit- und Nennwörter, wie auch der Fürwörter gesagt werden kann. Bey den Konjugationen sind die Formen angegeben, und zugleich ist die Konjugation Peal durchgeführt worden. Diese deutliche Uebersicht ist gewiß für diejenigen brauchbar, die mit dem Hebräischen bekannt sind, und befördert auf eine sehr leichte Weise die grammatische Kenntniß des Chaldäischen. — Die zweyte Schrift, welche ebendaselbst auf 28 Oktavseiten abgedruckt ist, führt den Titel: Kurze Anleitung zur Auffindung der Stammbuchstaben in der arabischen Sprache. In dieser Abhandlung setzt der Verfasser den Unterschied der Stammbuchstaben von den Servilbuchstaben fest; untersucht, ob es Buchstaben gebe, welche immer nur Stammbuchstaben, und andere, die immer nur Servilbuchstaben sind; ferner: ob wir Buchstaben haben, die sowohl

radi-

radicales als serviles sind, und wie man sich in zweifelhaften Fällen zu verhalten habe? Diese Fragen werden hier deutlich erörtert, und es wird auf die Art zur leichtern Erlernung der arabischen Sprache ein guter Beytrag geliefert. Je seltener das Studium der morgenländischen Literatur zu werden scheint; desto mehr muß man sich freuen, daß der Verfasser außer seinem Hauptwirkungskreise, auch ohne Umständlichkeit die Trockenheit bey diesen Bemühungen zu vermeiden versteht, und sein Licht auf einem Felde leuchten läßt, das nur von wenigen Eingeweiheten angebauet wird.

Aufforderung an meine Mitbürger zur thätigen Theilnahme an der Erziehungsanstalt im königl. Christiansstift in Ekkernförde, von Wolfrath, Dr. der Gottesgelahrheit, Probst, Schloß- und Garnisonprediger in Glückstadt. Glückstadt, bey Augustin. 1802. 80 S. 8.

Nach einigen gründlichen Bemerkungen, betreffend die immer seltener werdenden Erscheinungen durch Vermächtnisse und Stiftungen für Schulen zu sorgen, die doch der Unterstützungen am meisten bedürfen, theilt der Verfasser den Plan für die auf dem Titel genannte Anstalt mit. Sie steht unter der Oberdirektion des Prinzen Karl von Hessen-Cassel, und ist ein kombinirtes Militär- und Erziehungsinstitut, wo verdiente Invaliden mit ihren Familien verpflegt, und arme Soldatenkinder unterhalten und unterrichtet werden. An jeder der beyden vorhandenen Schulen arbeitet ein Lehrer. Nach dem mitgetheilten Lektionsplan hat derselbe Arbeit genug. (Uns scheinen wöchentlich sechs Religionsstunden, wozu noch die täglichen Betstunden kommen, zu viel für diese Kinder.) Inniger und wärmer kann man nicht leicht eine gute Sache empfehlen, als hier geschehen ist. Wir wünschen, daß für die Schulen, und auch für das Christiansstift viele Wohlthäter aufstehen, und daß sich auch nach dem hier geäußerten Wunsche Aeltern finden mögen, die gegen ein über alles billiges Kostgeld (jährlich 30 Thlr. für eine Tochter, und eben so viel für einen Knaben) ihre Kinder der Anstalt übergeben. Der Verfasser, der der innern und äußern Einrichtung derselben das günstigste Zeugniß giebt, hat unstreitig durch diese Schrift den guten Ruf derselben

noch

noch mehr verbreitet. Manche Aeußerungen in Hinsicht der Neigung der Jugend zum Soldatenstande, wenn diese in einem solchen Institute vorbereitet wird, glauben wir nicht unbedingt unterschreiben zu können.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

In Paris ist unter nachstehendem Titel eine französische Uebersetzung der „Darstellungen aus Italien" des Domherrn Meyer in Hamburg erschienen:

Voyage en Italie, par F. J. L. Meyer, Docteur en Droit etc. à Paris, Henrichs. An IX. 426 S. 8.

Desgleichen sind die beyden ersten Theile des Storchschen „Gemäldes des russischen Reichs" ins Französische übersetzt worden, unter folgendem Titel:

Tableau historique et statistique de l'empire de Russie, à la fin du 18ième siècle. à Paris. 2 Vol. An IX.

Verbesserungen.

Im LIX. Bd. 2. St. S. 441. Z. 17. l. häufig st. häckig.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Theater.

Maria Stuart, ein Trauerspiel von Schiller. Tübingen, bey Cotta. 1801. 14½ Bog. gr. 8. 1 Rh. 4 R.

Seitdem die neueste Aesthetik, wie die neueste Philosophie, soviel von Tendenzen spricht, und mit Tendenzen zu thun hat; sind auch in der schönen Literatur die Tendenzen so verkehrt und vertendirt worden, daß man kaum weiß, nach welchen Grundsätzen die neuesten Produkte unsrer schönen Geister zu beurtheilen sind! Auf dem Kopfe steht, was ehemals auf den Füßen stand, und Verwirrung und schwankende Begriffe walten, wo man sich sonst bemühete, Ordnung und Bestimmtheit herrschen zu lassen. Keine Regel, die aus den ewigen Gesetzen der Natur und anerkannten Meisterwerken abstrahirt, vor Zeiten die zügellose Phantasie band, und jeder Art und Kunst ihre Gränze anwies, die sie nicht zu überschreiten wagte, als um höherer Wahrheit und Schönheit willen, gilt mehr. Man darf Täuschung und Wirkung verfehlen, wenn man nur sagt, es geschehe aus genialischer Kraft. Das allerneueste Genie achtet keine Regeln. Es verwirft sie entweder ganz, oder schafft sich solche, die so gut sind, wie keine. Es liebt Sprünge in's Blaue hinein. Es überläßt sich blinder Willkühr, keine Ordnung, als die seiner eigenen wilden Eingebungen, unbekümmert um Schönheit und

Wahrheit, ohne die doch, sey es in den redenden, sey es in den bildenden schönen Künsten, keine Produktion der Phantasie für ächtes Kunstwerk gelten kann. Das allerneueste Genie setzt: es müsse so seyn, schlechthin, unbedingt und ohne allen Beweis!

Es gehörte, z. B. seit der ersten Vervollkommung der tragischen Kunst durch die griechischen Schauspieldichter, seit der scharfsinnigen Theorie, die Aristoteles aus ihnen abzog, durchaus zu einem vollkommnen Trauerspiele, daß der Held ein handelndes, selbstständiges Wesen sey; daß er, wenn Unfälle auf ihn einstürmen, nicht bloß leide und dulde, sondern daß er gegen sein Ungemach ankämpfe; nicht bloß klage und jammere, und klagend und jammernd fremde Willkühr, nach Belieben, mit sich schalten lasse; sondern daß er seine Kraft aufbiete, sich ihr zu entziehen, und thätig sich sträube. Es durfte ferner, sollte ein Trauerspiel für vortrefflich gelten, die handelnde Person nicht mehr sagen, als was zur Sache, zur Entwicklung ihres Charakters nothwendig war; nichts äussern, was nicht der Leidenschaft, die sie trieb, der Empfindung, die sie regte, der Situation, in der sie sich befand, angemessen war; es durfte nichts auf die Bühne gebracht werden, was mehr unsre Schaugier, als das Interesse unseres Geistes beschäfftigte; am wenigsten, was unsre Augen, unsre Ohren, unsere Herzen empörte, was das Theater zum Tummelplatze widernatürlicher Leidenschaften und ekelhafter Ausbrüche derselben machte. Auch in den höchsten Ausbrüchen der empörten Leidenschaft mußte der Dichter seine Darstellung den Gesetzen des Anstandes und der Schönheit unterwerfen, wenn er uns anziehen, und Theilnahme für seinen Helden einflößen wollte. Das Alles ist jetzt anders. Die neueste tragische Kunst stellt Helden auf, deren Thätigkeit mehrentheils im Handeln wollen, in Empfindungen und langen — so Gott will, poetisch schönen — Reden besteht; keiner von ihnen handelt sich aus seinen Unfällen heraus, sondern läßt sich die Nothwendigkeit treiben; selten setzt einer seinem Unglücke weiter Etwas entgegen, als schöne Phrasen und schönverbrämte Sentenzen, worin sich der Dichter selbst mehr, als der tragische Held den Zuschauern gefällt. Statt eines Leidenschaft und Charakter bezeichnenden und versinnlichenden Dialogs, giebt die neueste tragische Kunst uns oft Deklamationen, Bilderkram

und

und Reflektionswesen, worin nicht die dargestellte Person, sondern der Dichter seine Phantasie und sein Herz erleichtert. Statt die Handlung fortrücken zu lassen, tönen uns Ellen lange wort- und bilderreiche Tiraden und weitläuftig ausgesponnene Räsonnements entgegen, wozu die Helden, die vor uns auftreten, wenn man ihre Situation betrachtet, der Natur nach weder Stimmung noch Zeit haben könnten, und wir erhalten Gemälde und Beschreibungen, die nur in das malende nicht das dramatisch-vorgestellte Gedicht gehören, und weder der gegenwärtigen Stimmung, noch der Situation der sprechenden Personen angemessen, die Handlung still stehen machen, die gefördert werden sollte. Wir sehen sogar zuweilen auf dem Theater Dinge vorgehen, die allen Anstand beleidigen; und leidenschaftliche Ausbrüche, von denen wir mit Ekel unsre Augen wegwenden; — Alles dieses geschiehet aus Uebermaaß von Genie!

Ungeachtet diese Einleitung nicht bloß von dem vorhandenen Trauerspiele veranlaßt worden ist: so bedauert doch der Rec. bey der ungeheuchelten Hochachtung, die er sonst für die ausgezeichneten Dichtertalente des Verf. hat, bekennen zu müssen, daß ein großer Theil seiner Klagen über die verkehrten Tendenzen der allerneuesten Aesthetik leider! auch dieß neueste Produkt der Schillerschen Muse trifft. Sie durften aber um so weniger unterdrückt werden, je gefährlicher das Beyspiel eines Dichters, wie dieser, für die Aftergenies ist, die jetzt gern den Ton in der schönen Literatur angeben möchten, und, so weit sie auch entfernt sind, jemals auch nur die kleinste seiner Vortrefflichkeiten zu erreichen, doch gar zu leicht verleitet werden dürften, seine Verirrungen von Schönheit und Wahrheit zum Deckmantel ihrer Verwirrungen zu machen, mit der sie Vernunft und Natur, Geschmack und Menschensinn verkrüppeln.

Eine so freymüthige und strenge Beurtheilung aber nun auch der Leser, nach diesem Geständnisse, zu erwarten hat: so darf er doch auch zum voraus darauf rechnen, daß sie gegen jede anerkannte Schönheit eben so gerecht, als offenherzig bey Anzeige der Mängel seyn wird, in die Hr. Sch. dießmal verfiel, da er seinem bessern Genius ungetreu ward.

Zur Sache. Wenn schon bey der Beurtheilung des Wallensteins sich fast alle Stimmen vereinigten, den Helden

den jenes dramatischen Gedichtes des Mangels an Handlung und Selbstthätigkeit zu beschuldigen, wie vielmehr trifft dieser Vorwurf die Heldinn des gegenwärtigen Trauerspiels! Bey Wallenstein ist doch noch Kampf mit sich selbst, Wollen und Nichtwollen; Streit zwischen seinem Ehrgeitze und seiner Pflicht, Schwanken zwischen Entschluß und That; wenigstens doch Trieb zur Gegenwirkung, da die Gefahr auf ihn eindringt; Sträuben gegen die ihm gebietende Nothwendigkeit, und endlich, wenn schon abgedrungenes Losgehn auf sein Ziel. Das kann doch wenigstens einigermaaßen für dramatisches Handeln gelten. Wenigstens konnte Schiller sich auf eine der vorzüglichsten Charakterzeichnungen des Shakespearschen Dichtergeistes, auf Hamlet, berufen, der auch, obgleich von dem Geiste seines Vaters zweymal aufgefordert, immer zwischen Beschluß und Vollführung schwankend, nur zu der beschwornen Rache hingerissen wird, nicht sie freywillig ausübt. Aber bey Maria Stuart ist nicht einmal Kampf und Sträuben, nicht einmal Wille zur Gegenwirkung; bloß Resignation und unthätige Hoffnung. Maria leidet nur, handelt durchaus nicht. Wir erfahren freylich, daß sie es ehemals gethan; aber dieß ehemals kann uns in einem Drama nicht für jetzt gelten. Wir müssen sie handeln sehen, nicht bloß uns erzählen lassen, was sie vorher gethan habe, wenn sie für uns ein ächter tragischer Charakter seyn sollte. Was sie jetzt etwa thut, geschieht mehr durch fremde Willkühr, als durch ihre eigene, und mehr auf Ueberredung, als durch Trieb in ihr selbst. Diesen Vorwurf abgerechnet hat der Dichter große Schönheiten in die Darstellung seiner Heldinn gelegt, die uns den Mangel an Thätigkeit zwar nicht ersetzen, aber doch weniger empfinden lassen. Maria zieht uns auf manche Weise an, und wir ahnen, ein wieviel höherer tragischer Charakter sie in den Händen dieses Bildners geworden seyn würde, wenn es ihm beliebt hätte, sie uns thätiger und handelnder aufzuführen. Selbst Elisabeth hätte dabey gewonnen; Maria's gesetzlicher Mord wäre ihr dann mehr abgedrungen worden.

Jetzt zur nähern Prüfung. Sehr glücklich bereitet die Expositionsscene zwischen Hanna Kennedy, der Amme, und dem Gefängnißaufseher, Ritter Paulet, dem Zuschauer Maria's erste Erscheinung vor. Sehr rührend sind die Vergleichun-

hangen, die sie zwischen dem ehmaligen und jetzigen Stande ihrer Gebieterinn anstellt. Sie gewinnt uns dadurch unser innigstes Mitleiden für die Dulderinn ab; obgleich Paulets scharfscheinende Repliken uns in das vergangne Leben der Gefangnen Blicke thun lassen, die sie jetzt schon mit schwerer Schuld belasten. Es ist nicht zu begreifen, was Hrn. Schiller kann bewogen haben, die alte Schuld der Maria, ihren Gemahl ermordet zu haben, und in diesem Schauspiele mehrmals, und noch dazu gleich von Anfang an vor Augen zu bringen, wodurch Maria, ohne allen dramatischen Zweck an Achtung so viel verliert. Was übrigens diese sonst schöne Expositionsscene ziemlich frostig macht, ist — sit venia verbo! — das gar zu weitgetriebene Sentenzeln in beyder Dialog. Wirklich streitet es gegen die Natur, daß ein Paar Menschen, die sich in solcher Situation mit einander unterreden, so viel Sentenzen gegen einander wechseln. Schon im Wallenstein machte sich der Dichter dieser seiner Lieblingssünde allzu oft schuldig; hier wird sie noch viel weiter getrieben. Man sieht leicht, daß Göthens schimmerndes Beyspiel ihn verführte. Aber der Verf. der Iphigenia und des Tasso verfuhr in dieser Nachahmung der Griechen zugleich weiser. Er bringt seine Sittensprüche nicht nur weit ökonomischer an, sie sind auch weit mehr dem Charakter und der Situation seiner Personen angemessen; bey Hrn. Schiller aber entstehen sie sehr oft nur aus einem gewissen Sentenzenkitzel, und der Dichter ist in ihnen eigentlich die sprechende Person, nicht die auf dem Theater handelnden Personen.

Maria tritt nun selbst auf, und gleich ihre erste Erscheinung hat etwas Würdevolles, das uns für sie einnimmt. Voll edler Ergebung und königlich ihrem Schicksale sich beugend, stellt sie sich uns dar. Sie prahlt nicht mit ihrem Unglücke, sie trägt es, als Maaß für Maaß der gleich messenden Gerechtigkeit. Es ist gerade der Jahrstag der unglücklichen Ermordung ihres Gemahles, ihre That! und Darnleys blutiger Schatten schwebt vor ihrer Phantasie, ihr nimmer Frieden! drohend, bis sie diesen Mord abgebüßt hat. So hält sie der Hand still, die sie züchtigt, sie leidet verdiente Strafe. Hier wählt nun der Dichter einen ganz eigenen Weg, uns mit seiner Heldinn ehmaligem, ärgerlichen Lebenswandel bekannt zu machen. Hanna Kennedy

 erzählt

erzählt der Unglücklichen selbst ihre Verirrungen, und damit es nicht in der unnatürlichen Manier der französischen Tragiker geschehe, braucht sie diese Erzählung, als einen Spiegel, in dem Maria sich, zu ihrer Beruhigung, weniger strafbar erscheinen soll. Sie schildert ihre Verbrechen, als Resultate ihrer gereizten Leidenschaften, als Wirkungen eines ihr gereichten Zauber- und Liebestrunks. Aber theils giebt sie ihr Gemälde viel zu umständlich, theils zu grell und zurückstoßend für das Interesse, das wir an Marien nehmen sollen. Wir sehen in der duldenden Königinn, deren erste Aeußerungen sie uns interessant machen, nun mit geheimen Abscheu, die Mörderinn ihres Gemahls! Dazu kommt, daß der Dichter sie uns vorstellet, als beynahe von aller weiblichen Schaamhaftigkeit entkleidet, mehr von Wollust und Begier, als von Lieb' ergriffen, und das macht sie uns gewiß nicht liebenswürdig. Maria selbst verschlimmert die Sache noch durch das höchst undelikate Bekenntniß über ihren Liebhaber:

— — Seine Künste waren keine andern,
Als seine Männerkraft und meine Schwachheit.

In der Scene mit Mortimer entwickelt sie eine liebenswürdige Weiblichkeit, und in ihrem Betragen gegen den hämischen Burleigh wahre Seelengröße. Hier erscheint sie wahrlich nicht so. Rec. wiederholt, daß er, bey allem Nachdenken nicht zu begreifen vermag, warum der Dichter Darnley's Ermordung so geflissentlich und mit so weniger Schonung des Charakters der Maria in dieß Trauerspiel bringt!

Die ersten Scenen des dritten Aktes in dem Parke zu Fotheringhay gehören zu den schönsten des ganzen Stücks. Mariens Gefühl der Freyheit, nach einer so langen Einkerkerung zwischen Mauern, in der schönen Natur, unter Gottes blauem Himmel, ist so natürlich, als rührend. Selbst das lyrische Sylbenmaaß, die Reime, in denen sich ihre Empfindung ergießt, thun hier ihre Wirkung; so wenig beyde sonst zu dramatischer Darstellung im Allgemeinen geeignet seyn möchten. Beyde sind hier gleichsam — der Zuschauer ist wenigstens geneigt es sich einzubilden — Resultate des süßen Freudenrausches, der sie vergessen läßt, daß sie noch immer eine Gefangene ist; der schönen Hoffnung, daß Elisabeths harter, blutdürstiger Sinn milder, menschlicher geworden

sey.

sich. Maria ist im Stande der Begeisterung, ihre Seele hat einen dichterischen Schwung, ihr Gefühl einen lyrischen Flug erhalten. Nicht minder wahr ist das plötzliche Verschwinden dieses dichterischen Zaubers bey Paulets Ankündigung von Elisabeths naher Erscheinung; das Schrecken, das sie überfällt, ihr Verbleichen. So sehnlich sie diese Zusammenkunft gewünscht hat, zu rasch, zu unerwartet tritt sie ein. Mitten in den schönsten Ergießungen ihrer Einbildungskraft soll sie das Antlitz ihrer Feindinn, ihrer Unterdrückerinn sehn. Zu grell ist dieser Uebergang aus einem so frohen Zustande in den so peinlichen, der Tyranninn gegen über zu stehen, die ihr Reich, Krone und Freyheit geraubt hat, ja selbst ihrem Leben droht. Nichts kann daher wahrer seyn, als ihr jetziges Sträuben gegen dieses von ihr erbetne Zusammentreffen. Was sie in ihrem Freudentaumel vergessen hat, die Erinnerung an ihre gewaltsame Einkerkerung, tritt nun nur um so lebendiger, angreifender und erschütternder vor ihre Seele; und eben diese Erinnerung macht sie unfähig, so vor ihrer Verderberinn zu erscheinen, wie sie müßte, wenn diese Zusammenkunft für sie Seegen werden soll. Dennoch kann sie sie nicht mehr vermeiden, sie muß auch hier sich ergeben und dulden. Elisabeths Anblick selbst empört nun vollends ihr ganzes Wesen. Was soll sie diesem kalten, herzlosen, schneidenden Stolz ihrer Schwester und Peinigerinn entgegen setzen? Tod spricht ihr aus jedem Blicke der Feindinn zu. Sie ist in den Händen der Uebermacht. Vergebens wird ihr Stolz mit diesem Stolze kämpfen. Nur durch Duldung, durch Ergebung darf sie hoffen, dem Herzen der Uebermächtigen beyzukommen. Auf diese Hoffnung überwindet sie das widerstrebende Herz, sie beugt sich dem Stolze der Machthabenden, wirft sich der Feindinn zu Füßen; aber auch noch in dieser Demüthigung Königinn:

> Der Himmel hat für Euch entschieden, Schwester!
> Gekrönt vom Sieg' ist Euer glücklich Haupt,
> Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!

Und, nun sie einmal sich überwunden hat, hält sie Stand in der sich angewonnenen Duldung und Ergebung, selbst bey den neuen Kränkungen ihrer Beleidigerinn. Mit Würde klagt sie über ihr trauriges Loos, über die zahllosen Leiden ihrer Gefangenschaft; schildert sie, ohne Gegenbeleidigung; entschuldigt und vergiebt und bittet nur um Schonung; ent-

 sagt

sagt allen ihren Rechten, und fordert nur Leben und Freyheit. Aber, da ihr nun fortgesetzt Hohn wird, statt Milde, neue, bittere Kränkung, statt Versöhnung, hämische Erinnerung an die Sünden ihrer Jugend, statt Vergebung: wird aus der sanften Ergebung, Empörung, aus der stillen Duldung, verzehrender Flammengeist. Aber auch noch in diesem Sturme ihrer Seele, bleibt sie Königinn, treu der Weiblichkeit und der Würde ihres Charakters. Ihr gerechter Zorn steigt zu der höchsten Höhe, dennoch schweift er nicht über die Gränze des Anständigen; er schmettert die Feindinn zu Boden, aber ohne Selbsterniedrigung, ohne Entweihung ihres eigenen Edelmuths. Elisabeth verläßt sie mit stummer, aber furchtbarer Empörung; es kümmert sie nicht. Ihr ist wohl. Sie hat ihrem gepreßten Herzen Luft gemacht, der Blutdürstigen einen Spiegel ihres Selbstes vorgehalten; sie vor ihres Günstlings Augen gedemüthiget; die Folgen erschrecken sie nicht. Gefaßt geht sie ihrem Verhängniß entgegen.

Noch einmal, diese Scenen sind, in Rücksicht auf Maria's Darstellung, der Triumph des Dichters. Keiner ihrer nachfolgenden Auftritte kömmt ihm nur von weitem bey. Hier allein entwickelt Maria's Charakter Thätigkeit, Kampf und Anstreben gegen Unterdrückung, und eben deswegen sind diese Scenen auch die dramatischsten des ganzen Stückes. — Warum gab uns Schiller nicht hier mehr dergleichen!

Sehr viel Rührendes haben Maria's beste Scenen. Ihre ruhige Ergebung in ihr unvermeidliches Schicksal, ihr wehmüthiger Abschied von den Ihrigen, ihr Testament — nur viel zu lang und zu weit ausgesponnen — und der Trost, der ihr in Melvils unvermuthetem Anblick wird: alles das muß unser Herz treffen. Selbst die unerwartete Gewährung des ihr von Elisabeth verweigerten letzten Zuspruches von einem Priester ihrer Kirche rührt und bewegt. Es thut eine feyerliche Wirkung, wenn ihr ehmaliger Haushofmeister plötzlich, als geweihter Priester, vor ihr steht, bereit, ihr die Sakramente der Kirche zu reichen. Weiter aber hätte der Dichter, diese Feyerlichkeit zu erhalten, auch nicht gehen müssen. Wenn Melvil nicht bloß mehr auf den Kelch deutet, nicht bloß mehr die geweihte Hostie zeigt, nicht bloß

mehr

mehr den ersehnten Trost, ehe sie das Blutgerüst besteigt, ihr verspricht, und den Zuschauer nur ahnen läßt, daß sie ihn wirklich erhalten wird; sondern Marien förmlich Ohrenbeichte leisten läßt, sie mit allen Gebräuchen der katholischen Kirche absolvirt, und ihr vor unsern Augen die Kommunion ertheilt: so bringt er dadurch eine Handlung auf die Bühne, die dort durchaus nichts zu thun hat; die nicht allein, dem aufgeklärten, wie dem unaufgeklärten Zuschauer, anstößig, sondern, noch obendrein ganz untheatralisch ist, da sie durchaus, ohne alle Wirkung bleiben, und uns kalt und ohne Theilnahme läßt. Maria's Beichte schwächt abermal durch ihr umständliches — und fürs Drama ganz unnöthiges — Sündenregister, in dem wir wirklich empörende Dinge von ihr hören, nicht nur unser Interesse für sich merklich; der Ton, in dem sie beichtet, ist zugleich so sehr beichtstuhlmäßig, daß sie, statt zu rühren, Langeweile erregt. Melvil selbst macht seine Sache um nichts besser. Was er der Unglücklichen sagt, klingt so marktherzig, so ganz gewöhnlich, fast Franciscanermäßig, daß auch dadurch die Ceremonie, alle Energie verliert. Was kann z. B. gemeiner seyn, nach Inhalt und Ausdruck, als folgende Zeilen, während Maria den Kelch empfängt:

> Und, wie du jetzt dich in dem irrdischen Leib
> Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
> So wirst du dort in seinem Freudenreich,
> Wo keine Schuld mehr seyn wird und kein Weinen,
> Ein schön verklärter Engel, dich
> Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen?

Wir sehen nichts, als einen gemeinen Priester, der eine arme Sünderinn, die zum Schaffot geführt werden soll, mit gemeinen ascetischen Gemeinsprüchen trösten will!

Desto anziehender aber sind die nun folgenden Scenen, wo besonders der Maria Betragen gegen Burleigh und Leicester eine hohe tragische Wirkung hervorbringt. Kurz, das Genie des Dichters hat auch in den unthätigen, bloß duldenden Charakter seiner Heldinn doch einiges tragische Interesse zu legen gewußt, indem er ihm sehr hervorstechende Züge von heroischer Größe gab, die, da sie nicht übermenschlich — sondern rein menschlich sind, uns nicht bloß Bewunderung

— ein für das Drama zu kalter Affekt — sondern auch rüh-
rende Theilnahme einflößen.

Ganz verunglückt aber scheint Rec. die Darstellung von Elisabeths Charakter. Sie ist eine wahre Haupt- und Staatsaktionsköniginn, die Scepter und Reichsapfel immer vor sich herträgt, und doch nirgends königlich handelt, und der vorgespiegelten Würde gemäß, sich äußert. Sie prunkt mit pomphaftem Eigenlob, heuchelt Menschlichkeit, und hat nichts als Blutdurst in ihrem Herzen. Heuchelt überdem so ungeschickt, daß man ihr bey dem flüchtigsten Blick in die Karte sieht, und giebt durchaus einen eben so widerwärtigen, als undramatischen Charakter. Das klingt hart; aber es ist wirklich so. Gleich ihr erster Auftritt, was giebt er anders, als eine Repräsentation ihrer selbst? als eine stolze Verkündigung ihres eigenen Lobes und einer ekeln Affektation von Bescheidenheit?

Ich kann so prächt'ge Götterfeste nicht
Erfinden, wie die königliche Mutter
Von Frankreich. Ein gesittet, fröhlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Seegnungen um meine Sänfte drängt,
Das ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann. Der Glanz
Der Edelfräulein, die im Schönheitsgarten
Der Katharina blühn, verberge nur
Mich selber und mein schimmerlos Verdienst.

Dann kramt sie Empfindungen der Trauer und des Mitleids aus, denen man es, der vom Dichter schön gesetzten (und noch dazu etwas zu weit ausgesponnenen) Phrasen wegen, in denen sie sie zu Markte bringt, gleich anhört, daß sie nicht wahr sind; giebt hierauf einige flimmernden Sentenzen, und preist abermals sehr ruhmredig sich selbst und die Verdienste ihrer Regierung. Eben so wenig Würde haben die Zierereyen, mit denen sie dem Prinzen von Frankreich ihr Jawort giebt, und auch nicht giebt. Wenn schon einige dieser Züge in dem historischen Charakter der Elisabeth liegen: so sind sie doch dort mit wahrhaft großen Zügen verwebt, die sie entschuldigen. Hier aber producirt sie bloß ihre Kleinlichkeiten, ohne allen Zusatz von Größe. Besonders klein aber erscheint sie in dem gierigen Verschlucken des Weyhrauchdampfs, mit dem die Höflinge sie so reichlich einräuchern. Sie werfen ihr, mit Werniken zu reden,

das

den Rächerhaß auf den Kopf, ohne, daß die Beulen, die sie dabey erhält, sie auch nur auf die entfernteste Weise irren. In der darauf folgenden Scene mit Burleigh schimmert sie abermals mit ihren Menschlichkeitsgefühlen, deren weniger Ernst sich in der nächsten Minute zeigt, als der würdige Talbot für die unglückliche Maria spricht. Ein sehr wahrer und treffender Zug aber ist es, daß die, so unbegränzt eitle, so unendlich in sich selbst verliebte Elisabeth, als Talbot Maria's Vergehungen durch die Bemerkung, daß das Weib ein gebrechlich Wesen sey, zu entschuldigen suche, sich gegen diese Bemerkung mit Heftigkeit auflehnt, darüber Stillschweigen gebietet; und wenigstens sich davon ausgenommen wissen will:

> Das Weib ist nicht schwach. Es giebt starke Seelen
> In dem Geschlecht. Ich will in meinem Beyseyn
> Nichts von der Schwäche des Geschlechtes hören.

Eben so wahr sind ihre Aufwallungen bey dem Lobe, das Talbot Mariens Schönheit ertheilt, ihr in's Gesicht, die es gewohnt ist, sich als das schönste Weib in England gepriesen zu hören. Aber ekelhaft zurückstoßend hat der Dichter Elisabeths Charakter durch den Geist der Heucheley gemacht, der in allen ihrem Thun sich versichtbart. Aus ihrem Munde schweben lauter Töne des Mitleids, der Schonung und der Milde, indeß ihr Herz von Rache und Blutdurst überströmt. Sie weint bey dem Briefe, den ihr Paulet von Maria überbringt, scheint tiefdurchdrungen von ihrem unglücklichen Schicksale, und vor dem Antheile an ihrem Tode zu schaudern, und gleich darauf bietet sie einem Meuchelmorde die Hand, indem sie Mortimern dazu zu bereden sucht. Ja, als dieser bereitwillig scheint, ihrem hinterlistigen Blutdurste zu dienen, kann sie es kaum erwarten, daß er gestillt wird. Was sie vollends, die That zu beschleunigen, Mortimern, als Lohn, verheißt, ist wahrhaft abscheulich:

> — — laßt es euch nicht leid thun,
> Daß meine Dankbarkeit den Flor der Macht
> Entlehnen muß. Das Schweigen ist der Gott
> Der Glücklichen — die engsten Bande sind's,
> Die zärtesten, die das Geheimniß stiftet.

Nicht aus feuriger Leidenschaft, nicht einmal aus Temperament, zu einem Morde aufzumuntern, opfert

sie

sie weibliche Schaam, Sittlichkeit und Würde, bietet sie sich, unaufgeopfert, freywillig zu wollüstigem Genuße dar. Eine Verirrung der weiblichen Natur, die eben so empörend, als der theatralischen Darstellung unwürdig ist.

Rec. kann hierbey einen unbegreiflichen Verstoß wider die Wahrscheinlichkeit, in den der Dichter verfällt, nicht unbemerkt lassen. Mortimer, der junge nicht sehr bedeutende Mensch, dringt sich nicht allein unberufen in das Gemach der Königinn ein, eben als sie mit ihren Staatsräthen wichtige Ueberlegungen zu machen hat; sondern er bleibt unbekümmert da, und hört Alles an, als ob er ein Mitglied des geheimen Raths wäre, woran sich kein Anwesender stößt. Ja was das Aergste ist: Elisabeth, welche diesen jungen Mann nach seiner Reise zum erstenmal sieht, gegen den sie ohnedieß wegen der Nachricht, daß er heimlich katholisch geworden ist, wenn er es gleich zu vertuschen sucht, nothwendig ein gewisses Mißtrauen haben mußte; Elisabeth, die gegen ihre vertrautesten Räthe Mitleid heuchelt, entdeckt sich ganz diesem ihr halb unbekannten Jünglinge, und giebt ihm ungescheut, ohne alle genommene Vorsicht der Veranlassung, den Auftrag, Maria zu ermorden; giebt ihm also ihre geheimsten Wünsche beym ersten Anblicke zu erkennen, zeigt sich ihm im häßlichsten Lichte, ohne nur im geringsten seiner Verschwiegenheit versichert zu seyn. In der That, dieß ist eine Ungeschicklichkeit des Dichters, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen!

Ganz unter aller Würde der Fürstinn und der wohlerzognen Frau, jeder edlern Menschlichkeit entkleidet, bloß das Spiel ihrer verächtlichen Leidenschaften, erscheint Elisabeth auch in der Zusammenkunftsscene mit Marien. Auch hier beginnt sie wieder mit ihrem Selbstlobe. Die Unglückliche, die ihr gegen über steht, zu kränken, nimmt sie zu dem elenden Hülfsmittel ihre Zuflucht, selbst zu erzählen:

> Das Volk drängt allzuheftig in den Straßen,
> Wir suchen Schutz in diesem stillen Park.
> Mein gutes Volk liebt mich zu sehr. Unmäßig,
> Abgöttisch sind die Zeichen seiner Freude.
> So ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen.

Welch

Welch eine elende Praleren! So läßt der Dichter eben die Elisabeth, ohne alle Veranlassung, gegen ihre unglückliche Schwester sich selbst, wegen der Anbetung des Volks rühmen, der er wieder im zehnten Auftritte des vierten Aufzugs, in einem Monolog Folgendes sich selbst sagen läßt:

> O Sklaverey des Volksdiensts! Schmähliche
> Knechtschaft — Wie bin ichs müde, diesem Götzen
> Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!

Man kann nicht umhin zu fühlen, wie sehr der Dichter sich vernachläßigte, welcher die Elisabeth so inkonsequent und zugleich so pralerisch sprechen ließ! In der sonst so schönen Scene mit Maria, steigt Elisabeths verächtliche Ruhmredigkeit mit jeder Minute. Pralenden Stolz setzt sie gebeugter Würde, unmenschliche Härte flehender Duldung entgegen. Nichts, als ein ganz gemeines Weib, läßt sie die Unglückliche nur den Uebermuth ihrer Uebermacht fühlen, unbarmherzig tritt sie jeder versöhnenden Annäherung in den Weg. Der Neid, den ihr der Anblick so vieler Schönheit einflößt, erniedrigt endlich sie zu Ausdrücken, die die edle Weiblichkeit beleidigen:

> Das also sind die Reizungen, Lord Lester,
> Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
> Kein anderes Weib sich wagen darf zu stellen!
> Fürwahr! der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
> Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit,
> Zu seyn, als die gemeine seyn für alle.

Die allerneueste Aesthetik schwatzt so viel von einem prosaischen Geiste in den Werken der Dichtkunst und der schönen Künste. Wahrlich, der Charakter der Elisabeth in dieser Scene ist noch etwas mehr, als prosaisch, er ist gemein, und eines Dichters, wie Schiller, gar nicht würdig. Es wäre zwar möglich, daß die historische Elisabeth in einer solchen Zusammenkunft sich ohngefähr so genommen hätte; und doch kaum möglich; denn Elisabeth in der Geschichte hat doch so große Züge. Aber wäre es auch, was geht die Geschichte dem Drama an? Die Ohrfeige, die Essex von Elisabeth erhielt, ist der Geschichte gemäß. Aber solche Gemeinheiten sind unter der Würde der theatralischen Nachahmung. Die dramatische Dichtkunst ist, wie alle andern,

eine schöne Kunst, und als eine solche, soll sie nie unsere Augen, und nie unsere Ohren beleidigen. Elisabeth durfte nicht als ein so gemeines Weib vorgestellt werden, um zum Kontraste der leidenden Maria zu dienen.

Unwahr und widersprechend dem jungfräulich-zimperlichen Charakter, den Elisabeth auch in diesem Drama haben soll, scheint es dem Rec. auch, wenn sie in dem fünften Auftritte des vierten Aktes so, ohne allen Hehl, gegen Burleigh ihre Liebe für Leicester gesteht, sie, die so ganz und gar keine Schwäche dieser Art zu haben, scheinen will. Doch läßt sich das allenfalls mit dem Stande der aufgebrachten Leidenschaft entschuldigen, in dem sie sich eben befindet. Auch entwickelt sie in diesem und dem folgenden Auftritte mit Leicester mehrere Züge, die wahr und aus der Natur geschöpft sind. Späterhin aber verläugnet Elisabeth diese Wahrheit wieder ganz. Alles, was in den Scenen, wo sie das Todesurtheil der Unglücklichen unterschreiben soll, für Züge von Menschlichkeit und rührender Theilnahme an dem traurigen Schicksale ihrer Feindinn gegeben wird, ist so offenbar nur Spiegelfechterey, daß wir die Heuchlerinn in jedem Wort erkennen, und so stößt sie uns nur noch mehr zurück, anstatt uns menschlicher zu erscheinen. Nach dieser unsrer so überzeugenden Bekanntschaft mit ihren wahren Gesinnungen, kann für uns wohl nichts unnatürlicher seyn, als der Monolog S. 186, wo sie diese Spiegelfechterey sogar mit sich selbst forttreibt, und sich selbst verheuchelt, als hätte sie das Parterre als Zeugen, vor sich, denen sie etwas weiß machen will. In einem solchen Streite zwischen Menschlichkeit und Furcht, zwischen Mitleid und eigner Sicherheit, wie sie vorgiebt, spricht man nicht so kalt und studirt, ficht man nicht so mit Tiraden und Phrasen. Nur gegen das Ende des Monologs kömmt Elisabeth einigermaaßen zur Wahrheit zurück, und unterschreibt das Todesurtheil von dem eigentlichen ächten Motive, von ihrer Rache gedrungen. Gleich darauf aber treibt sie ihr altes Gaukelspiel wieder, und so sichtbar, daß Davison aus ihren Mienen lesen muß, was sie eigentlich will? Er liest es auch sehr gut, und dringt daher auf ihren bestimmten Willen; den die mehr verächtliche als schlaue Heuchlerinn aber sehr weislich verweigert, damit, was geschehen soll, ohne ihre Mitwirkung geschehen scheine. Ihr Unmuth bey der Nachricht, daß des Volkes Durst nach

Ma-

Maria's Blut durch Talbots Beredsamkeit gestillt sey, verräth allzu klar, daß die ihrige nicht befriedigt ist. Ihre Ungeduld nachher, die die Vollziehung des Urtheils gar nicht erwarten kann, macht sie noch unmenschlicher, und ihre Heucheley des Kummers und der Betrübniß, als es vollzogen worden, erfüllt unser Herz mit einem wahrhaften Grausen gegen eine solche unnatürliche Ausartung der menschlichen und weiblichen Natur. Kurz, Elisabeths Charakter ist und bleibt, vom Anfange bis zum Ende, höchst undramatisch. Der Dichter hat ihr durchaus keinen Zug geliehen, der ihren gesetzlichen Mord entschuldigt, als eine elende Rach- und Eifersucht, als empörenden Blutdurst. Sie ist nur von ihrer verächtlichen Seite historisch wahr; von ihrem größern, edlern Geschichtscharakter erblicken wir auch nicht den geringsten Zug.

Für den gehaltensten Charakter des Stücks erkennt Rec. Mortimern. Sehr anschaulich und sprechend ist hier der brausende, feuerfangende und feuersprühende Jünglingskopf geschildert, dessen glühende Phantasie und lebhafte Sinnlichkeit ihn recht eigentlich geschickt machten, der römischen Bekehrungssucht in die Hände zu fallen, und ein Werkzeug ihrer Staatsklugen Absichten zu werden. Das Gemälde, das ihn der Dichter von den Eindrücken geben läßt, die die Feyer des großen Kirchenfestes in Italien, und die Pracht der Künste und des Kirchendienstes in Rom auf ihn machten, ist, obgleich freylich mehr beschreibend poetisch, als eigentlich dramatisch, doch höchst charakteristisch:

Wie ward mir Königinn!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegen stieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfieng, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!

— — — — — —

Wie wurde mir, als ich in's Inn're nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunter stieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll;
Das Herrlichste und Höchste gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte;
Als ich sie selbst nur sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilge Mutter, die herabgestiegene
Dreyfaltigkeit, die leuchtende Verklärung!

Als

Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten, und die Völker seegnen!
O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Durch diese Erzählung begreifen wir, daß einem jungen Schwärmer durch diese Heiligthümer der Pracht und der Kunst, durch den die Sinne so lebhaft betäubendes gottesdienstliches Gepränge, seine jugendliche, so leicht bewegliche Phantasie erhitzt, und er, zum Abfall von dem alten, und zum Fanatismus für den neuen Glauben erhitzt ward. Da sich nun vollends zu diesem Fanatismus noch die üppige Liebe für eine Märtyrinn dieses Glaubens gesellt, welchen begeisternden Schwung muß seine Rechtgläubigkeit und sein Ketzerhaß erhalten! So erkennen wir die Wahrheit in der Darstellung dieses Charakters, Zug für Zug. In allem, was er sagt und thut, sind Fanatismus und Wollust sichtbar. Meisterhaft ist die Begeisterung ausgedrückt, in die der schon von Mariens Bilde so innig bezauberte Schwindelkopf geräth, nun er vor ihr selbst steht, und die ganze Macht ihrer Reize, lebend und athmend, mit Aug und Ohr empfindet und vernimmt. Nun ist sein Vorsatz, ihrer und der Sache Gottes zu dienen, bis zur unerschütterlichsten Festigkeit gediehen. Eine doppelte Seeligkeit wird dafür sein Gewinn, die irdische, Mariens Rettung und ihr Dank, die ewige, die Erringung der Märtyrerkrone. Was sind für diesen Lohn ihm alle Gefahren, was Blutgerüst und Henkerbeil? Eine besondere Schönheit dünkt es Recensent in dieser Scene, daß der Dichter Mortimern die Warnungsworte, die Maria, ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken, gebraucht, sich zur Aufmunterung und zur Befestigung seines Entschlusses wiederholen läßt:

— — — Mich schrecken
Nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt,
Nicht das Verderben der unzähl'gen andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden;
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück schon ist's, für eure Rettung sterben.

Diese ihn durchaus ergreifende, allen Schwierigkeiten trotzende, jeden für ihn unglücklichen Ausgang verachtende

Schwär-

Schwärmerey bezeichnet ihn bis zur blutigen Catastrophe seines Lebens. Sie versichtbart sich in seinem Feuereifer gegen den feigen Leicester, in dem bittern Spotte, den er ihn über seine ängstlichen Besorgnisse und Zweifel fühlen läßt; in der kalten Verachtung, die er Letzters seiner Verrätherey entgegensetzt, in dem freywilligen Tode endlich, den er für Mariens Sache stirbt.

Schade ist es, daß Hr. Schiller in diesen sonst so vortrefflich gehaltnen Charakter einen Zug gemischt hat, der diesen interessanten Schwärmer eben so sehr zu einem Gegenstande unsres Ekels, als unsrer Verachtung macht. In der That gehört der sechste Auftritt des vierten Aktes zu den empörendsten und untheatralischsten, die je auf der Bühne erlebt worden sind. Hier sehen wir nicht mehr den Religionsschwärmer, nicht mehr den von Liebeszauber Trunknen, wir sehen einen Tollen, einen aus ekelhafter Wollust Wahnsinnigen. Es kann keinen widerwärtigern Anblick geben, als diese Ausbrüche einer völligen Wollustverrückung, die nahe an Nothzucht gränzt! Wer kann ohne Empörung die Behandlung mit ansehn, der sich die Königinn Maria, für die uns doch der Dichter interessiren will, hier Preis gegeben fühlt? Welch Vergessen alles Edelmuths und aller Sittlichkeit, in einer Unglücklichen, über der das drohende Henkerbeil schon schwebt, nichts, als die Beute seiner unordentlichen Begier zu erblicken! Wem erstarrt nicht das Blut vor Abscheu, wenn er in einer solchen Situation ein Geständniß hört, wie dieses:

Verwegner Dienst belohnt sich auch verwegen!
Warum verspritzt der Tapfere sein Blut?
Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut?
Ein Rasender, der es umsonst verschleudert!
Erst will ich ruhn an seiner wärmsten Brust.

und nach diesem schaamlosen Geständnisse den Rasenden die Gemißhandelte sogar, zu Folge der ausdrücklichen Anweisung des Dichters heftig an sich pressen sieht! Wenn diese Scene mit Wahrheit gegeben werden soll, wie ist es möglich, daß sie der Schauspieler, auch nur auf die entfernteste Weise, darstellen kann, ohne Anstand und Sittlichkeit zu beleidigen? Was soll aus der Bühne und der Kunst des Schauspielers werden, wenn ein Dichter, wie Schiller, das Sig-

mal zu solchen, alle Gesetze der Schicklichkeit zernichtenden Auftritte giebt? Wenn das der Gegengeist von dem prosaischen ist, über den die neueste Aesthetik so sehr in den Kunstwerken klagt, die nicht aus ihrer Schule stammen, so bewahr' uns doch Apollo, daß solche Poesie je herrschend bey uns werde! Dann ist Frechheit, Schönheit und Unsittlichkeit, Wahrheit. Es schmerzt Recensent in die Seele, eine solche Verirrung an einem Manne, wie Schiller, rügen zu müssen. Am Verf. der Lucinde würde sie ihn nicht befremdet haben!

Unter den übrigen Charakteren gehören noch Leicester und Paule[t] zu den glücklich durchgeführten. In dem ersten erkennt man ganz das Gehaltlose, zweydeutige Wesen, das gewöhnlich so ein Hof- und Fürstengünstling ist; er kennt die Schwächen seiner liebäugelnden Furse vollkommen, und bedient sich, wie ein ausgelernter Hofschranz, ihrer auf das beste zu seinen Absichten. Der letzte interessirt, Trotz seiner strengen Aussenseite, durch seine unbestechliche Treue, seinen unerschütterlichen, ächten Patriotismus und seine Menschlichkeit, selbst gegen die vermeinte Verrätherinn seines Vaterlandes.

In Burleigh hat der Dichter einen ganz gewöhnlichen Theaterbösewicht geschildert, der, da wir auch nicht einen Zug in ihm erblicken, der menschlichem Bilde ähnlich ist, und durchaus nur aus kaltem Blutdurste handelt, auch nicht einmal unser Kunstinteresse beschäfftigt, und alle Aufmerksamkeit für ihn zurückstößt. Dieser Charakter hätte doch so leicht interessant werden können, wenn warmer, (wenn auch mißgeleiteter) patriotischer Wunsch für das Wohl Englands, als Motiv seiner Handlungen erschiene.

In England hat die englische Uebersetzung dieses Trauerspiels, selbst bey denen die sonst die wärmsten Verehrer Schillers sind, sehr wenig Beyfall gefunden. Es war dafür gesorgt worden, daß die Uebersetzung in London beynahe so geschwind gedruckt ward, als in Deutschland das Original; aber sie ward sehr wenig gelesen, und bald ganz vergessen. Der Gegenstand des Stücks hätte es in England doppelt interessant machen müssen. Man weiß, welche große Wirkung daselbst die Schilderung der unglücklichen Maria in Robertsons Geschichte von Schottland machte. Aber die

die so sehr verzeichneten Charaktere der Elisabeth, des Burleigh u. s. w., und die Unthätigkeit der Hauptperson mußte in England mißfallen; um so mehr da sich die Engländer durch schöne Phrasen und Tiraden nicht bestechen lassen.

Wie Wallenstein, enthält auch Maria Stuart eine Menge Stellen, die bloß poetisch, und zuweilen etwas wortreich beschreiben, statt darzustellen; das heißt, müßige Gemälde, die, weder die Situation, noch den Charakter der Personen bezeichnen, vielmehr, weder für die eine, noch die andere passen. Dahin rechnet Rec., um nur eine anzuführen, die, S. 212, wo Maria dem Melvil, der doch selbst ein Katholik ist, das Amt der Messe beschreibt, und noch dazu in einer Stimmung, wo ihre Seele zu solchen Ausmalungen unmöglich geneigt seyn kann. Auch an Sentenzenspielerey, wovon Rec. schon oben ein Beyspiel angeführt hat, fehlt es nicht. Dafür erfreut uns der Dichter, aber auch mit mehr als Einer schönen Stelle, die uns seinen eigenthümlichen, mit Wahrheit und Geist darstellenden Genius wieder erkennen lassen. Als Beweis davon steh' am Schlusse dieser Beurtheilung, die in der Entwicklung von Maria's Charakter bereits angeführte, vortreffliche lyrische Ergießung ihres Freyheitsgefühles in dem Parke zu Fotheringhay:

Laßt mich der neuen Freyheit genießen,
Laßt mich ein Kind seyn, sey es mit!
Und auf dem bunten Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen?
Hält sie mich nicht mehr die traurige Gruft?
Laßt mich in vollen, durstigen Zügen
Trinken die freye, die himmlische Luft.

— — — — —

O Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frey und glücklich träumen,
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoos?
Die Blicke, frey und fessellos,
Ergehen sich in ungemeßnen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland.
Ich bin gefangen, ich bin in Banden;
Frey in den Lüften ist eure Bahn,
Ihr seyd nicht dieser Königinn unterthan.

Wr.

Weltweisheit.

Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch die Leser zum Verstehen zu zwingen, von Johann Gottlieb Fichte. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1801. 232 Seit. 8. 1 Rh.

Fast sollte man glauben, Hr. Fichte wollte es ganz eigentlich darauf anlegen, seine Wissenschaftslehre ganz in Mißkredit zu bringen; denn nichts setzt eine Sache kräftiger herab, als wenn man von ihr eine gar zu große Erwartung erregt! Hrn. Fichtens sehr ausführliche vorjährige Ankündigung in der Stuttgardischen allgemeinen Zeitung von seiner neuen Darstellung der Wissenschaftslehre, (welche zwar noch im Jahr 1801 herauskommen sollte; aber, bis jetzt noch nicht erschien,) ist ohne Zweifel eine der prunkvollesten, die je ein Schriftsteller von seinem eigenen Werke gemacht hat. Er verlangt darin, daß ihm auf sein Wort geglaubt werde, von der Wissenschaftslehre sey so gut als gar keine Kunde im gelehrten Publikum vorhanden, einige wenige Individuen, und die unmittelbaren Zuhörer des Verf. in Jena abgerechnet. Er verlangte, daß jeder Leser seine aus andern Systemen geschöpften philosophischen Begriffe, selbst die aus den bisherigen Schriften über die Wissenschaftslehre, beym Studium der neuen Darstellung völlig bey Seite setze. Er versichert, er werde nie von dieser Wissenschaftslehre das Geringste zurücknehmen, weil er von allem die völligste Gewißheit habe, und behauptet, sie sey eine durchaus neue Wissenschaft, vor welcher nichts, auch nur ihr ähnliches existirt

finsterhabe. Jedem, der in der Philosophie älterer und neueren Zeiten sich ein wenig umgesehen hat, wird es schwer, dieß Alles im wörtlichen Verstande für wahr zu erkennen. Wie, wir sollten nicht wissen, was Hrn. Fichtens Wissenschaftslehre eigentlich sey? Es ist doch darüber so viel Papier bisher gedruckt worden, daß ein gänzlicher Mangel der Kunde dessen, was sie, nach Hrn. Fichte seyn soll, bey dem gelehrten Publikum nicht wohl möglich ist. Alle philosophische Begriffe, die wir schon hatten, sollten wir vergessen müssen, um zu wissen, was denn Hrn. Fichtens neues System einer Wissenschaftslehre eigentlich seyn soll? Es ist doch, wenn man eine neue Lehre verstehn will, schlechthin nothwendig, sie nach den Begriffen und mittelst der Kenntnisse sie sich verständlich zu machen, die man schon hat, weil man aus nichts, und durch nichts, nichts verstehen kann. Und wenn man seine erworbenen philosophischen Begriffe nicht verläugnet, so sieht man genugsam, daß die Wissenschaftslehre nicht einmal so neu und originel ist, als Hr. Fichte vorgeben will. Man sieht deutlich, daß sie ganz aus derselben Quelle entspringt, wie die längst verworfenen Schwärmereyen der Neu-Platoniker; es ist auch hier und da schon gelegentlich angemerkt worden, daß das Verfahren der Wissenschaftslehrer in einigen Hauptpunkten mit dem der Neu-Platonischen Emanations-Lehrer übereinkommt.

Doch Hr. Fichte war nicht zufrieden mit der pomphaften Ankündigung seiner Wissenschaftslehre in der allgemeinen Zeitung, vermöge welcher diese, als ein philosophischer Welthailand uns arme Sterbliche von aller Unphilosophie, von allem Unwissen erlösen soll. Er schickt auch der versprochenen neuen Darstellung noch das vor uns habende Büchlein voraus, als einen Johannes vor dem Messias, als einen Rufer in der Wüste der Unphilosophen und Unwissenden, der ihnen verkünden soll, wie es mit dem eigentlichen Wesen der neuen Philosophie beschaffen ist! Und dieser Bericht soll sonnenklar seyn! das ist ja vortrefflich! Wir werden also nun ganz deutlich vom eigentlichen Wesen der neuesten Philosophie unterrichtet werden!

Aber diese frohe Erwartung ward bey dem Rec. sehr gemindert, als er S. XIX der Vorrede las: „Wer diese

„Schriften bis zu Ende gelesen und durchaus verstanden „hat, besitzt durch sie noch keinen einzigen philosophi„schen Begriff, Satz, oder dergleichen; aber er hat einen „Begriff von der Philosophie erhalten.“ Wie ist das? Hr. Fichte will uns von dem eigentlichen Wesen seiner Philosophie, in diesem Buche unterrichten, und will uns keinen einzigen philosophischen Begriff geben. Kann man das eigentliche Wesen eines philosophischen Systems einsehen, ohne einen einzigen philosophischen Begriff zu haben? Das muß eine sonderbare Philosophie seyn! Von derselben sollen wir aber doch einen Begriff durch dieß Buch erlangen, — und sonach wird wohl der Begriff vom Hrn. Fichtens Philosophie, den er uns giebt, nicht philosophisch seyn; denn er versichert ja, wir bekämen hier keinen einzigen philosophischen Begriff! Soll es nun ein nachbetender Begriff von der neuesten Philosophie seyn, indem wir uns blindlings von Hrn. Fichte führen lassen, nicht selbst philosophisch nachdenken, sondern Alles nachbeten, wie ers giebt? Und auf diese Art sollten wir einen sonnenklaren Bericht von dem eigentlichen Wesen der neuesten Philosophie erlangen können? Da hat uns Hr. Fichte doch wohl hier mehr versprochen, als er halten wollte! Eben so sehr ward der Rec. an Hrn. Fichte irre, als er auf dem Titel die seltsamen Worte las: „ein Versuch die Leser zum „Verstehen zu zwingen.“ Hat man je gehört, daß man die Leser, denen man einen sonnenklaren Bericht von etwas giebt, noch erst zwingen muß, es zu verstehen! Selbst die Mathematiker sagen desto weniger, daß sie zwingen wollen, je mehr sie ihre Leser wirklich zwingen. Daß Hr. Fichte ganz neue Zwangsmittel sollte erfunden haben, schien uns eben nicht anzunehmen. Bey dem allem aber gaben wir dennoch die Hoffnung nicht ganz auf, mittelst dieses Buches eine sonnenklare Einsicht in die Wissenschaftslehre zu erlangen, und zwar auf eine ganz neue Art, ohne irgend einen philosophischen Begriff; besonders war noch unsere Erwartung auf die versprochenen Zwangsmittel gespannt, die wir, da sie so keck angekündigt wurden, nicht umhin konnten unter dem Bilde eines eignen philosophischen Nothstalles uns vorzustellen, welcher alle philosophische Untersuchungen hindert, so wie der Nothstall des Schmids, alle Bewegungen des Pferdes.

Diese

Diese Zwangsmittel unsers Hrn. Fichte sind von doppelter Art, äussere und innere. Die ersteren bestehen in *argumentis ad hominem*; die letzteren in Erklärungen der Sache selbst. Die Recension eines außerordentlichen Buches von einem außerordentlichen Manne, für welchen sich Hr. Fichte mit einem Stolze ausgiebt, der viel sonnenklarer ist, als seine Wissenschaftslehre, muß billig auch etwas Außerordentliches haben. Wir fangen daher die unsrige in der Mitte des Buches an, um von den äussern Zwangsmitteln zuerst zu reden, besonders da diese eine sehr bestimmte Beziehung auf alle Recensenten haben, und alle, die sich bisher Philosophen genannt, und geglaubt haben, ohne Anhänger der Wissenschaftslehre zu seyn, doch noch wohl Philosophen seyn können. Diese alle schnürt Hr. Fichte in seinem Nothfalle dergestalt fest, und faßt sie an so vielen Ecken, daß ihnen das Sprechen und Schreiben, wo nicht vergehen wird, doch wenigstens vergehen soll. Schwerlich hat je ein Autor seine Mitbrüder, und alle, die nicht seiner Meinung seyn können, (denn mehr wie Meinung ist es, wie man deutlich sieht, doch nicht, ungeachtet es Hr. Fichte keck für Wissen ausgiebt!) mit Machtsprüchen so in die Enge getrieben, als hier Alles, was deutscher Philosoph (mit Ausnahme einiger wenigen Individuen, und der Studenten, welche Hrn Fichtens Wissenschaftslehre aus seinem Munde vernahmen, und sie, nach Anleitung ihrer Hefte, nochmals erfanden,) — und mit ihnen zugleich jeder, der Recensent der Wissenschaftslehre werden möchte, im Voraus, abgetrumpft wird! Hiervon müssen wir dem Leser einigen Bericht erstatten. Es heißt S. 144: „Daß sonach schlechthin keiner, der nicht entweder durch die „That beweist, daß er die Wissenschaftslehre selbst erfunden; der, wenn er in diesem Falle nicht ist, der sich „nicht bewußt ist, dieselbe so lange studirt zu haben bis er „sie durchaus zu seiner eignen Erfindung gemacht; „oder — denn das ist hier die einzig mögliche Alternative — „ein anderes, dem der Wissenschaftslehre entgegengesetztes „System der intellektuellen Anschauung nachweisen „kann, ein Urtheil über irgend einen Satz dieser Wis„senschaft, im Falle sie die einzig mögliche Philosophie seyn „sollte, wie sie allerdings behauptet, über irgend einen „philosophischen Satz, haben könnte!“ Dieß lautet fürchterlich, fast so, wie vor etlichen Jahren Hr. Fichte in

einer kleinen Flugschrift geschildert ward: er sey schrecklich,
wenn er angegriffen werde! Uns würde hier die Feder so-
gleich entfallen, wenn wir nicht zwischen den drey Hörnern des
Syllogismus; noch ein viertes erblickten, unter dessen Schutz
wir uns begeben könnten. Es wäre ja auch wohl möglich, daß
der Erkenntniß der Gegenstände ursprünglich nicht auf dem
Denken allein, und auf der intellektuellen Anschauung
allein beruhte. Dieß ist um so mehr möglich, da noch Nie-
mand, und am wenigsten Hr. Fichte das Gegentheil bewie-
sen hat, und je beweisen kann. Dennoch brauchte man
nicht ein anderes System dieser Art von Anschauung, son-
dern ein anderes System der Anschauung überhaupt
aufzuweisen, um doch mit Recht ein Urtheil wagen zu dür-
fen. Einen Trost hätten wir also wenigstens gefunden; aber
doch entfällt uns auch der wieder, wenn wir (S. 205) Hrn.
Fichtens „Nachschrift an die Philosophen von Profes-
„sion:" lesen, „die bisher Gegner der Wissenschaftsleh-
„re gewesen." Man höre und erstaune über die Superiorität,
welche hier Fichte der Große annimmt, die über Alles
geht, was man bisher selbst in Menkens Buch de Charla-
taneria eruditorum gelesen hat. Alle Philosophen von Pro-
fession redet Fichte folgendergestalt an: „Für euch zwar ist
„diese Schrift nicht geschrieben. Doch wird sie in eure Hän-
„de kommen, und ihr werdet, wenn ihr eurer bisherigen
„Praxis folgt, dieselbe zwar nicht verstehen, auch nicht ei-
„gentlich lesen, wohl aber sie recensiren. Der Unterschied
„zwischen den streitigen Meinungen ist ja so gar groß nicht;
„mögen die streitenden Partheyen, jeder von ihrer Seite et-
„was nachlassen, und sich vertragen. Dieß ist auch so einer
„der Wahl-Sprüche unsers humanen Zeitalters, der auch
„in Beziehung auf meinen Streit mit euch vorgebracht
„worden, als man noch einige Fassung übrig behalten
„hatte. Wenn ihr die vorstehende Schrift auch nur durch-
„geblättert habt, wie es für eine Recension hinreicht: so
„kann euch in derselben doch so viel aufgefallen seyn, daß der
„Unterschied zwischen euch und mir allerdings sehr groß ist,
„und daß es wohl wahr seyn möge, was ich schon oft gesagt,
„und ihr nie als meinen wahren Ernst habt aufnehmen wol-
„len, daß zwischen euch und mir durchaus kein ge-
„meinschaftlicher Punkt ist, über welchen, und von
„welchem aus, über etwas anderes wir uns verstän-
„digen könnten. Auch könnte euch der Grund, warum dieß

„sich

„sich zu verhalte, der eigentliche Trennungspunkt eurer
„Geister von dem meinigen eingeleuchtet haben. Da es
„aber eben so wohl euch auch nicht aufgefallen seyn, und nicht
„eingeleuchtet haben könnte: so will ich schon nochmals für
„euch diesen Punkt angeben; — historisch nämlich, wie
„man allein für euch Etwas angeben kann. Ich suche
„die Wissenschaft — nicht etwa bloß die äußere systemati-
„sche Form; sondern das Innere eines Wissens, dasje-
„nige, auf welchem allein es beruht, daß ein Wissen, eine
„Ueberzeugung, eine Unerschütterlichkeit des Bewußt-
„seyns statt findet — in ihrer Urquelle zu ergreifen. Ihr
„dagegen, so gute Räsonneurs, die ihr übrigens der logischen
„Form nach seyn möget, welchen Ruhm ich hierdurch jedem
„unter euch, in jedem Grade zugestehen will, in dem er ihn
„zu behaupten vermag, — ihr habt von dem Innern ei-
„nes Wissens auch nicht die leiseste Ahnung. Die
„ganze Tiefe eures Wissens reicht nicht bis dahin, son-
„dern nur bis zum historischen Glauben; und euer Geschäft
„ist, die Ueberlieferungen dieses Glaubens räsonnirend wei-
„ter zu zerlegen. Ihr habt in eurem Leben nicht ge-
„wußt, und wißt daher gar nicht, wie einem zu Mu-
„the ist, der da weiß. — Ihr könnt es durchaus nicht
„unterlassen, meine wissenschaftlichen Sätze in Erfahrungs-
„sätze, meine Anschauungen in Wahrnehmungen, meine
„Philosophie in Psychologie zu verwandeln. — Ihr habt
„mir die Ausdrücke verbessert, und mich reden gelehrt; denn
„da ihr meine Richter seyd: so versteht es sich, daß ihr besser
„reden könnt als ich. — Ihr habt euch beklagt, daß ich so
„unverständlich schriebe — dieses habt ihr bloß deswe-
„gen geglaubt, weil ihr selbst meine Schrift nicht verstan-
„det, und voraussetztet, das größere Publikum habe noch
„weit weniger Verstand als ihr, die ihr ja Gelehrte,
„und Philosophen seyd. Aber in dieser Voraussetzung geht
„ihr sehr irre: ich habe so viele Jahre nicht nur mit ange-
„henden Studenten, sondern auch mit erwachsenen Personen
„jederley Art aus den gebildeten Ständen *), über
„Philosophie gesprochen, und nie in meinem Leben im

K 5 „Ge-

*) Das werden solche Leute von jederley Lebensart, aus ge-
bildeten oder ungebildeten Ständen, seyn, welche, wie Hr.
Fichte es fordert, die Wissenschaftslehre nach ihm noch-
mals erfunden haben; denn die Wissenschaftslehre hält auf
keine

„Gespräch dergleichen Unverstand gehört, als ihr alle „Tage für den Druck niederschreibt. — (S. 229) Es „bleibt euch also kein anderer Ausweg übrig, als von Stund „an über Alles was Wissenschaftslehre, und über„haupt Philosophie betrifft, gänzlich stille zu schwei„gen. — (S. 230) Da ich mich aber doch nicht dar„auf verlassen kann, daß sie und ihres gleichen gutem „Rathe folgen werden: so setze ich noch Folgendes hinzu, „damit sie nicht sagen können, daß ihnen nicht vorher „gesagt sey, was geschehen werde. Es ist jetzt das drit„te mal, daß ich Bericht über die Wissenschaftslehre abstat„te. Ich möchte nicht gern genöthigt seyn, es zum vier„ten male zu thun, und ich bin es müde, meine Worte „von Mund zu Mund so herabhudeln zu lassen, daß „ich sie selbst bald nicht mehr erkenne. — Ich werde daher „diese Schrift eben so wenig wie meine künftigen wissen„schaftlichen, ihrem Schicksale überlassen; sondern „über die Aeusserungen, die sie erregen, wachen, und „dieselben in einer fortlaufenden Zeitschrift beobachten. „Werden auch diese Schwätzer dadurch nicht gebessert: „so hoffe ich es doch dem größern Publikum einleuchtend „zu machen, welcherley Volk es bisher unternommen „hat, und noch unternimmt, die Meinung desselben zu leiten."

Wir haben aus der langen Philippica nur einige der stärksten Stellen ausgezogen, und hoffen nicht nöthig zu haben, über den Ton derselben weiters Bemerkungen anzufügen. Dieß sind nun die argumenta ad hominem, deren

sich

keine Etikette; sondern nimmt jeden auf, der sie nur zu erfinden weiß. Der Schuster Jakob Böhme, welcher den Herren Gebrüdern Schlegel einer der Helden der deutschen Wissenschaft heißt, hat sie vermuthlich in seiner Aurora, d. i. Morgenröthe im Aufgang, und Mutter der Philosophie, schon lange vor Hrn. Fichte, im 17ten Jahrhundert erfunden, so wie sie der Leinweber Sempronius Gundibert im 18ten Jahrhunderte, auch noch eine ziemliche Zeit vor Hrn. Fichte erfand. Der Lebensbeschreiber des gedachten gelehrten Leinwebers, scheint schon, ehe dieser sonnenklare Bericht erschien, den richtigen Begriff von der Wissenschaftslehre gehabt zu haben, daß wer sie verstehen wolle, sie sich selbst erfinden müsse, und fügt die richtige Bemerkung (S. 53) hinzu: »daß Dinge von so großer Wichtigkeit nicht oft genug können erfunden werden!«

sich unser Verfasser als Zwangsmittel zum Wirksamen seiner Wissenschaftslehre bedient. Man sieht, er will alle Philosophen von Profession, denen man doch sonst zuerst Fähigkeit und Beruf zutraute, eine neue Philosophie zu würdigen, die anderer Meinung sind, wie man im gemeinen Leben spricht, ins Bockshorn jagen, oder, wie er S. 178 selbst, sehr naiv, es ausdrückt, „sich ihrer entledigen," um sie mit seinen Schülern das große Wort allein zu führen; und erklärt deswegen alle andere Philosophen für durchaus unfähig ihn zu verstehen und zu beurtheilen. Wenn aber er gleich S. 147, — vermuthlich Höflichkeitshalber, — vorgiebt: „er wolle ihnen seine Wissen„schaft zur Erklärung und Beurtheilung vorlegen," so thut er dieß doch sicherheitshalber nicht eher als bis er vorher zu verstehen gab, daß, wer nicht der Wissenschaftslehre ganz beyfallen wollte, (sie studiren, ohne ihr ganz beyzufallen, erklärt er bekanntlich für unmöglich,) im „Guten, ohne vorläufige Erinnerung stillschweigen, und „vom Schauplatze abtreten" sollte.

Hoffentlich wird das aufgeklärte und selbstdenkende Publikum eine solche unphilosophische Charlatanerie nicht gut heißen; denn gestattet es dieß in einem Falle: so ist es nicht sicher, daß, durch den guten Erfolg ermuntert, nicht mehrere Phantasten und Schwärmer aller Art aufstehn, und mit ähnlichen Behauptungen alles freye Untersuchen gänzlich zu Boden schlagen. An Menschen, die gleiche Ueberzeugung von ihren Mißgeburten des Hirns haben, und dabey die Unverschämtheit besitzen, sich zu alleinigen Meinungsherrschern aufzuwerfen, hat es nie gefehlt, und wird es auch in Zukunft nicht fehlen. Sollte auch unser Verf. wirklich Recht haben: so ist es unwürdig ein Verfahren sich zu erlauben, wodurch alle Geistesfreyheit unterdrückt würde. Die E v i d e n z der Wahrheit muß d u r c h s i c h selbst, nicht durch Insultiren und Hohnsprechen, obsiegen. Ja es ist sehr zu vermuthen, daß es mit der Verstandeseinsicht dessen nicht zum Besten steht, der sich eines solchen insolenten Verfahrens bedient. Je klärere und gewissere Einsicht einer hat, desto ruhiger steht er dem sich dagegen erhebenden Sturme zu, sicher, daß doch am Ende die Wahrheit triumphiren wird. In dem Schlusse unserer vorliegenden Philippica liegt viel mehr, als die Worte anfangs zu sagen scheinen. Schweigen die

bis-

bisherigen Gegner nicht, ist eigentlich wohl die Meinung: darin sollen sie in dem angekündigten Journale mit aller erdenklichen Bitterkeit, wovon Hr. Fichte, nach abgelegten mehreren Proben, eine große Portion besitzt, und worin ihm nicht leicht ein andrer Philosoph gleich kommen dürfte, dergestalt heruntergerissen werden, daß ihnen alle Sprache schon vergehen soll. „Sie können nicht sagen, daß ihnen nicht vorher gesagt sey, was geschehen werde." Der Rec. siehet im Voraus, daß es ihm in dem voraus verkündigten Journal eben so gehen wird, weil er das wesentliche Recht eines Menschen und Philosophen vertheidigt, jede Art der Philosophie zu untersuchen, zu prüfen, das Gute zu behalten, und das Schlechte zu verwerfen.

Selbst in dieser Philippica treffen wir Einiges an, welches sehr unhaltbar ist, und mithin in den Augen der Unpartheyischen der Prätension des Verf. unfehlbar zu seyn, nicht zur Empfehlung dienen wird.

Fürs erste: Hr. Fichte versichert, im Besitze der Wissenschaft, d. h. einer apodiktischen Erkenntniß zu seyn; dieser Versicherung können wir, mit seiner Wohlnahme, jedoch noch nicht trauen. Bey der Wissenschaft in diesem Verstande ist das Gegentheil unmöglich; nun aber gründet Fichte seine ganze Theorie auf die intellektuelle Anschauung, und diese, selbst wenn es damit so richtig wäre, als es nicht richtig ist, kann doch mehr nicht aussagen, als was jede Anschauung aussagt, daß die Sache so ist, aber nicht, daß sie nicht anders seyn kann. Hr. Fichte gestehet ferner, seine Wissenschaft erwachse ihm erst daraus, wenn er gewahr werde, daß Alles aus dieser Anschauung Abgeleitete, in derselben oder auch durch dieselbe Entdeckte, ganz vollkommen die Erfahrung erschöpfe und erkläre. Er hat demnach von seiner Theorie auf dem nämlichen Wege Gewißheit, auf welchem die Astronomen sie vom Kopernikanischen Systeme haben, und sein Verfahren kommt mit diesem auch darin vollkommen überein, daß er selbst einräumt, der erste Anfangspunkt seines Systems müsse als Hypothese angenommen werden, und lasse sich vor sich allein nicht erweisen. Nun aber weiß alle Welt, und die Astronomen selbst gestehen es, daß das Kopernikanische System nicht apodiktisch erwiesen, sondern nur im ho-

hen

hen Grade wahrscheinlich ist. Noch mehr: indem Hr. Fichte von der intellektuellen Anschauung ausgeht, hebt er von einer Erfahrung (er spricht selbst S. 173 von einem unmittelbaren Faktum) an; denn was irgend eine Anschauung zeigt, ist doch offenbar nichts als Thatsache. Zwar versichert er gewaltig, auf Erfahrung nicht zu bauen, und sieht mit Verachtung auf alle andere Philosophen herab, denen er nichts, als historische Einsicht zuerkennt; allein auch hierin dürfte er sich nicht wenig hintergehen! Daß ich in der Anschauung Etwas erblicke, ist doch offenbar nur Thatsache; und daß die Sache mir so oder so erscheint, ist ebenfalls nichts als Thatsache; aus Gründen erkenne ich hier nicht das Geringste; und der neue ungewöhnliche Name unmittelbare Thatsache, oder ursprüngliche Handlung und dergl. ist nichts als ein Wort, und macht die Sache selbst keinesweges anders. Es hat also seine Wissenschaft, wenn sie wirklich Wissenschaft wäre, nichts vor der anderer ehrlichen Leute voraus. Da er aber von seiner Wissenschaft S. 190 rühmt: „daß sie durchaus „kein Hülfsmittel, keinen Träger ihrer Anschauung hat, „außer die Anschauung selbst;“ so hat sie dieß mit jedem Traumbilde gemein, welches auch keinen Träger seiner Anschauung hat, außer die Anschauung selbst!

Fürs zweyte: unser Hr. Fichte verlangt von allen denkenden Menschen, sie sollen seiner Theorie beytreten; wollte er das nicht, warum strebte er sonst mit solchem Eifer, der fast an Wuth gränzt, seine Gegner zum Stillschweigen zu verdammen? ihnen (Vorrede S. XIII) seine „wiederhol„ten geschärften Verbote nicht mitzusprechen“ vorzuhalten? Nun aber gesteht er selbst, daß nur wenige Menschen geschickt sind, (Vorrede S. 5) diese Theorie zu fassen, und sich zu ihr emporzuschwingen. Er gesteht ferner, er könne seine Einsicht Keinem andemonstriren; er sey selbst nur „durch einen glücklichen Zufall auf derselben Erfin„dung, und wolle sich,“ — ein seltner Anfall von Bescheidenheit — „für seine Person dabey durchaus kein Verdienst „anmaaßen.“ (S. 147) Folglich verhält es sich mit der Wissenschaftslehre, eben so, wie mit dem innern Lichtblicke der Mysticker, den man auch von oben her, ohne sein Verdienst, erwarten muß. Ja es steht mit ihr im Grunde noch schlimmer; denn die Mystiker oder Theosophen sagen

gen doch, daß man sich der Erscheinung des höheren Lichtes erbeten, erfasten, und durch Kasteyung erringen könne; sie haben folglich noch eine gewisse Methode zu ihrem Ziele zu gelangen; anstatt, daß bey unserm Verf. Alles auf einen glücklichen Zufall ankommt, welchen er an einem andern Orte*) einen Blitz nennt, der die Finsterniß auf Einmal durchleuchtet. Da also die neue Erfindung, welche Hr. Fichte von denen verlangt, welche seine Wissenschaftslehre studiren und verstehen wollen, wohl keinen andern Weg nehmen kann, als bey Hrn. Fichte selbst; so hängt sie offenbar vom blossen Ungefähr ab, wie etwa das Gewinnen des großen Looses in der Lotterie. Zum blinden Annehmen und Verstehen einer solchen Philosophie, die Menschen zwingen zu wollen, und mit dem ärgsten Gepolter zu verlangen, daß Alle, die dieses zufälligen Blickes nicht theilhaftig geworden sind, verstummen, und gar nichts einwenden sollen, ist doch wohl beynahe das Nämliche, als wenn im Irrenhause Jemand verlangt, für Gott den Vater anerkannt zu werden. Hr. Fichte sagt S. 273: „daß in der Wissenschaftslehre jeder, der dieselbe in „sich erzeugt, das Bild des wirklichen Bewußtseyns, „sonach die Reihe der Bilder alles dessen, was im Bewußt„seyn als daseyend gefunden wird, selbst hervorbringe, „und sich zu sehn, wie er sie hervorbringt, liegt in der „Beschreibung unserer Wissenschaft, und jeder, der sie studirt „und versteht, wird es als unmittelbares Faktum in sich „selbst finden." Wenn solche Berufung auf ein inneres unmittelbares Faktum in einer philosophischen Untersuchung soll entscheiden können: so wird man nach gerade zugeben müssen, daß ein Mensch im Irrenhause, der sich für den Papst, oder für den großen Mogul hält, durch die Wissenschaftslehre wissen könne, daß er es sey! Er hat die Wissenschaft, Se. Päpstl. Heiligkeit zu seyn, in sich erzeugt, hat das Bild des wirklichen Bewußtseyns Papst zu seyn, als daseyend, selbst hervorgebracht, sieht sich zu, wie er es hervorbringt, findet es als unmittelbares Faktum

*) »Die Einsicht, worauf es hier ankommt, läßt sich keinem »Menschen andemonstriren; sie muß aus ihm selbst, wie ein »Blitz, der die lange, dicke Finsterniß auf einmal durch»leuchtet, sich entwickeln.« Man sehe Fichtens und Niethammers Journal. 1797. 5tes St. S. 116.

tum in sich selbst. Alle Philosophen von Profession müssen vor solchem Pabste in einer milden Stiftung eben so verstummen, und dürfen eben so wenig mit ihm disputiren, als mit dem Erfinder der Wissenschaftslehre!

Fürs dritte: Hr. Fichte will durchaus nicht, daß seine Theorie als psychologisch betrachtet, und nach psychologischen, d. i. Erfahrungsgründen, beurtheilt werde. Nun aber ist doch unläugbar, daß in derselben von einer gewißen Erkenntniß, und von einem gewißen Vermögen der Erkenntniß die Rede ist. Woher aber sollen die Einsichten und Beurtheilungen hierüber anders als aus der Seelenlehre genommen, wodurch sollen die Sätze anders als durch diese beglaubigt und erläutert werden? welche andere Wissenschaft befaßt sich mit Gegenständen dieser Art? Da Alles, was hier verhandelt wird, Wirkung des Denkvermögens, d. h. der menschlichen Seele ist, wo soll es anders als in der Seelenlehre untersucht werden? Der Verstand und die intellektuelle Anschauung kennt doch der M. nur in sofern, und nur dadurch, daß er sie in sich selbst besitzt; nur als Operation seiner Seele. Oder kann er etwa gar aus seinem Ich hinaus, und in das Meer des Denkens überhaupt hineingehn? das Denken anderswo als in sich anschauen, und anders als seine Handlung anschauen? Herr Fichte freylich will mit seinem Wissen über sein Ich hinaus ins reine Ich emporsteigen, will philosophiren noch vor dem Seyn! Von da bis zum empirischen Seyn und Bewußtseyn ist freylich ein Salto mortale, der nicht gelingen kann, und wobey selbst die Seiltänzerey eines unmittelbaren Faktum ziemlich leicht seiner Philosophie den Hals brechen könnte. Wir sind aber überzeugt, und sehen so klar ein, als Hr. Fichte irgend etwas mittelst seiner intellektuellen Anschauung erblickt, daß, wenn er vor Entwerfung seiner mystischen Theorie mehr und gründlicher die Seelenlehre studirt hätte, er nimmermehr an die Haltbarkeit derselben würde geglaubt haben. Nur eine gründliche Seelenlehre heilt alle solche Aberrationen des Verstandes, und wir unterstehen uns sogar hinzuzusetzen, daß nur dadurch allein die Mängel des eigentlich Kantischen Systems aufgedeckt werden, indem die Begriffe von der Erfahrung, dem Bewußtseyn, dem Denken und dem Vorstellen,

wor-

worauf diese Philosophie Alles baut, eben dadurch als unstatthaft dargestellt werden.

Jetzt ist es Zeit, zu den in der Aufhellung der Sache selbst bestehenden innern Zwangsmitteln zurück zu gehen, und dem gemäß, das Büchlein auch von vorne an zu betrachten. In dieser Hauptsache nun müssen wir bekennen, weit weniger Eröffnung des Verständnißes gefunden zu haben, als wir uns von einem sonnenklaren Berichte versprachen. Hr. Fichte sagt selbst (Vorr. S. XIX): „daß „wir hier noch mit keinem Fuße auf den Boden der Phi„losophie treten." Dadurch wird bestätigt, was gleich im Anfange dieser Recension bemerkt ward, daß Hr. Fichte das größere Publikum, mit dem Versprechen auf dem Titel ihm „über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie „einen sonnenklaren Bericht zu geben," hintergangen hat. Das eigentliche Wesen, das Innere des Systems selbst, d. h. die Art der Herleitung alles Andern au dem Ich, wird hier um nichts aufgehellt; nur etwa drey vorläufige Sätze werden aufgestellt, durch die man auf die Art dieser Herleitung soll vorbereitet, und gleichsam auf den einzig richtigen Standpunkt gestellt werden.

Diese Sätze sind: das Ich ist Subjekt-Objekt. Alles Unterscheiden zwischen Subjekt und Objekt geschieht durch das Denken, und, das Denken geht allemal von dem Allgemeinen und Allgemeinsten aus. Daß der Rec. die beyden letzten dieser Sätze wohl verstanden hat, wird aus einigen vorhergehenden Recensionen in dieser Bibliothek ersichtlich seyn, also auch erhellen, daß die Wissenschaftslehre bisher nicht ein so ganz unbekanntes Land war, als Hr. Fichte vorgeben will, und daß deren Gegner insbesondere doch wohl das Vermögen besitzen, sie wirklich zu verstehen. Aber wenn, wie es auch eine Zeitlang bey den Kantischen Philosophen Mode war, verstehen, nichts weiter heißen soll, als blinden Beyfall geben, die Wissenschaftslehre im Traume einer intellektuellen Anschauung nachkonstruiren, und so verkehrt sich auch Alles zeigt, Alles eben so finden, wie Hr. Fichte: so haben selbst die großen Männer Schelling und Hegel Fichten nicht ganz verstanden; denn sie finden ja Differenzen! Schad und Rochen sind dann die rechten Leute!

Ueber

Ueber diese drey Sätze wollen wir noch einige Bemerkungen anfügen; nicht um Hrn. Fichte selbst in irgend einem Stücke zu belehren; (denn gegen die Möglichkeit davon hat er sich feyerlich genug verwahrt, und durch den Eifer, selbst mit Gefahr der ewigen Verdammniß sein System durchzusetzen, gesichert,) sondern um unbefangene Leser aufmerksam zu machen, und zugleich das Befugniß eines Philosophen von Profession, über diese Dinge mit zu sprechen gegen des Verf. kecke Großsprechereyen zu rechtfertigen.

Diese Schrift ist in eine fortlaufende Unterredung des Verf. mit seinem Leser eingekleidet. Gerade eben so wie in Fichtens Bestimmung des Menschen ein Geist den Verf. belehrt, dieser aber den Jaherrn macht: so ist es hier der Verf., welcher den Leser belehrt; dahingegen dieser, so wie dort der Verf., Alles zugiebt, und wider die willkührlichsten Annahmen kein Wort einwendet: so daß der Verf. in diesem Gespräch erschleichen kann, was er will. Herr Fichte spricht, nach einigen vorhergegangenen Bemerkungen folgendergestalt zum Leser: „Du sagtest oben, daß theils die „Anwesenheit des Gegenstandes, theils dein Wiedervorstel„len des Gegenstandes, das wahre Reelle in deinem Leben „sey; hier sagst du, daß du in beyden dich selbst vergißest. „Sonach wäre der gesuchte Grund deines Urtheils über Wirk„lichkeit und Nichtwirklichkeit gefunden. Das Selbstvergeß„sen wäre Charakter der Wirklichkeit; und in jedem Zustan„de des Lebens wäre der Fokus, in welche du dich selbst hin„einwirfst und vergißest, und der Fokus der Wirklichkeit, „Eins und eben derselbe. Das dich dir selbst Entreißende „wäre das wirklich sich Begebende, und deinen Lebensmo„ment Füllende.“ (S. 24) Nicht lange vorher stellt der Vf. aus der Selbstbeobachtung beym Empfinden den Satz auf: daß, wo wir Etwas empfinden, oder als wirklich vorhanden ansehen, wir uns selbst dabey ganz vergessen, und uns selbst ganz in den als gegenwärtig vorhandenen Gegenstand hineinsenken. Hier fragen wir vorläufig: ob nicht dieß, wenn es auch richtig wäre, innere Erfahrung seyn würde? und dann, ob es nicht psychologische Erfahrung seyn würde? Wenn nun beydes unläugbar ist: sollte denn wohl Hr. Fichte sich selbst ganz verstehn, und mit sich selbst übereinstimmen, wenn er dennoch behauptet, sein rein-intellektuell seyn sollendes System beruhe

 nicht

nicht auf Erfahrung, und wenn er dabey mit so plumper Verachtung auf alle andere Philosophen, als auf bloß historische Menschen herabzublicken affektirt, wenn er sich das Ansehen geben will, als wolle er alle Psychologie von seiner Theorie ganz ausgeschlossen haben? Was aber das Schlimmste ist: dieser Satz selbst ist psychologisch unrichtig. Daß wir uns selbst gänzlich vergessen, wenn wir etwas empfinden, oder als gegenwärtig wahrnehmen, ist keinesweges aus Erfahrungen erweislich. In einigen seltenen Fällen, wo wir ganz hingerissen werden, ganz Ohr oder Auge sind, wie man zu sagen pflegt, ist zwar das Bewußtseyn unserer selbst sehr geringe; aber daß es gänzlich verschwinde, ist deswegen noch weder bewiesen, noch stimmt es mit der Empfindung überein. Etwas davon muß auch dann noch vorhanden seyn, weil solche Zustände immer nur sehr kurz sind, und wir uns selbst gleich den Augenblick nachher wiederfinden. Wäre es bey allem Empfinden der Fall, daß wir „uns selbst ganz in den gegenwärtig vorhandenen Gegenstand hineinsenkten,“ wie könnte es denn möglich seyn, je sich selbst zu finden, oder je aus der Selbstvergessenheit des Empfindens wieder zu sich zu kommen? Wie könnte auch nur eine Möglichkeit der Reflexion übrig bleiben? denn ein Wesen, das wegen der steten Zuflüße sinnlicher Eindrücke sich selbst stets zu vergessen genöthigt wäre, wie könnte das je in und zu sich selbst zurückkehren? Die Erfahrung sagt vielmehr sehr vernehmlich, daß wir bey dem gewöhnlichen Empfinden, uns selbst nie ganz in das reell Vorhandene hineinsenken, und daß dieß Hineinsenken immer nur von sehr kurzer Dauer ist; die Augenblicke in welchen wir außer uns sind, oder kommen, gehen überall sehr schnell vorüber, und pflegen nicht eben sehr oft vorzukommen. Dieser neue Charakter des reell Vorhandenen ist also gar nicht der Natur unsers Denkens und Empfindens gemäß; und deswegen hat ihn auch der gesunde Menschenverstand nirgends angenommen. Er ist bloß zum Behuf eines spitzfindigen bodenlosen philosophischen Systems ersonnen, ist bloß wie so Vieles von Hrn. Fichte keck gesagt, als ob es unstreitig wahr wäre. Und damit fällt auch die darauf gebaute Subjekt-Objektivität des Ich zu Boden.

Das

Den zweyten Satz trägt der Verf. so vor: „Du unterscheidest jeden Gegenstand von dir, dem Denkenden, und „es giebt für dich keinen Gegenstand, außer durch, und vermittelst dieser Unterscheidung.“ (S. 89) Hier erblicken wir nun eigentlich gar keinen Beweis, oder, wenn einer da seyn soll; so ist er ein logischer Zirkel. Es wird von der Forderung ausgegangen, daß man sich irgend etwas denken solle, z. B. ein Buch, und daraus hergeleitet, daß man sich von dem Buche durch das Denken allein unterscheide. Freylich, wenn ich mich selbst, und einen Gegenstand dazu denke, unterscheide ich mich von diesem durch das Denken; aber die Frage ist, ob nicht auch von einem Gegenstande etwas bekannt ist, ehe wir uns ihn denken, und ohne daß wir ihn denken? Wird hier nicht vorausgesetzt, was erwiesen werden soll? Muß nicht vorher ausgemacht werden, wie wir dazu kommen, uns Etwas als Gegenstand zu denken? und ob nicht der ursprüngliche Charakter des Gegenstandes außer dem Denken liegt? Da Hr. Fichte vorher behauptete, beym Empfinden senkten wir uns ganz in das Reelle hinein, wüßten von uns selbst nicht das geringste: so hätte er, wenn er gründlich und konsequent hätte philosophiren wollen, nun untersuchen sollen, wie wir uns wieder aus diesem Reellen herausfinden, und was uns bewegen kann, uns von ihm dennoch zu sondern? Dieß sollte ihm Mühe gekostet haben, nach seiner irrigen Voraussetzung, aufzufinden, und er würde so vielleicht eingesehen haben, daß keinesweges im Empfinden eine völlige Identificirung vorhanden ist, mithin der Gegenstand nicht durch das Denken allein zum Vorschein kommt. Eine gründliche Psychologie wäre hier am rechten Orte gewesen. Aber, dahin will Hr. Fichte nicht! Denn, wenn wir genau und unparteyisch analysiren, was beym Denken und Empfinden wirklich vorgeht: so fällt die Blöße und die schlechte Konsequenz seines bloß auf seine eigene Phantasie gebauten Systems deutlich in die Augen.

Doch weiter! Wenn wir uns selbst als Gegenstand denken, ist da nicht Subjekt und Objekt völlig einerley? Beruht da nicht der Unterschied allein auf dem Denken? Hierauf beruft sich Hr. Fichte in der Folge, und dieß möchte wohl am meisten ihn zu begünstigen scheinen. Allein auch hier ist das Denkende und Gedachte nicht völlig

nerley vor dem Denken, und mithin wird auch der Unterschied beyder nicht allein bewirkt durch das Denken. Eben so wie die vorgestellte Freude nicht die wirkliche ist, und so wie der sich nicht freut, welcher sich bloß eine Freude vorstellt: so ist auch die Vorstellung, welche man sich von sich selbst macht, nicht die Person selbst; sondern etwas gar sehr und wesentlich von ihr Verschiedenes, schon im Vorstellen. Beyde sind eben so weit von einander unterschieden, als eine Empfindung und eine Erinnerung derselben, ein Original und seine Copie von einander abliegen, und das sind sie, ehe sie vorgestellt werden, nicht durch die Vorstellung allein. Wenn also beyde nachher durch das Denken unterschieden werden: so legt das Denken den Unterschied nicht hinein, sondern findet ihn schon vor; macht ihn nicht; sondern drückt ihn nur deutlicher ab, und hebt ihn heller hervor. Dieß sagt die gründliche, auf Erfahrungen ruhende Psychologie, die also dem Systeme des Verf. gerade entgegen, und eben darum ihm so sehr verhaßt ist. Fichtens ganzes System beruht auf weiter nichts, als auf einem Mißverstehen, oder Halbverstehen der Aussprüche der Psychologie, und kann mithin gegen diese so wenig bestehen, als die Illusion des Mondlichtes beym Scheine der hellen Mittagssonne. Hr. Fichte wird dieses nie zugeben; denn da würde er ja durch die Entdeckung seiner Trugschlüsse in seiner eigenthümlichen Inkonsequenz erscheinen, welches von einem so stolzen Mann, welcher schon erklärt hat, er wolle eher ewig verdammt seyn, als seine Meinungen (von ihm euphoniae gratia Wissen genannt) zurücknehmen. Will aber ein unpartheyischer und Wahrheit liebender Philosoph sich selbst deren versichern: so mache er einmal den Versuch, das Fichtische System, zur Probe, rückwärts zu verstehen und anzuwenden, d. i. er führe analytisch ein bestimmtes psychologisches Faktum auf Fichtens Grundsätze zurück, und suche es daraus vollständig zu erklären. Dann wird er sehen, daß Fichtens System nie die ganze volle Erfahrung begreiflich machen kann, und daß er mithin sich selbst bisher noch nicht ganz verstanden hat. Dieß wird zugleich das beste Mittel seyn, Fichtens Theorie allen Uneingeweihten ganz klar zu machen, und sie auf den richtigen Standpunkt erheben, um Fichtens System zu beurtheilen. Denn dadurch, daß man mit ihnen von etwas gemeinschaftlich Bekanntem

un

und Zugestandenem ausgeht, kann man sie unfehlbar allmälig mit auf Fichte's Höhe hinaufheben. So lange Fichte hingegen bloß von oben aus dem dicken Nebel seiner spitzfindigen Mißverständnisse herabschaut, und dieß eine intellektuelle Anschauung nennt, kann er freylich die Lücken seiner Theorie trefflich zudecken, und uns statt einer Juno eine Wolke vorstellen! kann immer ausrufen: Ich, der erhabene einzige Philosoph stehe, der Gottheit gleich, viel zu hoch für Euch, als daß Ihr mein Wissen, undurchdringlich für Euch gleich den großen Planen der Vorsehung, anschauen könntet. Ihr habt keine Augen dafür; aber ich sehe Euch arme Sterbliche durch und durch! — Und wer nach so erhabenen Ausrufen, nicht die Größe Fichtens mit offnem Munde anstaunt, eben so wie die Erlangische Literaturzeitung, der ist — nach Anspruch der nie irrenden Anschauung — zu aller Philosophie verdorben!

Auch den dritten Hauptsatz müssen wir noch ein wenig betrachten, daß nämlich beym Denken wesentlich von dem Allgemeinern und Allgemeinsten ausgegangen wird. Beyläufig will Rec. unter vielen Inkonsequenzen und Widersprüchen, auf welchen man Hrn. Fichte so oft betrifft, nur bemerken, daß er, wie oben schon angeführt, S. XIX seiner Vorrede vorgab: „Wer dieß Schrift gelesen „und verstanden habe, besitze durch sie noch keinen einzigen „philosophischen Begriff, Satz, oder dergl." Nun bringt aber der Verf. mancherley philosophische Sätze vor, z. B. der ebenangeführte Satz, ist nicht nur ein philosophischer Satz; sondern er soll auch eine der vornehmsten Stützen des ganzen Fichtischen Systems seyn, und ist was dieses System mit dem Alexandrinischen Emanationssysteme gemein hat. Hier will Hr. Fichte diesen Satz dadurch beweisen, daß Jedermann es als einen allgemeinen und nothwendigen Satz zugesteht, daß in einem geradelinigten Dreyecke, durch zwey Seiten und einen Winkel, die dritte Seite nebst den beyden übrigen Winkeln unfehlbar bestimmt werden. Dieß könne nicht daher kommen, daß man alle einzelne Fälle versucht habe, mithin komme es bloß daher, „daß ich mit der Anschauung meines Konstruirens „eines Triangels unmittelbar die absolute Ueberzeugung ver„knüpft habe, daß ich nie, und in keinem Falle anders kon„struiren könne; in der Anschauung sonach ergriffe und um-

 faßt-

faßte ich mein ganzes Konstruktionsvermögen mit Einem Male, und auf Einen Blick durch ein unmittelbares Bewußtseyn, nicht dieses bestimmten Konstruirens, sondern schlechthin alles meines Konstruirens überhaupt, und zwar als eines solchen. Daß sonach der Satz: „Durch die drey Stücke des Triangels sind die drey andern bestimmt, eigentlich soviel hieße: Durch mein Konstruiren der drey Stücke ist mein Konstruiren der übrigen drey Stücke bestimmt: und die Allgemeinheit, die ich setze, keineswegs durch Auffaßung des Mannichfaltigen unter die Einheit, sondern vielmehr durch Herleitung des unendlich Mannichfaltigen aus der in Einem Blicke aufgefaßten Einheit desselben entstanden." (S. 122) Bey dieser Erklärung der Sache ist es schon gleich anfangs sehr schlimm für Hrn. Fichte, daß kein unpartheyischer Philosoph oder Mathematiker von einem solchen Umfassen des ganzen Konstruktionsvermögens mit einem Blicke, auch bey der schärfsten Aufmerksamkeit auf sich Etwas entdecken, mithin es in der Erfahrung keineswegs wird nachweisen können. Wenn ein theoretischer Philosoph in Absicht auf das Denkvermögen und die Seelenlehre überhaupt, Dinge behauptet, welche in der Erfahrung nicht gefunden werden; da muß man billig äußerst mistrauisch seyn, damit man nicht durch trügliche Schlüße sich von ihm am Ende von dem sichern Boden der Erfahrung ganz wegbringen, und in das endlose Feld leerer spitzfündiger Hypothesen treiben lasse. Laßt uns also genau zusehen, ob Hrn. Fichtens Schlüsse auf seine Folgerung unwidersprechlich führen? Die Sache kann sich auch auf eine andere Art verhalten, als er sie vorstellt, und aus einem andern Grunde eben so gut und besser begriffen werden; in einem, oder etlichen bestimmten Fällen sehe ich, daß durch die zwey gegebenen Seiten nebst dem gegebenen Winkel, die dritte Seite nothwendig bestimmt wird, weil ich zugleich erkenne, daß die Länge dieser Seite von der Oeffnung des Winkels, und der Länge der beyden andern abhängt. Diesen nämlichen Grund erblicke ich in jedem Triangel, weil kein Dreyeck ohne eine solche Oeffnung eines Winkels und zwey andere gegebene Seiten seyn kann. Es gründet sich also die Allgemeinheit meiner Behauptung auf die Einsicht, daß, nach der erkannten Natur des Triangels, der nämliche Grund, auf welchem sie in diesen bestimmten Fällen beruht, in allen andern möglichen vorhanden seyn muß;

muß; und ich habe nicht nöthig, **mein ganzes Konstruktionsvermögen** mit einem Blicke zu umfassen, umfasse es auch nicht.

Mit Hrn. Fichtens drey Hauptsätzen, wäre es also so viel als nichts; wenigstens ständen sie bis hierher noch auf sehr schwachen Füßen. Wie er nun auf einem so schwankenden Grund einen solchen Grad der Ueberzeugung hat erbauen können, daß er im Besitz der allergewissesten Gewißheit zu seyn, so oft und so ernstlich versichert, das würde man schwerlich begreifen, wenn man nicht mehrmals gesehen hätte, daß Geisterseher und Mysticker einer gleichen Uebrzeugung aus intellektueller Anschauung sich rühmen. Wie denn Jacob Böhme, dieser aufs neue durch die Fichtische Schule zum Helden der deutschen Wissenschaft umgeschaffene Theosophe, an vielen Stellen unter hohen Eidschwüren versichert, seine Erscheinungen durch göttliche Einwirkung bekommen zu haben, und wie die Gespensterseher durch nichts in ihrer Ueberzeugung könne wankend gemacht werden. Hr. Fichte hat sich in sein System so hineingedreht, allen Blick auf etwas anders, und auf die mancherley Schwierigkeiten, in die es den denkenden Mann verwickelt, so geschwächt, daß ihm darüber der richtige Maaßstab des Gewissen und des Wissens gänzlich verloren gegangen ist.

Wir wollen nun die angekündigte neue Darstellung erwarten, wovon diese Schrift der Vorläufer seyn soll. Zwar, nach dieser zu urtheilen, kann man auch von jener so sehr viel sich nicht versprechen. Doch, wer weiß! Vielleicht glänzt, durch die neue Darstellung, die Wissenschaftslehre endlich in dem sonnenklaren Lichte, wobey wir ihr eigentliches Wesen besser erkennen, als in dem vor uns habenden nebelvollem Berichte, und in allen vorherigen eben nicht helleren Berichten, welche Hr. Fichte über seine Wissenschaftslehre dem größern Publikum vorlegte; welche aber so wenig Eindruck machten, wie er selbst, mit Schmerzen, bekennet. Tandem post nubila Phoebus!

Hw.

Entwurf eines neuen Organons der Philosophie, oder Versuch über die Principien der philosophischen Erkenntniß, von Wilh. Traugott Krug, Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg. Meissen und Lübben, bey Erbstein. 1800. 114 S. 8. 14 gr.

Über diesen, allen Philosophen äusserst wichtigen Gegenstand kann nicht genug philosophirt, und geschrieben werden, so lange nicht bloß nach- und ausgeschrieben wird; denn endlich muß doch einmal ein einigermaaßen bestimmtes Resultat heraus philosophirt und geschrieben werden, wenn alle die mannichfaltigen Ansichten, unter welchen dieser Gegenstand sich darstellen kann, erschöpft seyn werden; und der unphilosophische Zank darüber, welcher seit zehen Jahren die deutsche Literatur verunstaltet, endlich einmal dem ruhigen Nachdenken, und der unparteyischen Würdigung dieser Ansichten wird Platz gemacht haben. Der Vf. verdient also den Dank der Philosophen von Profession, daß er diese Materie nach eigener Ansicht in Untersuchung genommen hat; sollte auch an der Beschaffenheit dieser Untersuchung noch Manches auszusetzen, und das gewünschte Resultat dadurch noch nicht beträchtlich näher herbey geführt seyn. Daß die bisher in Umlauf gebrachten Theorieen zu keiner festen Entscheidung führen, hat die Erfahrung gelehrt, und der Verf. setzt es, zur Rechtfertigung seines Unternehmens, in der Vorrede mehr aus einander. „Er war," sagt er (S. XI), sonst des Glaubens, und er schämt sich dieses Geständnisses nicht, in der „Vernunftkritik seyen jene Principien genau und vollständig entwickelt; hier sey das Höchste und Letzte in der „philosophischen Erkenntniß unverkennbar dargelegt. Allein „wiewohl er noch jetzt jenes Meisterwerk philosophischer Forschung innig und dankbar bewundert; wiewohl er fest überzeugt ist, daß der Urheber desselben mit einer seltenen Energie und Originalität die Philosophie, durch eine der chemischen ähnliche Scheidung des Transcendentalen in der Erkenntniß von dem Empirischen, ihrem Ziele weiter als bis „dahin von irgend einem Philosophen der alten und neuen „Welt geschehen war, entgegengeführet, und zu einem künftigen Gebäude derselben eine Menge der brauchbarsten Ma-

terialien hiezu geschafft hat. Ja ist der Verf. doch eben so fest und innig überzeugt, was auch jetzt ihr Urheber, durch ungerechte Angriffe veranlaßt, dagegen sagen möge, daß die Kritik nicht mehr als Propädeutik zum Systeme sey, was sie auch den ursprünglichen Erklärungen zu Folge nur seyn sollte; daß gerade der Punkt über die Principien der philosophischen Erkenntniß der faule Fleck der Kantischen Philosophie sey; und daß die Kritik hierüber eigentlich nichts Zuverläßiges und Zusammenhängendes bestimmt habe. Sie hat vielmehr, wie alle andere Philosophieen, stillschweigend gewisse Principien vorausgesetzt, und ihrem Räsonnement zum Grunde gelegt, die auch wohl gültig seyn mögen, und zum Theil wenigstens gültig seyn müssen, wenn irgend etwas Wahres in ihr enthalten seyn soll. Aber sie hat nirgends deutlich und bestimmt angezeigt, wo und wie diese Principien zu suchen und zu finden seyn; sie hat sich nicht einmal darüber erklärt, ob sie Eins oder Mehrere annehme, und welches dieses Eine, oder diese Mehreren seyen. Dieß hat auch schon Reinhold, der edle Wahrheitsforscher, den mein Herz liebt, wie mein Verstand achtet, eingesehen und eingestanden. Er fühlte sehr wohl, woran es der kritischen Philosophie überhaupt fehle, und suchte diesem Bedürfnisse werkthätig abzuhelfen. Seine Theorie ist freylich den Weg alles Fleisches gegangen, und er hat sie selbst zurückgenommen; aber sein Verdienst um die Philosophie ist bleibend, weil er zuerst auf jenes Bedürfniß recht dringend aufmerksam machte, und sich dem Ziele vielleicht mehr genähert hätte, wenn er nicht von einer gewissen Voraussetzung ausgegangen wäre, deren Grundlosigkeit der folgende Versuch hoffentlich außer Zweifel setzen wird. Ihm folgte Fichte, ein Mann von überwiegender Macht des philosophischen Geistes, der von dem Gefühl jenes Bedürfnisses nicht minder lebhaft ergriffen war. Aber so vielen Tief- und Scharfsinn er auch aufgewendet hat, um jenes Bedürfniß zu befriedigen! so muß ihm doch sein Unternehmen aus demselben Grunde mißlingen, aus welchem es seinem Vorgänger mißlungen war, und sein System wird, als solches, (wiewohl sonst seine Schriften viel wahr Gedachtes, und trefflich Gesagtes enthalten, und weder ihr Urheber noch sein System den Haß verdient, den Manche dagegen zu hegen scheinen,) dennoch über kurz oder lang eben den Weg wandeln, den die Theorie des Vorstellungsver-

„mühens gewandelt ist. Aehnliche Versuche haben vor und „mit und nach ihm mehrere talentvolle und achtungswürdige „Männer gemacht, entweder um die kritische Philosophie „tiefer zu begründen, oder auf ihren Ruinen ein neues Ge„bäude zu errichten. Aber es hat bis jetzt noch keinem gelin„gen wollen, ich will nicht sagen aller, sondern nur der mei„sten oder bedeutendsten Denker Beyfall zu gewinnen; ja „nicht einmal so viel hat ihnen gelingen wollen, sich diesen „Denkern auch nur gehörig verständlich zu machen.“

Wie hieraus von der einen Seite erhellt, daß unser Verf. den Theorieen der kritischen Philosophen nicht beytritt; daß er mit der erforderlichen Bescheidenheit und Kaltblütigkeit zu Werke geht, und daß er seine Gedanken deutlich und angenehm einzukleiden versteht: so scheint von der andern Seite daraus hervorzugehen, daß es ihm an einer hinlänglich genauen Bekanntschaft mit den Meinungen derjenigen Philosophen fehle, die als Gegner der kritischen Schule aufgetreten sind. Denn daß es keinem, auch unter diesen, gelungen sey, sich gehörig verständlich zu machen, dürfte sich wohl in aller Strenge nicht behaupten lassen; so wie, daß keiner den Beyfall der bedeutendsten Denker gewonnen habe. Im Verfolge der Abhandlung legt sich dieß noch mehr zu Tage; von einer Theorie wenigstens, die sich dem Systeme des Verf. sehr nähert, nimmt er gar keine Notiz. Wir glauben daher an ihn die Bitte ergehen lassen zu müssen, bevor er sein System der Philosophie nach diesem Grundrisse ausarbeitet, welches er am Schlusse verspricht, sich in den Schriften derjenigen Philosophen mehr umzusehen, die sich zur kritischen Schule nicht bekennen, um seinen Ideen mehr Bestimmtheit und Vielseitigkeit zu geben. Denn er scheint uns in dem Einzelnen noch zu sehr an manchen Kantischen Formeln zu hängen, und im Ganzen seine Gedanken noch viel zu sehr nach dem Schnitte der Kantischen Philosophie geformt zu haben, als daß man glauben sollte, er könne sich in die Gedanken der Gegner recht hineinsehen.

Was die Sache selbst betrifft: so verdient diese Theorie, wegen des nicht gemeinen Scharfsinns, wie wegen ihrer Annäherung an die Ueberzeugungen des geraden Menschenverstandes, und der Entfernung von aller Paradoxie-

sucht,

sucht, an welcher die meisten unserer jungen Philosophen so sehr krank sind, und wegen der Klarheit ihrer Darstellung, zur genauern Prüfung allen Philosophen von Profession sehr empfohlen zu werden. Für ganz vollendet kann sie indeß schwerlich gehalten werden. So sehr wir auch schon von Lange her, in der Hauptsache der nämlichen Meinung gewesen sind: so finden wir doch bey mehreren einzelnen Stücken Manches in dieser Schrift einer genauern Bestimmung und gründlichern Auseinandersetzung bedürftig.

Nachdem der Verf. postulirt hat, daß es Principien der philosophischen Erkenntniß giebt, weil sich dieß nicht demonstriren läßt, indem der Beweis das Daseyn und die Anerkennung solcher Principien schon voraussetzen würde: folgert er, daß sie nicht ausser, sondern bloß in dem Philosophirenden selbst liegen; und geht von da zur nähern Bestimmung und Unterscheidung derselben in Real-Ideal-Material- und Formal-Principien; die er denn nach einander aufzusuchen, und festzustellen sich bestrebt. So richtig dieser Gang im Allgemeinen ist: so sehr hätte er doch, unsers Erachtens, noch mancher nähern Bestimmungen bedurft, um sich selbst, und die Leser völlig über das Gesuchte zu verständigen. Erstlich bedurfte der Ausdruck Principien, der bald von Grundsätzen, bald von Erkenntnißquellen, bald von Realgründen, bald endlich von diesen allen gebraucht wird, einiger Erörterung und genauerer Bestimmung. Unser Verf. nimmt diesen Ausdruck, wie erst der Verfolg, und die Eintheilung klar macht, in der weitesten Bedeutung, und begreift alles oben Genannte darunter. Dieß hat den Nachtheil, daß der Leser einige Zeit hindurch nicht weiß, wie er daran ist, und mithin die ersten Behauptungen nicht recht versteht, daß er erst durch einen Rückblick von hinten zu mehrerem Lichte kommt. Auch scheint in der Bestimmung des Realprincips noch einige nicht unbeträchtliche Vieldeutigkeit übrig geblieben zu seyn, die in die ganze folgende Untersuchung nachtheiligen Einfluß hat. „Realprincip, heißt es, (S. 10) nennen wir hier das, was man sonst „auch principium essendi nennt. Realprincip der philosophischen Erkenntniß ist also das, was philosophische Erkenntniß überhaupt möglich macht, der innere Grund, die Quelle der philosophischen Erkenntniß.“ In der Fichtischen, wie in der Neu-Platonischen und Mystischen Philosophie

phie wird diesem Principe auch der Begriff untergelegt, daß aus ihm nicht nur alle Erkenntniß, sondern auch die erkannten Gegenstände selbst hervorgehen und abgeleitet werden sollen; der Urquell aller Dinge. Es hätte also auch die Frage aufgeworfen und untersucht werden müssen, ob wir in unserer menschlichen Philosophie ein solches Princip zur Grundlage unsers Systems machen, und auf eine Theorie ausgehen können und müssen? Hierauf aber läßt sich unser Verf. nicht ein. Unserer Einsicht nach, ist es diese Idee eines Princips der Philosophie hauptsächlich, was zur Begründung des transcendentalen Idealismus, und einiger ähnlichen Theorieen gebraucht wird, und ihnen nicht geringen Schein von Bündigkeit verschafft, der nur nach genauerer Untersuchung verschwindet.

Zweytens, war auch das vorläufig festzusetzen, ob auf eine apodiktische oder bloß auf eine mit überwiegender Zuverlässigkeit den Beyfall abnöthigende Erkenntniß soll ausgegangen werden? Irren wir nicht sehr: so ist unsers Vf. Absicht auf das erste gerichtet, und da müssen wir bekennen, daß sie nicht zum besten erreicht ist. Wenn man genau erwägt, was das sagen will, apodiktisch etwas erweisen, so daß alle Möglichkeit des Andersseyns gänzlich ausgeschlossen wird; wenn man dabey erwägt, daß selbst bey der ersten Grundlage, welche der Verf. der Philosophie unterlegt, bey dem Satze, ich bin, diese Unmöglichkeit nicht vorhanden ist; und daß er, als Thatsache, kein nothwendiger Satz ist: so wird man bald inne, daß die Philosophie auf keine apodiktische Gewißheit Anspruch machen darf. Dieß ist hier wohl zu erwägen, weil es auf die fernere Anlegung des ganzen Systems von großer Wichtigkeit ist, und selbst den Verf. schon jetzt zu einigen Mißgriffen scheint verleitet zu haben.

Zum Realprincip der Philosophie setzt der Verf., mit allem Rechte, das philosophirende Subjekt, oder das Ich, wiefern es sich selbst zum Objekte der Erkenntniß macht, und so wie er den Satz versteht, ist er sehr richtig, da er aber sehr idealistisch lautet, und gar leicht einen idealistischen Sinn annehmen kann: so hätte er ihn billig näher bestimmen sollen, dahin nämlich, daß aus dem Ich allein, und ohne alle weitere Beyhülfe nicht alle philosophische Erkenntniß geschöpft werden kann. So bald er aber diese

Be-

Bestimmung hinzusetzen wollte, wäre er inne geworden, daß die Feststellung des Realprincips nicht so geschwind, noch so leicht von statten gehen kann, als er es sich hier gemacht hat. Denn nun würde er gefunden haben, daß erst das Daseyn anderer Dinge ausser dem Ich festgestellt werden muß. Auch selbst, wenn er an das Realprincip der Mystiker hierbey gedacht hätte, würde ihm klar geworden seyn, daß auch gegen diese die Behauptung außer Streit zu setzen, folglich weit größere Zurüstung nöthig ist, als hier angewendet wird. Hier ist mit am meisten ersichtlich, warum wir den Verf. oben bitten mit der Ausfertigung seines neuen Systems nicht zu sehr zu eilen; und warum wir bemerkten, er sey mit den Philosophieen außer der kritischen Schule nicht genug vertraut.

Von den Materialprincipien der philosophischen Erkenntniß lehrt nun der Verf. weiter, (S. 25) „Daß das „philosophirende Ich sie aus seinem eigenen Bewußtseyn schöpfen muß, indem sie in Sätzen bestehen, welche nichts als „Thatsachen des Bewußtseyns ausdrücken." Auch hierin sind wir ganz des Verf. Meinung; nur hätten wir bey einigen Einzelnen Mehreres zu erinnern. „Das Ich, spricht er, „ist sich seiner bewußt, oder hat ein Bewußtseyn von sich „selbst, was will dieses sagen? Es heißt nichts anders, als: „ich bin, und weiß daß ich bin. Man denkt sich, indem „man sagt, daß man sich seiner bewußt sey, eine Vereinigung dessen daß man ist, und dessen daß man weiß, daß man „ist; eine Vereinigung, die schlechthin ist, weil sie ist, und „schlechthin so ist, wie sie ist; weil sie so ist, d. h. von welcher man nicht angeben kann, warum, oder wodurch, und „auf welche Weise sie zu Stande kommt. Man denkt sich „also unter dem Bewußtseyn eine ursprüngliche Synthesis „des Seyns und des Wesens im Ich — Ich kann also, „weil das Bewußtseyn die ursprüngliche Synthesis des Seyns „und des Wissens, unerklärbar und unbegreiflich ist, weder „das Seyn von dem Wissen, noch das Wissen von dem Seyn „ableiten." Dieß ist gegen den neuesten Idealismus gerichtet, und unser Verf. hat zwar hierin ganz recht; aber nicht aus dem von ihm angeführten Grunde. Nämlich, daß im Bewußtseyn, ein Seyn, das ist, ein reales, ein Seyn außer den Gedanken enthalten ist, will uns durch das, was der Verf. sagt, noch nicht einleuchten. Es scheint nämlich

lich nicht geradezu zu folgen, weil ich im Bewußtseyn mir selbst als seyend vorkomme, daß ich darin auch außer, und ohne das Bewußtseyn ein Seyn besitze. Dieß bedarf einer weitern Erörterung. Wenn man aber unter dem Seyn, bloß ein Seyn in Gedanken versteht: dann haben die Idealisten recht, und das Seyn folgt aus dem Wissen, oder ist vielmehr mit dem Wissen zugleich gegeben; aber nur ein ideales Seyn, kein reales. Hier scheint also einer von den faulen Flecken im Systeme des Vf. zu seyn, indem er hierüber etwas zu leicht hinweg geht, und somit seinen Realismus zu schlecht befestigt. Dem Verf. hätte hier beyfallen sollen, was schon die Gegner des Deskartes gegen sein Cogito, ergo sum; was auch die kritischen Philosophen gegen diese Behauptung mehrmals erinnert haben; was endlich in ein Paar neueren Schriften gegen den kritischen Idealismus hierüber beygebracht ist.

Mehr stimmen wir dem Verf. in der gleich folgenden Behauptung bey, daß die Philosophie nicht auf Einen Satz allein erbaut werden kann; sondern daß sie auf mehreren vesten und unerweislichen Sätzen beruht. „Denn," sagt er, (S. 28) „das Bewußtseyn ist nicht ein Bewußtseyn überhaupt, sondern es ist stets ein bestimmtes Bewußtseyn, d. h. es bezieht sich auf gewisse Bestimmungen meines Seyns und meines Wissens. — Diese Bestimmungen meines Bewußtseyns nenne ich Thatsachen des Bewußtseyns. — Indem ich nun philosophire, oder von dem Aeussern abstrahire, und auf das Innere reflektire: so suche ich zuvörderst eben jene Thatsachen des Bewußtseyns in Begriffe aufzufassen, und durch Worte darzustellen. Dadurch entstehen mir gewisse Sätze, welche unmittelbar gewiß sind, und andern Sätzen zur festen Grundlage dienen können, mit einem Worte Grundsätze."

Hier wäre nur die Frage aufzuwerfen gewesen, von welchen unter diesen mehreren, gleich unbeweisbaren Sätzen, muß die Philosophie anheben? oder, welcher unter ihnen ist am wenigsten zu bezweifeln? Der Verf. wirft sie nicht auf, beantwortet sie daher auch nicht, und was er, als etwa hierher gehörig beybringt, genügt nicht völlig. Auch hier würde vertrautere Bekanntschaft mit der Cartesianischen Philosophie nicht verwerfliche Dienste geleistet

leitet haben. „Wenn die Thatsachen des Bewußtseyns den
„Gehalt unserer gesammten philosoph. Erkenntniß bestimmen
„und begründen: so sieht man leicht ein, daß in dieser Erkennt-
„niß eigentlich derjenige Satz unmittelbar gewiß heißen muß,
„welcher eine Thatsache des Bewußtseyns ausdrückt, und da-
„her in Ansehung seiner Gültigkeit unmittelbar darauf beru-
„het. Nun ist der Satz, Ich bin, allerdings ein solcher unmit-
„telbar gewißer Satz; denn das Bewußtseyn selbst ist nichts
„anders als ein Wissen vom eignen Seyn.“ (S. 35) Un-
mittelbar gewiß sind ja aber auch die andern Sätze im Be-
wußtseyn, mithin wird diese Frage hierdurch gar nicht be-
rührt. Ferner würden wir auch nicht rathen, diesen Satz
zum ersten zu machen, da er in der That nicht der erste ist.
Denn daß ich Bewußtseyn habe, ist eigentlich das erste und
unmittelbare; und daraus muß erstlich ermessen werden, ob
ich bin. In dem Sinne nämlich, worin es hier genommen
wird, von einem realen Daseyn. Die Folgerung ist eben
daher auch viel zu rasch, die der Vf. hinzusetzt: „Die Rea-
„lität des Ichs kann also gar nicht einmal bezweifelt, viel-
„weniger geläugnet werden.“

Der folgende Schritt dieser Philosophie ist also schon hier-
durch sehr unsicher; er wird es aber noch mehr durch andere,
gleich anzufügende Bemerkungen. „Nächst jenem Satze,“
fährt der Verf. fort, (S. 36) „Ich bin, scheint aber auch
„der: es sind Dinge außer mir, auf unmittelbare Gewißheit
„Anspruch zu machen. Denn ich sehe, und höre, und fühle
„ja die Dinge außer mir. Allein eine kleine Reflexion lehrt,
„daß die Realität des Nicht-Ichs keine Thatsache des Be-
„wußtseyns ist; denn wir sind uns nicht der Dinge selbst,
„sondern bloß gewisser Vorstellungen, die wir auf Dinge au-
„ßer uns beziehen, bewußt. — Ich weiß also nichts unmit-
„telbar von dem Seyn der Dinge außer mir. Aber eben so
„wenig mittelbar, d. h. durch Beweis. Denn jeder Be-
„weis kann nur durch Vorstellungen geführt werden; aus
„meinen Vorstellungen heraus, oder über sie hinaus kann ich
„nie kommen, um zu den Gegenständen selbst zu gelangen. —
„Gleichwohl nimmt Jedermann, so lange er in seiner natür-
„lichen Denkart bleibt, dergleichen Dinge an, und ist davon
„fest und innig überzeugt. — Was ist denn also das für
„eine Ueberzeugung? Es ist ein Glaube, eine Ueberzeugung
„um eines lediglich subjektiven Grundes willen.“ Hier ist
nun

zum einen derjenigen Stücke, wovon wir oben sagten, daß unser Verf. die neuesten Behauptungen der Kantischen Philosophie zu sehr, und zu unbesehens gefolgt ist. Daß wir nichts als unsere Vorstellungen kennen, und daß wir uns nicht der Dinge selbst, die außer uns sind, sondern bloß gewisser Vorstellungen, die wir auf Dinge außer uns beziehen, bewußt sind, sagen diese Herren immer ohne es zu beweisen. Gleichwohl scheint genauer besehen in unserm Bewußtseyn allerdings Etwas von den Außendingen vorzukommen; schon das Gefühl der Nothwendigkeit, welches die erste Aufnahme solcher Vorstellungen, oder eigentlich der Empfindungen, begleitet, führt uns außer uns. Noch mehr thut dieß das Betasten, und die damit begleiteten Empfindungen des Anstrengens, und anderer Bewegungen der Gliedmaaßen, wenn wir uns selbst, und wenn wir andere Dinge betasten. Am meisten endlich die unstreitigen Erfahrungen, daß diese Dinge sich ändern, während wir uns nicht ändern, oder sich nicht ändern, während wir uns ändern. Apodiktisch können wir freylich das Daseyn äußerer Gegenstände nicht darthun; aber daß es mit überwiegender Wahrscheinlichkeit und Zuverlässigkeit geschehen könne, und daß dieß mithin mehr als ein blosser Glaube ist, davon ist Rec. fest überzeugt. Es erscheint also hier eine andere sehr schwache Seite in unsers Verf. Theorie.

Weiter geht er in die Grundlegung der Philosophie nicht hinein. Es sind aber noch einige sehr wesentliche Untersuchungen zurück; wenn nämlich wirkliche Gegenstände unsers Erkennens vorhanden sind; wie viel erkennen wir denn von ihnen? und was wir von ihnen erkennen, in wiefern hängt dieß von der Form unserer menschlichen Natur allein ab? Hier wären die Behauptungen der eigentlich Kantischen Philosophie zu untersuchen gewesen; von welchen aber gänzlich geschwiegen wird. Man sieht hieraus, daß diese Theorie noch bey weitem nicht vollständig genug ist, indem sie eigentlich nur gegen den neuesten Idealismus gerichtet wird.

Ueber den Plan des philosophischen Systems selbst, den der Verf. zum Beschluß vorlegt, hätten wir noch Mancherley zu bemerken, wenn es nicht zu sehr ins Weite führte. Zum

Be-

besondere darüber, daß die Eintheilung der Philosophie in die theoretische und praktische uns zu eng scheint, indem unter der letzteren, nach Kantischer Art, bloß begriffen wird, was auf die Sitten Beziehung hat. Eigentlicher sollte wohl Alles dahin gerechnet werden, wodurch allen Arten unserer Verrichtungen Vorschriften ertheilt werden; weil man sonst die Aesthetik und Logik äußerst unbequem zur theoretischen Philosophie zählen muß.

C.

Neuer Grundriß der transcendentalen Logik und der Metaphysik nach den Principien der Wissenschaftslehre, von J. B. Schad, Doktor der Philosophie, und der mineralogischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitgliede, ehemals Benediktiner und Prof. der Philosophie zu Banz. Erster Theil, enthaltend die Logik. Jena, bey Gianar. 1801. 468 S. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Die transcendentale Logik, die, wie der Vf. in seiner Vorrede sagt, von unserer bisherigen formalen Logik himmelweit unterschieden, ja das Gegentheil derselben ist und seyn soll, ist nach S. 109 nichts anders als die transcendentale Deduktion des Bewußtseyns überhaupt; sie ist also von dem Fichtischen sogenannten transcendentalen Idealismus, welchen der Verf. bereits in seinem Geist der Philosophie unserer Zeit vorgetragen hat, nicht verschieden. Da die A. D. Bibl. von dem letztern Werke zwey Recensionen enthält: so werden wir uns bey Recensirung des gegenwärtigen um so kürzer fassen können.

Der Verf. fängt bekanntlich seine Philosophie mit dem Uebersinnlichen an, das er die ursprüngliche reine Vernunft, das reine absolute Bewußtseyn, das reine absolute Ich nennt. Diese reine Vernunft ist „kein „Denken, kein Seyn, kein Ding, kein Subjekt, kein „Objekt"; sie ist nicht möglich, nicht wirklich, nicht noth„wendig; sie ist weder Ursache noch Wirkung; weder

„Substanz noch Accidenz; sie kann gar nicht gedacht, „oder, wenn sie je gedacht wird, so muß sie, allen Gesetzen des Denkens zuwider, gedacht werden." Das Alles sagt der Vf. an so vielen Stellen seines Buchs, daß es unnöthig ist, sie anzuführen. — Unsere Leser werden nun vielleicht die Fichtisch-Schadsche reine Vernunft für ein Unding halten. Aber das ist sie keinesweges. Sie ist vielmehr das einzige Reale, das Ur-Reale, außer welchem es nichts Reales giebt. Was ist nun aber der Charakter dieses Ur-Realen? Der Verf. antwortet: dieser besteht in einem absoluten Handeln. Und wenn wir ihn weiter fragen, was er denn für einen Grund habe, eine solche reine, in einem absoluten Handeln bestehende Vernunft anzunehmen: so beruft er sich auf seine absolute Freyheit, vermöge deren er setzen kann, was er will. (S. 128) „Er „übt hier einen Selbstschöpfungsact aus" (S. 105); die Vernunft setzt sich mit absoluter Freyheit ohne allen Grund (S. 154); dieses Setzen ist ein absolutes Setzen; es soll so seyn, weil es so seyn soll; es soll ohne allen Grund so seyn (S. 449). Man sieht, was Hr. Schad für einen hohen Begriff von seiner Freyheit hat.

Aber wie? wenn nun ein anderer Philosoph, der einen eben so hohen Begriff von seiner Freyheit hat, als Herr Fichte und Herr Schad, statt des absoluten Handelns, das absolute Seyn für das Ur-Reale hält; wenn er vermöge seiner absoluten Freyheit, dieses statt jenes postuliret; und wenn er dem, der nach einem Grunde fragt, antwortet: „Die Vernunft setzt sich als ein absolutes Seyn; dieses Setzen ist ein absolutes Setzen ohne allen Grund; „es soll so seyn, weil es so seyn soll; es soll ohne allen „Grund so seyn;" was würde, was könnte Hr. Schad hierauf antworten? — Wenn es in der Philosophie einmal auf das bloße Postuliren und Setzen ankommt: so kann man ja postuliren und setzen, was man will. Man kann sogar, nach Hrn. Schad, die größten Ungereimtheiten postuliren und setzen; denn der Satz des Widerspruchs tritt ja, wie der Verf. S. 127 und 154 ausdrücklich sagt, erst nach dem absoluten Setzen, mit dem Denken auf; er hat auf dem übersinnlichen Standpunkte, auf welchen sich der Verf. anfangs stellt, gar keine Gültigkeit; diese

erhält

erhält es erst auf dem Gebiete der Sinnlichkeit, in das man durch das Denken versetzt wird. — Ist das nicht eine sublime Philosophie, wo man durch absolute Freyheit, durch absolutes Setzen, sogar Widersprüche und Ungereimtheiten setzen kann? —

Wir wollen nun aber mit Hn. Schad das absolute Handeln als das einzige Ur-Reale annehmen; so entsteht die Frage, wie aus demselben das Denken oder der Verstand, das Subjektive und Objektive, das sogenannte Ich und Nicht-Ich; mit Einem Wort, wie aus dem Uebersinnlichen das Sinnliche, besonders die objektive Welt, die wir in unserm Bewußtseyn finden, entspringt. Das muß uns Hr. Schad erklären, und auf eine befriedigende Art erklären, wenn er ein gründliches philosophisches System, und kein Luftgebäude errichten will. Die bisherige Philosophie hat versucht, aus der niedern Region der Sinnlichkeit sich auf den Flügeln der Vernunft in die des Uebersinnlichen zu erheben. Hr. Fichte und Hr. Schad kehren die Sache um; sie stellen sich gleich anfangs, durch absolute Freyheit, auf den übersinnlichen Standpunkt, und steigen dann in die Region der Sinnlichkeit herab. Mit welchem Erfolge, werden wir nun sehen.

Der Verf. sagt S. 140: „Das Absolute, von dem die „Philosophie ausgehen muß, wenn sie das ganze Bewußt„seyn ohne Widerspruch, und auf eine vollkommen befriedi„gende Art erklären will, ist weder ein Ding an sich, noch „ein Denken an sich; sondern ein blosses Handeln, woraus „erst beydes entsteht, in sofern sich das Handeln selbst an„schaut, und dann auf sich selbst, nachdem es durch die „Anschauung zu einem System geworden ist, reflek„tirt.“ Also, das Handeln schaut sich selbst an, und wird durch diese Selbstanschauung zu einem Seyn. Man sieht wohl, daß es dem Verf. um die Erklärung des Seyns zu thun ist. Allein er hätte uns vorher erklären sollen, wie das Handeln sich selbst anschauen kann, und wie dieses Anschauen die Kraft hat, ein Seyn hervorzubringen. Wir besorgen, diese Selbstanschauung des Handelns gehöre zu den blinden Anschauungen, wobey man nichts sieht. —

Ueberhaupt macht dieses Seyn, besonders das objektive, dem Verf. durch sein ganzes Werk viel zu schaffen. Um es zu erklären, hat er es wenigstens nicht an Wendungen fehlen lassen, wovon wir einige anführen wollen.

„Das Seyn, sagt er, ist ein Produkt des ursprünglichen Handelns, vermittelst der Einbildungskraft. (S. 271) „Das Reale, das an sich nur ein Handeln ist, muß „auf dem Gebiete des Denkens nothwendig als ein Seyn „erscheinen; weil es auf dem Reflexionspunkt nicht rein, „wie es an sich ist, hinüberkommt, sondern vermittelst „der Einbildungskraft, die das Reale, zum Behufe der „Reflexion, erst umschafft, und als ein Seyn hinstellt, „das sich erst in Thätigkeit setzt." (S. 247) Eben so heißt es S. 250: „Die Einbildungskraft zerspaltet gleichsam, zum „Behufe des Denkens, das Eine Ur-Reale in ein Subjektives und Objektives, und in einen Mittelpunkt von „beyden, und producirt daher das Mannichfaltige von Objekten, die das Denken in der Reflexion vorfindet." Genau besehen ist es also eigentlich die Einbildungskraft, die das Ur-Reale in ein Seyn umschafft. Die ursprüngliche reine Vernunft ist allein nicht vermögend, ein Seyn hervorzubringen; sie hat bey diesem Geschäffte die Einbildungskraft als Gehülfinn oder als Werkzeug nöthig; die Einbildungskraft ist der Deus ex machina, wodurch der Verf. den Knoten seines Systems aufzulösen sucht.

Aber die ursprüngliche reine Vernunft braucht nicht nur die Einbildungskraft als Gehülfinn oder als Werkzeug, sondern „sie stimmt sich selbst sogar zur Einbildungskraft „herab (S. 299); sie macht sich selbst zur Einbildungskraft." (S. 380) Wie ist das möglich? Wie kann sich die reine Vernunft in eine so heterogene, nichts als Bilder erzeugende, und mit nichts als Bildern sich beschäfftigende Kraft umgestalten? Wie kann das Reine sich selbst so unrein machen?

Die reine Vernunft ist nach dem Verf. absolut Eins. Es ist nach S. 319 eine Forderung der Vernunft, „daß das „schlechthin Einfache (das Ur-Reale) nicht als ein Mannichfaltiges gedacht werden soll (S. 319); aber, setzt der Vf. „hinzu, in eben dem Momente, als wir diese Forderung „erfüllen, heben wir sie auf, indem wir immer schlecht-

„hin

„thin genöthiget sind, dasselbe als ein Mannichfaltiges „vorzustellen, nämlich als ein Subjekt und Objekt, und „als einen Punkt, worin beyde subsistiren, der daher Sub„stanz genannt wird." Wie? Die reine Vernunft fordert, daß das Ur-Reale nicht als ein Mannichfaltiges gedacht werde, und wir sind gleichwohl schlechthin genöthiget, es in eben dem Momente so zu denken, in welchem uns die reine Vernunft solches verbietet? Der reinen Vernunft widerspricht das Mannichfaltige, weil sie nothwendig auf absolute Einheit geht; der Einbildungskraft widerspricht die Einheit, weil sie nothwendig auf Mannichfaltigkeit geht: und doch soll die reine Vernunft sich zur Einbildungskraft herabstimmen, und sich in dieselbe verwandeln? — Wahrlich, die Fichtisch-Schadsche Vernunft ist das widersprechendste und ungereimteste Ding von der Welt.

Eben so unbegreiflich ist es, wenn der Verf. der reinen Vernunft oder dem absoluten Ich ein Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen beylegt. „Das absolute Ich heißt (S. 36) als das, was das Setzen und Entgegensetzen „producirt, schwebt zwischen Setzen und Entgegensetzen in „der Mitte, und hält beydes durch sein Schweben zusam„men, und zugleich auseinander. Es ist in diesem Akte, „der Triplicität ist, productive oder transcendentale Ein„bildungskraft, und diese ist das ursprüngliche Denken, „(das Setzen, Entgegensetzen und Schweben zwischen „beyden) selbst, und heißt in dieser Rücksicht auch das tran„scendentale Denken". In dieser willkührlichen und grund„losen Zusammensetzung von Wörtern entdeckt Hr. Schad sogar das Geheimniß der Dreyeinigkeit. Er sagt (S. 119): „Gott selbst kann sich nach dieser Voraussetzung nicht anders „denn als Dreyheit (Trinität) denken, nämlich als ein „Subjektives und Objektives, und als einen Punkt, wo„durch beydes schlechthin vereiniget ist. Die Bestimmung „der Theologen, nach welcher sie Gott als Vater, Sohn „und heiligen Geist charakterisiren, ist den Gesetzen des „Denkens ganz gemäß." So wäre also das Dogma von der Dreyeinigkeit aus der reinen Vernunft, wiewohl auf eine etwas andere Art als in der Kantischen Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft, bewiesen! —

Aber das Wunderbarste ist, daß die reine Vernunft, oder das absolute Ich, das sich nothwendig zu einem denkenden Ich, zu einem Subjektiven und Objektiven macht (S. 366. 367), aus diesem Zauberkreise des Subjektiven und Objektiven, den es als produktive Einbildungskraft selbst gezogen hat, wieder herauszutreten (S. 370), „daß es sein Produkt wieder zu zerstören, das Denken zu „vernichten, und Alles wieder auf absolute Einheit zu „reduciren strebt." (S. 263. 300. 352) Also das absolute, Eine Ich spaltet, expliciert sich; und wird sodann wieder Eins: es schafft, zerstört, und schafft sich wieder; es legt seine Natur ab, und nimmt sie wieder an; es schöpft Alles aus sich, versetzt es außer sich, objektivirt es, und trägt es wieder in sich hinein (S. 232. 254); es springt aus sich heraus, und wieder in sich hinein; und das Alles durch den Zauberstab des Fichtisch-Schadschen transcendentalen Idealismus.

Doch wir haben vielleicht bisher einen wichtigen Punkt übersehen, und das Ich als absolut handelnd angenommen, was es doch nicht ist. Hr. Schad erinnert wirklich an mehreren Orten, daß das Ich nur in der Idee absolut, als wirklich betrachtet, aber eingeschränkt ist, und ewig eingeschränkt bleiben wird (S. 454). „Das absolute „Handeln des Ich ist nur die Idee des Uebersinnlichen, das „das Ich zu realisiren strebt. (S. 461) Das Ich handelt, „schauet sein Handeln an, und findet es als ein beschränk„tes Handeln." (S. 215 und an andern Orten.) So viel Richtiges in dieser Vorstellungsart seyn mag: so inconsequent ist sie in der Fichtisch-Schadschen Philosophie. Diese Philosophie kennt anfangs nichts, als die reine Vernunft, das absolute Ich, das absolute Handeln. Wie gelangt sie nun zur Kenntniß der Schranken des Ichs? — a priori? — keinesweges; auf dem rein apriorischen Standpunkt, auf den sie sich anfangs stellt, ist lauter Absolutheit. — Vielleicht aber findet sie die Schranken des Ichs a posteriori, in der Erfahrung? Gott behüte! vor der Erfahrung kreuzt sich ja diese Philosophie. Also werden die Schranken des Ichs wieder ohne allen Grund angenommen. — Das Schlimmste aber ist, daß das System dadurch, daß demselben bald ein absolutes, bald ein einge-

schränk-

schränkten Handeln zum Grund gelegt wird, seine Einheit verliert, auf welche doch Hr. Fichte und Hr. Schad so stolz zu seyn scheinen.

Noch mehr. Hr. Schad nennt das ursprüngliche Handeln häufig ein intelligentes Handeln, ohne zu erklären, was er eigentlich durch das lateinische Wort intelligent versteht. Ein denkendes oder verständiges Handeln kann es nicht seyn; denn das Denken oder der Verstand soll ja erst aus dem ursprünglichen Handeln deducirt werden; und ein unverständiges Handeln ist es hoffentlich auch nicht. Wir haben immer Worte, mit denen wir keinen bestimmten Begriff verbinden können.

Hätte der Verf. gleich anfangs ein eingeschränktes intelligentes Handeln (etwas der Leibnitzischen eingeschränkten Vorstellungskraft Aehnliches) angenommen, u. sich fest an diesen Begriff gehalten: so würde sein System ungleich besser geworden seyn. Wirklich philosophirt er weit erträglicher, wenn er sein Ich als beschränkt intelligent, zugleich aber als über jede Schranke hinausstrebend betrachtet. Wir sagen, erträglicher; denn es ist noch weit gefehlt, daß daraus das Seyn, das Subjektive und Objektive, das Ich und Nicht-Ich, u. s. w. auf eine befriedigende Art hergeleitet würden; da der Verf. auf seinem transscendentalen Standpunkte nichts von der Erfahrung und den allgemeinen Grundsätzen wissen, sondern Alles machen und produciren will. Wie willkührlich er auch unter der Voraussetzung, daß das Ich in einem Streben nach absoluter Realität besteht, philosophirt, wollen wir nun durch einige Beyspiele zeigen.

S. 210 sagt der Verf. „durch das Streben nach absoluter Schrankenlosigkeit sey es einzig möglich, daß das „Ich sich seines beschränkten Handelns, des Denkens in allen seinen Funktionen, nämlich in Begriffen, Urtheilen und „Schlüssen bewußt werde." Wie aus dem Streben nach absoluter Schrankenlosigkeit das Denken und das Bewußtseyn entstehe, wird kein Mensch begreifen. Die Leibnitzische Monade hat auch ein solches Streben, und noch dazu Vorstellungskraft; und doch gelangt sie weder zum Bewußtseyn, noch zu Begriffen, Urtheilen und Schlüs-

ſen Selbſt nach dem Verf. (S. 163) giebt es ein Wol-
len, (folglich auch ein Streben,) ohne Bewußtſeyn.

Doch der Verf. nimmt wieder das Anſchauen zu Hül-
fe, und ſagt S. 215: „es iſt in dem Ich ein Streben und
„Entgegenſtreben, das zugleich angeſchaut wird, und den
„Grund des Selbſtbewußtſeyns und der Objektenwelt, wie
„beydes in der Reflexion gegeben iſt, enthält.“ Wie aber
aus dem Anſchauen des Strebens und Entgegenſtrebens im
Ich das Selbſtbewußtſeyn und die Objektenwelt entſteht,
werden wiederum unſere Leſer ſo wenig als wir begreifen,
und Hr. Schad ſagt uns auch nicht wie es zugeht.

Da die Entſtehung der Objektenwelt, (der objektiven
Welt, würden wir lieber ſagen;) der große Knoten in dem
Ich-Idealismus iſt; ſo hat ſich der Verf. wie billig, auch
am meiſten Mühe gegeben, ſolchen aufzulöſen; welches be-
ſonders S. 218 geſchieht, wo er ſagt: „Da das Ich nach
„abſoluter Schrankenloſigkeit ſtrebt, und folglich dieſelbe als
„ſeinen wahren Charakter anſieht: ſo muß es den Grund
„ſeines Beſchränktſeyns außer ſich verſetzen. Jede Art des
„Beſchränktſeyns iſt dem Ich zuwider; es ſtrebt daher, jede
„Schranke, die es in der Reflexion vorfindet, aufzuheben,
„und ſich von den Feſſeln derſelben, an die es ſeine Freyheit
„gekettet ſieht, frey zu machen. Es iſt daher ſchlechthin un-
„möglich, daß das Ich die Schranken, die es in ſich vorfin-
„det, als bloße Produkte ſeiner Freyheit anſehen kann. Es
„trägt alſo dieſelben aus ſich ſelbſt heraus, und ſtellt ſie als
„reale Objekte, deren Grund ein außer ihm ſtatthabendes
„Gegenſtreben iſt, das es in ſeinem eigenen Streben findet,
„vor ſich ſelbſt hin. Und ſo wird das, was urſprünglich
„bloß ein inneres Objekt iſt, ein äußeres.“ — Wie viel
ließe ſich gegen dieſes Raiſonnement einwenden! Wir bemer-
ken nur Folgendes. Erſtlich täuſcht ſich das Ich gleich an-
fangs, daß es die abſolute Schrankenloſigkeit als ſeinen
wahren Charakter anſieht, da doch bloß das Streben
nach Schrankenloſigkeit ſein wahrer Charakter iſt. Dieſe
zweyerley Begriffe verwechſelt der Vf. beſtändig, und ſchiebt
einen dem andern unter, um ſeine Sätze zu erſchleichen.
Hernach ſieht man nicht, wie aus dem Streben nach Schran-
kenloſigkeit die Nothwendigkeit folgt, ein Entgegenſtreben

oder

oder einen Widerstand außer sich anzunehmen. In der Fichtisch-Schadschen Philosophie am allerwenigsten, wo das Ich sich selbst zur Einbildungskraft in ein Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen spaltet. Wenn das Ich das Alles selbst thut; warum sucht es den Grund davon außer sich? Warum täuscht sich das Ich wissentlich selbst? — Hr. Schad sagt: „das Ich kann das Beschränktseyn „nicht mit seiner Freyheit vereinigen;" freylich nicht mit seiner absoluten Freyheit; allein warum legt sich das Ich eine Freyheit bey, die es nicht hat, und von der es weiß, daß es sie nicht hat? — Endlich was heißt das: „das Ich „trägt seine Schranken außer sich; es stellt die Schranken „vor sich hin?" und wie können die Schranken, die eigentlich nichts sind, dem Ich als Objekte und als reale Objekte erscheinen? — Das Alles sind nichts als idealistische Träumereyen, und durch ein so grundloses Raisonnement wird der Realismus, der doch wenigstens den Ausspruch des gesunden Menschenverstandes für sich hat, nicht umgestoßen.

„Die Einbildungskraft trägt nach S. 254 das Ich, „als ein intelligentes Streben ins Unendliche, aus sich heraus, und verbreitet es (das Ich) in einem unendlichen „Raum, der drey Dimensionen hat." Vorher trug das Ich bloß seine Schranken aus sich hinaus; aber nun wird das Ich selbst, von der Einbildungskraft, aus sich hinaus getragen, und wird zum Raum mit drey Dimensionen. An einem andern Orte wird das Ich sogar Gott, denn S. 256 sagt Hr. Schad ausdrücklich: „Das Ich ist selbst „die Gottheit." — Man nennt diejenigen, die sich einbilden, sie seyen Wölffe, Butter, Glas u. s. w. verrückt; wie soll man Philosophen nennen, deren Ich sich zum Raume mit drey Dimensionen, ja sogar zu Gott macht? — Aber Hr. Schad ist stolz auf diese seine Schöpfung; er scheint von seiner Schöpferarbeit auszuruhen, und seine Schöpfung mit Wohlgefallen zu betrachten, wenn er S. 247 mit dem Tone der Selbstzufriedenheit sagt: „Nun sind also „durch die Einbildungskraft im Ich, die ursprünglichen Ob„jekte, das Ich, das Nicht-Ich, und die Gottheit ge„schaffen." —

Wir glauben, unsere Leser werden an diesen Proben genug haben. Das, was der Verf. im zweyten Abschnitte seines Werkes von den Funktionen des Denkens sagt, ist nichts als eine Wiederholung des Gesagten. Da nach ihm das Denken im Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen besteht: so können unsere Leser sich schon vorstellen, daß Alles, was wir Begriff, Urtheil, Schluß, Definiren, Dividiren, u. s. w. nennen, aus dem Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen erklärt wird. Dieses Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen wird durch das ganze Werk bis zum Ekel wiederholet; wie dann überhaupt Rec. sich nicht erinnert irgend ein Werk gelesen zu haben, wo so unzählige, größtentheils wörtliche Wiederholungen vorkämen, als in diesem Schadschen Werk, dessen wesentlicher Inhalt sich auf ein Paar Bogen bringen ließe.

Uebrigens ergiebt sich aus dem Bisherigen, daß die Schadsche reine Vernunft nicht nur auf eine Reform; sondern auf eine Vernichtung der bisherigen Logik hinarbeitet. Denn da unsere Logik sich bloß mit dem (formalen) Denken beschäfftiget; die reine Vernunft aber nach der Vertilgung des Denkens selbst strebt: so muß sie auch nach der Vertilgung der Logik streben. Daß solches Hr. Schads ernstliche Absicht ist, erhellt besonders aus S. 91 und 92, wo unsere formale Logik, (wie S. 383 die ganze theoretische Philosophie;) eine Lügenschule, und alle, die in dieser Lügenschule studirt haben, Unphilosophen genannt werden, die auf dem Gebiete der Philosophie gar keine Stimme haben. Diesem nach wäre auch Hr. Kant ein Unphilosoph, und hätte auf dem Gebiete der Philosophie der Herren Schad und Fichte gar keine Stimme: denn er hat, als er die Philosophie revolutionirte, doch noch die Logik stehen lassen, die ihm wenigstens zu Verfertigung seiner Kategorieentafel diente. Aber nun soll vollends auch die Logik revolutionirt, und das Denken vernichtet werden!

Dieses Schadsche Werk ist ein neuer Beweis, wie weit es endlich mit einer Philosophie kommt, die mit Verachtung der Erfahrung, und mit Beseitigung aller Gesetze des Denkens, alles a priori, d. i. mit absoluter Freyheit setzt. Was ist mit einem Philosophen anzufangen, der, wenn

wenn man seine grundlosen Behauptungen und [illegible] Hirngespinnsten die Erfahrung und die Gesetze des Denkens entgegenhält, aber die erstere mitleidig die Achseln zuckt, und die letztern für Lügen der formalen Logik erklärt; der auf alle Einwürfe antwortet: es ist so; es ist schlechterdings „so; es ist ohne allen Grund so!" —

Daß Herr Schad hie und da mit Kanten und mit den Kantianern in Streit geräth, ist leicht zu erachten; denn die Fichtisch-Schadsche Philosophie ist eine ungerathene Tochter der Kantischen; daher stimmen beyde gar nicht mit einander überein. Die Mutter ist wider die Tochter, und die Tochter wider die Mutter. — Nach S. 343 und 344 soll Hrn. Kants großes Verdienst darin bestehen, daß „er zuerst durch eine vollständige Analysis des Denkens „gezeigt habe, daß die theoretische Vernunft nothwendig auf einen Widerspruch führe. Dieses hohe, bis„her allgemein, selbst von den größten Verehrern Kants ver„kannte Verdienst der Kritik," — krönt (nach S. 344) den „ehrwürdigen Urheber derselben mit dem Lorbeerkranz „der Unsterblichkeit." — Rec. weiß nicht, ob Hr. Kant diesen ihm von Hrn. Schad geflochtenen Lorbeerkranz annehmen wird; aber so viel weiß er, daß wenn er wirklich die theoretische Vernunft so verleumdet hätte, er statt einen Lorbeerkranz dafür zu erwarten, vielmehr der Vernunft (der theoretischen sowohl als der praktischen) diese Sünde im Staub und in der Asche abbitten würde. —

Gewiß aber wird Hr. Kant dem Hrn. Schad es wenig Dank wissen, daß er ihn S. 346 zu den Propheten zählt, „die aus Inspiration Orakel sprechen, die sie selbst nicht „verstehen;" und wenn er S. 348 sogar „in dem, was „Kant träumend gesagt, mehr Wahrheit findet, als in „dem, was er wachend behauptet hat."

Mit Herrn Bardili's Grundriß der ersten Logik, mit Hrn. Reinholds neuem philosophischen Journal hat Hr. Schad in diesem Werke auch viel zu schaffen. Wir führen davon nur folgende Stelle (S. 409. 410) an, um unsern Lesern auch eine Probe von Herrn Schads satyrischer Laune zu geben:

„Die

„Die Natur der Ichheit kann also nicht getheilt seyn, „so daß es Menschen-Ich und Thier-Ich geben könnte. „Bardili's Pferde-Ich, das er bey seinem Spazierritt „entdeckt zu haben glaube, und das nun Reinhold nicht „bloß selbst reitet; sondern auch für die ganze philosophische „Welt durch sein Journal aufzäumt und dressirt, um es all„gemein reiten zu lassen, ist der thörigste Traum, der je auf „dem Gebiete der Philosophie geträumt worden. Man sagt „im gemeinen Sprüchworte von dem, der das Bessere ver„ließ, und zu dem Schlechtern übergieng, daß er vom dem „Pferd auf den Esel gekommen sey. Dieß begegnete Rein„holden. Er verließ Kant und Fichte, und gieng zu den „jämmerlichsten Träumereyen des Bardili über. Mag er „für sich immer Bardili's Pferde-Ich (Bileams Esel) rei„ten; nur muthe er der ganzen philosophischen Welt keine „solche Thorheit zu."

Aber wie? wenn unsere neueste deutsche Philosophie vom Pferd auf den Esel gekommen wäre? —

Pm.

Mathematik.

Versuch einer geographischen Ortsbestimmung ohne Winkelmesser und genaue Uhren, von Christ. Arzberger, Doktor der Philosophie und Professor der Mathematik zu Coburg. Mit einer Kupfertafel. Coburg, bey Ahl. 1801. 80 S. 8. 10 gr.

Eine kleine, aber inhaltreiche Schrift, die ein neuer Beweis des rühmlichen Eifers ist, womit der Verf. die Wissenschaften bearbeitet. Ohne (ordentlich eingetheilte) Winkelmesser, und bloß mit Hülfe einer Sekunden-Taschenuhr zeigt der Verf. mit vieler Einsicht und Geschicklichkeit, wie man dennoch geographische Ortsbestimmungen machen könne, die nicht bloß, wie er sich bescheiden ausdrückt, besser sind als gar keine; sondern die selbst bey dem gegenwärtigen ausgebilde-

älteren Zustand der Astronomie noch sehr brauchbar ge-
nannt werden dürfen. Liebhaber der mathematischen Wis-
senschaften, auch nur mit solchen wohlfeilen überall leicht zu
bekommenden Instrumenten, mit den nöthigsten Vorerkennt-
nissen, und, was dem practischen angehenden Astronomen
eben so unentbehrlich ist, mit einem gewissen Grade von
Muth und Beharrlichkeit ausgerüstet, möchten, wenn nur
ihre Anzahl nicht gar zu gering wäre, für die Beförderung
der Geographie ungemein viel helfen können. — Der gan-
ze Apparat des Verf. bey dessen Ausführung er hauptsächlich
die Ideen von Ammann's Sextant, und Bohnenbergers
Quadranten benutzt hat, besteht in einem hölzernen, oben
und unten mit stählernen Zapfen versehenen Parallelepipe-
dum, das unter einem jeden gegen Mittag gelegenen Fen-
ster geführet werden kann, übrigens auch gen Norden sich
übertragen lassen muß. Durch Schrauben giebt man diesem
hölzernen Arm eine verticale Lage, und bringt an seiner Sei-
tenfläche ein nur wenig vergrößerndes Fernrohr an, das sich
in beliebiger Höhe über dem Horizont befestigen läßt, und in
dessen Brennpunkte ein Mikrometer (der Verf. brauchte de-
ren dreyerley: das Brandersche auf Glas, aufgespannte Sil-
berfäden oder auch schmale Silberbänder,) mit einer Reihe
paralleler von einem senkrechten durchschnittenen Striche sich
befindet. So vorbereitet, kann man nun mit diesem In-
strumente, das bey dem Mangel aller Abtheilung in Grade,
Minuten, u. s. w. nur unbestimmte Höhen angiebt, theils
gleiche oder korrespondirende Sonnen- und Sternenhöhen
nehmen, und also damit Zeitbestimmungen machen, die nicht
leicht auf eine Zeitsekunde ungewiß seyn werden; theils läßt
sich damit die geographische Breite eines Orts beobachten,
wenn man nach Hell's und Horrebow's Methode solche
Sterne auswählt, die gen Süden und Norden ungefähr glei-
che Mittagshöhe haben. Die geographische Länge ergiebt
sich aus himmlischen Erscheinungen, die unter Anwendung
der nämlichen Zeitberichtigung beobachtet worden sind. In-
deß giebt der Verf. durch fortgesetzte Uebung und scharfsinni-
ge Benutzung seines beschränkten Instrumentenvorraths be-
lehrt, außer den korrespondirenden Höhen noch andere be-
sonders für Längenbestimmungen brauchbare, und an Ge-
nauigkeit den Vorzug verdienende Methoden an, um die Zeit
zu bestimmen: der Gang der Uhr wird dabey nur für eine
äußerst kurze Zeit unmittelbar nach der Beobachtung als re-
gel-

gehörig vorausgesetzt. Bey der ersteren dieser Methoden sind zwey Sterne erforderlich, wovon der eine um die Zeit des zu beobachtenden Phänomens nahe in seinem ersten Vertical war, der andere eine der Höhe des ersten, die sogleich nach dem Phänomen beobachtet worden, soviel möglich gleiche Mittagshöhe hatte. Die zweyte Methode setzt zwey Sterne mit gleichen Höhen, die eine östlich, die andere westlich voraus; Kästner (Astronom. Samml. III. Abtheil. S. 733) hielt sie für mühsam und wenig brauchbar; der Verf. zeigt, wie man sie sehr vortheilhaft anwenden könne. — Die geographische Breite von Coburg fand der Verf. mit dem von ihm beschriebenen Apparat 50°, 15', 54" als Mittel seiner ältern und neuern Beobachtungen, die Länge aus den bisher von ihm angestellten, und theils durch ihn selbst, theils durch andere Astronomen berechneten Beobachtungen 34', 32", 3 in Zeit östlich von Paris, oder 28°, 38', 4", 5. Am Ende zeigt der Verf. noch, wie das Azimuth eines irdischen Gegenstandes zu bestimmen, und theilt seine Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel zu Coburg mit: er fand solche vom Jun. 1799 bis Decbr. 1800 im Mittel 19°, 4' westlich.

Pz.

Considérations générales sur la situation et la distribution des orbites de toutes les planètes et comètes, qui ont été calculées jusqu' à présent. Par Mr. *Bode*, Astronome et membre de l'Ac. R. d. Sc. etc. Avec une Carte de deux pieds cinq pouces en quadrat. Berlin, bey Himburg. 1801. 31 S. gr. 8. 2 Rg.

Eben die unveränderte Abhandlung, welche der Verf. am 11. Jan. 1787 der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin vorgelesen, in dem Bande der Mémoires der Akademie für 1787 französisch eingerückt, und 1791 bey Himburg in der deutschen Originalsprache sammt beygefügter Karte, die in den Mémoires fehlt, herausgegeben hat. Der gegenwärtig aus den Mémoires wiederholte französische Ab-

druck

druck enthält, so wie die ersten Ausgaben, die 1772 bis zum Jahr 1785 berechneten Kometenbahnen; eben so auch die Karte. Von neuern Kometen bis 1801 ist nichts hinzugekommen.

Ab.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Neue Beyträge zur Insektenkunde mit Abbildungen von Aug. Wilh. Knoch, Professor in Braunschweig. Erster Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1801. 208 S. 8. ohne Vorrede. 3 Rf. 12 K.

Der Verf. übergiebt uns hier nach einer langen Pause in seinen antomologischen Arbeiten einen neuen schätzbaren Beytrag zur Insektenkunde, welcher ein helleres Licht über diese Wissenschaft verbreitet, und unser System immer fester gründet. Hier beschäfftiget er sich nur mit dem Käferartigen, wozu ihm sein reicher Vorrath von nordamerikanischen Käfern Gelegenheit gab. Er fand unter ihnen noch ganz unbekannte, und manche, welche sich unter kein bekanntes genus bringen ließen, und entschloß sich, sie nach und nach bekannt zu machen. Da wir an ihm keinen flüchtigen, sondern scharfen, und in die kleinsten Theile eindringenden Beobachtungsgeist gewohnt sind: so wird er ohne Zweifel bey seinen Untersuchungen Manches anders gefunden haben, als es in unsern entomologischen Schriften vorkommt, und dadurch bewegt worden seyn, dem Ganzen eine neue, verbesserte und festere Gestalt zu geben. Das Resultat seiner Bemühungen findet man in der Einleitung zu diesen Beyträgen. Es ist kurz dieses: man verfahre unsicher, wenn man die Unterschiede der Generum nur auf einzelne Theile, und nicht auf das Ganze gründe; man müsse zwar beständige Merkmale in einigen körperlichen Theilen zum Grund legen, wenn man bey der Untersuchung eine Art zu ihrem Genus bringen wolle: indessen aber dabey die übrigen nicht vorbeygehen. Das erste, worauf der Verf. uns aufmerksam macht, sind die Beine (Füße): er nennt sie einen unveränderlichen Theil, den alle Arten eines Genus nicht allein in Ansehung ihrer einzeln

Theile

Theile, sondern auch ihrer Einrichtung, Gestalt und Zusammengliederung mit den Theilen der Brust und dem Thorax mit einander gemein haben. Da aber mehrere Genera diesen Theil mit einander gemein haben können: so sey es gleichwohl unrecht, wenn man nur wegen der Aehnlichkeit dieser Theile mit andern, ohne Rücksicht auf andre Theile zu nehmen, sie zusammen fügen wolle; man müsse daher noch mehrere Theile dabey zu Hülfe nehmen, welche sich bey jedem Genus unveränderlich finden, und zwar die Theile des Munds, die Gestalt der zur Brust gehörigen Theile, und deren Verbindung unter sich; je mehr solche unveränderliche Theile miteinander harmonirten, desto sicherer könne man alsdann urtheilen. Nun nehme man noch die veränderlichen Theile dazu, die gewöhnlichen Größen und Farben des Genus, Lebensart und Nahrung: so wird das Urtheil immer richtiger werden, wozu der Käfer, den ich zu seinem Genus bringen wollte, gehöre; zur Artunterscheidung bediene man sich nun der übrigen Merkmale, Größe und Umriß, Oberfläche, Bedeckungen, Zeichnungen, u. s. w. Nach dieser Voraussetzung zergliedert nun der Verf. den ganzen Käfer und alle Theile desselben so genau, daß ihm auch der kleinste Theil nicht entgangen, und giebt zugleich von jedem genaue Abbildungen. Hier erscheinen nun manche neue Theile, z. B. am Kopf nicht nur das Mentum, labrum und labium, von welchen schon Illiger geredet; sondern auch lingua, an der Mandibula gewisse Zähne, davon er einen molaris nennt, u. s. w. Die merkwürdigste Entdeckung hat er an den Fühlspitzen (palpi) (nicht Freßspitzen, wie Illiger sie nannte,) gemacht. Er fand nur bey jedem Käfer zwey Paare; denn das dritte Paar, welches man einigen, z. B. dem Carabus zueignet, sind bey ihm Zähne; an diesen Fühlspitzen entdeckte er Oeffnungen mit zarten Häutchen gedeckt, und mit Härchen umsetzt, und hält die zwey vordersten für den Sinn des Geruchs, und die zwey hintersten des Geschmacks; das Gefühl und Gehör glaubt er aber in den Fühlhörnern gefunden zu haben. Die Kürze erlaubt uns nicht, die Zergliederung der übrigen Theile zu verfolgen, indem jeder Entomolog diese Schrift selbst lesen muß. Rec. zeigt also nur noch die verschiedenen Genera an, davon er neue nordamerikanische Arten beschreibt und abbildet, und welche er nach seinem Plan weitläuftig charakterisirt. *Melolonthen* in zwey Familien getheilt; zu den ersten beschreibt

er

er 7, zu der zweyten 5 Arten. *Cetonia*, davon 5 neue Arten. *Cremastocheilus* 1 Art. *Chlamys* 2 Arten, und *Sandalus* auch 2 Arten (drey neue Genera, welche zum ersten mal erschein n). *Rhagium* 1 Art. *Tenebrio* 7 Arten, und *Cyckrus* 3 Arten. Alle mit andern aufs genaueste verglichen, beschrieben, und deutlich abgebildet.

Zuletzt giebt er uns eine merkwürdige Beobachtung an der Musca oder Stratiomys Chamaeleon. Man glaubte von langen Zeiten her, daß ihre Made die Haut nicht abwerfe; sondern sie ihre veränderte Gestalt selbst in dem innern ihrer äußerlichen unveränderten Larvenhaut erhalte. Nach langen mühsamen Versuchen mit dieser so genannten Made, deren Größe mit der Fliege in keiner Proportion steht, glückte es dem Verf., zu entdecken, daß die gewähnte Larve ein Wurm ist, von welchem über 300 Jungen der Mutter gleich geboren werden, und dem die M. Chamaeleon ihr Ey, wie es von andern mehreren bekannt ist, beyzubringen weiß; die daraus kommende Made nähret sich alsdann von diesem Wurm, verändert sich innerhalb desselben, und kommt zuletzt aus dem unverändert gebliebenen aber nun todten Wurm durch leichte Sprengung seiner Haut hervor.

Kst.

I) Physikalisches Wörterbuch (,) oder Erklärung der vornehmsten zur Physik gehörigen Begriffe und Kunstwörter u. s. w. in alphabetischer Ordnung, von D. Johann Carl Fischer (,) der Philosophie Professor zu Jena rc. Vierter Theil. Von Pneu bis S. Mit 5 Kupfern. 4. Göttingen, bey Dieterich. 1801. 894 S. gr. 8. 3 Rg.

II) Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten (,) von Johann Carl Fischer, der Philosophie Professor zu Jena, u. s. w. Erster Band.

Band. Mit 5 Kupfertafeln. Göttingen, bey Röwer. 1801. XIV und 504 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Achte Abtheilung. Geschichte der Naturwissenschaft. — I. Geschichte der Naturlehre. Erster Band. Von ꝛc.

Da beyde vorliegende Schriften von einem und dem nämlichen Gegenstand handeln, und nur einen Verfasser haben; so wollen wir dieselben collectiv anzeigen, und mit

Nr. I den Anfang machen, wovon schon die früheren Bände zu seiner Zeit, mit dem ihnen gebührenden Ruhme unsern Lesern vorgelegt worden sind. Der angenommenen Ordnung gemäß, wollen wir die vornehmsten Artikel ausheben, und dabey gelegentliche Bemerkungen machen. Zuvörderst also S. 3—17 pneumatisch-chemischer Apparat (ausführlich und mit Sachkenntniß beschrieben, wobey die neuesten Erfahrungen und Theorieen von Karsten, Gren, Lavoisier, Hassenfratz und Reuß gebraucht worden.) S. 20—22. Polarstern. Hiervon heißt es: „Zu den Zeiten „des Eudoxus war sogar der Stern β in der Schulter des „kleinen Bären dem Pole näher, als der Stern α, der jetzige Polarstern.“ (Richtig; dieß geht aus vielen Stellen der Alten, besonders aus Maximus von Tyrus, Strabo, Ptolemäus, den Fragmenten von Eudoxus, Pytheas, Hipparch, und Andere hervor; und sowohl Hevel in Prodrom. Astron. S. 307, als Bayer in Uran. Tab. A ad B, und Bode Beschreibung der Gestirne in Flamst. Himmels Atl. S. 5 haben dieß schon längst erwiesen; aber der Stern, der jetzt den Polarstern bezeichnet, war damals mehr als 15 Grade vom Pol entfernt; da aber die Erfahrung bestätigt, daß der Polarstern sich um 20 Sekunden dem Pole nähert, wie Tycho de Brahe in Progymn. T. I. S. 863 bestimmt, die unser Verf. S. 21 Lin. 1 von oben,

nach

nach neuern Berechnungen zu 19, 6" festsetzt; so war es kein Wunder, daß Riccioli Berechnung, welche aber das Vorrücken der Nachtgleichen nicht mit in Anschlag brachte, die nächste Zusammenkunft des Sterns mit dem Weltpol, im J. 2103 auf 7 Minuten angab. S. Almag. nov. T. I. l. VI. C. 19. S. 458. — Berghaus Geschichte der Schiffahrtskunde; 1r Th. hat S. 170—179 diesen historisch-astronomischen Gegenstand in ein näheres Licht gesetzt und bewiesen, daß kein Stern den wahren Weltangel je erreichen würde, noch daß je einer darin gestanden, wenn auch das Universum noch Millionen Jahre seinen Kreislauf fortsetzte. S. Berghaus a. a. O. S. 175 ff. Note *) — S. 27—31 Polhöhe; in astronomischer und nautischer Hinsicht bestimmt. (Das S. 30 ff. angeführte Beyspiel ist, ohne die Quelle anzuzeigen, aus Rödings Wörterbuch der Marine, 2n Bd. S. 284 ff. Hamburg. 1791. gr. 4. entlehnt.) S. 36—47 Prisma, (nicht allenthalben mit den neuesten Erfahrungen begleitet, jedoch im Ganzen gründlich bearbeitet.) S. 52—64 Pyrometer und Pyrometrie beschließen den Buchstaben P. — S. 64—70 astronomischer Quadrant. (Nach Geißler und Andern hinlänglich beschrieben; doch wird der neuen Pariser Quadranten, nach der Decimaleintheilung nicht erwähnt.) S. 80—91 Quecksilber, und S. 91—112 Quellen, als Ausgänge des unterirdischen Wassers. (Beyde durch alte und neue Erfahrungen und Theorieen dargestellt.) S. 113—129 Rad an der Welle (in mechanisch-physisch- und mathematischer Hinsicht dargestellt.) Regen S. 151—223 und S. 223—240 Reiben, sind, wie S. 289—295 Säuren, und S. 319—337 Salzsäuren gut bearbeitet. — S. 337—352 Saturn, als Planet, und dessen Ring, (nach Bode, Kästner, Kant, Wildt, und de la Place beschrieben; also in allem Betrachte vorzüglich beschrieben.) S. 365—371 Saugwerk, oder pumpenartige Hebezeuge des Wassers. (Hier vermissen wir Langsdorfs und Baders neue Entdeckungen, Theorieen und Hebezeuge ungern; beyder Werke standen ja dem Verf., der sonst soviel Genauigkeit beobachtet, zu Gebote!) S. 372—392 Schall, und S. 392—405 Schatten mit hinlänglicher Ausführlichkeit erläutert. S. 427—438 elektrischer Schlag. S. 450—457 Schraube. S. 458—474 Schwefel, und S. 474—540 Schwere, alle gründlich beschrieben; jedoch liegt in letzterm Artikel

 ein

ein Widerspruch am Tage; denn S. 425 sagt der Vf. (vielleicht nach einem ältern französischen Schriftsteller): „bey den „Alten finde man keine deutliche Spuren, auf welcher Ursache die Schwere beruhe." Dagegen heißt es weiter unten: „Auch war der Begriff von der allgemeinen Schwere den Alten nicht unbekannt." Letzteres ist wahr, jenes unrichtig. Denn Philolaus lehrte zuerst deutlich die Bewegung der Erde, und die Ruhe der Sonne; und Empedokles scheint sogar einen richtigen Begriff von den Centralkräften gehabt zu haben. In des Timäus von Locri Buche: de rerum natura, aus welchem, wie bekannt, Plato seine Gespräche Timäi geschrieben, finden auch neuere Schriftsteller, aber ohne allen Grund, wie Gregory, die Centralkräfte wieder, ein Benehmen, worüber Montucla (f. hist. des mathem. T. I. S. 137 suiv.) weitläuftig kommentirt. Mit einem Worte: Anaxagoras, Demokrit und Epikur schreiben den Himmelskörpern eine eigene Schwere gegen die Erde zu, welches aus vielen Stellen der Alten hervorgeht, welche wir alle zu sammeln, weder Zeit, Raum, noch Lust haben. Vergl. Montucla a. a. O. Vol. II. S. 538 suiv.) S. 540—552 Schwimmen. S. 552—564 Schwingung, Schwung und Schwungkraft. (An sich recht gründlich für die neuern Theorieen ausgeführt; aber nichts für die Geschichte des Alterthums beygebracht. Gewiß war dem Vf. aus dem Diogenes von Laerte, und den griechischen Philosophen bekannt, daß, wie Anaxagoras gefragt wurde: warum die Himmelskörper, denen er doch eine eigene Schwere zuschriebe, nicht auf die Erde fielen? er antwortete: daß ihre Kreisbewegung sie erhielte, und ihrer Schwere entgegen wirke. (Vergl. *Cicero* de nat. deor. l. I. c. 10 in op. T. II. p. 405. *Arist.* metaph. l. I. c. 3 in op. T. II. p. 843. und *Just. mart.* Orat. ad gent. p. 20.) Einige Zeitgenossen Plutarchs hatten eben diese Meinung. S. Montucla a. a. O. Vol. II. S. 407. Indessen hatten die Alten sehr unvollkommne Begriffe von der Bewegung und den Schwingekräften. Descartes und Galilei gaben zuerst richtigere an; die sie aber nur im Grunde so eben berührten, bis Huygens sich mit der tiefen Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes beschäfftigte, und dessen Theorie, die auch unser Verf. anführt, allgemeinen Beyfall fand. Kästners höhere Mechanik ist zwar häufig, nur nicht die neue Ausgabe Göttingen, 1793, 8. gebraucht.) S. 564—

571 Gold, Landseen. S. 573—608 Sehen. S. 618—636 Sieden, Kochen. S. 639—642 Silber, alle recht gründlich dargestellt; aus dem letztern Artikel vermissen wir die chronologische Ordnung der Verhältnisse des Goldes zum Silber, oder umgekehrt, das zur Zeit des Herodotus wie 1, 13 (Herod. lib. III. c. 95. p. 201 ed. Sylb.), hundert Jahre nachher wie 1, 12 (Plat. in Hipparch. T. II. p. 231) zur Zeit, da die macedonischen Bergwerke unter Philipp betrieben wurden, wie 1, 10 (Menand. ap. Poll. l. IX. c. 6. §. 76), und zuvor, wie Herrera versichert, Vasco di Gama den Orient, auch Columbus den Westen entdeckte, wie 1, 14 stand, das nunmehr in unsern Tagen, da die französische Revolution und ihre Folgen soviel Nachtheil dem Handel zugeführet hat, sogar bis 1, 16 gebracht worden ist. — S. 645—662 Sonne (vorzüglich nach Bode u. Kästner.). S. 664—684 Sonnenflecken; Spiegel S. 708—762, und Spiegeltelescope; S. 792—804 Statik, alle vortrefflich bearbeitet. (Vor Archimedes war Aristoteles, welcher die Statik lehrte. Seine mechanischen Fragen, die man zwar jetzt nicht mehr achtet, hätten doch hier angemerkt zu werden verdient. Denn Aristoteles lehrte sehr deutlich, wie zwey Kräfte, deren Geschwindigkeiten verkehrt proportionirt sind, einerley Wirkungen hervorbringen, welches bey allen Maschinen gilt. S. Mechan. in Arist. Locr. mathem. p. 148—195. Bonon. 1615. 4. maj. — Ueberhaupt legte Aristoteles den Grund zur Statik unter den Griechen, die Archimedes und Heron von Alexandrien, wovon S. 799 der Verf. spricht, bekanntlich weiter ausführten. Auch ist des Aristoteles Physik weit vernünftiger als die des Plato und der Pythagoräer.) S. 806—810 Sternbilder, (sehr kurz und im Grunde zu dürftig ausgefallen; vorzüglich hätten hierbey: Herrmanns Mythologie, 2r Band, und Lachs Anleit. zur Kenntniß der Sternnamen, als Beyträge zur ältern Sternkugel gebraucht werden sollen; desto vorzüglicher ist der Artikel:) Sternschnuppen S. 820—831 (in welchem außer den ältern Meinungen und Beobachtungen, auch die der Astronomen Benzenberg und Brandes vom Jahr 1798 vorgetragen worden;) S. 832—865 Strahl. S. 865—882 Strahlenbrechung, astronomische, und S. 890—894 Sümpfe enthalten treffliche Bemerkungen, die, wie allenthalben den sachgelehrten Verf. charakterisiren. Der letzte Artikel

ist Syzygien. — Wir haben absichtlich unsre Bemerkungen bey manchem Artikel etwas ausführlicher dargestellt, um den Verf., im Namen des Publikums aufzufordern, nach Vollendung des Werks, das vielleicht mit dem 5ten Bande schließt, noch einen 6ten, als Supplementband folgen zu lassen, in welchem er alle die Bemerkungen aufzunehmen, und weiter auszuführen beliebe, die ihm von einer billigen Kritik, so auch von der N. A. D. Bibl. diesfalls gemacht worden. Alsdann ist Rec. für sich und nach seiner Einsicht überzeugt, daß das Fischersche physikalische Wörterbuch das vollständigste und gründlichste ist, welches mit dem Gelehrten unter allen Völkern Europens die Literatur ziert.

Nr. II ist ein wohlgerathener Versuch der Geschichte der Physik von einem Zeitalter, wovon hier die Rede ist, und die als ein Theil des Ganzen von einem Werke angesehen werden kann, wovon der angeführte Nebentitel spricht, welcher gewiß nie entstanden wäre, hätte die Gesellschaft gelehrter Männer fortgefahren, die Geschichte der Physik, wovon schon früher ein mißglückter Band erschienen, durch den Gelehrten, der übrigens seine Verdienste hat, das angefangene Werk weiter fortsetzen zu lassen. Aber der vorliegende erste Band verspricht eine systematisch eingekleidete Geschichte einer Wissenschaft, die seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften an der Gränze des Mittelalters, bis zum Ende des XVIIIten Jahrhunderts, zumal in der letzten Hälfte des jüngstverwichenen Seculums erstaunliche Fortschritte gemacht hat. In Wahrheit ein schweres Unternehmen, das erst alsdann einleuchtet, wenn man, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiß, an eine historisch-wissenschaftliche Arbeit der Art geht, und, um was Denkbares, Gründliches und Systematisches zu liefern, tausend und mehrere Bücher mit sachkundiger Kritik lesen, excerpiren, ordnen, und daraus ein Ganzes zusammensetzen muß. Der Verf. vorliegender Geschichte hat die chronologische Ordnung zugleich mit der wissenschaftlichen verbunden, um dadurch dem Zusammenhange eine bessere Rundung der Form, und den einzelnen Theilen eine, ihren Fortschritten angemessene und deutliche Darstellung zu geben. Die Geschichte der Physik aus der angezeigten Periode, ist daher in zwey Perioden eingetheilt. Die erste faßt den Zeitraum seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis auf Newton, die andre von Newton bis

auf

auf die neuesten Zeiten. Jede von diesen Perioden zerfällt wieder in Epochen, deren jede von einer gewissen merkwürdigen Veränderung entweder des Ganzen, oder eines einzelnen Theiles der Physik angeht, und sich bis zu einer solchen Veränderung erstreckt, mithin eine unbestimmte Reihe von Jahren enthält. Alsdann begreift jede der Epochen zwey Abschnitte, wovon der erste die Geschichte der allgemeinen, der zweyte die der besondern Physik erzählt. Jeder Abschnitt wird wieder in besondere Kapitel abgetheilt, je nachdem dieß die eine oder andere abgehandelt werdende Materie erfordert. Am Schlusse einer jeden Periode hat der Verf. sich nicht auf ein gewisses Jahr eingeschränkt, sondern vorzüglich darauf Rücksicht genommen, daß nichts in einer Epoche berühret werde, was die folgende besonders merkwürdig mache. Dieß ist also der Plan des Ganzen, den wir um so mehr billigen, als wir in dem nämlichen Falle gerade so gehandelt haben würden, wenn wir uns dieser Arbeit hätten unterziehen sollen. Wir wollen daher in die einzelnen Theile des vorliegenden Bandes kürzlich dringen, und sowohl unsere Leser mit dem wesentlichen Inhalte desselben (im Buche ist keine Uebersicht vorangesetzt), als mit einigen Eigenheiten bekannt machen.

Die erste Periode, welche S. 1—502 zum Theil die allgemeine Geschichte der Physik bis zur Mitte des XVIIten Jahrhunderts enthält, begreift zwey Epochen a) bis zu Cartesius Zeiten, S. 1—258, und b) von Descartes bis (S. 259—502) auf Newton, womit die erste Periode schließt. Jene zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste S. 1—154 in vier Kapitel, die Geschichte der Physik in allgemeiner, der zweyte S. 155—258 in sieben Kapitel die Geschichte der Physik in besonderer Rücksicht begreift. Jener Abschnitt erzählt die Bemühungen der ersten Neuern in der Physik, und die Meinungen und Entdeckungen seit den Zeiten des Bacon von Verulam, wobey die Eigenschaften der Körper, und die des Weltgebäudes überhaupt, auch die unserer Erde insbesondere betrachtet werden. Dieser dagegen erwähnt die Entdeckungen und Meinungen in der Lehre vom Lichte, wovon der Verf. a) die allgemeinen Eigenschaften des Lichtes; b) die verschiedenen Meinungen über das Wesen der Wärme; c) die Lehre vom Feuer; d) vom Wasser; e) von

 der

der Gährung, oder die Meinungen und Entdeckungen solcher Erscheinungen, welche von den von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organischer Körper abhängen; f) von der Electricität, oder Versuche an electrischen Körpern, welche die Electricität beweisen, und g) vom Magnetismus handelt.

In der zweyten Epoche, der S. 259—264 eine Art von Einleitung über die Geschichte der Physik von Descarten bis auf Newton vorgesetzt ist, wird im ersten Abschnitte S. 264—401 von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, ihrer Schwere, Gravitation, freyen Fall der Körper, Cohäsion, Bewegung überhaupt, Pendel- und Wurf- oder Schwingungsbewegung insbesondere, und vom Gleichgewichte fester Körper mit historischer Sachkenntniß gesprochen, wobey, wie sich von selbst versteht, Vieles aus der mathematischen Naturlehre vorkommt. (Aus der Relation der Quantitäten und Qualitäten der natürlichen Dinge, kann man die Verknüpfung der Mathematik mit der Physik sehen. Schon Rüdiger setzte den Unterschied zwischen der Physik und Mathematik darin fest, daß diese, indem sie die Größe betrachte, mit sinnlichen Gegenständen sowohl in ihren Principien als Schlüssen sich beschäfftige; jene dagegen, obgleich sie sich ebenfalls mit sinnlichen Körpern, und deren Wirkungen unterhalte: so komme sie doch in ihren Schlüssen auf die Ursachen und Arten der Wirkungen, als die Sinne übersteigende Dinge zurück. Die Physik betrachte also nur die Körper, und bekümmere sich nur um ihre wesentlichen Principien; die Mathematik dagegen beschäfftige sich mit der Quantität und Größe der Körper, ihrer Ausdehnung und Bewegung. Beyde wären also in sehr vielen Beziehungen mit einander verwandt. (S. *Rüdiger* in physic. divin. l. I. c. 1. Sect. IV. §. 80. p. 35 vergl. Montucla hist. de mathem. T. I. — Praeface, p. 25 auch *Newton* philos. nat princ. mathem. p. 5.) Jetzt folgen S. 401—502 drey Kapitel, worin im ersten die Entdeckungen in der Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Luft, in Rücksicht ihrer Schwere und dem Gewichte, den Barometerveränderungen, der Luftpumpe und Elasticität der Luft, nebst andern dahin gehörigen Erfindungen vorgetragen werden; im zweyten kommen die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von den schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper, und im dritten

diejenigen vor, welche das Weltgebäude überhaupt betreffen. Den Beschluß macht S. 500—4 das Verzeichniß der Naturforscher, welche in dem ersten Bande vorkommen, und in dieser Periode in Deutschland, den Niederlanden, England, Frankreich, Italien, der Schweiz, in Dänemark und Polen geblühet, und durch ihre Verdienste um die Physik sich ausgezeichnet haben. Auf Irrthümer wider die historische Richtigkeit der Hauptangaben sind wir, so viel wir uns erinnern, nicht gestoßen; eine Kleinigkeit S. 5, (wo der Verf. das Geburtsjahr des Bernh. Telesius wegläßt, das in das J. 1508 fällt) daß Telesius 14 Jahre in Rom gefangen gewesen, welches doch nur 2 Monate waren, verdient kaum erwähnt zu werden.

B.

Botanik.

1. Die vorzüglichsten Giftpflanzen Deutschlands. Für den Bürger und Landmann. Vom Verfasser der Abhandlung: Ueber das Lebendigbegraben. Jena, bey Göpferdt. 1801. 3 Bog. 8. 6 gr.

2. Giftpflanzenbuch. Oder die schädlichsten Giftgewächse Deutschlands nach der Natur abgebildet und beschrieben. Für den Unterricht in Schulen und (für) das gemeine Leben. Mit 14 ausgemalten Kupfertafeln. Berlin, bey Franke. 1801.

Auch mit dem etwas veränderten Titel:

Die schädlichsten Giftp. D. abgeb. und beschr. Ein Buch für Stadt- und Landschulen und das gem. L. rc. 4½ Bogen. 8. holländisch. Pap. 1 Rk. 6 gr.

Die Abhandlung über das Lebendigbegraben wird hoffentlich dem uns sehr gleichgültigen Verf. von Nr. 1. besser gerathen seyn, weil sie es sonst wahrlich nicht verdient hätte, auf dem Titel dieses seines Giftbüchleins ausdrücklich erwähnt zu werden. Denn das Beste, was von diesem gesagt werden kann, ist — daß es kurz ist, und der Verf. es doch wohl gut damit gemeint haben mag. Eben so wohlmeinend wollen wir ihm denn auch rathen, künftig die Giftpflanzen Deutschlands an mehreren Orten aufzusuchen, und sie öfter und genauer zu betrachten, damit er die wesentlichen Kennzeichen der Gewächse von den mehr zufälligen und veränderlichen besser unterscheiden lerne, und z. B. bey *Aethusa* Cynapium die charakteristischen, nur unterwärts angehefteten dreyblättrigen Hüllchen nicht mehr übersehe; noch von *Atropa* Belladonna so entscheidend behaupte, sie habe weiße Blumen, und wachse nicht über 2 Fuß hoch. Aufgeführt und beschrieben werden dann aber hier außer jenen, noch die bekannten Arten von *Datura*, *Hyoscyamus*, *Conium*, *Cicuta*, *Colchicum*, Aconitum, Ranunculus, Helleborus, Asarum, und Brionia; deßgleichen auch noch: Euphorbia Esula, Sambucus nigra, Juniperus Sabina, Aloë, Jalappen, Harz und Sennesblätter, die man, dem Titel nach, hier wohl schwerlich erwartet hätte. Wollte indessen der Verf. uns in seinem Büchlein eine Beschreibung der vorzüglichsten einheimischen Pflanzen geben, derer sich medicinische Pfuscher und unwissende, abergläubische Leute als Hausmittel, oft zum größten Schaden der Gesundheit bedienen: so hätte Arnica montana, Gratiola officinalis, Pimpinella Saxifraga, Pinus Pumilio, und hundert andere Gewächse, die in der Hand eines geschickten Arztes äusserst wohlthätig werden, darin nicht fehlen dürfen.

Schon durch die nicht übel gerathenen Kupfer erhält Nr. 2. bedeutende Vorzüge; ist aber auch außerdem gründlicher und zweckmäßiger. Dieser Verf. redet zuerst von den Giftpflanzen, und zwar außer den oben angeführten und durch leserlichern Druck bezeichneten noch von *Daphne* Mez. *Solanum* nig. *Lolium* tem. und *Paris* quadrif. Er kömmt dann zweytens auf die Giftschwämme, und giebt ihre allgemeinen Kennzeichen und Eigenschaften an. Daß (im Alter) ihr Inneres und Aeußeres oft von unzähligen Gewürmen und Insekten wimmelt, haben sie mit den unschädlich-

eßbaren Schwämmen gemein; die aber alsdann faulich und ungesund sind. Ueberhaupt sind die allgemeinen Kennzeichen immer sehr trüglich; es wäre daher vielleicht besser gewesen, statt der hier auf drey Kupferplatten verkleinert abgebildeten 24 giftigen Pfeffer- und Fliegen-Schwämme, Täublinge und Hirschlinge, nur die unschädlichsten, eßbarsten, durch treue Abbildungen und Beschreibungen so genau als möglich zu bezeichnen, und vor allen übrigen nachdrücklich zu warnen, indem der unschädlichen nur wenige sind; der verdächtigen und giftigen aber eine überaus große Anzahl ist. — Im Anhange wird noch die Schädlichkeit der kupfernen Küchengeschirre und der buntbemalten Spielsachen für Kinder berührt; etwas vom Bleygifte und Bleydünsten, und von dem Gifte toller Thiere gesagt; und mit einigen Verhaltungsregeln und Gegenmitteln, bey Vergiftungen die kleine Schrift geschlossen. So viel näher es auch dem Verf. lag, hier von den zu bestimmten Zeiten und unter gewissen Umständen so schädlichen Ausdünstungen der Pflanzen zu reden: so ist er doch darüber, ohne sie auch nur mit einem Worte zu berühren, hinweg geeilt. —

Ob nun gleich Rec. die guten Absichten nicht verkennt, warum man in diesen, und zeither in mehreren ihnen ähnlichen Schriften, Alt und Jung mit den deutschen Giftpflanzen näher bekannt zu machen sucht; ob er es gleich sehr billiget, daß man wiederholt auf die Gefahren aufmerksam macht, die ein unvorsichtiger Genuß solcher Gewächse nach sich zieht: so glaubt er doch, daß jene Verfasser diese Gefahren bey den allermeisten Pflanzen sich größer, und die Fälle einer daher entstehenden unvorsätzlichen Vergiftung sich häufiger denken, als Gottlob! die Erfahrung anzunehmen erlaubt. Doch dem sey, wie ihm wolle; an Hülfsmitteln, Büchern und Kupfern die einheimischen Giftpflanzen und ihre schädlichen Wirkungen kennen zu lernen, fehlt es uns jetzt nicht mehr; wir haben vielmehr davon jetzt Ueberfluß. Man sorge nun auch nur dafür, daß sie in Umlauf kommen, und — was denn freylich das Schwerste seyn dürfte! — von ihnen ein zweckmäßiger Gebrauch gemacht werde. In einigen Provinzen unsers Landes ist dieß zum Theil schon dadurch geschehen, daß dergleichen Giftpflanzenbücher nebst den gehörigen Kupfern, an die Prediger auf dem Lande ausgetheilt sind. Wird es nun auch diesen zur Pflicht gemacht, (was

Eins

Einige derselben schon von selbst thun,) die an ihrem Orte und in ihrer Gegend wildwachsenden Giftpflanzen der Schuljugend in natura, und wo es angeht, auch in loco natali zu zeigen, ihr die benachbarten Wohnorte derselben ganz speciell anzugeben, und vor ihrem Genuß und sonstigem örtlichen Gebrauch, unter Anführung des besondern dort üblichen Trivial-Namens, nicht bloß in der Schule, sondern auch jährlich, etwan bey Rückkehr des Frühlings, mit Ernst und Nachdruck von der Kanzel zu warnen (worauf ja doch so Manches, das gewiß weniger interessirt, abgelesen werden muß): so ist die Gefahr einer solchen Vergiftung so viel als möglich vermindert. Die etwan auch dann noch in dieser Hinsicht sich künftig ereignenden traurigen Vorfälle, würden alsdann hoffentlich nicht nur viel seltener als jetzt, sondern auch von der Art seyn, daß ihnen durch eine noch so weit verbreitete Kenntniß der giftigen Pflanzen nicht vorgebeugt und abgeholfen werden konnte.

Ag.

A. J. G. C. Batsch Beyträge und Entwürfe zur pragmatischen Geschichte der drey Naturreiche. Gewächsreich. Erster Theil. Weimar, im Verlage des Industrie-Comt. 1801. Erste Lieferung. 12 Bog. 4. 1 Rß.

Der Plan dieses Werkes ist aus des Verf. Beytr. zur pragm. Gesch. des Mineralreiches bekannt. In dieser Lieferung redet der Verf. besonders von der Familie der Steinfrüchte (Drupiferae). Er unterscheidet zuerst diese Familie von andern verwandten Familien; geht dann die Gattungen und Arten durch, und nun handelt er eine Eigenschaft nach der andern ab, indem er bemerkt, wie sich diese in der Mannichfaltigkeit der Arten verhält. Alles ist mit vielem Fleiße zusammengestellt, und man bekommt einen vortrefflichen Ueberblick über die ganze Familie; besonders, welches auch der Hauptzweck des Verf. scheint gewesen zu seyn, lernt man die Abstufungen der Verwandtschaften genau kennen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Art, wie der Verf. die Naturbeschreibung behandelt, auf manche neue und glückliche Gedan-

ken

Fraverbindungen führt; aber sie führet auch zu einer großen Weitläuftigkeit, und da man noch keine Gesetze für die Verknüpfung der Form oder anderer Eigenschaften anzugeben weiß: so möchte man wohl viele einzelne Bemerkungen dem Scharfsinne des Lesers sicher überlassen können.

Om.

Georg Franc. Hoffmann, M. D., Plantae lichenosae. Vol. III. Fasc. IV. Lipsiae, apud Crusium. 1801. Tab. 67 — 72. Fol. 3 Rthlr. 18 gr.

Usnea flaccida. Im Wuchse sowohl, als durch den Ansatz der Schilde, welche das Sibirische Exemplar von der im südlichen Deutschland wachsenden Pflanze beträchtlich ab. Umbilicaria flexuosa leidet gleichfalls nach Verschiedenheit ihres Geburtsortes mannichfaltige Abänderungen. Neu ist Umbilicaria Pensylvanica, uterique nuda, superne pustulata, subtus lacunosa exaspetata. Auch haben wir von Umbil. erosa, (Lichen eros. Web. und Achar. corros. Ehrh.) hyberborea, Usnea dichotoma, (Lich. sarment. Ach.) so bekannt sie bereits sind, gleichwohl noch keine völlig fehlerfreye Abbildungen aufzuweisen. Mit diesem Hefte schließt sich der 3te Band dieser Sammlung, deren allgemein anerkannter Werth keiner fernern Empfehlung bedarf.

Sz.

Mittlere und neuere, polit. und Kirchengeschichte.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet, her-

aus-

ausgegeben von Friedrich Schiller, Hofrath und Professor der Philosophie in Jena. Zweyte Abtheilung. Ein und zwanzigster Band. Mit einem Kupfer. Jena, bey Mauke. 1801. LXX und 392 S. gr. 8. 1 Rg. 6 gl.

Diese Memoiren haben nun die Epoche Ludwigs des XIV. erreicht. Aber die jetzige Umgestaltung vieler Staaten und Staatsinteressen, welche sich aus den Negotiationen von Campoformio, Rastadt, Lüneville und Paris noch zu entwickeln fortfährt, hat den Herausgeber veranlaßt, unter den schätzbarsten Memoiren jener Zeit die von Voltaire schon vor ihrer öffentlichen Herausgabe sehr benutzte, und mit Recht gerühmte Torcyschen Denkwürdigkeiten über die Negotiationen zwischen dem Ryswicker und Utrechter Frieden schon jetzt zu liefern. Eine Vergleichung der einflußreichsten Unterhandlungen jener Zeit mit denen, welche uns zunächst und unmittelbar interessiren, gewährt dem Leser eben soviel Vergnügen als Belehrung. Um dennoch zwischen der Zeit der Franken und dem Utrechter Frieden nicht eine allzu große Lücke zu machen, wählte der Herausg. die vorangeschickte kurze Uebersicht der frühern Jahre Ludwigs des XIV. von Rabutin gleichsam zur Einführung. Wenn gleich Rabutin hier und da übertriebene Schmeicheleyen und Anstaunungen seines Königs, die aber den damaligen Sinn der Franzosen charakterisiren, einmischt: so wird doch die Reihe der Begebenheiten dem Leser in einem leicht überschaulichen Bilde vorgehalten. Die Abhandlung über den Geist der Franken wird in diesem Bande, dem des Marschall von Turenne Bildniß vorsteht, geendigt.

Mn.

Intelligenzblatt.

Anzeige kleiner Schriften.

Herr Direktor Plesmann hat in der Einladungsschrift zu der am 28sten April 1802 im Friedrichsgymnasium in Berlin veranstalteten öffentlichen Prüfung seine am 27sten November 1801 bey Gelegenheit der Sekularfeyer des Gymnasiums gehaltene Rede abdrucken lassen, die vom vormaligen Zustande der Anstalt einige Nachrichten ertheilt. Hierauf folgt die Anzeige von den neuesten Veränderungen das Lehrerpersonale betreffend, denen Bemerkungen über die Vernachlässigung des Schulbesuchs und die Dispensation von einzelnen Lehrstunden angehängt sind. — Die Uebersicht des im letzten Jahre ertheilten Unterrichts, und die Beurtheilung der fünf die Akademie beziehenden Jünglinge, machen den Beschluß der Schrift.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Am 9ten Oktober 1801 ist in Braunschweig eine Herzogliche Verordnung in Betreff der jährlichen Synoden der Prediger auf dem Lande und in den Landstädten des Herzogthums Braunschweig erschienen, welche im Wesentlichen Folgendes enthält:

1) Sämmtliche Prediger einer jeden Specialinspektion sollen sich bey 2 Thaler Strafe jährlich einmal in der Wohnung des Superintendenten versammlen, um sich unter dessen Vorsitze, über Gegenstände der wissenschaftlichen und praktischen Theologie zu unterhalten. Die Generalsuperintendenten

tendenten sollen, wo nicht allen, doch einigen der ihrer Generalinspektion anvertrauten Synoden beywohnen.

2) Die Generalsuperintendenten sollen einige kurze Sätze oder Fragen über richtige theologisch-praktische Materien entwerfen; diesen zwey exegetische und einige praktische Aufgaben beyfügen, sie den Specialsuperintendenten, und durch diese den Predigern mittheilen, damit solche schriftlich, und zwar die erstern in lateinischer, die letztern in deutscher Sprache beantwortet, diese Aufsätze um Fastnacht abgeliefert, bey sämmtlichen Predigern in Cirkulation gesetzt, und noch vor Pfingsten an die Specialsuperintendenten zurückgeliefert werden können.

3) Diese werden auf der nächsten, vor Jakobi zu haltenden Synode vorgelesen, und eine freye gelehrte Unterredung darüber gehalten. Außerdem machen Pastoralunterredungen über Gegenstände der praktischen Amtsführung, und literarische Gespräche über neuere theologische Lektüre die Gegenstände aus, mit welchen sich die Synodalversammlungen beschäfftigen.

4) Zur Erreichung des letztern Zweckes, sollen von den Generalsuperintendenten einer jeden Generalinspektion theologische Lesegesellschaften errichtet, die dazu erforderlichen Beyträge durch Zuschüße aus den Kirchenkassen vermehrt, auch aus den Einkünften der Herzoglichen und klösterlichen Patronatkirchen, eine jährliche bestimmte Summe dazu verwilligt werden.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Kurzgefaßte Beschreibung der Reichsstadt Ulm. Aus dem geographischen Lexicon von Schwaben besonders abgedruckt. Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung. 1801. 8. 4 B.

Ulm, als eine der vorzüglichern Reichsstädte, deren neueste Verhältnisse sowohl in Rücksicht des Vergangenen als Zukünftigen wieder allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, verdiente allerdings eine genauere Beschreibung, und der Verlagshandlung gebührt daher Dank, daß sie dieselbe einem Manne aufgetragen hat, der vertraut mit den Quellen, allen Forderungen Genüge zu leisten wußte, und weniger beschränkt in Raum und Zeit, gewiß eine in jeder Hinsicht befriedigende Topographie geliefert hätte, welche die historische und geographische Kenntniß jener noch lange nicht genau genug gekannten Gegend überhaupt mit mancher Berichtigung oder neuen Bemerkung bereichert haben würde. Zuerst wird hier die geographische Lage Ulms richtig angegeben, welche 1795 von dem Dillingischen Hofkammerrath Ammann aus 11 Sonnenhöhen zu 48° 23′ 39″ N. Br. und 27° 39′ 15″ O. L. bestimmt wurde. Der Umfang der Stadt kann nicht genau angegeben

werden, da es noch keinen genauen Riß in dieser Stadt davon giebt; obgleich sowohl kaiserl. als franz. Ingenieurs für sich dieselbe aufgenommen haben. Die größte Länge soll 4254, und die größte Breite 2320 Rh. Schuhe betragen. Die Anzahl der Einwohner belief sich 1796 auf 11468, und da in den folgenden Jahren der Ueberschuß der Gestorbenen 768 war: so hat die Zahl wahrscheinlich eher ab, als zugenommen, welches auch schon aus den Angaben im neunten Bande von Nikolai's Reisen abzunehmen war. Auffallend groß, und selbst größer als in Paris, London und Rom ist die Sterblichkeit in Ulm. Im Jahre 1800 war die Anzahl der Gestorbenen sogar 996, so daß jeder 11te oder 12te Mensch starb; und mögen auch hierbey die traurigen Folgen des Krieges, der mit Seuchen und allem seinen mannichfaltigen Elend die Stadt hart heimsuchte, viel beygetragen haben: so ist es doch immer schrecklich, daß auch gewöhnlich wenigstens der 23ste Mensch stirbt. Da kaum zu glauben ist, daß die Polizey so gleichgültig dabey seyn, und nicht Vorkehrungen dagegen zu treffen versucht haben sollte: so würde H. P. Sch. sich ein Verdienst gemacht haben, durch die Angabe derselben oder der unverbesserlichen Umstände der Stadt eine so auffallende Erscheinung zu erklären, was sonst keinem auswärtigen Beobachter möglich seyn wird. In dieser Rücksicht sollten daher die dortigen Aerzte, deren eigenes Interesse dabey zu sehr im Spiel ist, sich öffentlich darüber erklären. — Im Jahr 1796 soll die Bürgerschaft mit dem Patriziat aus 1708 Familien bestanden haben und nach einer Angabe der Zünfte ohne jenes von 1785 hatten diese allein 1574, welches einen zu großen Unterschied von den obern Angaben giebt, als daß nicht irgend ein Fehler in den Zahlen zu fürchten seyn sollte. Ueberhaupt scheint aus den verschiedenen Angaben, die bald aus diesem bald aus jenem Jahre sind, auf einige Schwierigkeit dergleichen zu erhalten zu schliessen zu seyn, da der genaue Verf. sonst gewiß selbst nicht immer nur mit den nächsten besten zufrieden gewesen wäre. Durch kleinere Bemerkungen, die ohnehin nicht das größere Publikum interessiren, und der Verf. leicht an Ort und Stelle erfahren wird, wie z. B. daß die Frauenzimmer in dem evangelischen Sammlungstift nicht mehr gemeinschaftliche Morgen- und Abendandachten halten, daß das Einlaßgeld abgeändert ist, ꝛc. diese Anzeige zu vergrössern wäre unnöthig.

Mb.

Pforzheimer wöchentliche Nachrichten von dem Jahre 1801. Nr. 1—52. 216 S. 4. 1802. Erstes Quartal. Nr. 1—13. 52 S. (Jahrespreis 1½ Gulden.) Pforzheim, bey Müller.

Neben dem seit 1756 bestehenden allgemeinen Intelligenz- oder Wochenblatt für sämmtliche Hochfürstlich Badensche Lande, wurde in der Landstadt Pforzheim im Junius 1794 ein Wochenblatt angelegt, welches durch allmählige Verbesserung sich zu einer literarischen Kritik auf das beste qualificirt hat. Es umfaßt die Intelligenzartikel in der gemeinnützigsten Ausdehnung auf alle Marktpreise, auf Geburts-, Heyraths- und Sterbelisten, sowohl im Detail als mittelst Mortalitäts- und Kirchentabellen, auf Armenversorgung, Gesundheitskunde, öffentlichen Unterricht, Beförderungen, kurz auf alles, was in das wichtige Fach der Landespolicey einschlägt. Die obrigkeitlichen Bekanntmachungen werden darin in zweckmäßiger Kürze, und die eingesandten Privatnotizen, zu 2 Kreuzer für die Zeile, mit grammatischer Berichtigung eingeschaltet; Alles aber durch Anordnung und Rubricirung auf möglichsten Zeitgewinn bey der jedesmaligen Uebersicht berechnet. Die Insertion aller Armensachen geschieht unentgeltlich. Bey minder ergiebigen Einsendungsepochen wird die Lücke durch verständliche, zum Theil originelle, zum Theil aus den besten Volksschriften entlehnte Aufsätze benutzt.

Der andere Hauptbestandtheil des Wochenblatts ist eine gedrängte Uebersicht der merkwürdigsten politischen Neuigkeiten, welche oft die Prüfung einiger Tage ausgehalten hat, mit statistischen und geographisch-historischen Zusammenstellungen bey wichtigen Ereignissen. Diese wissenschaftliche Bearbeitung verdient die Aufmerksamkeit aller mechanischen Zeitungsschreiber. Auch hob das Begräbniß des Erbprinzen von Baden in der markgräflichen Gruft zu Pforzheim die ersten Monate des Jahrgangs 1802 durch mehrere eigenthümliche Nachrichten. Dieser möglichst kurzgefaßte Abschnitt ist stets in gehörigem Zusammenhange mit vorhergehenden Ereignissen gestellt. Durch die weise Censur des Herrn Obervogts Baumgärtner in ungekränkter Freymüthigkeit; jedoch immer für ein weniger gebildetes Publikum berechnet. Durch

diese sorgfältige Bearbeitung entstand eine Vermehrung des Debits, welche den Inhaber der seit 1756 bestehenden Carlsruher Zeitung zu einer Klage auf sein ausschließliches Privilegium veranlaßt. Kraft eines Regierungsbefehls mußte darauf der politische Abschnitt weggelassen werden, welches hier zur Verständlichkeit der 13ten Nummer von 1802 angemerkt werden mußte. Jetzt ist, nach Rec. neuesten Nachrichten, dieser Streit an das markgräfliche geheimde Rathscollegium gediehen.

Schließlich fügt Rec. noch aus Privatnotizen bey, daß der, schon ausserdem als Schriftsteller bekannte Herr Prorector Zandt diese Blätter während der neun Jahre ihrer ununterbrochenen Fortdauer unentgeldlich redigirt. Die Kasse wurde ehedem vom Herrn Diaconus Gottschalk geführt, bis daß um Neujahr 1801 der Buchhändler Müller den Verlag allein übernahm.

Gg.

Gelehrtengeschichte.

Annalen der Universität zu Wittenberg. Von Johann Christian August Grohmann. Zweyter Theil. Meißen, bey Erbstein. 1802. 224 Seiten 8.

In dies. Theile setzt Hr. G. die Geschichte d. Universität W. vom Jahr 1586, da ihr großer Wohlthäter, der Kurfürst August, starb, bis zum Jahr 1694, oder bis zum Regierungsantritt Friedrich Augusts I. (als König von Polen unter dem Namen August der Zweyte berühmt,) fort. Obgleich das Ziel dieses Bandes an sich ganz bequem gewählt ist: so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß es zufälliger Weise auch für die Geschichte dieser Universität sehr merkwürdig geworden ist. Denn im Jahr 1695 erfolgte der bekannte Hauptangriff der theolog. Facultät daselbst gegen Spenern; und von dieser Zeit an wurde Wittenberg als der vor-

nehmste Sitz der einen von den zwey großen Parteyen angesehen, in welche sich damals, und noch lange nachher die evangelisch-lutherische Kirche theilte: der Orthodoxen oder Antipietistischen; und die von ihr geführten Streitigkeiten nahmen nach und nach eine Wendung, die von der ersten Absicht, in welcher sie unternommen worden waren, ziemlich abwich; aber auch auf diese Universität nicht wenig wirkte. Uebrigens nimmt hier die Geschichte wiederum den Gang, wie im ersten Theile. Zuerst wird S. 1—65 die Geschichte der Privilegien und Einkünfte der Universität beschrieben. Ihre Gerichtsbarkeit in peinlichen Angelegenheiten wurde in diesem Zeitraume dahin eingeschränkt, daß ihr nur das erste Erkenntniß, ob eine Sache peinlich sey, gelassen ward. Der dreyßigjährige Krieg verursachte es, daß sie fast an allen Contributionen und Landsteuern Antheil nehmen mußte. Hingegen wurden auch ihre Befreyungen von der bürgerlichen Jurisdiction erweitert und bestätigt, und die eigentliche akademische erlangte theils ebenfalls ihren Zuwachs, theils wurde sie, wo es der bürgerliche Wohlstand erforderte, etwas eingeschränkt. Ihre alten Einkünfte behielt sie zwar an sich bey; aber den Genuß derselben entzog ihr der gedachte unglückliche Krieg so empfindlich, daß sie nur erst für einen Theil derselben eine Schadloshaltung erlangen konnte. Darauf wird S. 66—119 von den milden Stiftungen, ingleichen von der äusseren und inneren Einrichtung der Universität gehandelt. Mit Christians I. (des Sohns von Augusten,) Regierung bekam sie gleichsam eine demokratische Verfassung. Die vier Konservatoren oder Reformatoren, welche die Oberaufsicht geführt hatten, wurden aufgehoben, und dem Rector nebst den vier Decanen ward die Verwaltung der akademischen Angelegenheiten aufgetragen, ihm auch ein Syndicus als Gehülfe an die Seite gesetzt. Die Professur der Grammatik wurde abgeschafft; eben so auch die Einrichtung, daß ein jeder Studirende der Aufsicht eines bestimmten Professors empfohlen seyn mußte. Die zu große Menge öffentlicher Disputationen wurde abgekürzt. Den Mißbrauch, den einige Professoren der Rechte von der Erlaubniß machten, durch Substituten ihre Vorlesungen halten zu lassen, hob Johann Georg I. im Jahr 1624 auf. Zwey Lectionskataloge von den Jahren 1507 und 1614, welche S. 79—88 abgedruckt worden sind, veranlassen lehrreiche Vergleichungen. Der botanische Garten war schon im Jahr 1668 angelegt; wäre

aber beynahe im Jahr 1615 durch die in eine Geldstrafe verwandelte Leibesstrafe eines wegen einer Mordthat gefangen sitzenden Studenten zu Stande gekommen. Die neuentstehende akademische Bibliothek hatte einen sehr langsamen Fortgang; sie hatte seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts nur jährlich 30 Gülden Einkünfte. Soviel wir aber wissen, ist es nicht, wie S. 101 behauptet wird, zur Gewohnheit geworden, daß dem jedesmaligen Prof. Historiarum die Aufsicht darüber aufgetragen werde; es kömmt dabey immer auf eine Wahl an. Die Besoldungen der Professoren wurden zwar unter Christian I. im Jahre 1589 zum Theil erhöht: aber bis zum Jahr 1694 folgte weiter, wegen der geldarmen Zeiten, keine neue Verbesserung derselben. Um der zunehmenden Theurung Willen wurde die Anzahl der churfürstl. Stipendiaten von 129 bis 75 herabgesetzt; doch die Stipendien selbst etwas erhöht, und von Privatpersonen sechs neue gestiftet. Allein der Kern der Geschichte dieses Zeitraums ist abermals im dritten Kapitel, welches den religiösen, wissenschaftlichen, moralischen und politischen Zustand der Universität beschreibt, enthalten. Hier wird zuerst in der Geschichte der Theologie Einiges von Melanchthons und Chemnizens, als seines Commentators, Locis theologicis, mit richtiger Beurtheilung nachgeholt. Unrichtig ist es aber, daß (nach S. 125) Chemnitz in diesem Zeitraume aufgetreten seyn soll; er starb schon im Jahr 1586, und die erste Ausgabe seiner L. theolog. kam erst nach seinem Tode im Jahr 1591 zum Vorschein. Daß hier übrigens der Verfall des Melanchth. Ansehens und theol. Lehrbuchs, die Systeme eines Hutters, Calovs und Quenstedts, und der über Alles herrschende polemische Geist des Zeitalters vorkommen, ist leicht zu erachten. Merkwürdig ist die Verordnung Christians I. (nicht Chr. der Zweyte, wie hier S. 149 steht.) „daß künftig gelehrte verträgliche Leute zu Professoren „der heil. Schrift, ungeachtet daß sie nicht Prediger sind, „vociret, aufgenommen und gebraucht werden mögen." (So sehr es noch immer zu wünschen ist, daß unter den Professoren der Theologie einer oder der andere ein musterhafter Prediger sey: so wenig sollte doch, wie es noch auf manchen Universitäten üblich ist, immer vorausgesetzt werden, daß ein solcher Professor auch Prediger im gleichen Grade seyn müsse. Denn wie oft entsteht nicht daraus das Unheil, daß der gelehrte Professor entweder seine dogmatischen Hefte, oder eine

nach

nach den Regeln seiner philosophischen Schule zugespitzte Speculation, oder sonst eine Seltsamkeit auf die Kanzel bringt, um sich vor den gemeinen Predigern auszuzeichnen!) Hülsemann schrieb doch bereits im Jahr 1635 eine nicht übel gerathene Homiletik zu Wittenberg; aber erbauliche Prediger in der höhern Bedeutung gab es noch nicht. Daß Andr. Sennert die Neuheit der hebräischen Vokalpunkte, und Balth. Stolberg die hebräischartige Schreibart des neuen Testaments schon anerkannt haben, ist mit Recht angemerkt worden. Aber auch der Streit zwischen den Theologen und Philosophen über die Verbindung ihrer beyden Wissenschaften mit einander, ist nicht vergessen; er wurde im Jahr 1665 von Joh. Georg II. durch einen Vergleich beygelegt. Sonst will der Verf. auch einen wohlthätigen Einfluß der Dogmatik dieser Zeiten darin gefunden haben, daß sie den Aberglauben an Astrologie größtentheils verbannte, auch die Furcht vor den bösen Geistern milderte. (Das Letztere wohl noch viel zu wenig.) Mit der Physik lag die Theologie auch noch bisweilen im Streite; doch hätten wir nicht mit dem Verf. von einem biblischen Weltsystem (dergleichen es eigentlich nicht giebt,) oder von Lehren der Offenbarung gesprochen, die den in der Physik (noch mehr Astronomie) gemachten Entdeckungen widerstritten; es sind nur Ausdrücke von gewissen optischen Erscheinungen hergenommen, und dergleichen mehr. In der Philosophie mußte nach einem churfürstl. Befehl vom Jahr 1588 nach dem Aristoteles, und nach der Dialektik Melanchthons gelehrt werden. Die Ramisterey aber wurde schlechterdings verboten. Die Chemie führte der vortreffliche Daniel Sennert, dem die Arzneykunde so viel zu danken hat, zuerst auf der Universität ein; auch der berühmte Joh. Kunkel übte sie daselbst einige Zeit aus, und erfand seinen Phosphorus, den G. C. Kirchmaier in einer besondern Dissertation im Jahr 1676 beschrieb. Joh. Fabricius machte seine Beobachtungen über die Sonnenflecken schon im Jahr 1611 bekannt; man weiß, daß er Galiläi und Scheinern die Entdeckung derselben streitig gemacht hat. Der Arzt Conrad Victor Schneider verewigte seinen Namen durch die Entdeckung der von ihm genannten Schneiderschen Haut, und zugleich durch die classische Schrift: de osse cribriformi, et sensu ac organo odoratus, Viteberg. 1655. Aus dem Fache der Geschichte der Philosophie, und der sogenannten schönen Wissen-

 schaften,

schaften, führt Hr. Gr. nur einen Taubmann und C. S. Schurzfleisch an, welcher Letztere selbst den Geschmack für die zeichnenden und bildenden Künste zu wecken anfieng. Es konnten indeß hier noch mehrere wirklich verdiente Männer, wie um die Geschichte Lor. Rhodomann und Aeg. Strauch, aufgestellt werden. Ein bellum grammaticale, geführt um den Anfang des 17ten Jahrhunderts, zwischen den Anhängern der Melanchth. Grammatik und den Reformatoren derselben, verdient auch einige Aufmerksamkeit. Den Beschluß machen die berühmten Rechtsgelehrten, unter welchen wir einen und den andern, z. B. den so einsichtsvollen Casp. Ziegler, etwas genauer abgeschildert zu sehen gewünscht hätten. Zuletzt wird auch der sittliche Zustand der Universität, und ihre Policey, jener nicht eben von der vortheilhaftesten Seite, beschrieben. Man sieht, daß sie in diesem Zeitalter auf manchen Feldern nicht unbedeutende Fortschritte gethan hat; daß es nicht noch größere und allgemeinere wurden, besonders in der Philosophie, Theologie und den feinen Künsten, daran waren Hindernisse Schuld, die alle protestantische Universitäten in Deutschland drückten. Der gelehrte und kenntnißreiche Fleiß, mit welchem Hr. Gr. diesen wissenschaftlichen Lauf verfolgt hat, macht, daß man den dritten Band, mit welchem diese Annalen bis auf unsere Zeit fortgeführt werden sollen, mit Vergnügen erwartet.

**.

Leben des Herrn Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff; von *August Rode* zu Dessau. Daselbst, bey Tänzer. 1801. 14 Bog. 8. 18 gr.

Wenn gleich der am 9ten März 1800 zu Dessau verstorbene Erdmannsdorff weder ein öffentliches Amt bekleidete, noch sich durch merkwürdige Schicksale auszeichnete: so verdient er es doch, in mehr als einer Rücksicht, einen so würdigen Biographen, als er ihn, in der Person des, schon durch mehrere Schriften rühmlichst bekannten Hrn. Cabinetsraths Rode gefunden hat. Dieser hatte einen gedoppelten Beruf zu diesem Geschäffte, da er Erdmannsdorffs Freund war, und gleich ihm Freund und Kenner der schönen Baukunst ist.

Welche

Welche Verdienste Erdmannsdorff als Baukünstler um die Verschönerung des Dessauischen Landes unter dem jetzigen Fürsten hatte, ist allgemein bekannt; dagegen kennt nur ein kleiner Kreis die seltenen Eigenschaften, welche ihn als Mensch, Gatte, Vater und Freund schmückten, und vor so Vielen auszeichneten. Diese zeigt nicht nur sein Biograph im wahren Lichte; sondern theilt auch mehrere Briefe dieses Mannes an seine bereits vor ihm verstorbene Gattin, geborne von Ahlimb mit, welche der reinste Abdruck eines schönen Herzens, voll Religiosität und Tugendliebe sind. Die edlen Gesinnungen, welche diese, theils auf seinen italiän. Reisen, theils während seines Aufenthalts in Berlin geschriebenen Briefen fast allenthalben athmen, machen nicht ihr einziges Verdienst aus; sie sind überdieß auch sehr reich an interessanten Nachrichten, welche theils die schöne Kunst, theils Menschen- und Länderkenntniß betreffen. Vortrefflich sind die beyden Briefe S. 167 und 217, in welchen er seiner Gattinn seine Gedanken über die Erziehung seiner beyden Töchter mittheilt; die in diesen so gehaltreichen Briefen enthaltenen Grundsätze verdienen von allen um das Wohl ihrer Töchter besorgten Müttern beherzigt zu werden. — Merkwürdig und interessant sind auch die S. 232 flg. befindlichen, an die Fürstinn von Dessau geschriebenen zwey Briefe. Der erste über die Mémoires secretes des Gorani, worin der Verf. die Meinung derjenigen, die in diesem Werke viele grobe Unwahrheiten und grundlose Lästerungen finden, als Augenzeuge bestätigt, und besonders auch der zweyte S. 237, worin über die nützliche Anwendung des Aufenthalts in Rom, auf wenigen Blättern mehr Treffendes gesagt ist, als in manchen großen Büchern. Auch in diesem Briefe, welcher verdient von Jedem beherziget zu werden, der nach Rom reiset, zeigt sich der feine Kenner des Schönen.

Es fiel dem Rec. etwas auf, zu sehen, daß ein sonst so ziemlich vorurtheilsfreyer Mann, als der sel. Erdmannsdorff war, eine so üble Meinung von Berlin und den Berlinern gefaßt hatte, da er doch in dieser Stadt so gut aufgenommen, und von allen rechtschaffenen und einsichtsvollen Leuten, die ihn näher kennen lernten, verehrt ward. Seine Abneigung gegen diese Stadt zeigt sich bey jeder Gelegenheit, vorzüglich S. 71, wo er sagt: „nach meinem Aufenthalte in dem dürren, flachen, kalten Berlin, wo mir nur Lärmen ohne

„Freude, Staat ohne Wohlleben, Schwelgerey ohne Genuß, „Complimente ohne Höflichkeit, Frondiren ohne Begriffe von „Recht und Freyheit gefunden haben; wo man nach keinem „Wissen fragt, als nach der nouvelle du jour, wo seine ei„gene Sache machen für die einzige Geschicklichkeit gilt, und „s. w." — Sonderbar! daß Hr. v. E. so ganz abscheuliche Gesinnungen bey allen Einwohnern des großen Berlins voraussetzte! Auf solche Art müßte Berlin in Absicht der moralischen Gesinnung und edlen Denkungsart gerade das Gegentheil von dem kleinen ihm so werthen Dessau seyn, welche Stadt übrigens sonst auch auf ganz flachem Boden, und unter eben dem kalten Himmelsstriche liegt, wie Berlin. — Sollte Hr. von Erdmannsdorff in Rom und Neapel, welche Städte seinem Herzen so nahe lagen, wirklich mehr Begriffe von Recht und Freyheit, sollte er dort Fragen nach einem andern Wissen, als nach der nouvelle du jour; z. B. in Rom, welche Statue aus der Tiber geholt, oder wie viel Geld ein reicher Engländer auf Gemälde gewendet hatte, gefunden, oder auch nur gesucht haben? Staat ohne Wohlleben, und Complimente ohne Höflichkeit sollen, wie alle Reisende sagen, in Italien noch mehr zu finden seyn, als in irgend einer Stadt Deutschlands. Oder sollte Hr. v. E. etwa geglaubt haben, nebst einem milden Himmelsstrich könne die Kunstkenntniß, der Sinn für die Schönheit antiker Statuen und Gebäude, und für moderne schöne Gemälde, alle übrige Mängel zudecken? Oder sollte er etwa in Berlin nur in einem kleinen Zirkel sehr schlechter Leute gelebt, und von diesem auf alle Einwohner einer grossen Stadt geschlossen haben? — So hart und ungerecht nun des Hrn. v. E. Urtheil über Berlin ist — so wird es doch von dem folgenden über Friedrich den Großen noch übertroffen, das wir S. 31 finden:

„Dieser Held, der, wäre er ein guter Mensch gewe„sen, einer der größesten Regenten, die je ein Land re„gierten, gewesen seyn würde. Er würde sich auch in der „Poesie hervorgethan haben, wenn ihm nicht ein Dichter„herz gefehlt hätte."

Dergleichen ungerechte Urtheile bringen dem Rec. eine schon von andern gemachte Bemerkung zu Sinne, die er auch an mehreren Personen bestätigt gefunden hat. Nämlich, so

vor-

vortrefflich das Studium des Schönen in den Werken der Malerey und Bildhauerey in Italien ist: so finden sich doch mehrere Beyspiele, daß diejenigen Deutschen oder andere Nichtitaliäner, welche der Empfindung des Schönen in den Formen, das so viel Reizendes hat, sich ganz allein ergeben, die lebende Menschheit unrichtig zu beurtheilen anfangen, und einseitig und peevish werden. Am deutlichsten pflegt man es bey denen zu bemerken, welche nicht selbst Künstler waren, sondern nur den Duft der Blume der Schönheit gleichsam mit tiefen Zügen in sich saugten. So war Stosch in Florenz, so war Reifenstein in Rom, ungeachtet dieser sonst ein jovialischer Mann war; so war Winkelmann, welcher melancholisch ward, da er die hohen Dächer in Augsburg erblickte, und für sonst nichts, auch nicht für die Industrie, die Thätigkeit und die Gutmüthigkeit der Augsburger, nur den geringsten Sinn hatte. Selbst Mengs und Angelika neigten sich zur Melancholie.

Hr. v. E. schrieb das so unbillige Urtheil über Friedrich den Großen in dessen Zimmern in Sanssouci nieder, als er die innere Ausschmückung derselben für dessen Nachfolger veränderte, und setzt hinzu: „Er wisse nicht, ob der verstorbene Monarch mit dieser Abänderung möchte zufrieden „gewesen seyn." Wäre ihm etwa dabey eingefallen, ob es wohl der Mühe mehr werth seyn möchte, dem Verstorbenen oder dem zu gefallen, für den die Zimmer umgeändert wurden; vielleicht hätte er seine Aufmerksamkeit noch auf andere Seiten des Verstorbenen gerichtet und Güte des Herzens besser von Schwäche und Charakterlosigkeit unterschieden. — Vielleicht wäre ihm auch bey einiger nähern Ueberlegung eingefallen, daß doch Friedrich, er mag auch, allen Menschen gleich, Fehler gehabt haben, wirklich „einer der größten Regenten war, die je regierten." Er hätte sich allenfalls jetzt und in der Vorzeit umsehen können, wo etwa ein Größerer wäre? Also müßte doch entweder Friedrich viel von einem guten Menschen gehabt haben; oder es ließe sich gar denken, daß ein Regent etwa ein ganz guter Mensch seyn könnte, welches Wort so oft einen Schwachen bezeichnet, und doch ein sehr schlechter Regent seyn, ja sogar mit aller seiner Güte sein Land an den Abgrund des Verderbens bringen könnte.

Uebrigens stehen diese beyden sonderbaren Stellen in einem vertrauten Briefe des Hrn. v. E. an seine Gemahlinn. In einem Briefe an eine innige Freundinn, an eine Gattinn, läßt auch zuweilen ein einsichtsvoller und guter Mann den Ergiessungen einer augenblicklichen verdrüßlichen Laune Raum, deren er sich vor einem Dritten würde geschämt haben, sonderlich wenn der mißmuthige Augenblick vorüber ist. Ob hierauf der Herausgeber solcher Briefe, wenn er für den Ruhm des Verstorbenen sorgen will, nicht einige Rücksicht nehmen müsse, wollen wir Hrn. Rode zu überlegen geben. Mußte denn gerade die übrige Welt wissen, daß ein sonst so edler Mann, wie Hr. v. Erdmannsdorff, wenn er nicht gut verdauet hatte, auch unüberlegte Urtheile fällen konnte?

Die Biographie des Hrn. von Erdmannsdorff ist in einem der Würde des Gegenstandes angemessenen Style geschrieben. Einige pretiöse Ausdrücke, z. B. S. 27 Z. 20, wo die Braut Erdmannsdorffs

das Fräulein seines Herzens

genennet wird, u. dgl. mehr, wünschten wir weg.

Vorzüglich lobenswerth ist es, daß Hr. Rode so sehr er seinen verstorbenen Freund mit Recht schätzt und verehrt, nicht blind gegen seine Fehler ist; sondern an mehreren Stellen, besonders S. 13 und 18 die Fehler, welche Kenner beynahe an allen von dem sel. Erdmannsdorff aufgeführten Gebäuden schon längst bemerkten, und welche besonders aus Mangel an Simplicität, und Ueberladung mit oft zwecklosem Schmuck entstehen, bescheiden rügt. Diese Lebensbeschreibung ist mit einem sehr gut getroffenen Bildnisse des Hrn. von Erdmannsdorff geziert, von Tischbein gemalt und von Roßmäßler gestochen.

T.

Annales typographici ab anno MDI ad annum MDXXXVI continuati, post Maittairii aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti. Cura *H. W. Panzer*.

221. Volumen IX. Norimbergae, impensis J. C. Zeh. 1801. IV und 555 Seiten gr. 4. 5 Rthlr.

Daß der neunte Band noch nicht die Register enthalten würde, war eine Vermuthung, die Rec. sich freuet eingetroffen zu sehen. Bekanntlich sah es in den Druckannalen des ersten Drittels XVIten Seculi bisher weit unsicherer und dürftiger aus, als in den 40 ihm vorhergegangenen Jahren. — Müssiger waren, im Ganzen genommen, die Pressen ganz und gar nicht geblieben; nur weil ihre früheren Produkte, wie natürlich, noch seltener sich auffinden liessen, hatte man auf diese eine vorzüglichere Aufmerksamkeit gerichtet; und die Katalogirung der zu Anfang des XVIten Jahrhunderts erschienenen es überall bey bloßen Versuchen bewenden lassen. Aus einer Stelle des Vorberichts ersieht daher Rec., und mit ihm gewiß der Liebhaber mehrere, sehr ungern, daß Hr. P. wohl noch Hoffnung zu Materialien für einen Xten Band gehabt, eh an das Register zu denken blieb, und nur die Furcht manchen Käufer abzuschrecken, den Weg zu kürzen anrieth.

Daß die Geduld und Umsicht des Annalisten selbst, Trotz seiner indeß so ehrenvoll ergrauten Haare, noch nicht müde geworden, belegt vorliegender Band abermals, als welcher in sorgfältiger Behandlung der Gegenstände seinen Vorgängern von keiner Seite nachsteht. Er fängt mit der 177sten Nummer, Wien nämlich, an, und schließt die Reihe der von 1501 bis 36 jetzther bekannt gewordenen Europäischen Druckplätze mit Zwoll, als dem 188sten, in alphabetischer Ordnung. Wien konnte aus diesem Zeitraume doch 362 Artikel aufweisen, und hatte an dem unlängst erst gestorbenen Denis schon einen Annalisten gehabt, der dem Hrn. P. für dießmal die Arbeit sehr erleichterte; wie denn auch die übrigen Verdienste des Mannes um Bücherkunde überhaupt so ausgezeichnet sind, daß ein molliter ossa cubent! hier gar nicht an unrechter Stelle zu stehen scheint. — Wittenberg zählt ebenfalls 543 lateinische und griechische Druckstücke, und würde, hätte man die deutsch geschriebenen mit in Anschlag gebracht, die Kaiserstadt weit überholen. Die andern Druckörter von W bis Z lieferten desto weniger, und Ulm, das im XVten S.

doch

doch betriebsam genug gewesen, hat gar nur 2 lateinische Artikel anzuzeigen. — Hierauf folgt das Verzeichniß 547 solcher Druckstücke, die zwar das Jahr ihrer Erscheinung angeben, nicht aber, wo? oder, aus wessen Officin? Daß bey manchem Beydes leicht auszumitteln sey, versteht sich von selbst. Nur selten indeß, und mit einem behutsamen Fortasse hat Hr. P. es gethan; vermuthlich um den Raum zu sparen, dem Liebhaber auch Etwas zu überlassen, und auch deshalb schon, weil Vieles bloß aus Katalogen ihm bekannt seyn konnte. — Noch eine alphabetisch gestellte Liste von 369 Büchern, die weder Jahr noch Ort, noch Drucker angeben, in den Zeitraum aber von 1501—36 zu gehören scheinen; als über welchen Umstand man auf die durch so lange Uebung bewährte Kenntniß des Annalisten sich zu verlassen Ursache hat.

Die Mitte des Bandes, den Raum nämlich von Seite 199 bis 340 füllt ein die 4 ersten Bände des Werks bereicherndes Supplement, mehr als 700 Büchertitel enthaltend, die insgesammt noch dem XVten Seculo angehören, überall nach ihren Druckplätzen und übrigen Rubriken aufgeführt, auch mit den Nummern, wo solche einzuschalten, bezeichnet sind; wie es dann an Berichtigungen, wenn dieses der Mühe einigermaaßen werth war, eben so wenig fehlt. Ganz gewiß macht ein so ansehnlicher Ergänzungsbeytrag dem rastlosen Fleiße des Sammlers Ehre; und wer aus Beruf oder Liebhaberey sich nach den Erzeugnissen des XVten S. umzusehen hat, wird sich der kleinen Beschwerlichkeit nunmehr ein zweytes Register nachschlagen zu müssen, doch weit lieber unterziehn, als das Supplement ganz entbehren wollen. — Weniger unbequeme Bewandtniß hat es mit den noch zahlreichern Ergänzungen, die den übrigen Theil des Bandes einnehmen, und solche Druckstücke von 1501 bis 36 betreffen, die der Umsicht des Annalisten bisher doch entgangen waren; für das allgemeine Register dieses Zeitraums aber noch nicht zu spät kommen. Wenig Druckplätze von nur einiger Bedeutung sind hier ohne neue, zum Theil erhebliche Zusätze geblieben, und versprechen daher der Sammlungslust noch immer Nachlesen. Die hier aufgeschichtete geht bis an den Druckort Pavia oder Papia. Ueber Paris also, (wozu die N. allg. d. Bibl. selbst Beyträge geliefert hat) u. s. w. sind in dem Registerbande noch Nachträge zu erwarten; und

daß dieses Register nicht minder genau und musterhaft, wie die zu den 4 ersten Bänden, ausfallen werde, ist Rec. zum voraus versichert. Dieser erinnert sich irgendwo gelesen zu haben, daß Hr. P. sodann nicht ermangeln will, das Verzeichniß der von ihm benutzten literarhistorischen Quellen beyzufügen. Aus dieser Nomenclatur allein schon wird sich ergeben, wie viel man der Geduld des Annalisten schuldig, und welch eine Menge schwer herbeyzuschaffender Hülfsmittel nunmehr so gut als entbehrlich geworden!

Hm.

Monumentorum typographicorum Tridecas. Conquisita p. *J. G. Lunze*, Scholae ad D. Nic. Conr. Lipsiae, ap. Schaefer. 1801. 48 Seiten 8. 4 gr.

Was es zur ersten vor ein paar Jahren mitgetheilten Decas für Veranlassung, und mit ihrem Inhalt für Bewandniß gehabt, ist im 53sten Bande der N. allg. d. Bibl. erzählt worden. Daß Hr. L. dergleichen bibliographische Vergleichungen nebenher fortsetzt, ist alles Dankes werth; auch braucht so was gar nicht seinen Nutzen gleich auf der Stelle zu bewähren; genug, wenn Notizen dieser Art nur sicher und genau sind; da sich denn über kurz oder lang der Fall schon finden wird, ihrem Werthe so wie dem Fleiße des Sammlers Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — Ein paar Kleinigkeiten ausgenommen, finden die Gegenstände dieser Tridecas sich zwar in Panzers Annalen bereits verzeichnet; bey mehreren classischen Autoren indeß gab es von der typographischen Aussenseite doch allerhand Abweichungen zu bemerken, die künftigen Herausgebern, denen es um Gewißheit zu thun ist, nicht gleichgültig seyn dürften; den Umstand ungerechnet, daß den Ausgaben der Schriften Cicero's hier und da kleine Notizen von der Hand J. A. Ernesti's sich vorangesetzt fanden. Der Beytrag hebt übrigens mit dem Jahr 1470 an, und schließt, mit Anzeige einer nett gedruckten Bulla in cena (sic) domini von 1499, deren in den Annal. typogr. ebenfalls nicht erwähnt wird.

Die

Die an der Spitze der Tridecas stehende Beschreibung des Jensonschen Abdrucks der Epistolar. Ciceronis ad Atticum, Brutum, u. s. w. von 1470, hatte Rec. Gelegenheit mit einem Exemplar auf Pergament, voll ausgemalter, auch sonst artig verzierter und mit Gold belegter Anfangsbuchstaben zu vergleichen. Die Epistola Anonymi, die mit Ciceroni suo salutem anfängt, und vom Petrarca herrühren mag, fand sich hier ohne weitere Beyschrift des Miniatore, oder nachheriger Besitzer; von den zahlreichen Lücken im Texte hingegen, wo griechische Wörter und Phrasen stehen sollten, zu denen Jenson aber noch keine Typen besaß, hat vielleicht er selbst noch, die Meisten wenigstens, mit der Feder ausfüllen lassen; weil diese Schriftzüge von der Hand eines gebornen und gleichzeitigen Griechen zu seyn scheinen. Sonderbar, daß eben dieser Jenson, dessen römische Lettern sich hier auf Pergament doppelt gut ausnehmen, nur ein paar Jahre später mit dem Umstande pralen konnte, die gothischen Buchstaben, deren Eckigtes allemal widerlich bleibt, in die Officinen Venedigs eingeführt zu haben, und wirklich Nachahmer in Menge fand. Nicht besserem Geschmacke also hat man die so sauberen Drucke zu danken, wodurch Italiens Pressen das erste Jahrzehend hindurch sich empfahlen; sondern weil diese Künstler ihm Lettern nach Handschriften schnitten, die sich zierlicher als in andern Ländern geschrieben fanden: und wirklich hatten die italiänischen Kalligraphen es gerade damals weit genug gebracht. Man sieht, daß Bemerkungen dieser Art aus Mangel an Raum sich hier nicht weiter verfolgen lassen; nur also die Nachricht noch, daß Herr L. seine Tridecas ganz schicklich dem Schöpfer der Annal. typogr. selbst gewidmet, und einen Vorbericht hinzugefügt hat, der, wie alles Uebrige, für elegant Latein gelten kann; ja für ein gesuchteres, als der Gegenstand es vielleicht zu verlangen schien.

Bey Anzeige der ersten Dekas hatte Rec. eine Mailänder, in den Annalen fehlende Ausgabe der Epistolar. Ciceron. ad familiares von 1480 nachgeholt. Hier eine noch viel seltnere und ganz unbekannt gebliebene der sogenannten Epistolarum selectarum desselben von 1478 oder gar wohl 1475, die auch dadurch sich empfiehlt, daß sie einen deutschen Buchdrucker zu Rom uns kennen lehrt, von dem man bisher noch nicht das Mindeste gewußt hat. Sie enthält 40 Blätter kleinen Quartformats, gute römische Lettern auf schönem Papier,

pier; und hat weder Signaturen, noch Custoden oder Seitenzahl. Die erste Seite blieb leer; die zweyte beginnt mit den Worten: Benedictus *Maffeus* majoris praesidentiae Abbreviator apostolicus Johanni *Schoemberger* de Ruitlingen Constantiensis diocesis librorum *impressori in urbe* commoranti salutem dicit. Dieser Brief füllt den Rest der Seite, lobt den Guarinus von Verona und Leonardus von Arezzo, die Epistolas fam. als einen Vorschmack der Ciceronischen Schriften beym Unterricht junger Leute gebraucht zu haben; fügt hinzu: habeant igitur studiosi adolescentes epistolas ipsas parvo pretio impressorum opera, quae dudum etiam magno pretio *haberi non poterant*, (woraus man schließen sollte, daß diese Ausgabe doch wirklich der erste Abdruck der sogenannten Selectarum gewesen,) und endigt mit *Romae* Id. Novbr. M. CCCC. LXX . . . III. Die hier angedeutete Lücke kommt daher, weil in vorliegendem Exemplar die römische Ziffer so fein sich ausgekratzt findet, daß nicht mehr auszumitteln ist, ob ein X oder V an der leeren Stelle gestanden; und da keine andere Ziffer an ihren Platz gesetzt worden, mag der Buchdrucker es wohl selbst gethan, und seinen eigenen Irrthum haben verbessern wollen. Die Jahrzahl 1483 anzunehmen, verbietet die übrige Manipulation des gewiß ältern Druckstücks. Seinen Namen fügte unser Landsmann Schoemberger am Ende des Buches nicht wieder bey; sondern dieses schließt mit den Worten: M. T. C. Familiares Epistole feliciter expliciunt; worauf noch in drey Zeilen ein kleines, sonderbar angelegtes Register statt des Signaturenweisers folgt. Von den beyden, dem Hrn. Panzer bekannt gewordenen Ausgaben der Selectarum zeichnet die vorliegende auch dadurch sich aus, daß jede Seite 25 Zeilen zählt. — Angebunden fanden sich dieser höchstseltnen Ausgabe, (denn daß weder Laire noch Audiffredi etwas davon wissen, versteht sich von selbst) Aenee Silvii Piccolominei qui et Pius secundus fuit Epistole in Cardinalatu edite. Lege foeliciter. Hiermit fängt nämlich die erste Seite sogleich oben an, und das 112te Blatt schließt ohne Anzeige des Orts, Jahrs und Druckers mit den Worten: Finiunt Epistole Enee Silvii, u. s. w. das 113te aber enthält ein eben so seltsames Registrum hujus operis. Da Format, Lettern, Papier, und die ganze übrige Druckbehandlung genau dieselben, wie bey den Epistolis Ciceronis sind: so leidet es gar keinen Zweifel, daß auch dieser völlig unbekannt gewordene

Abdruck der Briefe des Aeneas Sylvius aus der Presse unsers Landsmannes S. gekommen ist, dessen Andenken bey dieser schicklichen Gelegenheit Recensent doch wollte sichern helfen.

P.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt oriental. Philologie.

Eichhorn's allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur. Des zehnten Bandes fünftes Stück. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1801. S. 759 bis 954. Sechstes Stück. Ebendas. S. 955 bis 1145. 8. Beyde Stücke 1 Rk.

Nicht ohne Bedauern lesen wir, daß mit dem 10ten Bande die Bibliothek aufhören werde. Der würdige Verfasser hat aber dafür gesorgt, daß, wenn auch nicht alle Bücher des Decenniums ausführlich recensirt sind, doch keines, das einer Anzeige werth war, mit Stillschweigen übergangen ist. Er hat es nämlich in der Uebersicht der biblischen und morgenländischen Literatur 1798—1800 nachgeholt. Doch uns interessiren mehr die Abhandlungen, die dem Werke den Kranz aufsetzen, und deren Verfasser, wie wir wünschen, sich mit ihren gelehrten Aufsätzen ins Künftige an andere Journale anschliessen werden. Herr A. G. Schuster, Conventual im Kloster Loccum, fährt fort das N. T. zu erläutern, und zwar mit demselben Scharfsinn und Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit, den wir schon an andern Abhandlungen dieses Mannes gerühmt haben. Wer in den oft versteckten Sinn des Evangelisten Johannes eindringen, das Publikum, womit Jesus es in seinen Reden zu thun hatte, näher kennen, den

den Zusammenhang der Erzählungen und Reden einsehen, glückliche Ideen anderer Ausleger verfolgt sehen will, lese die Erläuterungen über Johannes. Eben dieser Gelehrte schildert den Pilatus als einen leichtsinnigen charakterlosen Menschen, aber ohne Bosheit. H. F. Pfannkuche über die **Gebetsformel der Messiasschüler**, Matth. 6, 9—13. Luc. 11, 2—4. betrachtet das Vater Unser aus dem wahren historischen Gesichtspunkte, und zeiget, daß sich das für die Schüler Jesu bestimmte Gebet auf die erwarteten messianischen Zeiten beziehe, und aus den sinnlichen Vorstellungen, die die Juden davon hatten, erklärt werden müsse. Die Ansicht ist neu, und verdient reiflich erwogen zu werden. Lindemann, Superintendent zu Dannenberg, will keine Johannis-Jünger Johann. I. zugeben. B. H. Bergst giebt einen Zusatz zu dem von ihm bearbeiteten Prediger Salomo, 1799. Er legt ihm ein sehr spätes Alter auch um deswillen bey, weil der Name Jehova darin nicht vorkommt, und das Buch also in die Zeit nach dem babylonischen Exil gehört, wo der Gebrauch dieses Namens verboten war. Dieser historische Punkt hätte mit Gründen unterstützt werden sollen, die sich übrigens noch wohl eher ausmitteln liessen, als die Behauptung wahrscheinlich gemacht werden kann, daß der Verfasser des Buches auf die griechischen Weisen, die mit Alexander dem Großen nach Palästina gekommen sind, und die jüdischen Ideen von der Weltregierung lächerlich gemacht haben, Bezug genommen hätte. Denn in dieser Hypothese wird ein Factum vorausgesetzt, zu welchem nicht der mindeste Grund in der Geschichte ist. Der ungenannte Verfasser der Abhandlung: **Warum die schriftlichen Orakel der hebräischen Propheten erst um das Jahr 800 v. C. anfangen?** — antwortet, volle 600 Jahre, nämlich von Josua bis auf Joel, oder von 1426 v. C. bis 800 v. C., scheinen sich die Propheten bloß auf mündliche Rathschläge, Warnungen und Ermahnungen eingeschränkt zu haben, und erst um das Jahr 800 n. C. findet man Beweise, daß sie ihre Vorträge schriftlich abgefaßt haben. Der Verf. macht dieß aus einer näheren Analyse der angeführten prophetischen Aufsätze wahrscheinlich. Die Ursache dieser Erscheinung bleibt aber doch im Dunkeln; denn aus der Art, wie die Frage gestellt ist, sind wir berechtiget, die Ursache, warum die früheren Propheten nichts niedergeschrieben haben, zu erwarten. Denn warum fangen die schriftlichen Orakel an? heißt doch wohl eben so

 viel,

viel, als: Warum waren vorher bloß mündliche Orakel gewöhnlich?

C.

Ausführliche Erklärung der sämmtlichen messianischen Weissagungen des alten Testaments, mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen, nebst einer Abhandlung über Prophetismus und messianische Weissagungen der Hebräer. Eine Beylage zu allen bisherigen Christologieen. Altenburg und Erfurt, bey Rink und Schnuphase. 1801. X. XXIV und 388 Seiten gr. 8. 1 Rk. 4 H.

Was man bisher bey ältern und neuern Auslegern der messianischen Weissagungen entweder gleichsam in der finstersten Nacht, oder bey Abenddämmerung, oder vor Aufgange der Sonne, mehr mit Fühlhörnern als mit Augen betastet, nicht aber gesehen hat, dieses wird in diesem Buche, beym hellen Mittage, so vorgestellt, daß man auch nicht einmal ein einziges Wölkchen von einer messianischen Weissagung erblickt; sondern, als aus einem tiefen Schlafe plötzlich erweckt, vom Sonnenglanze betäubt, da steht, sich die Augen wischt, und endlich, fähig des Lichts, sich aller vorigen Vorstellungen und Phantasieen beraubt, umsieht — und nichts sieht. Man kann also mit Demosthenes ausrufen, wenn gleich nicht: Τοῦτο τὸ ψήφισμα; (wiewohl es auch ein ψήφισμα ist, und wohl noch mehr werden kann.) aber doch: τοῦτο τὸ βιβλίον τὴν ἕως νῦν τῶ τῶν ἀνθρώπων λένει περιςᾶσαν καὶ περικεχυμένην ἄγνοιαν καὶ ἄβλεψίαν καὶ ἠλιθιότητα παρελθεῖν ἐποίησεν, ὥσπερεὶ νέφος.

Da der witzige, scharfsinnige, gelehrte und in alten und neuern Schriftstellern belesene Verfasser, sich nicht genannt hat, wohl auch nicht gut hat nennen können: so wollen wir doch wenigstens seine Absicht, welche er bey diesem Buche zu erreichen

erreichen gesucht, und was ihn selbiges zu schreiben veranlasset, aus seiner Vorrede den Lesern kurz vor Augen legen. In wie weit es in einem kurzen Auszuge möglich ist, werden wir selbst die Worte des Verfassers suchen beyzubehalten.

Die messianischen Weissagungen des alten Testaments hatten von jeher die jüdischen und christlichen Theologen beschäfftiget. In den ersten christlichen Jahrhunderten gründete man die Göttlichkeit der Sendung Jesu vornämlich auf die Weissagungen, welche die hebräischen Propheten, von der Gottheit begeistert, auf ihn ausgeredet hätten. — Theodor von Mopsveste (μόψου ἐςίας ἐπισκοπος) erklärte mehrere angebliche messianische Stellen vom Serubabel. (Wir setzen hinzu: welches auch mehrere Kirchenväter den jüdischen Auslegern zur Last legten.) Theodor wurde deswegen anathematisirt. Zur Zeit der Reformation hätte man geglaubt, daß eine richtigere Erklärung der messianischen Orakel erfolgen würde. Luther war aber zu sehr an Mönchsinterpretation gebunden, und trug die Fesseln seines Zeitalters. — Grotius wagte die Bibel historisch und nach den eigenthümlichen Verhältnissen der Juden zu erklären. Hierdurch verschwanden viele Weissagungen von Christus. Calov verketzerte ihn. Nach einer langen Pause lebte diese freymuthige Erklärung wieder auf durch Semler, Michaelis, Jerusalem, Döderlein, und in den neuesten Zeiten durch Eichhorn, Eckermann, Paulus, Justi, Ammon und Andere. Hingegen fanden doch immer noch Andere im A. T. Hinweisung auf Christus, als Seiler, Baumgarten, Crusius, Kühnöl, und zum Theil auch Hezel.

„Nach einem so langen Streit; (dieses sind die eigenen Worte des Verfassers,) „in dem so viele gelehrte Männer „ihre Kräfte versucht haben, ist es Zeit, einmal beyde Theile „anzuhören. Ich habe daher eine Revision über die bis jetzt „angestellten Untersuchungen gewagt. Sie schien mir wich„tig, damit der Zeitgenosse sehen könne, wie weit die Bibel„forscher in der Erklärung der messianischen Weissagungen ge„kommen sind. Bey einem vieljährigen Studium derselben „hatte ich von ihnen viele neue Ansichten bekommen, mehrere „neue Entdeckungen gemacht, die, meiner Meinung nach, „über manche Stelle neues Licht verbreiten. Ich habe sie „hier zur Prüfung mitgetheilt.“

Um also etwas Vollständiges zu geben, hat der Verf. die wichtigsten Weissagungen in Untersuchung gezogen, jedesmal nach dem Original eine neue, mit Beobachtung eines gewissen Rythmus, ja bisweilen nach einem bestimmten Sylbenmaasse, Uebersetzung gegeben. Die vorhandenen Uebersetzungen hat er zwar pflichtmäßig benutzt; aber nicht abgeschrieben.

Eben diesen Fleiß hat er auf die grammatikalische und historische Erklärung verwendet, und Vieles vom Hieronymus, Chrysostomus, Theodoret, Balduin, Castellio, Calvin, Luther, Grotius, Tremellius, Aben-Esra, ꝛc. ans Licht gezogen.

Die Meinungen der alten Ausleger und Vertheidiger der messianischen Weissagungen hat er zuerst deutlich und unpartheyisch aufgestellt; aber sich auch zugleich bemüht, die Schwäche ihrer Beweise zu zeigen. Nach diesen sind die Erklärungsversuche der neuern Gelehrten, zuweilen mit einigen Erinnerungen, dargestellt worden. Doch glaubt der Verf., daß er vielleicht hier manche Lücke gelassen; welches aber fast unvermeidlich ist. Mit seinen eigenen neuen Erklärungen hat er gemeiniglich jede Untersuchung geschlossen, und es werden wenige Stellen seyn, wo sich nicht einige neue Erklärungen auszeichnen; von mehrern hat er ganz neue, wahrscheinlich glückliche Ansichten eröffnet. Viele Jahre hat er an dieser Schrift mit Muße gearbeitet, und keine Hülfsmittel, keinen Fleiß gespart, um dem Publikum eine vollständige Revision der messianischen Weissagungen zu geben.

Die Abhandlung (S. I—XXIV) **über Prophetismus überhaupt und messianische Weissagungen der Hebräer insbesondere**, scheint das Hauptresultat des ganzen Buches zu seyn, und ist auch wahrscheinlich zuletzt geschrieben. Doch ist es gut, sie zuerst zu lesen, um zum Verständniße der hier erklärten Weissagungen eingeweiht, und mit des Verfassers Denkungsart und Meinungen voraus bekannt zu werden.

Wir können nicht umhin, Einiges aus dieser Abhandlung anszuzeichnen. Um aber nicht allzuweitläuftig zu werden, werden wir uns sehr hüten müssen, daß uns die hinreiß-

reissende Schreibart des Verfassers nicht über die Gränzen einer kurzen Anzeige hinauslocke.

Zuerst entwickelt der Verf., wie die Menschen unter Einwirkung von List und Einfalt auf den Gedanken von Begeisterung, Götter-Söhne, Seher oder Propheten gekommen. In den Schriften der Hebräer und Christen findet er fünf, und endlich auch den sechsten Namen solcher Seher. Diese hebräische Seher waren den Weisen anderer alten Völker, z. B. den Aegyptern vollkommen gleich. Ein solcher war auch Moses. Von Jehova erhielt er, nach seinem Vorgeben, Befehle seinem Volke eine neue Constitution zu geben. Mit Jehova sprach er, von ihm bekam er die Gesetztafeln. Welche große Thaten er, im Namen Jehovas, verrichtete, wissen wir. Er war im eigentlichsten Sinn der erste Prophet der Hebräer. Bis auf Samuel wissen wir nichts von in Israel aufgetretenen Propheten. Dieser übernahm nach des phlegmatischen Eli Tod das Staatsruder, und sagte zu seinem Volke, Jehova spreche mit ihm am Tage, wie in der Nacht, stiftete auch einen besondern Prophetenorden, die er selbst unterrichtete und ihnen seine Grundsätze einprägte. Er beherrschte den ganzen Staat, und die Priester mußten sich genau nach ihm richten, weil sie durch ihn den Vortheil erhielten, für den ersten Stand der Nation und für Stellvertreter der Gottheit gehalten zu werden. In seinem Alter konnte er den Staat nicht mehr selbst regieren; seine Söhne aber übten Ungerechtigkeiten aus, und dieses gab den Volkshäuptern Veranlassung einen König zu verlangen. Da keine Gegenvorstellungen von ihm helfen wollten, wählte doch der alte Seher aus einer obscuren Familie den Saul, welcher von ihm, den Priestern und Propheten abhängig seyn sollte; dieser wurde auch nach mancherley Machinationen als König gesalbt. Saul, nicht so schwach und einfältig, wie ihn der alte Prophet wähnte, fügte sich nicht nach dessen Willen; sondern unternahm, ohne Samuels Rath und Gegenwart, Kriege, wagte Schlachten, gab feindlichen Königen Pardon, ob es gleich der Intoleranz des hierarchischen Priesterklubs entgegen war. Hierdurch zog er sich den Haß Samuels und dessen Ordens zu, fiel durch deren Arglist beym Volk in Verachtung, und noch bey seinem Leben wurde David von Samuel zum König gesalbt. Saul verfiel darüber in eine Melancholie, und starb zuletzt in einer Schlacht, und zwar nicht

 ohne

ohne gegründete Vermuthung, nach einem von den Priestern und David angelegten Plan. David, der jenem Orden das Königreich zu verdanken hatte, bequemte sich ganz nach dessen Absichten. Unter ihm lebten die Propheten Gad und Nathan, weit edlern Sinnes als Samuel, welche den König von seinen schlechten Handlungen öfters zurück hielten. Nach der Trennung des hebräischen Staats in zwey Reiche war die Blüthezeit desselben dahin; Götzendienst nahm vornämlich im Israelitischen die Stelle der Anbetung Jehovas ein. Priester und Propheten suchten diesem Einhalt zu thun. Allein Elias und Elisa, schwach an Bildung des Verstandes und Herzens, wollten der verfallenen Constitution durch Schamanenstreiche und Gaukeleyen aufhelfen, und dadurch die Götzendiener für Jehovas Heiligthum gewinnen. Ihre vermeinten Wunderthaten halfen aber nichts. Fürst und Volk bleibt beym Götzendienste. (Wir übergehen hier die günstigern Urtheile über die folgenden Propheten. S. X. XI.) Hier wird nun die Frage aufgeworfen: **Wie empfingen die Propheten oder Hebräer ihre Orakel und Offenbarungen?** — Gott sprach unmittelbar mit ihnen, von Angesicht zu Angesicht, antworteten die alten jüdischen und christlichen Theologen — und die Untersuchung war geendiget.

Nunmehr die Erklärung des Verfassers, (S. XII.) wo wir lieber seine Worte anführen wollen, weil einige Ausdrücke ein gewisses System und mithin einigermaaßen den Autor verrathen können, wenn er nicht diese Ausdrücke mit Fleiß gewählt hat, um hinter denselben, wie hinter einer spanischen Wand, desto eher verborgen zu bleiben.

Er sagt also: „Dem denkenden Menschen ist indessen mit „dieser Antwort nicht geholfen, weil er weiß, daß Gott kei„nen Körper, folglich auch kein Angesicht hat, daß er nicht „als Substanz in Zeit und Raum eingeschlossen, sondern nur „als Idee zu denken ist, demnach nicht sprechen kann. Gott „wird durch ein Postulat der praktischen Vernunft geschaf„fen — und kann nur durch Vernunft zu Menschen sprechen. „Es ist daher nichts gewisser, als, daß Gott, als rein mora„lisches Wesen gedacht, nie mit den Propheten der Juden „und Nichtjuden gesprochen hat.“

Die hebräischen Seher leiteten also bey ihren Weissagungen, ihre Vernunft, ihre Beobachtungen und Erfahrungen. Auch

Auch sprachen sie im Allgemeinen. (Dieses im Allgemeinen, wird näher auseinander gesetzt.) „Solche allgemeine „Orakel lassen sich doch wohl, sagt der Verfasser, ohne gött„liche Einsprache verkündigen!“ „Ist die Frage, fährt er fort, „verwickelt: so sprechen sie dunkel, wie z. B. Daniel im 9ten „Kapitel. — Auch kömmt den Propheten, wenn ihre Aus„sprüche nicht eintreffen, Aberglaube, Schlauheit und Ehr„furcht zu Statten.“ Diese Behauptung, welche zum Theil schon Eichhorn vorgetragen hatte, kam H-zeln bedenklich vor. Er behauptete also, daß den **hebräischen Propheten alle ihre Aussichten in die Zukunft in Träumen wären eröffnet worden.** (Diese Idee ergreift der Verfasser, (S. XIII.) führt sie noch weitläuftiger aus, und setzt S. XV. hinzu:) „Solche Träume haben noch jetzt oft die Menschen. „Wer will aber nun wirklich behaupten: er habe eine göttliche „Offenbarung erhalten? — Alle Träume haben ihren Grund „in der Beschaffenheit des Körpers, in der Gemüthsstimmung, „in einzeln vorhergegangenen Gedanken und Vorstellungen.“ Hier (S. XV. XVI.) wird Abraham z. B. angeführt. Auch Sokrates Traum, nach Platos Erzählung, war, nach dem Verfasser, eben so wenig von der Gottheit veranstaltet, als bey Jesaias Kap. 6. Man befindet sich auch im Traume in einem halb wachenden und schlafenden Zustande. Beruft sich also der Prophet auf Jehovas Erscheinung und Offenbarung im Traume: so wird er, auch ohne vorsätzlich lügen zu wollen, dieselbe nicht genau beschreiben können. Mithin können die Propheten im Traume keine eigentliche göttliche Offenbarung erhalten haben.

„Mehrere hebräische Propheten, sagt der Verfasser, be„haupten, sie empfingen ihre Orakel von Engeln und Geistern. „Daniel ist es vorzüglich, der sich des genauen Umgangs mit „dem Engel Gabriel rühmt. Auch in neuern Zeiten hat es „nicht an Menschen gefehlt, die, **gleich den alten Pro„pheten,** vorgaben, von Geistern über das Abwesende und „Zukünftige belehrt zu werden. **Schwedenborg** „nimmt hier die erste Stelle ein. — So wenig Schwe„denborg mit Geistern sprach, so wenig hat auch **Daniel**, „**oder sonst ein hebräischer Prophet mit Engeln** gespro„chen. Es war nur Vorgeben, um den Pöbel zu täuschen; „oder es gehörte zur Decoration ihrer Orakel, entlehnt aus „Zeitvorstellungen. — „Die Christen haben ihre Apokalypse,

 „welche

„welche von vielen Theologen, um aus derselben künftige „Weltbegebenheiten vorherzusagen, hochgeachtet wird. Die „Namen Petersen, Bengel, Crusius, Roos, Ziehen, Typke „sind als prophetische Ausleger der Apokalypse in neuern und „neuesten Zeiten bekannt genug. Man hält sie mit Recht „für Schwärmer oder Verrückte. —

Es entsteht (S. XIX.) eine andere Frage: „Haben „die hebräischen Propheten auf Jesus von Nazareth „geweissagt? Seine Geburt, Erziehung, Lehre, Le„ben und Tod mit allen Zügen und Merkwürdigkei„ten vorher verkündigt? (Ich übergehe hier vieles Lesenswürdige, unter andern, daß (nach S. XXI.) Jesus selbst mehrere Aussprüche der hebräischen Propheten auf sich bezogen, und füge nur die Schlußerklärung des Verfassers an:) „Ich meine durch die Beleuchtung aller messia„nischen Stellen in den heiligen Schriften der Hebräer ge„zeigt zu haben, daß wir im eigentlichen Sinne gar keine „Weissagung auf Jesus haben. Hätte die Vorsehung „wirklich in Weissagungen auf Jesus vielen Werth gelegt, so „wären bloß folgende einfache Sätze nöthig gewesen: Israel „hat keinen König, sondern einen Lehrer zu erwar„ten; dieser Lehrer wird unter Herodes zu Bethle„hem geboren; er wird für die Wahrheit seiner Reli„gion unter Tiberius sein Leben aufopfern; durch „die Zerstörung Jerusalems und die gänzliche Ver„nichtung des jüdischen Staats breitet er seine Lehre „in allen Welttheilen aus."

Die letzte Frage, welche wohl Jeder, nach Lesung des bisher Gesagten, von selbst aufwarf, ist: (S. XXII.) „Aber verliert die Religion, und insbesondere die Je„susreligion, nicht, wenn die alttestamentlichen mes„sianischen Weissagungen für sie nichts gelten?

Da diese Frage, wenigstens für den größten Theil der Christen, zu wichtig ist: so darf Rec., er denkt aus Pflicht, von dem nichts übergehen, was der Verfasser zur Beruhigung der Anfragenden gesagt hat. Hier ist also seine wörtliche Antwort:

„Die Religion kann in den Menschen nicht durch ei„nen Stoß von aussen gebracht werden. Religion geht „aus

„aus des Menschen Herz selbst hervor. Wer moralisch gut „handelt, den (vielleicht: in dem) Kampf gegen die Sün„den besteht, aus innerm Drang nach Gott verlangt, um in „der Tugend vollendet zu werden, hat Religion. Was küm„mern solchen Religiösen messianische Weissagungen der He„bräer? Jesus machte auf reine Religionswahrheiten auf„merksam; er läuterte die mosaischen Vorstellungen von Recht „und Gut, von Gott und seinen Eigenschaften, und setzte die „Lehre von der Unsterblichkeit des Geistes und der Vergeltung „in dem künftigen Leben in Verbindung mit dem Glauben an „Gott und die Tugend. Der Verehrer der Jesuslehre ver„liert nichts, wenn er an keine messianischen Weissagungen „glaubt, weil sie ihn in der Tugend und dem religiösen Ver„trauen nicht weiter bringen. Auch die Göttlichkeit der Sen„dung Jesu und seiner Lehre wird durch alte Weissagungen „auf ihn nicht bestätiget oder vergrössert. — (Zuletzt zeigt er noch den Nachtheil der Weissagungen.) — „Durch die „Weissagungen wird die Vernunft gehöhnt, und in ihren Func„tionen gefährdet. — Der Glaube an Weissagungen hat ganz „besonders den Aberglauben in die Welt gebracht und unter„halten. — Woher kam's, daß man auf die Orakel der „Propheten im hebräischen Staate und auf die Priester und „Delphos so viel baute? War nicht der Aberglaube die Ur„sache? u. s. w.

Die Weissagungen, welche hier nach der Reihe der Bücher A. Testaments nach des Verfassers Grundsätzen erklärt werden, sind fünf und dreyßig.

Von diesen muß doch wenigstens eine zur Probe gegeben werden. Der Verf. macht selbst in der Vorrede (S. VII.) die Leser auf drey aufmerksam, auf Ps. 110. Jes. 53. Dan. 9. Wir haben also gleich die erste gewählt.

Hier ist des Verfassers Uebersetzung; jedoch ohne die untergelegten kritischen Noten, welche hier zu viel Platz einnehmen würden.

Psalm 110.

Ueberschrift: Ein Lied von David.

V. 1. Jehova spricht zu meinem Herrn:
Setz' dich zur Rechten mir,

Für

Für immer will ich deine Feinde
Zum Schemmel deinen Füßen legen!

V. 2. Es streckt auf Zion aus
Jehova den Zepter deiner Majestät!
Drum wirst du herrschen
Ueber deine Feinde!

V. 3. Dein Volk folgt muthig dir
Am Tage, wo dein Heer sich schlägt,
Für des Heiligthums Pracht.
Aus dem Schoos der Morgenröthe
Strömt deine Jugend wie Thau.

V. 4. Jehova schwur's — ihn wird's nie reuen:
Für Ewigkeit wirst du ein Priester seyn,
Nach Art Melchisedeks!

V. 5. Der Herr ist dir zur Rechten;
Am Tage seines Grimms,
Zermalmt er Könige!

V. 6. Hält über Nationen Gericht —
Und wird mit Leichen zermalmter Scheitel
Weite Felder füllen.

V. 7. Dann trinkt man aus dem Bach am Wege;
Und jeder wirft voll Stolz sein Haupt empor.

Hierauf folgen sogleich die Erklärungen der ältern und neuern Ausleger, welche wir übergehen. Wir zeigen hier bloß an, was der Verfasser sagt.

„Auf (S. 154) den Messias Jesus kann dieser Psalm „nicht gehen; denn Gott kann nicht mit artikulirten Tönen „sprechen. Wo hat auch je Jesus seine Feinde mit dem „Schwerdt überwunden? Wo die Felder mit Leichen ange„füllt? Wo die Sieger aus dem Bache am Wege getrunken? „In welchem Sinne kann er mit Melchisedek verglichen wer„den? War er nicht weit erhabener an Geist und Herz?“

Dieses ist gleichsam ein Interlokut. Jetzt folgt seine Erklärung selbst. S. 158.

Meiner Meinung nach ist der Psalm zu Anfang der Regierung Salomos, und zwar auf diesen König gedichtet.
Sa-

Salomo hatte viele innere und auswärtige Feinde, als er den israelitischen Thron bestieg; aber er soll sich nicht fürchten, ruft ihm ein patriotischer Sänger zu, Jehova selbst hat ihn zu seinem Stellvertreter, zum Könige über Israel ernannt. Daher müssen ihm die von seinem Vater geerbten Vasallen ferner unterwürfig bleiben. Dieser erste V.

Setz' dich zur Rechten mir;
Für immer will ich deine Feinde,
Zum Schemmel deinen Füssen legen —

ist gleichsam das Thema, das in dem folgenden V. ausgeführt wird. Ueberaus viele Aehnlichkeit hat diese Ode mit dem Ps. 2. 3. V. der 6te V. des 2ten Ps. mit der eingerückten Stelle:

Ich salbte meinen König selbst —

will das Nämliche sagen, als: Setz' dich zur Rechten mir — und die Worte:

— Mein Sohn bist du,
Heut hab' ich dich gezeugt!
Begehr es nur von mir:
So geb' ich Völker dir zum Eigenthum

finden ihren Commentar in dem ersten Vers unsers 110ten Psalms: „für immer will ich deine Feinde zum Schemmel „deinen Füßen legen."

Salomo hat nicht Ursache vor seinen Feinden zu erschrecken, er kann ruhig in seiner Residenz zu Zion bleiben; von hier aus regiert Jehova für ihn. V. 2. Vergl. die Anmerk. 3. Aber hiermit muß der 6te V. des 2ten Psalms verglichen werden:

Ich salbte meinen König selbst,
Auf Zion meiner Hoheit Sitz.

V. 3. Würde Salomo von seinen Feinden bekriegt werden: so ist das ganze Volk auf seiner Seite, es folgt ihm muthig nach, wenn es sich für den Stellvertreter Jehovas schlagen soll.

V. 4. Da Jehova Salomo für seinen Liebling (כהן) erklärt hat, (s. Anmerk. 5) so verläßt er ihn nicht — am Tage der Schlacht

Schlacht zernichtet er die feindlichen Kronprätendenten, Vasallen, 2c. (V. 5) Hiermit ist wieder aus dem 2ten Ps. der 5te V. zu vergleichen:

Andonnern wird er sie in seinem Zorn,
In seinem Grimm sie auseinander scheuchen.

V. 6. Am Tage des Treffens entscheidet das Ende ganz für Salomo. Die Feinde werden völlig geschlagen. Anmerk. 7. Im 2ten Ps. V. 9.

Zerschmettern sollst du sie mit ehr'ner Keul,
Wie Töpferscherben sie zerschlagen.

V. 7. So feiert Salomo einen vollkommen glänzenden Sieg; er zieht mit seinem Heer im Triumph nach Haus.

In allen seinen Zügen paßt dieser Psalm auf Salomo — es ist bekannt, daß dieser König bey der Uebernahme seiner Regierung viel Feinde hatte; seine Brüder Adonia, 2c. machten Ansprüche auf den Thron, und die Davidischen Vasallen wollten den Gehorsam aufkündigen, weil sie in ihm keinen tapfern Kriegshelden zu fürchten glaubten, 2c. Aber ein patriotischer Dichter spricht Salomo Muth ein — und warnt seine Vasallen und Feinde vor einem Krieg gegen den jungen König, weil sie nichts ausrichten würden, indem Jehova für seinen Repräsentanten selbst in die Schlacht ziehe.

So weit die Meinung des Verfassers. Da aber mehrere Stellen im N. Testament sich befinden, welche diesen Psalm von Christo erklären: so antwortet er noch besonders darauf in drey Abschnitten.

Wir haben bey dieser Recension bloß den Referenten gemacht. Wäre dieses Buch nur vor 30 Jahren erschienen: so würde es viele Widersacher gehabt haben. Da sich aber die Andersgesinnten nach und nach haben zurückbeissen lassen: so ist dieses wohl nicht zu befürchten. Ueberdieß ist ja auch die Vorschrift Paulus: δοῦλον κυρίου οὐ δεῖ μάχεσθαι. Einen unverkennbaren Werth hat dieses Buch, weil alle diese Weissagungen mit ältern und neuern Interpreten Meinung hier aufgestellt sind, und man es also als ein Repertorium ansehen kann, sollte man auch nicht dem Verfasser in allem Beyfall geben.

Sa.

Klas-

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Fragment einer archäologischen Abhandlung über Herkules; womit zu der Prüfung in der Klosterbergischen Schule einladet Dr. *Joh. Gurlitt*. Magdeburg, bey Hessenland. 1800. 26 Seiten in 4.

Solche Fragmente sind sehr nützlich und angenehm, und helfen nach und nach ein schönes Ganze bilden, welches Hr. G. wohl selbst nach einer Reihe von Jahren, die ihm Rec. von Herzen wünscht, aus seinen Fragmenten zu veranstalten suchen wird. So gern indeß Rec. dergleichen Schulschriften von Hrn. G. lieset: so kann er sich doch nie des Wunsches enthalten, daß sie lateinisch geschrieben seyn möchten. — Man kann zwar sehr viel von dem größern Antheil sagen, den auf diese Art das Publikum an Schulfeyerlichkeiten nehmen kann, von dem Nutzen, den es für Schüler hat, die eine lateinische Abhandlung zu lesen noch nicht im Stande sind, u. s. w. Aber was das erstere anlangt, nahm das Publikum nicht ehedem größern Antheil an den öffentlichen Lehranstalten durch milde Stiftungen, durch Unterstützung junger Studirenden, ꝛc. als es jetzt nimmt durch Anhörung von Reden, die man oft lobt und nicht versteht? und was das Letztere betrifft: so kann und muß man bey jungen Leuten, besonders so lange sie noch nicht an das Selbststudiren gewöhnt sind, sagen: Vox viva magis afficit. Den Nachtheil von deutschen Schulschriften und von zu weniger Uebung im lateinisch sprechen, werden Lehrer auf Universitäten schon sehr gewahr; theils in den Prüfungen, die gewöhnlich mit jungen Studirenden gehalten werden, theils auch in ihren Vorlesungen, die größtentheils nicht mehr lateinisch gelesen werden können. — Uebrigens ist diese Abhandlung gründlich und gut gearbeitet.

Rh.

Euripides Werke, verdeutscht von *Friedrich Heinrich Bothe. Erster Band* Medea, die Foenikerinnen, Hecabe, Orestes. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1800. 332 Seiten, und XXIV Seiten Titel, Dedikation, Vorrede und Entwurf eines Lebens des Euripides. gr. 8. 1 Rthl. 8 gr.

— — *Zweyter Band.* Der Cyclop, Ifigenia in Aulis, Jon, Helena. — 1801. 436 Seiten. 1 Rthl. 16 gr.

Talent, Kenntnisse, Fleiß und eigenes Lieblingsstudium des Dichters, welchen Hr. Bothe zu übersetzen übernommen hat, sind an ihm keinesweges zu verkennen. Indessen wünschten wir, er hätte eine dichterische Prosa statt des Metrums gewählt, welcher er gewiß mehr Wohlklang und Melodie zu geben im Stande gewesen wäre, als die metrische Uebersetzung, nach unserem Gefühle, erhalten hat. Wir können es nicht tadeln, daß er in die Jambischen Senarien auch Daktylen und Anapästen aufgenommen hat; allein mehrere jambische Verse sind doch ganz in Trochäische ausgeartet, und mehreren fehlt der angenehme Rhythmus, welcher der Uebersetzung den täuschenden Schein freyer origineller Poesie geben müßte. — Uebrigens ist die Uebersetzung in einem edlen poetischen Style verfaßt, und nur sehr selten trifft man auf etwas Affektirtes im Ausdruck oder in der Construktion. Wir haben einen großen Theil der Phönissen mit Vergnügen gelesen; jedoch haben wir auch bey Vergleichung schwerer Stellen des Originals bemerkt, daß hier zuweilen eine unrichtige Lesart oder unpassende Erklärung gewählt, oder die Schwierigkeit durch Freyheit der Uebersetzung übergangen oder verdeckt worden sey. Gleichwohl wünscht nicht bloß der Jüngling, sondern auch selbst der Lehrer gerade in solchen Stellen die möglichste Richtigkeit und Klarheit in Gedanken und im Ausdruck derselben anzutreffen. (Es muß jedem Lehrer wichtig seyn, nach gegebener Erklärung einer Stelle gleichsam das Resultat derselben in einer richtigen und aufhellenden Uebersetzung darzulegen. Ein Verfahren, wodurch die Stelle dem Verstande erst recht klar, und dem Gefühl eindringlich gemacht wird; ja, ohne

ches welches bey der Lektüre römischer Schriftsteller die Fertigkeit, ächtdeutsche Ausdrücke, Redarten und Wendungen in ächtrömische zu verwandeln, bey der Jugend nicht befördert werden kann. Diese Vortheile, um es beyläufig zu erinnern, haben einige über Uebersetzungen einseitig absprechende Philologen ganz übersehen!). Wer nur die beyden ersten Scenen im zweyten Akt, um nach moderner Art zu sprechen, wir meinen, wer nur V. 270 — 459, nach Schützens Ausgabe, vergleichen will, wird unser Urtheil sattsam bestätigt finden. Wir führen nur ein paar Beyspiele an. V. 279 ist in die Stelle durch die falsche Lesart ἅπαντα γαρ statt ἀπ. καὶ ein widersprechender Sinn gebracht. Denn der Gedanke muß seyn: auch selbst dem Beherzten erscheint Alles furchtbar, wenn sein Fuß wandelt über feindlichen Boden. V. 309 den vor Alter erbebenden Schritt raffen, für γηραι τρομεραν ἑλκοιν ποδος βασιν, ist theils affektirt, theils unrichtig. V. 316 — 328 ἀμφιβαλε ματερ — χαρμοναν ist fehlerhaft und undeutlich übersetzt. Denn von βοστρύχων — δεραν εμαν, wo hinter πλοκαμον ein Komma zu setzen, und αμφιβαλλε zu wiederholen ist, ist offenbar der Sinn: laß deine schwarzen Locken meinen Hals beschatten. Dieß geschieht allerdings bey der Umarmung, sofern dem Polynikes die Locken über die Schulter herabfließen. Aber wer wird diesen Sinn in folgender Uebersetzung des Herrn B. antreffen: Laß das braune Gelock, um meinen Nacken hinwallend, schatten in der Greisinn Haar? V. 321 gehört μόλις zu φανεις, und ist hier vix tandem; tandem aliquando; aber Herr B. zieht es zu μελπτα, kaum gewünscht; welches in der Rede der zärtlichen Mutter gegen den Sohn ein falscher Gedanke ist. Gleich darauf ist καὶ ἐργοις statt des gezwungenen καὶ κομαισι, und statt des durch seine Verbindung mit χερσι sehr auffallenden καὶ λογοισι, welches Herr B. wählt, als die richtigste Lesart, welche uns der Scholiast verräth, in Text und Uebersetzung aufzunehmen. V. 335 ἐμαν λευκοχροα κειρομαι δακρυοεσσαν ἱεισα πενθηρη καμαν ist übersetzt: da beschor ich mir das schneefarbne Haar, Thränen benetzet, mit traurigem Staube bestreut das Haupt. Wie konnte Hr. B. das dichterische trauernde Haar, statt, das Haar der Trauernden, die durch das Abscheeren des Haars ihre Traurigkeit ausdrückte, verkennen! Auch ist offenbar entweder mit Walkenaer zu lesen δακρυοεσσ' ανιεισα

das Haar, das ich Thränenvergießend hatte fliegen lassen; oder es ist δακρυοεσσαν ιεισα, mit der Ellipse Φωνην, mit Markland. ad Max. Tyr. 32, 4. anzunehmen; welches vorzuziehen ist, und woraus auch Pindar Ol. 1, 175. zu erklären ist. V. 355 γαμων ἐπακτα ἀτα, ist übersetzt: der Hochzeit neue Strafe. Wer soll in diesen Worten den Sinn finden: eine Vermählung mit einer Familie, die uns Verderben ins Land bringt? welches wörtlich so ausgedrückt ist: ein Verderben der Vermählung, das du, mein Sohn, uns ins Land ziehst. Gleich darauf ist ανυμεναια durch unhochzeitlich übersetzt; welches aber, wie der Scholiast es richtig gefaßt hat, hier nichts weiter, als αμετυχα bedeutet, und mit λȣτροφ. χλιδας verbunden werden muß, so daß der Sinn ist: Ismenus ward verschwägert, ꝛc. mit Argos (d. h. die Thebaner mit den Argeiern), ohne daß er dich theilhaftig machte, seines Bades, der sanften Erquickung, der angenehmen Empfindung (χλιδα), die sein Bad gewährt. Aber dieser Gedanke der Verschwägerung fehlt in Hrn. B. Uebersetzung ganz. Bey diesen wenigen Bemerkungen verkennen wir keinesweges die sonstige Brauchbarkeit dieser Uebersetzung, welche wir im Gegentheil Jünglingen sowohl, als Lehrern, besonders angehenden Lehrern, empfehlen. Die Anmerkungen, welche hinter jedem Trauerspiel angefügt sind, beziehen sich mehrentheils auf die metrischen Abtheilungen in den lyrischen Theilen der Tragödieen, und rechtfertigen die Veränderungen, welche Hr. B. damit vorgenommen hat. Diese werden Männer zu prüfen haben, welche in dem Fache der griechischen Metrik einheimisch sind. Rec. erlaubt sich hierüber noch kein Urtheil, bevor er seine Gedanken und Zweifel über das jetzige studium rerum novarum in dieser Sache erst noch einer strengeren Prüfung unterworfen hat. Plan, Oekonomie des Stücks, Charakteristik und Beurtheilung des Ganzen ist keiner Tragödie vorausgeschickt, welches, wenn es in gehöriger Kürze und Bestimmtheit gefaßt worden wäre, wohl hätte geschehen mögen. Bloß das Leben des Euripides ist dem ersten Theile vorgesetzt.

Noch müssen wir einen Wunsch äußern, welcher bey der Anzeige dieser Uebersetzung aufs neue bey uns rege geworden ist, daß nämlich alle Herausgeber und Uebersetzer alter Schriftsteller ihren Ausgaben und Uebersetzungen ein Verzeich-

zeichniß aller der Stellen anhängen möchten, in welchen sie eine neue Erklärung versucht oder gefunden haben: so wie auch derer, welche ihnen noch verderbt, unrichtig oder auf noch nicht genügende Art erklärt und noch nicht zu ihrer Zufriedenheit in der Uebersetzung dargestellt oder erschöpft zu seyn scheinen. Durch solche Ansichten würde der Eifer sehr vieler jüngerer und älterer Philologen Antrieb und Beschäfftigung erhalten, welche diesen Studien den größten Vortheil stiften würden.

Kb.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Handbuch der spanischen Sprache und Literatur. Prosaischer Theil. Berlin, bey Nauck, 1801. 34 Bogen gr. 8. 2 Rg. 4 gr.

Der Verf., der sich unter der Vorrede Fr. Buchholz unterschreibt, hat in Ansehung der ältern spanischen Literatur gewiß ein sehr brauchbares Handbuch geliefert. Weniger bekannt scheint er mit der neuern zu seyn, da er von den dahin gehörigen neuesten Nachrichten und Angaben keinen Gebrauch gemacht hat. Gelehrte und Liebhaber, die die spanische Sprache studiren wollen, werden in Ermangelung der Originalwerke mit dieser Sammlung vollkommen zufrieden seyn können; allein Kaufleute, Geschäfftsmänner, u. s. w. werden freylich Auszüge aus neuern Schriftstellern sehr ungern vermissen. Die Schriftsteller, aus denen der Verfasser — wiewohl nicht immer ganz glücklich — gewählt hat, sind — Matheo Alemon — Campomanes — Cascales — Cervantes — Gracian — Guevara — Herrera — Hita — Huarte — Lobeira — Mariana — Mendoza — Munoz — Quevedo — Saavedra — Sandoval — San Felipo — Solis — Ulloa. — Unter diesen sind Munoz und Ulloa, und allenfalls Campomanes die einzigen neuern Schriftsteller. Bey jedem befindet sich eine kurze Biographie, die für des Verfassers Absichten hinrei-

reichend seyn mag. Druck und Papier verdienen alle Empfehlung.

Gb.

Neue deutsche Sprachlehre, besonders zum Gebrauch in Schulen eingerichtet, von Theodor Heinsius, Doctor der Philosophie. Erster oder theoretischer Theil. Berlin, bey Braun. 1801. 17 Bogen 8. 14 gr.

Von der ersten Ausgabe des vor uns liegenden Buches, ist in der N. A. D. B. Bd. 34. S. 481 die Rede gewesen. In wiefern die Versicherung des Verfassers, »daß diese neue »deutsche Sprachlehre sich jedem Sachverständigen nicht als »neue Ausgabe, noch weniger als zweyte Auflage, sondern, »schon bey flüchtiger Vergleichung, als ein ganz neues, der frü»hern Arbeit durchaus unähnliches Lehrbuch, darstellen »werde,« gegründet sey, können wir nicht entscheiden, da wir den 1797 erschienenen Versuch nicht bey der Hand haben. Wir müssen uns daher mit der allgemeinen Versicherung begnügen, daß wir Hrn. Heinsius Sprachlehre ihrem Zwecke gemäß eingerichtet fanden; das Neue und Eigenthümliche aber, das hauptsächlich in der Lehre vom Verbum und Adverbium angetroffen werden, und den mehr systematischen Zusammenhang, der sich in der Anordnung des Ganzen offenbaren soll, Andern aufzusuchen überlassen. Wenn übrigens der Verfasser regelmäßig synonim für synonym schreibt: so ist das nicht nur der Herleitung; sondern auch seinen eignen S. 212 geäußerten Grundsätzen geradezu entgegen.

V.

Erziehungsschriften.

Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in Sprüchen, mit beygefügten Erläuterungen. Zunächst für die Kinder in der Wendlerischen Frey-

schule. Leipzig, bey Dyk. 1801. 232 Seiten 8. 10 g.

Man findet in diesem Buche mehr als der Titel desselben verspricht. Den Anfang macht eine Ermahnung an Kinder, welche die Schule verlassen. Darauf folgt: Spruchbuch, d. i. eine, ohne sonderliche Ordnung aneinander gereihete Anzahl biblischer Stellen, in welchen der Verfasser die undeutlichen Ausdrücke deutlicher zu machen bemüht gewesen ist. Allein Rec. muß gestehen, daß, nach seiner Meinung manches Wort, was eine Erklärung seyn soll, einem Kinde weniger bekannt und verständlich ist, als das, was in Luthers Uebersetzung steht: z. B. Hölle, ist erklärt durch: »Schattenreich,« Flügel, durch: »Schwingen,« inwendiger Mensch, durch: »geistiges Selbst,« Herr aller Herren, durch: »Herr des Alls,« Gerechtigkeit, durch: »Sittlichkeit,« Richter des Gesetzes seyn, durch: »Gesetze ummodeln,« auf das Fleisch säen, durch: »auf den Acker sinnlicher Lüste säen,« u. s. w. Hin und wieder ist der Styl nicht correct: so liest man: »Ver»vollkommnung; Ueberlegsamkeit; zu Jesum:« u. s. w. Manche Stellen sind beynahe ganz neu übersetzt. Dieß kann Rec. nicht billigen; denn, wenn das Kind nun einmal eine solche Stelle in der Bibel aufschlagen will: so wird es sie schwerlich finden, weil sie dort ganz anders lautet, und dadurch wird es leicht irren. Da der Verfasser sich an keine Ordnung bindet: so muß man sich nicht wundern, daß hinter der Lehre von den Pflichten, die Lehre von der Sünde und von der Erlösung folgt; aber am allerauffallendsten ist es Rec. gewesen, daß von Neid und Schadenfreude bey den Pflichten gegen sich selbst; hingegen, von Kargheit und Geiz bey den Pflichten gegen den Nächsten die Rede ist.

Mehr sollte man dem Titel zufolge nun nicht erwarten; aber es folgt noch Vielerley, zunächst ein Glaubensbekenntniß der Christen. Es herrscht darin eine unnütze Weitschweifigkeit, es fehlt die Kürze und Präcision, die dergleichen Glaubensbekenntnissen eigen seyn müssen. Die vorkommenden Ausdrücke sind nicht durchaus verständlich, welches doch nöthig ist, da es für Kinder bestimmt ist. Nun folgt: das Gebet des Herrn. Eine Umschreibung, die auch besser seyn könnte, vorzüglich bey der zweyten; aber auch

der sechsten und siebenten Bitte. Dann kömmt: Auslegung und Zusammenhang des Gebets des Herrn, ziemlich gut. Hierauf wird der Zweck des Gebets dargestellt; auch eben von keiner Bedeutung. Die nun folgenden Gebete, theils in Prosa, theils in Versen, sind so abgefaßt, daß sie recht gut von Kindern gebetet werden können. Nach den Gebeten kömmt: Kurzer Leitfaden zum christlichen moralischreligiösen Unterricht; für Lehrer brauchbar; allein für Kinder nicht verständlich genug. Nun folgen einzelne kleine Abhandlungen: Vom Ursprunge des Bösen, Moses Gesetzgebung, Jesus unser Vorbild und Muster, von der Taufe und Versöhnung, von der Confirmation, der Beichte und dem Abendmahle. Das Nöthigste, was Kinder hievon zu wissen brauchen, ist angeführt. Hierauf findet man: Ermunterungen zu einem gefälligem bescheidenem Betragen, und zu öfterer Erinnerung an den Tod. Dann: Lied vom Vertrauen auf Gott, und noch etwas über dieß Lied. Endlich, was man hier gar nicht erwartet: Das kleine und große Ein mal Eins, von der Multiplication, das Eins in Eins, und von der Division. Dieß ist der Inhalt eines Buchs, welches für seine nächste Bestimmung ohnstreitig sehr brauchbar ist.

Ro.

Lesebuch. Zunächst als Weihnachtsgeschenk für hiesige Kinder in der mir anvertrauten Schulanstalt, herausgegeben v. J. G. Dyk. Erstes Heft, 224 S. Zweytes Heft, 264 S. 8. Leipzig, auf Kosten des Herausgeb. 1801. Das Heft. 12 gr.

Der Inhalt ist sehr vermischt, welches auch in einem Lesebuche für Kinder, die Abwechselung lieben, seyn muß. In dem ersten Hefte findet man Moral, Lebensregeln, Pflichten des Menschen in weitern und engern Verhältnissen, deutlich und faßlich auseinander gesetzt. Dann kömmt eine Sammlung physischer Wahrheiten; sehr unvollständig, und nicht verständlich genug für Kinder, besonders wegen mancher darin vorkommenden Ausdrücke. An diese Bruchstücke

aus

aus der Physik knüpfen sich einige recht gute Schilderungen der Jahrszeiten. Darauf folgen: moralische Dichtungen und Fabeln; ohnstreitig der schätzbarste Theil des Buchs. Die Fabeln selbst werden gewiß den Kindern viel Vergnügen machen, und die darin liegende Moral ist entweder kurz angegeben, oder lässet sich doch leicht finden. Nun kömmt eine Sammlung gut gewählter Lieder; dann ein Sittenspiegel, der treffliche Regeln enthält, und endlich eine Sammlung von Sittensprüchen.

Das zweyte Heft enthält ebenfalls viel Gutes; dahin gehören besonders: das Irrenhaus, die Bruchstücke aus Franklins Memoiren, die Regeln der Lebensklugheit für das weibliche Geschlecht, und noch einige. Die Rede über das Daseyn Gottes hingegen, und die Abhandlung: Höhere Veranstaltung zur Beglückung der Menschen, Entwickelung der Absichten des Stifters der christlichen Religion, scheinen Rec. für Kinder nicht verständlich genug zu seyn, so wie es die Ausdrücke gewiß nicht sind, »seine Selbstständigkeit ermuntern, Gedankensystem sich verschmelzen, die erhabensten Gefühle, »Hemisphäre, Chylus, Totalität, concav;« u. dergl. Der Styl ist hie und da nicht korrect: z. B. »zu Jahre« statt: künftig Jahr, »vor übel nehmen« st. übel nehmen, »lehr deinem Kinde« st. lehre dein Kind, wenn man ihnen (den Kindern nämlich) in den Schulen lehrt, solche Bücher zu verstehen. Die Gedichte in dem zweyten Hefte haben wenig Werth; demungeachtet ist Rec. überzeugt, daß dieß Buch nicht nur überhaupt für seine nächste Bestimmung, sondern auch überhaupt sehr brauchbar seyn wird.

Mk.

1. Ueber Taubstumme, ihren Unterricht und die Nothwendigkeit sie sprechen zu lehren; eine Bitte und Aufruf an begüterte Menschenfreunde um Theilnehmung an dem Schicksal dieser Unglücklichen, von K. A. Cäsar, Professor der Vernunftlehre in Leipzig. Leipzig, bey Sommer. 1800. 20 S. 4 Kr.

2. M. Georg Raphels Kunst Taube u. Stumme reden zu lehren. rc. mit Anmerkungen; herausgegeben von A. F. Petschke, Lehrer am Institute für Taubstumme in Leipzig. Leipzig, bey Sommer, 1801. XLII u. 126 S. 1 Rh.

3. Bouvney-Desmortiers, rc. Untersuchung über Taubstumme, rc. mit Anmerkung. übersetzt, von D. Fr. H. Martens, rc. mit 1 Kupfer. Leipzig, bey Supprian. 1801. XXX und 252 Seiten. 1 Rh.

4. Ueber den Unterricht der Taubstummen, rc. von Bauer und Eschke, nebst einem Schreiben von Kiesewetter und einer Beschreibung des Königl. Preußischen Taubstummeninstituts, vom Prediger Ahlemann. Berlin, im Taubstummeninstitute. 1801. 100 u. 86 S. geheftet. 12 gr.

»Ihr bauet so viel Häuser und Paläste, ihr legt so viele »Gärten an: o bauet doch auch ein bequemes mit einem »Garten verbundenes Unterrichtshaus zum Besten armer »taubstummer Personen! thut was wohlthätige Herzen in »Paris thaten; legt für sie eine feste bleibende Wohnstätte »an; versorget sie, wo möglich, wie es an andern Orten »schon längst geschehen ist, mit einer Fabrik, wo sie Uhrge»räthe, Band oder Tapeten verfertigen können.« Dieß ist die Theilnehmung, wozu Hr. E. in Nr. 1. Seite 17 seine begüterten Mitbürger auffordert. In einer Note setzt er hinzu: »nur auf eine solche Art ist für das ganze Leben der »Taubstummen gesorgt. Wo solche Anstalten noch fehlen, »da wird es nach verflossenen Unterrichtsjahren immer noch »eine sehr schwere Sorge seyn, wo man dergleichen Perso»nen fernerweit anzubringen und zu gebrauchen seyn möch»ten. Freylich werden sie im Institute am Geiste kultivirt, »werden humanisirt; aber nicht alle haben gleiche Talente, »um sich nun durch sich selbst in der Welt weiter fortzuhel»fen. Haben sie doch viele Hörende auch nicht. Und et»was

»was mehr Unbehülfliches als diesen, wird jenen allemal
»anhängen, theils weil ihnen sowohl wegen des späten An-
»fangs ihres Unterrichts, als auch wegen der ihren Sprach-
»organen oft anklebenden größern oder kleinern Unvollkom-
»menheit, das laute Sprechen unmöglich so leicht und so zur
»andern Natur werden kann, als es dem Hörenden wird,
»theils weil sie unmöglich eben so viele Erfahrungen und
»Lebenskenntniß eingesammelt haben können, als die Hö-
»renden. Wenn sie daher auch gemeiniglich zu Dienstbo-
»ten taugen: so werden ihnen doch fast immer hörende Per-
»sonen vorgezogen werden. Es wäre deswegen fast in der
»That zu wünschen, daß auf die oben vorgeschlagene Weise
»eine Art von beständiger Versorgung für sie ausgemittelt
»würde. Wie leicht könnte das z. B. durch Anlegung ei-
»ner Uhrenfabrik geschehen; da bekanntermaßen dieß zur
»Bequemlichkeit nothwendige Geräth fast durchgängig aus
»dem Auslande verschrieben wird. Die Franzosen, Schwei-
»zer und Engländer lassen die zu einer einzigen Uhr erfor-
»derlichen Räder nicht allemal an einem, vielleicht an drey,
»vier Orten machen; der eine Fabrikant verfertigt dieß Rad,
»der andre ein andres, der dritte noch ein andres, und so
»fort; und so könnten solche Taubstumme auf eine sehr nütz-
»liche, für sie selbst vortheilhafte Art in Thätigkeit gesetzt
»werden, ohne eben sehr in die Nothwendigkeit zu kommen,
»mit vielen Menschen umgehen zu müssen; denn der oder
»die Unternehmer einer solchen Fabrik würden den Taub-
»stummen sogar die erforderlichen Instrumente und Metalle
»liefern, und ihnen dann bloß den Arbeitslohn bezahlen.
»Auch hat das Geschäfft des Verfertigens der Uhrenräder noch
»das Gute, daß es, so schwer es auch aussieht, nichts weni-
»ger als schwer ist; denn das Schwerste, die Berechnung
»der Verhältnisse und der Zahl der Zähne jedes Rades, ist
»bereits durch künstliche Maschinen gehoben, nach deren
»Muster dieß alles gemacht wird, und wozu es weiter kei-
»ner großen Kenntniß; sondern bloß einer gehörigen Akku-
»ratesse und zu jedem Geschäfft nothwendiger Geschick-
»lichkeit bedarf.«

Dieser Aufruf steht zugleich als Vorrede vor Nr. 2., mit einem kleinen Zusatz, der sich auf Raphel und seinen Herausgeber bezieht. Raphel starb 1740 als Superintendent an der Nikolaikirche zu Lüneburg. Er hatte sechs Kin-

 der,

der, unter diesen drey taubstumme Töchter. Mit der ältesten fieng er in ihrem achten Jahre den Unterricht an, den er auf 56 Seiten beschreibt. Sie soll sich in der Tonsprache so fertig haben ausdrücken können, daß sie sich darin sehr wenig von andern Menschen unterschieden; sie habe gedruckte und geschriebene Schrift fertig lesen, und selbst einen guten Aufsatz machen können; auch wären ihre Kenntnisse in der Religion so groß gewesen, daß sie allgemeine Bewunderung erregt, und man ihren Fehler in Gesellschaft kaum bemerkt hätte. Hr. P. verdient Dank, daß er diese Raphelsche Schrift, die schon 1718 zu Lüneburg herauskam, und sich ziemlich selten gemacht hat, wieder in Umlauf bringt, von seinen Anmerkungen begleitet. Es ist merkwürdig, daß R. sich schon wider das Buchstabiren erklärt, wowider nachher Heinicke so stark eiferte, und welches nachgerade auch bey dem Unterrichte der Hörenden außer Kurs gesetzt werden sollte. Der Grund, daß es zum orthographischen Schreiben unentbehrlich wäre, hält nicht Probe, wie Hr. P. bemerkt, und wie Jedermann sieht, der sehen kann, und seine Augen nicht verschließt. — Hr. P. hat auch eine Literatur des Taubstummeninstituts beygefügt, ein Geschenk, das keinem Freunde dieser wohlthätigen Kunst gleichgültig seyn kann. Es ist merkwürdig, daß das älteste Lehrbuch in derselben ein Spanisches ist.

Nr. 3. ist eins der wichtigsten Bücher über diese Materie, wozu die gründlichen Anmerkungen des Uebersetzers Hrn. D. Martens, der praktisirender Arzt und Geburtshelfer in Leipzig ist, viel beytragen. Auch seine beygefügte Abhandlung über die medicinischchirurgische Behandlung der Taubstummen, in Hinsicht auf die Wiederherstellung ihres Gehörs, verdient die vorzügliche Aufmerksamkeit der Sachverständigen. Bonvyer = Desmortiers hat in diesem Buche durch Erfahrung bewiesen, daß es möglich ist, Taubstummen durch ärztliche Behandlung das Gehör zu geben. Man würde aber, setzt Hr. M. hinzu, nach meiner Meinung, zu weit gehen, wenn man glauben wollte, daß in allen Fällen bey jedem Taubstummen eine Heilung möglich wäre. Warum dieß nicht anzunehmen ist, wird jeder Arzt, der mit den Ursachen der angebornen Taubheit nur in etwas bekannt ist, leicht einsehen.

Bon-

Bouvyers Schrift zerfällt in drey Abschnitte. Der erste enthält Betrachtungen über Taubstumme im Allgemeinen, und eine besondere Untersuchung ihrer ursprünglichen Fähigkeiten. Er sagt viel Wahres; doch tritt Rec. hin und wieder dem Uebersetzer bey. Der zweyte Abschnitt liefert eine genauere Untersuchung über die Ursachen der angebornen Taubheit, und über die Möglichkeit, den Taubstummen die Sprache und das Gehör zu verschaffen. Dritter Abschnitt: Elektrische Behandlung der angebornen Taubheit. Hier findet sich die Geschichte des Mädchens, dem B. zum Gehör verholfen. Es ist äußerst interessant zu lesen; es ist ein Gegenstück zu der Heilung des blindgebornen Saunderson in England. Daß wir hier keinen Roman lesen, bezeugt das S. 177 abgedruckte gerichtliche Zeugniß der Eltern dieser Taubstummen. — Von S. 185 an findet sich ein Briefwechsel mit einer Taubstummen, und S. 218 ein Anhang, wo von Massieu, dem bewundernswürdigsten unter allen Taubstummen, die Rede ist. — Man sieht aus dieser kurzen Inhaltsanzeige, daß Bouvyers Schrift nicht bloß den Kunstverständigen, den Aerzten und Erziehern der Taubstummen wichtig ist, weil es Epoche in der Kunst macht; sondern daß es ein allgemeines Interesse hat, wodurch es sich zu einem Artikel in jeder Leihbibliothek und Lesegesellschaft eignet.

Die vierte hier anzuzeigende Schrift besteht aus zweyen; denn jede hat ihren besondern Titel, so wie ihre besondern Seitenzahlen. In der ersten zeigen die Hrn. Bauer, Eschke und Kiesewetter, daß Kant der allgemeinen Erfahrung sowohl, als der besondern der Hrn. Bauer und Eschke widerspricht, indem er über Taubgeborne das aprioriſche Urtheil fällt: »Sie können nie zu etwas Mehrerm, als zu einem »Analogon von Vernunft gelangen.« Bey dieser Gelegenheit wird von den Hrn. B. und E. manches Belehrende über Taubstumme gesagt. Der erste, Prediger zu Frohburg, erzog seinen taubgebornen Sohn anfänglich selbst, und gab ihn nachher in Hrn. E. Institut.

Dieses Institut schildert nach seinem Werth der Verf. der zweyten Schrift, Hr. Ahlemann, Archidiakonus an der Hauptkirche zu St. Marien in Frankfurt an der Oder, vorher Feld- und Garnisonprediger zu Berlin. Diese Schrift begin-

befindet sich zwar schon in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Dritten; da aber Hr. E. selbst nie Etwas über sein Institut schreiben will: so ließ er sie hier wieder mit abdrucken. Er meint, die Beschreibung einer Erziehungsanstalt von dem Erzieher selbst sey nur ein Schattenriß; denn, wie Sokrates beym Plato spricht: »Ein Mensch wird nicht in vollem »Ernst seinen besten Saamen mit schwarzer Dinte durch »die Feder in Worten aussäen, da er diesen weiterhin mit »seinem lebendigen Worte nicht beystehen, und die Wahr»heit in ihnen Niemand eindringend machen kann.« Einem Gewährsmann wie Sokrates muß man das nun schon glauben.

E.

Kriegswissenschaft.

Feldzug der Franzosen in Italien, im Jahre 1800. unter Anführung der Generale Bonaparte und Berthier. Mit Portrait, militärischen Karten, Märschen und Stellungen der Armeen, Demarcationslinien, Planen der Angriffe und Schlachten, besonders der Bataille bey Marengo; Alles mit historischen und kritischen Anmerkungen, und mit einer vorhergehenden Erzählung des Uebergangs der französischen Reservearmee über die Alpen begleitet, von W., einem Officiere beym Generalstabe. Als eine Fortsetzung des Feldzugs der Russen und Oesterreicher in Italien, im Jahre 1799. Leipzig, bey Reinicke. 1801. 34 Seiten 4. nebst 3 Charten und 1 Plan. 1 Rt. 8 gr.

Der Titel dieses kleinen Werks sollte eigentlich heißen: Feldzug der Oesterreicher gegen die Franzosen, da solches wahrscheinlich von einem österreichischen Officier verfaßt worden, um laut der Vorrede, die Anführer der österreichischen

Heere

Heere zu rechtfertigen. Die Operationen der Letztern sind wenigstens weit vollständiger entwickelt (obgleich nicht beurtheilt) worden, als die der Franzosen. Warum also der V. anstatt des Titels eines Feldzugs der Franzosen, nicht einen andern passendern gewählt hat, ist nicht abzusehen. Ob er übrigens seinen Zweck erreicht, und den österreichischen commandirenden General, gerechtfertigt hat, mag der Leser entscheiden. Freylich, bey der einmal existirenden Lage der Dinge, konnte der General Melas nicht viel thun. Wahrscheinlich aber kann dessen langes Verweilen am mittelländischen Meere, und die geringe Vorsorge für die, durch eine hinlängliche Macht zu sichernde Deckung seiner Flanke und seines Rückens, (als die Ursache aller Unfälle) weniger ihm, dem General Melas, als den Instructionen, von denen er abhieng, und dem Mangel an Truppen, zugeschrieben werden, durch welche man die so weit vorgedrungene österreichische Armee, gegen die Operationen der von Dijon aus, neu auftretenden Französischen, sichern, und dieser Uebermacht Bonapartes gleiche Kräfte hätte entgegen setzen sollen, um ihm das Debouchiren aus den Alpen zu verwehren.

Der Zusatz auf dem Titel: »als eine Fortsetzung des »Feldzugs der Russen und Oesterreicher in Italien im Jahre 1799.« rührt aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht von dem Verf. gegenwärtiger Schrift her, welches ihm ohne Zweifel zum Ruhm gereicht. Und wirklich findet man hier eine, ob zwar kurze, dennoch vollständige Schilderung der Operationen des Feldzugs vom Jahre 1800: so daß jeder Leser sich eine vollkommen deutliche Idee, von dem anfänglichen Stand der Armeen, von dem in fünf Colonnen von Dijon aus, über die Alpen erfolgten Eindringen der französischen Reservearmee, u. s. w. machen kann. Dieses Eindringen mit überlegener Macht, und Umfassen der österreichischen Corps, entschied natürlich die Campagne, und die Eroberung beynahe des ganzen nördlichen Italiens durch die Franzosen. Bey der Bataille von Marengo, nach welcher die bekannte Capitulation zu Stande kam, waren die Oesterreicher von allen Seiten umringt. Wenn anders der Verf. alle Data über die damalige Lage des Generals von Melas richtig angegeben hat: so scheint es beynahe, daß die abgeschlossene Capitulation noch als ein großes Glück angesehen werden mußte. Und eben so könnte man nach

dieser

dieser Darstellung, es den Franzosen als einen Fehler anzurechnen, daß sie die durch lange Fatiguen, und selbst durch Hunger entkräftete, von ihren Hauptmagazinen abgeschnittene, und durch die Bataille von Marengo beträchtlich geschwächte und wahrscheinlich muthlos gemachte österreichische Armee, durchschlüpfen ließen, und sie nicht lieber zwangen, das Gewehr zu strecken. Sie hätten ja nur stille stehen bleiben, und die Capitulationsanträge des General Melas, so wie dessen Unternehmungen zu seiner Befreyung, abschlagen dürfen. —

Diese Folgerungen scheinen sich aus des Verf. Darstellung zu ergeben. Indeß darf man nicht zu übereilt urtheilen, weil die vollkommene Angabe der Lage der Franzosen nicht zu finden ist. Rec. glaubt daher, daß der Verf. andere Gründe als bekannt voraussetzte, und auf diese Art, nicht auf obige Gedanken kam. Sollte dieß inzwischen auch der Fall gewesen seyn: so hat er dennoch einen Fehler begangen, weil in einer solchen Schrift nichts fehlen darf, wodurch der Leser vollkommen von dem Hergang der Sache unterrichtet werden kann. — Seine Aeußerung über die Eroberung von Genua, (am Schluß) ist wohl nur eine vom Hörensagen hingeschriebene Meinung.

Uebrigens gehört die Beurtheilung dieses Feldzugs eigentlich nicht hierher; sondern lediglich die, der vor uns liegenden Beschreibung desselben, welche Rec. dem militärischen Publikum empfehlen darf. — Die Beschreibung des Uebergangs der Franzosen über die Alpen, S. 3 — 8, ist (wie der Verf. auch in einer Note sagt) beynahe wörtlich aus der kleinen Schrift: »Bonapartes zweyter Feldzug in »Italien im Jahre 1800, von Foudras, aus dem Franz. »Herbstmesse 1800.« (ohne Druckort) genommen, und scheint eine Uebersetzung des franz. Originals zu seyn. Verschiedene Stellen und Wendungen, hat der Verf. weggelassen, und oft die Perioden umgekehrt, welches er hätte ersparen, und lieber die paar Seiten mit der ordentlichen Anzeige des Titels der Schrift, so viel als nöthig war, gerades zu copiren können. Auf die von ihm gewählte Art, ohne Anzeige des Anfangs und Endes seines Auszugs, kann man ihm den Vorwurf machen, als wolle er sich mit fremden Federn schmücken.

Die

Die Charten sind zum Behuf des Werks recht gut; nur hätten sie füglich auf eine einzige reducirt werden können. Der Plan von der Bataille von Marengo hingegen, will nicht viel sagen, und hätte besser gerathen können. Das vor dem Titel befindliche Bildniß Bonapartes, scheint, Falls es einige Aehnlichkeit hat, noch das vorzüglichste unter den beygefügten Werken der Zeichenkünste zu seyn.

K.

Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Preußischen Heeres, von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, bis auf die neuern Zeiten. Erster Theil. Geschichte des Churfürsten Friedrich Wilhelms d. Großen. Berlin, bey Braun. 1801. 285 Seiten kl. 8. 20 gr.

Dieß ist eine recht gut geschriebene kurze Erzählung der Feldzüge des großen Churfürsten, welche indeß eben nichts Auszeichnendes hat, auch nicht scheint einen Militair zum Verfasser zu haben. Es wird immer eine ganz gute Lektüre für junge Militairs seyn; indeß besonders instruktiv ist sie nicht. Der verstorbene Geheime Forstrath Hennert, ein wahrer Kenner, hat die Kriegsgeschichte des großen Churfürsten aus archivarischen gleichzeitigen Nachrichten geschrieben hinterlassen, wozu, wie Rec. weiß, schon mehrere Charten und Plane gestochen sind. Wenn dieses treffliche Werk einmal herauskommt: so wird dadurch eine große Lücke in der Brandenburgischen Kriegsgeschichte ausgefüllt werden.

Mz.

Reitkunst.

Joh. Adam Kerstings, gewesenen churhannöverschen Oberhofwundarztes nachgelassene Manuscripte über die Pferdearzneywissenschaft, mit einem Anhange versehen, von Otto Sohten, gewesenem Hauptmanne,

manne u. Regimentsbereiter beym churhannöverschen Cavallerieregiment von Estorff Dragoner, und von neuem herausgegeben von Georg Sohten, mit Kupfern, dritte mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Auflage. Braunschweig, bey Vieweg. 1801. 8. 1 Rh. 8 K.

Die 2te Auflage dieses Kerstingschen Nachlasses kam 1799 in der akademischen Buchhandlung in Marburg heraus, und ist damals in der Bibliothek angezeigt worden; diese 3te Auflage, ist jener 2ten in Hinsicht des Inhalts, der Anmerkungen und Zusätze ganz gleich; sie enthält nichts mehr oder weniger als jene; nur ist des größern Formats wegen, die Seitenzahl geringer.

Ueber die vorzüglichsten Theile der Pferdewissenschaft, ein Handbuch für Officiere, Bereiter und Oekonomen, von Johann Georg Naumann, Professor bey der Königl. Thierarzneyschule zu Berlin; besonders zum Gebrauch seiner Vorlesungen. Zweyter Theil, mit Kupfern. Berlin, bey Himburg. 1801. 8. 2 Rh.

Dieser 2te Theil enthält die Lebensordnung der Pferde, in Hinsicht auf Nahrung und Wartung, nebst dem Hufbeschlag. Alles was zur Gesundheitserhaltungskunde der Pferde gehöret, kommt hier vor, als Lage und Einrichtung des Stalles, Reinigung desselben, über den Einfluß des Lichts und der Luft auf die Gesundheit der Pferde, über Nahrungsmittel und Getränke, Reinigung der Haut, Bedeckung, Bewegung, Ruhe, über lauwarmes und kaltes Baden, Einreiben mit Oel oder Fett, über Aderlassen und Purgiren, als Vorbauungsmittel, und über Verhalten bey Pferden auf Reisen. Nun folget der Hufbeschlag, nach einer kurzen Geschichte desselben, werden alle Theile des Hufs genau beschrieben, die Grundsätze sehr richtig und gut bestimmt, wornach man beym Beschlagen des Pferdes verfahren muß, und wogegen leider so allgemein gesündigt wird. Die Beschaf-

schaffenheit eines zweckmäßigen Hufeisens, und die nachtheiligen Folgen eines schlechten Hufeisens, werden deutlich gezeigt. Maaßstab und Proportion der Hufeisen werden angegeben, von den Hufnageln, Verfahren beym Beschlagen, vom Winterbeschlag, und von der Behandlung eines jungen Pferdes beym Beschlagen, wird alles Nöthige ausführlich und gut gesagt. Es folget eine Beschreibung des bey verschiedenen Nationen üblichen Beschlags der Pferde; Nutzen und Nachtheile deßelben werden angegeben. Die nützlichste Art allerhand fehlerhafte Hufe zu beschlagen wird gelehrt, und zum Beschluß werden die auf Alles sich beziehenden Kupfer erkläret.

Aw.

Technologie.

Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeßerungen für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen. Erste Lieferung. Leipzig, bey Baumgärtner. 1801. 4. 49 S. mit acht Kupfertafeln, in blauem Umschlag. 1 Rℳ.

Die Idee ein Magazin dieser Art anzulegen, ist gewiß lobenswerth, und ein solches Unternehmen kann für die technologische Wissenschaft sehr nützlich werden. Um so weniger kann Rec. seine Unzufriedenheit über die Einrichtung oder vielmehr über die Planlosigkeit des vorliegenden Werkes bergen; und da dieses Magazin erst beginnt, so hält er es für Recensenten-Pflicht, seine Meinung ausführlich über die Einrichtung des Magazins, wie sie seyn sollte, zu äußern; vielleicht, daß noch eine nützliche Abänderung dadurch bewirkt wird.

Da es alle Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen (des Auslandes sowohl, als des Inlandes) in sich faßen soll: so ist leicht abzusehen, daß in unserm Erfindungs-Entdeckungs- und Verbeßerungsreichen Zeitalter, ein solches

Werk bald sehr werde anschwellen müssen; besonders bey dem zwar hübschen, aber unsparsamen Druck. Denn in den gegenwärtigen sechs Bogen der ersten Lieferung sind nur sieben neue Erfindungen in extenso und eine kurze Anzeige von einigen andern neuen Erfindungen, enthalten. Wie viele Lieferungen werden unter solchen Umständen nicht jährlich gemacht werden können? Wenn nun aber jede Lieferung 1 Thaler kostet: so wird es ein kostbares Werk werden! Und wenn diese Kostbarkeit Schuld wäre, daß das Werk nicht Abnehmer genug fände, und folglich bald ins Stecken geriethe: so würde Rec. die brave Verlagshandlung bedauern, welche für das schöne Papier und den saubern Druck, und für die sehr hübsch und genau gestochenen Kupfertafeln, einen großen Aufwand gemacht haben muß.

Rec. glaubt, daß wenn man etwas kleinere Lettern wählen, und den Druck überhaupt sparsamer einrichten würde, wohl zwey bis drey Erfindungen in einem Hefte noch Platz erhalten könnten.

So viel über das Typographische!

Die äußerst kurze Vorrede giebt nichts weiter an, als: » daß die Aufsicht über dieses Magazin eine Gesellschaft von » Männern übernommen habe, welche bereits selbst ähnliche » Arbeiten geliefert, und Beweise gegeben hätten, daß sie » auch fremde Beyträge zu beurtheilen und zu würdigen im » Stande seyen. «

Ueber die Art und Weise, wie man dem Publikum die gesammelten Materialien vorlegen werde, findet man in der Vorrede kein Wort. Man muß also aus der ersten Lieferung selbst errathen, welcher Plan zum Grunde gelegt ist. Rec. bekennet aufrichtig, daß er mit aller Mühe keinen hat entdecken können — denn da stehet das Meiste so isolirt, gleichsam nur hingeworfen, es wird in den wenigsten Fällen gesagt, aus welchem Lande die Erfindung ist, noch von wem sie gemacht worden, ob der Herausgeber oder der Erfinder selbst spricht 2c.

Rec. vermißet folgende wesentliche Stücke, und wünscht um der Erhaltung des Werks und seiner größern Nützlichkeit willen, daß die Herren Unternehmer folgenden Mängeln abhelfen möchten:

1. ist nicht durchgängig der Erfinder und das Land, wo die Erfindung gemacht worden ist, angegeben. Jeder Technolog bedauert, daß wir von so wenigen alten Erfindungen die Urheber wißen, und man kann es nur der Gleichgültigkeit, dem Neid und Undank der verschiedenen Zeitalter zuschreiben, daß uns die Namen solcher Wohlthäter des Menschengeschlechts nicht aufbehalten worden sind.

Wenn also die Herren Herausgeber sich dieser Sünden nicht auch schuldig machen wollen: so belieben sie uns künftig (so wie bey Nr. 3. aber noch ausführlicher) allemal den Erfinder zuerst zu nennen und kurz anzugeben, wer er ist? ob er noch lebt und wo? oder ob er schon gestorben ist. Notizen über den Fortgang und Verbreitung seiner Erfindung, ob und wie er belohnt worden, (wenn sie nämlich zu erhalten sind,) würden ebenfalls sehr willkommen seyn. Der Aufsatz Nr. 5. beweißt nichts für die Erfüllung dieser Forderung, da er nur die Ankündigung einer Erfindung enthält, und wirklich sehr unplanmäßig unter die Erfindungen selbst gesetzt worden ist.

Die Wissenschaft selbst macht diese Forderung; jetzt ist es eine leichte Sache sie zu erfüllen; künftig wird es schwer, vielleicht in manchen Fällen unmöglich werden! Und welche Vorarbeit ist dieß nicht, für die künftige Geschichte der Erfindungen!

2. ist die Quelle äußerst selten genennt, woraus die Herren Herausgeber geschöpft haben. Es ist aber dieses, einmal der technologischen Literatur wegen nothwendig; zweytens auch deßwegen, um zu wißen, ob die Herren Herausgeber aus der Urquelle selbst schöpfen, oder andern Referenten nachschreiben, und vorzüglich drittens auch aus der Ursache, weil, wenn das Magazin, welches doch ein leicht möglicher Fall, durch einen Druck- oder Schreibfehler oder durch ein anderes Versehen, sich unrichtig oder undeutlich ausdrückte, oder gar etwas Wesentliches ausließe: so würde derjenige, welcher eine solche Erfindung der Beschreibung des Magazins gemäß, nachmachen wollte, keine Hülfe wissen, (er müßte sich dann an den unbekannten Herausgeber selbst wenden) weil ihm die Quelle nicht angezeigt worden ist.

Dieß verursacht nun keine große Mühe, keine Kosten, keinen großen Zeitaufwand u. s. w. — also ist zu hoffen, daß dieser wesentliche Mangel künftig ersetzt werden werde.

3. Man weiß, (aus Mangel der Angabe der Quellen nicht) ob die Beschreibungen der Erfindungen in extenso mit den Worten der Erfinder oder nur im Auszuge gegeben werden — denn auch hierüber schweigt die Wortkarge Vorrede. Ersteres ist bequem und nur Fingerarbeit; das zweyte macht, besonders wenn es ein kritischer Auszug wird, viele Mühe; wird aber den Lesern sehr nützlich seyn, weil sie dann das Wesentliche der Sache in kurzer Darstellung erhalten, und weniger Bogen zu bezahlen nöthig haben werden. So würde, wenn man sich der Gedrängtheit hätte befleißigen wollen z. B. in Nr. 6. S. 39 und 40 wenigstens eine Quartseite erspart worden seyn, wenn die dort befindlichen Gemeinplätze und Tiraden wären weggelaßen, und gleich mit der Sache selbst wäre angefangen worden.

4. Findet man fast keine Beurtheilung über die Leichtigkeit und über die Vortheile der neuen Erfindungen gegen die alte Methode, (wie doch in Nr. 1. einmal geschehen ist) kurz keine Würdigung, beygefügt.

Laut der Vorrede sind die Herausgeber Männer, die selbst Erfinder und also Kenner und fremde Beyträge zu beurtheilen und zu würdigen im Stande sind.

Behalten Sie also, meine Herren, ihre Urtheile über die Erfindungen nicht in petto; sondern sagen uns bey jeder Erfindung, etwa nur in einer kurzen Anmerkung: ich unterzeichneter Referent habe, oder auch der und der glaubwürdige Mann hat die Erfindung probirt, die Probe ist gelungen, ich habe oder der und der hat, die und die Vortheile dabey gefunden — oder nur manchmal in einer Parenthese, da hat Referent Schwierigkeiten gefunden, oder die neue Erfindung ist zu kostbar oder zu umständlich u. dergl. denn diese Fälle werden ohne Zweifel künftig häufig genug vorkommen.

Auf diese Art würde das Magazin der Erfindungen ein kritisches Magazin, und das Publikum sehr nützlich belehret werden, wofür es den Herren Herausgebern große Verbindlichkeit haben müßte.

Zuletzt

Zuletzt noch eine Bitte an den Herrn Redakteur des Magazins, mit dem Schluße eines jeden Jahrganges für ein äußerst genaues Sachen- und Namenregister zu sorgen, weil das Nachschlagen in der Folge sonst höchst beschwerlich werden würde.

Der Inhalt dieser ersten Lieferung ist folgender:

I. Neue Theorie des Bleichens, verglichen mit der bisher gewöhnlichen.

II. Neues, einfaches, leicht ausführbares und wohlfeiles Mittel, dem Rauchen der Schornsteine und Stubenöfen, auf eine wirksame Art abzuhelfen. Aus einer französischen Handschrift des Baumeisters und Ingenieurs Bacreux.

III. Beschreibung einer noch wenig bekannten hydrostatischen Lampe.

IV. Beschreibung eines Dendrometers oder eines neu erfundenen Werkzeugs, zum Messen der Länge und Dicke der Bäume.

V. Erfindung gegen den Strom zu fahren.

VI. Der fliegende Wanderer.

VII. Ueber die Verstärkung des Schalls durch Schallröhre, welche an Feuergewehren angebracht werden, und zu Signalen dienen können.

VIII. Kurze Anzeige einiger neuen Erfindungen, wovon in den folgenden Heften nach und nach bestimmtere Nachricht gegeben werden soll.

Die sämmtlichen Erfindungen zu prüfen und zu beurtheilen, kann unmöglich die Sache eines einzigen Mannes, und noch weniger eines Recensenten seyn.

Pr.

Neues, einfaches, leicht ausführbares und wohlfeiles Mittel, dem Rauchen der Schornsteine und Stubenöfen auf eine wirksame Weise abzuhelfen. Aus einer französ. Handschrift des Baumeisters und

 Inge-

Ingenieurs Boreux, übersetzt von Haloander. Mit 2 Kupfert. Leipzig, bey Baumgärtner. (ohne Jahrszahl, doch O. M. 1801); 1 Bogen. gr. 4. 12 gr.

Der Verf. räth: den Essen, oder den Rauchfängen, sobald dieselben aus dem Dache kommen, statt der bisherigen parallellipipidischen Form, eine abgekürzte pyramidenähnliche Gestalt zu geben, wovon die Grundfläche gleich der des Schornsteins ist; die Höhe soll aber, nach Maaßgabe des Hauses oder Gebäudes, oberhalb dem Dache vier bis fünf, bisweilen auch acht bis zehn Fuß für die pyramidenförmige Verlängerung des Rauchfanges, und die obere Grundfläche, oder Oeffnung nur acht Zoll Länge und vier Zoll Breite betragen, damit die Dichtigkeit der äußern Luft, die der Rauch fortdrücken muß, zehnmal geringer sey, während die Stärke des Luftzugs um so viel größer würde. (Dieser Grundsatz scheint an physischer Richtigkeit zu gewinnen, und durch die Erfahrung bestätigt zu seyn. Denn Rec. sah im Junius 1801, tausend Schornsteine in Amsterdam; die in neuern Zeiten nach diesem Modell gebauet waren.) Uebrigens sind die beyden Kupfer gerade die nämlichen, wie sie im Journal der Erfind. 1. St. Nr. 3 und 4. angebracht worden.

F.

Handlungswissenschaft.

Samuel Ricards Handbuch der Kaufleute, oder allgemeine Uebersicht und Beschreibung des Handels der vornehmsten europäischen Staaten, nebst Nachrichten von ihren natürlichen Produkten, Manufakturen und Fabriken. Nach der neuen verbesserten und mit Nachträgen über den Handel der Europäer, und den gegenwärtigen Zustand des asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Handels, vermehrten Ausgabe, übersetzt von Christian Aug. Wich-

Wichmann u. s. w. Dritter Band. Leipzig, bey Kuchler. 1801. 4. 4 Alph. 20 Bog. 5 Rh.

Ricards Handbuch ist dem deutschen Kaufmann in der Uebersetzung des sel. Prof. Gadebusch, welche zweymal aufgelegt worden ist, hinlänglich bekannt, und nicht ohne Nutzen gebraucht worden. Da sich aber in demselben noch immer Lücken fanden, und in dem Handelswesen der verschiedenen Staaten seit der Zeit wichtige Veränderungen sich ereigneten: so suchte der franz. Herausgeber, diesem Mangel durch einen dritten Band abzuhelfen; und der deutsche Uebersetzer, dem wir es, da wir die franz. Urschrift nicht zur Hand haben, nicht nur auf sein Wort glauben, sondern auch hie und da sichtliche Spuren seiner Beyträge antreffen, hat besonders in den Kapiteln vom Handel der preußischen, sächsischen und österreichischen Staaten, wie auch der Hanse Städte annoch beträchtliche Zusätze gemacht; so daß die Uebersetzung vor dem Original große Vorzüge hat. Von dem auf dem Titel bemerkten gegenwärtigen Zustand des asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Handels ist in diesem Bande noch nichts enthalten, sondern ihm ist ein vierter Band gewidmet. Der vorliegende beschäfftigt sich 1. mit dem dänischen Handel. Hier kommen interessante Berechnungen über den Handel zwischen Frankreich und verschiedenen Handelsplätzen in der Ostsee, vom Jahr 1789 und 1790 vor. 2. Mit dem schwedischen Handel. 3. Mit dem russischen Handel. Bey diesen dreyen Abschnitten scheinen die Zusätze des Uebersetzers zu fehlen. 4. Preußischer und anderer Staaten des Brandenburgischen Hauses Handel. Dieser Abschnitt ist sehr ausführlich. Bemerkenswürdig ist die Zunahme des Handels von Elbingen, seitdem der Danziger in Verfall gerathen ist. Bey dem Handel von Emden hätte angeführt werden können, daß seitdem der Handel in gegenwärtigem Kriege zwischen England und Holland directe unterbrochen gewesen, solcher über Emden geführt worden, und beynahe Alles was Holland von England gezogen, nach Emden gesandt, und von da in kleinern Schiffen nach Amsterdam übergeladen worden, wodurch die Handlung dieses Orts sehr gewonnen hat. 5. Handel der Hansestädte Hamburg, Lübek, Bremen, Danzig und Rostock. S. 309. wird gesagt, daß in Hamburg im Jahr 1753 ein Impost auf die Waaren gelegt sey, die in die Stadt kommen. Dieses ist irrig; denn die Zölle, die auf die einkom-

 menden

menden und ausgehenden Güter gehoben werden, sind seit undenklichen Zeiten unverändert geblieben, außer daß in der letzten Helfte des achtzehnten Jahrhunderts der Zoll von Blech, Leinen, Garn und Getraide völlig abgenommen ist. Und wenn es gleich seine Richtigkeit hat, daß kein Zoll-Tarif publica autoritate im Druck erschienen ist: so ist doch das irrig, daß den Zollschreibern untersagt sey, Nachricht zu geben, was diese oder jene Waare an Zoll koste. Fast ein jeder Kaufmann, der viele Geschäffte macht, hat eine geschriebene Zollrolle in seiner Schreibstube. Die zu Frankfurt 1784 in Druck gekommene, ist eine Buchhändler-Spekulation, und nicht in allen Stücken richtig. Bey Bremen S. 344. hätte es wohl verdient angemerkt zu werden, daß diese Stadt einen sehr beträchtlichen Handel mit den vereinigten Nordamerikanischen Staaten und den Westindischen Colonien treibt, wie denn laut des S. 346. aufgeführten Verzeichnißes 66 Schiffe von daher angekommen sind, welche Zahl im Jahr 1799 noch zugenommen hat. Bremen hat in diesem Kriege sogar Schiffe nach Batavia gesandt. 6. Sächsischer Handel. 7. Handel der österreichischen Staaten. 8. Französischer Handel. So reichhaltig die Nachrichten sind, so bleibt uns doch der Wunsch übrig, da höchst wahrscheinlich nach hergestelltem Frieden zur See, ein Supplementband nöthig werden wird, daß darin die allerneuesten Handelsverordnungen dieses Staats mitgetheilt werden mögen. Sollte sich die Ausgabe des vierten Bandes bis dahin verzögern: so könnten schon in demselben die nöthigen Nachträge geliefert werden. 9. Nachricht vom spanischen Wollhandel.

Man sieht aus dieser kurzen Anzeige schon, wie reichhaltig dieser Band sey, und wir empfehlen jedem Kaufmann, der die ersten zwey Theile besitzt, sich auch diesen anzuschaffen.

Bz.

Waaren-Kenntniß-Betrugs- und Sicherstellungs-Lexicon, bey Ein- und Verkauf aller Art Bedürfnisse (,) oder Aufstellung der Kennzeichen der Güte und Verfälschung aller Produkte, Waaren, u. s. w.

s. w. — Nach alphabetischer Ordnung bearbeitet von Franz Reinhard. Erster Band. A bis L. Erfurt, bey Keyser. 1801. XVI und 354 S. 8. 1 Rk.

Ein Buch, wie das vorliegende, verdient weder eine ausführliche Rüge, noch eine förmliche Widerlegung, weil man zugleich die meisten incompetenten Quellen, deren sich der Verf. dieser Schrift beym Abschreiben bedient hat, ebenfalls berichtigen und ausmerzen müßte. Denn das Vorzüglichste, was hier vorkömmt, ist aus dem Schedelschen großen Wörterbuche der Waarenkunde, deßen prakt. Taschenwörterbuch der Waarenkunde, aus Ludovici Akadem. der Kaufl.; einiges Wenige aus der trefflichen Vorbereitung zur Waarenkunde des Hofr. Beckmann, dem Böhnschen Waarenlager, nach Ebelings und Brodhagen's Ausgabe, und gar nichts aus Nemnich's Waarenlexicon ꝛc. genommen. Wir können dieß um so zuverläßiger bemerken, da wir verschiedene Artikel mit gedachten Hülfsmitteln verglichen, und die gerügte partielle Ausschreiberey, mit einiger Versetzung der Periodenründungen, allenthalben und auf jeder Seite bestätiget gefunden haben. — Die wenigen eigenen Bemerkungen des Verf. sind zu unerheblich, und ihre Anzahl zu geringe, als daß man sich wahren Nutzen von ihrer Neuheit und Evidenz versprechen könne. Ueberhaupt scheint der Verf. diesem, an sich nicht unwichtigen und gewiß interessanten Gegenstande, wenn er mit allen dazu erforderlichen Haupt- Hülfs- und Nebenkenntnißen ausgeführet wird, ganz und gar nicht gewachsen zu seyn. Dieß gesteht er ganz bescheiden, auch selbst (s. Vorr. S. IX. z. u. ffg.); aber, welchen Beruf fühlte dann der Verf. in einem Fache Schriftsteller zu werden, »wo es ihm an Kräften gebrach, und wo er oft zu schwach war, um in jedes Dunkel die Fackel der Wahrheit tragen zu können?« — Gewiß keinen andern, als während des Aus- und Abschreibens selbst zu lernen, und von manchen Sachen entweder nur zum Theil richtige, oder verwirrte und halbwahre Vorstellungen und Begriffe zu sammeln. Das ist in unserm schreibseligen Zeitalter so oft, und leider zu häufig der Fall. Statt daß man vormals nur der Ehre und der Beförderung der Wissenschaften wegen schrieb, schreibt und druckt, verlegt und

verkauft man bisweilen die elendesten Büchermachwerke für's Brod, ohne Rücksicht auf Verbreitung der Wissenschaft und der kritischen Gelehrsamkeit zu nehmen. Wenn das so fortgehen wird: so ist der Zeitpunkt nicht fern, wo der Ausländer, aus dem Ocean des deutsch literarischen Unsinns, nur mit Anstrengung und Mühe, die noch hin und wieder versteckte Perle der deutschen Gelehrsamkeit zu fischen im Stande ist. Möchten doch unsere Verleger die ihnen zu drucken angebotenen Handschriften beßer würdigen!! —

Et.

Vermischte Schriften.

Vermischte Schriften von J. C. F. Manso. Leipzig, bey Dyk. 1801. Erster Theil. 356 S. 8. Zweyter Theil. 414 S. Beyde Theile 2 Rk. 12 R.

Der erste Theil dieser Sammlung, mit welcher der Verf. weislich erst jetzt hervortritt, nachdem unparteyische Richter und das gebildete Publikum über den Werth mehrerer früher bekannt gemachten einzelnen Stücke derselben entschieden haben, begreift zuvörderst eine Mannichfaltigkeit von Gedichten in sich, welche den Namen, poetische Wälder führt, und in zwey Bücher geordnet ist. Diese Wälder enthalten theils selbst erzeugte, theils aus Französischem Boden verpflanzte Bäume und Bäumchen. Die dem Verf. ursprünglich angehörenden Gedichte des ersten Buches sind von ihm selbst größentheils unter die zwey Rubriken: Erinnerungen der Liebe und dem Andenken der Freundschaft, gebracht worden. Die unter der letztern Ueberschrift befindlichen fünf Stücke haben Stroth, Schatz, Gotter und Garve zum Gegenstande; das letzte unter der Aufschrift Thyrsis scheint eine Grabschrift zu seyn, welche der Dichter sich selbst gesetzt, und sie erinnert den Leser an den Schluß von Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhofe, ohne bey dieser Vergleichung zu verlieren. Den Anfang des Ganzen machen acht Gedichte über verschiedne Gegenstände, worunter sich die schon ehedem einzeln bekannt gemachte Epistel an Garve, über die

Ver-

Verläumdung der Wissenschaften, durch eine lehrreiche Philosophie der Geschichte in poetischen Gewande, auszeichnet. Eine Idee aus eben diesem Gebiete ist auch der Gegenstand des vorhergehenden Stückes: der Einzelne und die Gattung. Diese Idee aber, deren lichtvoller Ausdruck selbst in einem prosaischen Unterrichte schwer fallen dürfte, widerstrebte der dichterischen Behandlung, zumal in dieser Kürze, zu sehr, als daß die Kunst des Verf. darüber ganz hätte Herr werden können. Davon zeugen schon die in dem Gedichte selbst vorkommenden Ausdrücke der Ueberschrift, und vornehmlich Stellen wie diese:

> Geist der Welten, es spricht das Wort der Bestimmung vernehmlich
> Aus dem großen Gesetz, dem wir gehorchen, uns an.
> Daß die Gattung hinauf zur Vollendung sich läutre, bedarf sie
> Mehr als die Spanne von Zeit, die du dem Einzelnen gabst:
> Denn ihr Ziel ist ihr dießeit gesetzt, u. s. w.

Solche Zeilen dürfen jedoch denjenigen, welcher gewohnt ist, ein Geistesprodukt von Werth mehr als einmal zu lesen, nicht abschrecken; sie dienen ihm vielmehr zu einer Probe der Vorzüge, welche dem angeführten Stücke in anderer Hinsicht zukommen. In den mehresten andern Stücken der poetischen Wälder ist es hingegen dem Verf. vorzüglich gelungen, durch Anwendung lieblicher Allegorien aus der griechischen Mythologie dem Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen Neuheit, Leben und Anmuth zu verschaffen. Dieß hindert ihn freylich, als Volksdichter zu gefallen und zu wirken, so wie gegenwärtig unser Volk beschaffen ist; einen desto höhern und verfeinerten Genuß gewähren hingegen seine Arbeiten dem gebildetern Leser; desto wirksamer sind mehrere derselben, den höheren Ständen, unter welchen doch, sey es auch nur in Beziehung auf die bildenden Künste, gewöhnlich einige Bekanntschaft mit der Mythologie angetroffen wird, unter der Hülle leichter Allegorien, manchen ernsthaften, rührenden und beßernden Gedanken zuzuführen. In dem zweyten Buche enthalten die Wälder größtentheils kleineres Gebüsche, deßen gesundes Grün das Auge ergötzt, und in welchem man hier ein stärkendes Kraut, dort eine liebliche Beere, zum Theil unter leicht verwundenden Stacheln, antrifft. Um die Manier des Verf. an ein

Paar

Paar kurzen Proben zu zeigen, heben wir ein Beyspiel der ernsten und rührenden Gattung, und ein anderes der satyrischscherzenden aus. Das vorhin schon genannte Denkmal auf Garven S. 146 lautet:

Zweyen Unsterblichen hat sein Genius innig gehuldigt,
Dir, o Weisheit und dir, Göttinn des Maaßes und Ziels.
Guter Kranker, du hast dein Loos in Zeiten geahndet,
Und aus allen gewählt, was der Gedrückte bedarf.
Liebreich hat dich in Stunden des Schmerzes die eine getröstet,
Und durchs Leben zum Grab friedlich die zweyte geführt.

Die andre Probe sey folgendes warnend belustigende Bild von literarischer Geschäfftigkeit, S. 210.

Ueberall schaffet ihr Kiel, und überall pranget ihr Name.
Blicket, wohin ihr wollt, immer begegnen sie euch.
Fragt ihr das Modejournal, — sie befördern's; den Genius — ihnen
Dankt er sein Glück; das Archiv, — o es besteht nur durch sie.
»Und die Bibliotheken und Zeitungen? — hundert und funfzig
Recensionen im Jahr schießen sie sicherlich zu.
»Aber der Meßkatalog?« wird bedacht. »Und am Ende des Jahres
Wirkten die Herrn?« Nicht viel. »Spricht man von ihnen?« So so.

Die eignen Gedichte des Verf. sind größtentheils in eben diesem Sylbenmaaß und folglich reimlos. Einige derselben jedoch, z. B. die Episteln an Garve und an Amalie und sämmtliche aus dem Französischen übersetzte Stücke, sind in dem neuern Sylbenmaaße und in Reimen gefaßt, und zeigen hinlänglich, daß der Verf. in den andern das bequemere elegische Sylbenmaaß nicht darum wählte, weil er Ursache hatte, die aus dem Reim entspringende Schwierigkeit zu scheuen. Denn diese gereimten Stücke dürften an Leichtigkeit und Correctheit von wenigen Werken andrer Meister übertroffen werden; wenn sie gleich selbst noch manche Nachbeßerung verstatten.

Einen glänzenden Beweis aber, wie glücklich Herr M. große Schwierigkeiten zu überwinden wiße, giebt er in den ver-

verdeutschten Sonnetten des Petrarca, die den Anfang des zweyten Theils machen. Wenn man auf das sieht, was er hier wirklich geleistet hat: so wird man seine Rechtfertigung gegen die Rigoristen unter den Uebersetzern, darüber, daß er einige Mal nur die Form, nicht die Reime des Sonnetts wiedergegeben habe, weil dieß nicht geschehen konnte, ohne wichtigere Vollkommenheiten aufzuopfern, willig gelten lassen. Dieser wichtigern Vollkommenheiten aber wird man in der meisterhaften Darstellung des Geistes und der Farbe, welche das Original charakterisiren, jener Sanftheit, Feyerlichkeit und Würde reichlich genießen.

Auf diese Uebersetzungen oder Nachbildungen aus dem Petrarch folgen sieben Aufsätze, welche die Ueberschrift führen: Blätter aus dem Sagenbuche der Vorzeit, und die man eben so richtig Blätter aus dem Philosophen für die Welt nennen könnte. Auf eine ähnliche Weise nämlich und selbst in einer ähnlichen Sprache als die Verf. jenes Meisterwerks ihre Lehren der Weisheit und Tugend an allerley von ihnen selbst erdichtete kleine Erzählungen anknüpfen, trägt Herr M. in diesen Aufsätzen einige der brauchbarsten Lehren der Philosophie mit griechischer Anmuth in das Gewand einiger bekannteren Mythen gekleidet vor. Rec. macht jeden des Schönen und Guten empfänglichen Leser vorzüglich auf den Traum des Empedocles und den Altar der Eumeniden aufmerksam.

Der zweyte Theil enthält ferner eine Abhandlung über den griechischen Roman. Hier wird der Freund der alten Literatur mit den vorzüglichsten in dieses Fach einschlagenden Produkten Griechenlandes näher bekannt gemacht, und die allgemein interessirende Frage untersucht, warum doch die Griechen, welche sonst unsre Vorgänger und Muster in den Werken der schönen Künste geworden sind, in ihrer blühendsten Periode von eigentlichen Romanen gar nichts wußten, und auch späterhin sich nicht über einige sehr unvollkommene Versuche in dieser Art von Geisteswerken erhoben. Der Verf. theilt diejenigen griechischen Romane, welche sich entweder selbst bis auf unsre Zeit erhalten haben, oder von welchen doch Nachrichten und Auszüge auf uns gekommen sind, (vornehmlich durch die Bibliothek des Photius,) in drey Hauptklassen: in erdichtete Reisebeschreibungen, in

Zauber=

Zaubermährchen und in Liebesgeschichten, welche letzten zwar unsern heutigen Romanen näher kommen; aber doch, wie hinreichend gezeigt wird, hinter den guten Romanen unsrer Zeit weit zurückstehen. Was Hr. M. über die Geschichte und den Charakter des griechischen Romans mittheilt, gewinnt vornehmlich durch die von ihm angestellten Vergleichungen mit der Geschichte des neuern eigentlich sogenannten Romans an Licht und Interesse. Zwey Ursachen hinderten nach der Vermuthung des Vf. vorzüglich das Entstehen der eigentlichen Romane bey den alten Griechen. Die Homerischen Erzählungen hatten nämlich schon einmal den Geschmack des Griechen an eine andre Form, an die ganz poetische, und also metrische, gewöhnt. Und dann gab die Lage des weiblichen Geschlechtes bey den Alten den Stoff nicht, welchen die höhere Bildung und Achtung, zu welcher es bey den ehemals sogenannten Barbaren, vornehmlich seit den Ritterzeiten gelangt ist, darboten. Vielleicht könnte man zu beyden angeführten Ursachen auch diese hinzusetzen, daß vor Erfindung der Buchdruckerey überhaupt gewöhnlich nur solche Werke geschrieben wurden, die entweder auf eine ernsthafte Belehrung abzielten, als wie historische und philosophische; oder die noch zu einem andern Gebrauch außer dem Lesen, wie die rhetorischen oder poetischen nämlich zum Recitiren, oder Aufführen auf dem Theater bestimmt waren. Romane hingegen sind Produkte zur Unterhaltung für die eigentliche Lesewelt; und diese konnte erst einen bedeutenden Umfang bekommen, nachdem es so leicht wurde, ein literarisches Werk in vielen Exemplaren unter das Publikum zu bringen. Dadurch wuchs die Zahl der Abnehmer, und sozusagen der Konsumenten für dergleichen Produkte, und mit ihr natürlicher Weise die Aufmunterung, und der Lohn für die Verfertiger derselben, mithin auch der Wetteifer unter diesen, und die Vollkommenheit ihrer Werke. Der unterrichtete Leser wird übrigens den Urtheilen und Vermuthungen des Verf. gewiß in der Hauptsache beypflichten: und derjenige, welcher in diesem eben nicht häufig besuchten Gebiete der alten Literatur fremd ist, erhält durch ihn einen kurzen, deutlichen und gefälligen Unterricht, dem jeder selbst, wenn er die am Ende hinzugefügten Belege aufmerksam vergleicht, diejenige Gründlichkeit geben kann, welcher er begehrt oder empfänglich ist.

Auf ähnliche Weise hat Hr. M. in einem Unterricht über den Zustand Aegyptens, und vornehmlich Alexandriens unter dem zweyten Ptolemäus, Genauigkeit und Gründlichkeit mit Anmuth verbunden. Dieses kleine Werk, welches man ein Fragment eines antiquarischen Romans nennen könnte, besteht aus Briefen eines gebildeten vornehmen Römers, welcher sich eine Zeit lang in Alexandrien aufhält, an seinen Bruder, und ist mit Anmerkungen versehen, welche die Quellen der in den Briefen enthaltnen Notizen nachweisen. Die erste Sammlung dieser Briefe macht den Schluß des ersten Theiles, die andre den Schluß des zweyten aus. Der kleine Roman versetzt den Leser, nach Art der bekannten Reise des jungen Anacharsis, vermittelst einer der Geschichte und Verfassung jener Zeiten wohl angepaßten Dichtung in diejenige Stadt, welche bekanntlich damals in literarischer und politischer Hinsicht für die Geschichte des menschlichen Geschlechts die wichtigste nächst Rom und Athen war. Die erste Sammlung von zwey Briefen belehrt über den Zustand der in Alexandrien blühenden Literatur dadurch, daß man gleichsam in Gesellschaft des Römers, in dessen Namen sie verfaßt sind, die persönliche Bekanntschaft solcher Männer, wie Callimachus und Theokrit, macht. Die zweyte hat die vornehmsten Staatsmerkwürdigkeiten Aegyptens zum Gegenstande: die Fruchtbarkeit, die Produkte und den Handel desselben, den König und dessen Familie, und vornehmlich einen in seiner Art einzigen Aufzug zur Feyer der Dionysien. Die Beschreibung dieses Aufzugs ermüdet zwar beynahe durch die Menge der Personen und Sachen, welche dabey auftreten; ob schon der Vf., wie er selbst sagt, den Lesern nur einen Auszug giebt, und ihnen die Beschreibung vieler kostbaren Geräthschaften, Gewänder und dergl. erläßt. Eben dieses Stück aber dient doch vortrefflich, den Geist und die Sitten jener Zeit, den Reichthum des Landes, und den Charakter der Regierung ins Licht zu setzen. Eine Beylage zum zweyten Briefe dieser Sammlung macht auf einige Schwierigkeiten in dieser Beschreibung, (beym Athenäus,) aufmerksam, und enthält verschiedne Gedanken zu Hebung derselben. So wird vornehmlich der große Reichthum an Gold und Silber, welcher bey der beschriebnen Feyerlichkeit vorkommt, durch eine lehrreiche Vergleichung des damaligen Zustandes von Aegypten mit dem Zustande Spaniens nach der Besitznahme seiner

Pro-

Provinzen in Amerika erklärt. Eine andre Schwierigkeit, welche der Verf. anführt, daß nämlich an dem beschriebenen Feste der Aeltern des Königs gewisse in Kampfspielen errungene Preise zuerkannt worden, da doch aus andern Umständen bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhelle, daß die Aeltern des Königs nicht mehr am Leben waren, — diese würde Rec. sich dadurch auflösen, daß er annehme, es werde in dieser Nachricht dasjenige, was gewisse Diener oder Priester der kanonisirten Aeltern als Repräsentanten derselben gethan hatten, und etwa ihre Bildsäulen erfuhren, als von den Verstorbenen selbst verrichtet, und ihnen erwiesen dargestellt. Aehnliche Verehrungen haben wenigstens oft die Heiligen der römischen Kirche, zumal in den ihr völlig unterworfnen Ländern erfahren. Auf eine ähnliche Weise erhält auch etwa zuweilen bey dem Uebungsschießen unsrer jungen Bürger einer derselben für einen abwesenden Prinzen, ohne von diesem beauftragt zu seyn, die Königswürde. Wenn dort etwas Aehnliches in Absicht der Aeltern des Ptolemäus geschahe: so war dieß im Grunde freylich mehr eine Schmeicheley gegen den regierenden König selbst; die aber gewiß mit dem ägyptisch-griechischen Geiste jenes Zeitalters vollkommen übereinstimmte. Rec. muß hier abbrechen: ein reichlicheres Excerpiren, so wie eine mehr ins Einzelne gehende Beurtheilung erlauben die Gränzen dieser Anzeige nicht. Ihr vornehmster Zweck, zur Lesung und zum Genuße der angezeigten Schriften selbst zu reizen, wird gewiß schon durch das hier Ausgezeichnete erreicht werden.

Wst.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1802.

Am 3ten April erhielt Herr E. F. Conradi die medicinische Doktorwürde, nachdem er seine Inauguraldissertation: referens Sectiones quasdam cadaverum pathologicas et historiam rupturae uteri et vaginae, ohne Vorsitz vertheidigt hatte. Das dazu geschriebene Programm des Herrn G. H. R. Gruner enthält: Continuat. XI. Specilegii scriptorum de morbo Gallico.

Anzeige kleiner Schriften.

Die Bösesche Buchhandl. in Weißenfels hat verlegt:

Von dem Verhältniß, in welchem das Evangelium Jesu und die menschliche Gelehrsamkeit mit einander stehen. Eine Predigt von D. Franz Volkmar Reinhard, Kursächs. Oberhofprediger. Am hohen Neujahrstage 1802 gehalten, und mit einer Homilie über Matth. XVIII., 1—5 herausgegeben von J. G. Heynig. 52 Seit. 8.

Beym Vortrage liegt der bekannte Text Matth. II., 1—12 zum Grunde. Um das Verhältniß des Evangeliums Jesu mit der menschlichen Gelehrsamkeit festzusetzen, behandelt der Verfasser folgende Punkte: 1. Menschliche Gelehrsamkeit kann allerdings vom Evangelio abführen; sie kann sogar 4. gleichgültig und feindselig dagegen machen; aber sie

thut dieß 3. bloß, wenn sie unvollkommen ist, oder gemißbraucht wird. 4. An sich wird sie vom Evangelium begünstigt; ist 5. demselben auf die mannichfachste Art nützlich gewesen; verdient daher 6. das Vertrauen wahrer Christen; und 7. die eifrigste Mitwirkung zu ihrer Erhaltung und Beförderung. Die Homilie eifert gegen die jetzige modische Erziehung und gewöhnlichen Grundsätze, so wie überhaupt gegen den Geist des Zeitalters, und legt den Sinn für Wahrheit und Tugend ans Herz. — Von einem so berühmten Verfasser wird dieser neueste homiletische Beytrag ohne Zweifel viel gelesen werden, da bekanntlich jetzt die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet ist. Diese vorliegende Predigt ist dem Verstande einleuchtend abgefaßt, und nach der Meinung des Einsenders dazu geeignet, dem Evangelium Jesu sowohl, als der wahren gründlichen Gelehrsamkeit Freunde zu erwecken. — Wie aber J. G. Heynig, den man als den Verfasser einiger historischen Schriften kennt, zu der Herausgabe dieser Blätter komme, ist nicht zu errathen. In der Schrift selbst findet man darüber keine Auskunft.

Der verdienstvolle Probst, Hof- und Schloßprediger Wolfrath in Glückstadt, schrieb zur Erlangung der theologischen Doktorwürde eine Dissertation: de poenis divinis haudquaquam arbitrariis, die 1801 in Glückstadt auf 50 Quartseiten abgedruckt ist. Mit einem Aufwande seltener literarischer Belesenheit sucht er aus Profanscribenten des Alterthums, und aus Schriften berühmter neuer Theologen das auf, was sie über den Begriff und die Natur der Strafen gesagt haben. Die Meinungen eines Morus, Henke, Baumgarten, Hufnagel und Döderlein, werden angeführt und geprüft. In Hinsicht auf den zuletzt angeführten werden die Behauptungen desselben in dessen institutione theologi christiani sowohl, als in dem christlichen Religionsunterrichte gewürdigt. Der Verfasser zeigt sich als Selbstdenker, und pflichtet den Behauptungen seiner noch so grossen Vorgänger nicht allenthalben bey. Es wird hier Manches über die natürlichen und positiven Strafen (nach der gewöhnlichen Eintheilung) verhandelt. Das Wort positiv wird hier dem Begriff nicht angemessen erklärt, und besonders wider den gewöhnlichen Begriff Manches zweckmäßig erinnert. Einsender dieser Anzeige nimmt keine positive Strafen

für

für dieses Leben an; giebt aber positive Strafen überhaupt zu, und versteht darunter Uebel, die der Richter zu den natürlichen Strafen unrechter Handlungen hinzuverfüget. Er würde daher auch, wie S. 19 steht, feindliche Anfälle, Feuersbrünste und andere öffentliche Landplagen, nicht poenae divinae nennen, weil sich Vorfälle der Art aus natürlichen Ursachen erklären lassen. Der Verf. scheint auch nach §. 44. eben der Meinung zu seyn. — Mit wahrer Achtung gegen die Gelehrsamkeit des Verfassers dieser Dissertation, bey einer so wichtigen Materie, die von demselben noch ausführlicher behandelt werden soll, wird diese Anzeige geschlossen, da nach dem Plan des Intelligenzblattes hier keine umständlichere Auseinandersetzung verfügt werden kann.

Bücherverbote.

Durch ein vom Officialat zu Limburg an der Lahn erlassenes Cirkularschreiben, ist den Geistlichen im Trierschen aufs ernstlichste, und bey Vermeidung schwerer Strafe befohlen worden, alle, in der neuen gelehrten Buchhandlung zu Hadamar herauskommenden Schriften von Glaubenssachen handelnd, allenthalben zu konfisciren, in so weit sich ihre Jurisdiktion erstreckt; jeden andern bewußten Leser aber anzuzeichnen. — Ist wahrlich ein stark Stück.

Die Veranlassung zu dieser inquisitorischen Maaßregel ist der Verlag der nachstehenden drey Werke in der eben genannten Buchhandlung:

1) An die Verehrer der Heiligen. Eine Belehrung nach der ächtkatholischen Glaubenslehre. 1801.

2) Sendschreiben eines deutschen Pfarrers an die nach Frankreich zurückkehrenden ungeschwornen Geistlichen. 1800.

3) Journal für die katholische Theologie. 1sten Bandes 1stes Stück. 1802.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Druck mit Stereotypen hat in der neuesten Zeit viel Aufsehen gemacht; obgleich die Erfindung an und für sich selbst nicht neu genannt werden kann. Didot in Paris druckt auf eine eigne Weise mit beweglichen Lettern. Jede gesetzte Seite wird in eine Platte von weichem Bley abgedruckt. Diese Platte dient als Matrize, welche auf eine zur Teigkonsistenz erkältete Masse abgeklatscht wird. Man hat von stereotypirten Didotschen Ausgaben mehrere französische Klassiker, deren Preise nach Verhältniß geringer als die vom gewöhnlichen Drucke sind. — Von der Didotschen Stereotypie weicht diejenige ab, welche Herhan in Paris mit Unterstützung des (aus Schlesien gebürtigen) Grafen Schlaberndorf (Erbherrn auf Kolzig) angelegt hat. Er macht nämlich eine besondere Art beweglicher Matrizen, die unsern gewöhnlichen Druckerlettern ähnlich sind; nur sind die Buchstaben in der Matrize vertieft. Diese setzt er von der Linken zur Rechten, und klatscht mit diesen gesetzten Matrizen die Tafeln ab. Der Graf Schlaberndorf soll willens seyn, auf diese Art griechische Autoren, mit einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen herauszugeben. Der Schreiber dieses hat den mit den Herhanschen Stereotypen IX. (1801) in Paris gedruckten Sallustius, und zwar dessen conjurationem Catilinariam vor sich, der 55 Seit. 8. begreift, und welche Ausgabe sich durch ihre Nettigkeit und Eleganz sehr empfiehlt. Das Verfahren Herhans ist einfacher als das Didotsche. Die drey Köpfe Guttenbergs, Fusts und Schoeffers im Profil in Einem Medaillon vereinigt, sind eine Zierde auf dem Titelblatte dieses Sallust.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXIX. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1802.

Verzeichniß

der

im 2ten Stücke des neun und sechzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

Gött.

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

VI. Romane.

VII. Schöne Künste.

VIII. Theater.

IX. Weltweisheit.

X.

X. Chemie und Mineralogie.

XI. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIV. Gelehrtengeschichte.

Blicke

XV. Erziehungsschriften.

XVI. Münzwissenschaft.

XVII. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

XVIII. Haushaltungswissenschaft.

besitzer

XIX. Vermischte Schriften.

7. Anzeige kleiner Schriften.

8. Bücherverbote.

9. Korrespondenz.

10. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre, von Jonathan Schuderoff, Diaconus in Altenburg. Jena, bey Gabler. Erster Band. 1799. 358 und XVI Seiten. — Zweyter Band. 1801. 386 Seiten gr. 8. 2 Rh. 16 R.

Der Verfasser versichert, mit diesen Predigten im Abdruck gar keine bedeutende Veränderung vorgenommen; sondern sie so geliefert zu haben, wie sie gehalten wurden. Allein auf ein gemischtes Publikum, wie es der Prediger, als solcher, gewöhnlich vor sich steht, sind sie wahrlich nicht berechnet. Sie erfordern fast durchgängig einen Kreis von quasi Auserwählten, die nicht nur an gespannte Aufmerksamkeit und ernstes Nachdenken; sondern auch an eine freyere Ansicht der Religion gewöhnt, und ausserdem mit der Büchersprache unserer Zeit, (welche doch gewiß nicht auf die Kanzel gehört,) genau bekannt sind. Nur diese sind fähig, alles Vorgetragene ohne Mißdeutung zu fassen und zu benutzen. Freylich aber finden diese dann hier auch unstreitig Vieles, was der Stim-

mung ihres Geistes entspricht, und ihnen zur Erhaltung und Belebung eines rein moralischen Sinnes förderlich werden kann. Der Verf. behandelt seinen Stoff, der größtentheils aus dem Gebiete der speciellen Moral genommen ist, mit philosophischer Kraft. Seine Rede nimmt der Regel nach einen festen, ruhigen Gang; nur zuweilen erhebt sie sich, und wird warm und herzergreifend, und besonders da, wo ein Vorurtheil zu bekämpfen, oder einer verderblichen Gewohnheit entgegen zu wirken ist, spricht er mit einer Stärke und Freymüthigkeit, die aus der Tiefe seines Innern hervorzugehen scheint, und ihn daher von einer sehr ehrwürdigen Seite darstellt. Daß indeß alle diese Predigten sich in gleichem Grade auszeichnen sollten, kann man nicht sagen. Zur Ehre des Verfassers wäre wohl zu wünschen, daß er, wenn er vor das große Publikum treten wollte, die Auswahl seiner Predigten mit mehr Strenge gemacht hätte. Einige sind offenbar weniger durchgedacht, als andere. So liegt z. B sogleich der ersten, „von dem Einflusse der Einsamkeit auf unser Urtheil über irdische Vorzüge“ eine gewisse Unbestimmtheit der Begriffe zum Grunde. Nicht sowohl der Einsamkeit selbst, (denn diese vermag an sich kein Urtheil zu berichtigen) als vielmehr dem stillern Nachdenken, sofern es durch sie begünstigt, und in andern Richtungen beschäfftigt wird, ist ein solcher positiver Einfluß zuzuschreiben. Wer z. B. aus Neid in die Einsamkeit flieht, und nun die Vorstellung des irdischen Glücks vermittelst seiner Phantasie verschönert, den wird ein völliger Mitgenuß rauschender Vergnügungen oder eine nähere Ansicht des steifen Flitterprunks im geselligen Leben eher heilen, als die Einsamkeit. Der Hauptsatz hätte demnach mehr eingeschränkt, und Alles viel bestimmter ausgedrückt werden müssen. Eben so hätte auch das Thema, (II. 182) daß das lebendige Andenken an Gott ein unfehlbares Mittel zur Beförderung eines rechtschaffenen Lebenswandels sey, in der Ausführung ungleich mehr Klarheit und Ueberzeugungskraft erhalten können. Zwar ist der Hauptbeweis ganz richtig gefaßt; allein übrigens sind die Gedanken weder sorgfältig genug entwickelt, noch lichtvoll geordnet worden. Der Verf. hat sich damit begnügt, bloß im Allgemeinen und ohne genauere Disposition der Materie fortzureden. Eine solche Disposition leuchtet überhaupt nicht immer durch. Selbst der Uebergang zum zweyten Haupttheile wird gewöhnlich gar nicht bemerkt. Und dieß ist, wie Rec. glaubt, keinesweges zu billigen. Der Zuhörer fin-

findet nicht nur Erleichterung für sein Gedächtniß; sondern er lernt auch allmählich bestimmter und zusammenhängender denken, wenn die wesentlichen Punkte der Rede merklich herausgehoben, und ihm in ihrem Verhältnisse zum Ganzen und in ihrer wechselseitigen Verbindung einleuchtend gemacht werden. Auch bleibt es alsdann nicht so leicht bey einem bloßen Totaleindrucke, worüber er nur selten sich zu einer genauern Rechenschaft ziehen kann, und der Prediger ist weniger in Gefahr, etwas Wichtiges und Zweckdienliches zu übersehen. — Wir haben in dieser Hinsicht unter den Alten und Neuern große Muster vor Augen, und diese lehren zugleich, daß man deshalb nicht in ängstliches Zerspalten der Begriffe und verwirrendes Aufzählen aller möglichen Abtheilungen und Unterabtheilungen verfallen dürfe. Es giebt auch hierin Maaß und Ziel; aber besser ist es, daß der Prediger es beobachte, als, daß er seiner Predigt das Ansehen eines Aggregats von zufälligen Gedanken über einen bestimmten Gegenstand gebe. Und vorzüglich von Predigten, wie die vorliegenden, welche eine so gute Anlage des Verfassers zeigen, wünscht man das Fehlerhafte ganz verwischen zu können. Rec. muß daher bemerken, daß der Vortrag ihm hin und wieder viel zu schwerfällig, oder, mit einem gelindern Ausdrucke, systematischer und neuphilosophischer dünkt, als er zu einer Predigt passend ist. Dazu kömmt noch oft die Länge der Perioden, und allzu häufiger Gebrauch der Participien. Zur Probe hier nur eine kurze Stelle, wie sie ohne mühsames Aufsuchen gerade vorfällt. „Kann man den Irrthum nicht mit Namen nennen, „nicht von einer bestimmten Behauptung bestimmt, und zu „Jedermanns deutlicher und gründlicher Ueberzeugung dar„thun, sie sey falsch und schädlich; sondern hält man sich bloß „an allgemeine Warnungen, und eifert bloß im Allgemeinen „gegen Irrlehrer und Unruhstifter: so ist sehr zu besorgen, „daß der Ungelehrte, mit den verschiedenen, in der „Hauptsache vielleicht vollkommen übereinstimmen„den Ansichten eines Gegenstandes Unbekannte, glaube, „Jeder, der sich nicht ausdrücke, wie der vor Irrlehren „Warnende sich ausdrücke, weiche von der reinen Lehre ab; „und daß folglich ungegründeter Argwohn und Mißtrauen die „Gemüther beschleiche." (I. 163.) Ohne Zweifel würde diese Stelle durch eine kleine Wendung sich füglich in drey oder mehrere Perioden zerlegen lassen, und hierdurch an Simplicität und Gemeinfaßlichkeit, wie an Wohlklang und Nachdruck ge-

winnen. So aber, wie sie ist, muß sie im Vortrage schnell und mit genauer Modulation der Stimme gesprochen werden, wenn der Zuhörer, dem doch so bald etwas entschlüpft, sie nicht unverständlich finden, und den Zusammenhang des Nachsatzes mit dem Vordersatze aus den Augen verlieren soll. — Eine Kleinigkeit, nämlich die mißtönende, so leicht vermeidliche, Verdoppelung des Worts werden, (z. B. ob sie mit ihren Geliebten wieder vereinigt werden werden) würde Recensent unbemerkt lassen, wenn sie nicht öfter (z. B. II. 117, 128, 136, 139.) wiederkehrte.

We.

Katechetische Gespräche über ausgesuchte Stellen der heiligen Schrift, zur Beförderung richtiger Religionsbegriffe. Erstes Bändchen. Hildburghausen, bey Hanisch. 1801. 175 S. 8. 12 gr.

Diese katechetischen Gespräche verdienen im Ganzen eine günstige Aufnahme, und sowohl Materie als Form machen ihrem Verfasser verhältnißmäßig alle Ehre. Seine Geschicklichkeit zu katechisiren ist keine der geringsten; die katechetische Entwickelung der Begriffe ist ihm größtentheils sehr gut gelungen, nur zuweilen macht sie einige Sprünge. Die Antwort des Kindes ist durch die vorhergehenden Fragen des Lehrers nicht immer genugsam eingeleitet und vorbereitet; es wird mehr geantwortet, als in der Frage des Lehrers eigentlich liegt, und, um also noch dieses Mehrere katechetisch abzulocken, würde natürlich erst auch eine oder die andere Zwischenfrage nach den Regeln der Katechetik nöthig gewesen seyn. Auch nimmt der Lehrer zuweilen einen Umweg, wo es doch in der Sache einen weit nähern und kürzern Weg gab. Damit aber wird für den Unterricht des Kindes mehr verloren, als gewonnen. Denn den nähern und kürzern Weg, gehörig ins Licht gesetzt, wird doch das Kind, wenn es in der Folge für sich allein gehen lernen soll, unstreitig weit leichter und glücklicher wieder finden, als den Umweg, der eben deßwegen schwerer zu behalten ist, weil er weiter ist. Dieß ist z. B.

der

der Fall bey dem dritten Gespräche über die Liebe gegen Feinde. Der nächste und kürzeste Weg zum Ziele, d. h. zur anschaulichen und überzeugenden Erkenntniß dieser Pflicht, wäre nämlich unstreitig hier der gewesen, wenn der Lehrer die Pflicht an sich selbst vor allen Dingen aus dem Begriffe der Liebe selbst entwickelt hätte. Jemanden lieben, wenn nicht von einer bloß sinnlichen, sondern, wie hier von einer vernünftigen Liebe die Rede ist, heißt nämlich nichts anderes, als, gegen Jemanden einen guten Willen haben. Wahre vernünftige Menschenliebe ist also eigentlich nichts anderes, als die wahre Tugend selbst. Denn jene, so wie diese, ist nichts anderes, als der edle, feste und beständige Sinn, nur immer das zu wollen und zu thun, was Gott gefällt, und was vernünftig, recht und gut ist. Jene, so wie diese, schließt mithin die Liebe gegen Feinde, d. h. die pflichtmäßige Gesinnung, die das Gesetz der Vernunft und des Christenthums in dieser Hinsicht von uns fordert, nothwendig schon mit in sich. Denn ein Wille, der nun einmal ein moralisch guter ist, ist und wird auch selbst gegen Feinde ein moralisch guter Wille seyn und bleiben, weil es widersprechend seyn würde, wenn ein solcher, indem er ein moralisch guter ist, auch zugleich ein moralisch böser seyn sollte. Von einem solchen genau bestimmten Begriffe der Liebe, so wie das Christenthum sie fordert, findet sich aber in diesem Gespräche keine Spur; daher der Umweg, der das Kind durch manche Krümmungen führt, ehe es zum Ziele kommt. Der Zweck dieser Gespräche, wie der Titel, der ihn ankündiget, ist sehr beyfallswerth und löblich; nämlich Beförderung richtiger Religionsbegriffe. Rec. glaubt auch sehr gern, daß sie diesen ihren großen und guten Zweck, wenigstens bey vielen Katecheten, sowohl in Kirchen als in Schulen, besonders auf dem Lande, deren Mehrheit in diesem Punkte noch immer ziemlich weit zurück ist, in dem Maaße erreichen können und werden, daß es sich wohl der Mühe lohnt, ihnen eine Empfehlung an diese Herren aus guter Wohlmeinung mit auf den Weg zu geben. Zuweilen aber sind doch die Begriffe und Erklärungen des Verfassers auch selbst noch nicht immer ganz die besten und richtigsten. Z. B. in der Stelle Röm. 12, 20 sollen die glühenden Kohlen ein Bild der Schaamröthe seyn, weil sie eine blutrothe Farbe haben. Allein an ihre Farbe zu denken, dazu findet sich hier gar kein Grund; weit natürlicher hingegen ist es, sie als ein Bild dessen hier zu denken, was schmerzt, oder überhaupt auf Em-

pfindung und Gefühl einen sehr starken unwiderstehlichen Eindruck macht. Der Sinn ist also: wenn du durch Recht- und Wohlthun einen guten Willen gegen deinen Feind an den Tag legst: so wird er dagegen eben so wenig unempfindlich bleiben können, als wenn du feurige Kohlen auf sein Haupt legtest. Es wird ihn schmerzen, daß er dich bisher verkannte; es wird ihm wehe thun, daß er dir Unrecht that, und Böses zufügte, und er wird mithin erweicht, und bewogen werden, seinen bösen feindseligen Sinn gegen dich zu ändern, sich zu bessern, und aus deinem Feinde dein Freund zu werden. — S. 40 wird gefragt: „wozu ist die Religion dem Menschen gegeben? Kind. „Sie soll ihn zuerst gut und einst seelig machen." — (Nur einst erst, nicht auch hier schon?) Lehrer. „Was müssen also ihre Gebote an dem Menschen wirken? Kind. „Sie müssen ihn bessern." — Diese Darstellung ist nicht ganz richtig und genau; denn die Gebote der Religion, als solche, haben eigentlich nicht an sich die Kraft zu bessern; sondern diese Ehre kommt ihren moralisch praktischen Lehren, und den Motiven zu, die darin liegen. — Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, wird sehr einseitig S. 66 dahin erklärt: — „Trachtet nach dem Unterrichte Jesu." — Allein das Reich Gottes ist ja noch weit mehr als bloßer Unterricht; es ist die Herrschaft der göttlichen Religion Jesu selbst, oder, der bessere und vollkommnere Zustand, in welchem wir uns alsdann befinden, wenn die Lehre der Wahrheit und die Gesetze der Tugend, wodurch uns Gott beherrschen will, und die den Geist und das Wesen des wahren Christenthums ausmachen, in der That uns ganz beherrschen. Der Sinn ist also: Trachtet nur vor allen Dingen darnach, daß die göttliche Religion Jesu euch ganz beherrsche, und daß ihr unter ihrer Leitung recht weise und gute Menschen werdet: so wird alles Uebrige sich schon von selbst finden. — S. 96 heißt es: „Da wir doch gar oft unsere Pflichten nicht nach den biblischen Gesetzen; sondern nach der bloßen Vernunft beurtheilen müssen; wie könnten wir sie insofern nennen? Kind. „Gesetze der Vernunft." — Also die biblischen Gesetze heißen in sofern Gesetze der Vernunft, in sofern wir unsere Handlungen nach denselben nicht beurtheilen können? Wie reimt sich das? — Welch eine Zusammenstellung! — Bey Erklärung der Stelle Matth. 9, 12 im 11ten Gespräche, S. 103, unterscheidet der Verf. nicht gehörig zwischen Buße, als eigentlicher Sinnesänderung, d. h. als erster Revolution in Grundsätzen und Gesin-

sinnungen, womit das moralische Besserwerden anhebt, und zwischen eben derselben als einer beständig fortgesetzten moralischen Besserung. Nur bloß dieser, nicht aber jener bedürfen die Frommen. Wären aber bloß eingebildete Fromme hier gemeint, wie könnte dann wohl Jesus sagen: Er wolle sie nicht zur Buße rufen? — S. 110—111 verwechselt der Verf. eine Besserung, die von entgegengesetzten Fehlern, z. B. von Trägheit auf der einen, und von übermäßiger Anstrengung auf der anderen Seite, folglich gleichsam in entgegengesetzter Richtung zur Pflicht zurück führt, sonderbar genug mit ganz entgegengesetzten Mitteln zur Besserung. Wie kann denn aber das, was die Besserung ganz eigentlich selbst ist, als ein Mittel zu derselben betrachtet werden? — Seite 208 setzt der Verf. die Vergebung der Sünden in möglichster Wiederaufhebung der bösen und schädlichen Folgen der Sünde durch pflichtmäßige Besserung, und in Hervorbringung der guten und heilsamen Folgen der Tugend durch Ausübung derselben. Allein dieß ist vielmehr auf Seiten des Menschen nur Bedingung der Vergebung der Sünden; sie selbst hingegen ist eine Handlung oder eine Wohlthat der weisen Güte und Gerechtigkeit Gottes, zu welcher dreyerley gehört: 1) Verwandlung des gerechten Mißfallens, welches Gott an dem Sünder, so lange er sich nicht bessert, nothwendig haben muß, in ein gnädiges Wohlgefallen an ebendemselben, in sofern er sich gebessert hat, und noch immer fortfährt, sich zu bessern; 2) Anerkennung desselben als eines gerechten, d. h. als eines solchen, der nun wirklich so denkt und handelt, wie es vor Gott und vor seinem Gewissen recht und gut ist; 3) Lenkung zum Guten und möglichste Wiederaufhebung der bösen und schädlichen Folgen seiner Sünden durch Gottes Vorsehung, und durch die weisen heiligen Veranstaltungen seiner allerhöchsten moralischen Weltregierung. — Mehrere Bemerkungen muß Recensent des Raumes wegen unterdrücken. — Der Gespräche sind 16, und ihr Inhalt ist kürzlich dieser: Ueber die Bestimmung des Menschen; die Ausübung des Guten macht uns Freude; über die Liebe gegen Feinde; über Selbstrache; unsere vornehmste Sorge muß auf die Tugend gerichtet seyn; die Sorge für den Geist schließt die Sorge für unser leibliches Wohl nicht aus; über den Begriff von Nüchternheit; manche Vorschriften Jesu giengen nur seine Jünger an, nicht aber uns; manche Aussprüche Jesu und seiner Apostel gehen nur auf gewisse Zeiten; thue nichts, woran du

 zwei-

zweifelst, daß es recht sey; über die Selbsterkenntniß; über die Pflicht der Wiedererstattung; nicht durch äusseren Gottesdienst, sondern durch Rechtthun werden wir seelig; über die Pflicht, andern ein gutes Beyspiel zu geben; über Demuth und Bescheidenheit; alle Geschöpfe und Anordnungen Gottes sind gut.

Wd.

Zwo (zwey) Predigten am Dank- und Freudenfeste wegen (des) geschlossenen Friedens, gehalten den 10ten May 1801., die erste Morgens in der Dreyeinigkeitskirche v. Joh. Christoph Schmid, Pfarrer und Professor, und die zwote (zweyte) Abends im Münster zu Ulm, von Johann Martin Miller, Prediger und Professor. (Gedruckt zum Besten der Armen.) Ulm, in der Stettinschen Buchhandl. 1801. 64 S. 8. 18 Kreuzer.

Gewiß ist es sehr löblich, solche feyerliche Gelegenheiten nicht nur im Andenken zu erhalten; sondern vorzüglich auch die dabey leichter zu erreichende Rührung soviel möglich zur Befestigung der erregten guten Gesinnungen und Entschlüsse zu benutzen zu suchen, wozu diese beyden Predigten auch allerdings mit beytragen können. Selbst auswärtigen Freunden religiöser Betrachtungen dürfen sie in dieser Rücksicht empfohlen werden, die sie sowohl mit Nutzen und Erbauung lesen werden, als auch durch ihren Ankauf zur Unterstützung armer, hülfsbedürftiger Familien, denen der Beytrag bestimmt ist, wohlthätig mitwirken können. Die Schmidische Predigt fängt mit einem fast zu langen Gebet an; erzählt dann im Eingang in gedrängter Kürze treffend die mannichfaltigen Beschwerden und Gefahren des Krieges, und handelt nach Ps. 67, 6. 7. und 8. von den Seegnungen des Friedens, und wie wir ihn uns zu Nutzen machen sollen. Diese findet der Verf. nun 1) in der Natur, die jetzt ungestörter in herrlicher Fruchtbarkeit prangen werde, und den sich darüber freuenden Menschen also zu Fleiß und Wohlwollen, Ordnung und

und Mäßigkeit ermuntere; 2) der Genuß häuslicher Ruhe wird nicht mehr durch leichtsinnige, unbillige und hartherzige Krieger gestört, häusliche Beschäfftigungen, die Erziehung der Kinder und Leitung des Gesindes werden nicht mehr gehindert; 3) Gewerbe und Handthierungen können wieder gedeihen; 4) der wilde, unbarmherzige Parteygeist soll aufhören; 5) die durch den Krieg veranlaßten Laster sollen vermindert werden; 6) vorzüglich soll der innere Frieden in unseren Herzen, in den Familien, und besonders zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft hergestellt und befestigt werden. Mit Wärme und Nachdruck werden hier besonders die Pflichten der beyden letztern auseinander gesetzt, und Heil der Stadt, wenn sie eben so beherziget, ausgeübt und erfüllt werden, was S. 36 wie in prophetischer Begeisterung gesagt wird: „dann würden alle Hindernisse, die etwa (n) der Stolz oder Eigennutz oder die Rechthaberey der Eintracht in den Weg legen, aufhören; der Friede, und mit demselben Achtung, Vertrauen, Gehorsam und Bürgerglück zurückkehren; wir würden untereinander ein stilles, ruhiges Leben führen in aller Zucht und Ehrbarkeit; tausend Gebete würden für die Erhaltung unserer Verfassung zu Gott geschickt werden, ꝛc." Sonst scheint der Verfasser absichtlich mit Vermeidung alles rednerischen Schmucks den ruhigen Gang der Betrachtung vorgezogen, und mehr zu überzeugen, als zu rühren gesucht zu haben, was auch, wenn der Vortrag übrigens nicht trocken und steif ist, allerdings besser ist; ob es gleich schwer ist, die Aufmerksamkeit der Zuhörer immer gespannt zu erhalten, und beydes vereinigt seine Wirkung sicherer zu erreichen pflegt. Leicht könnte daher die Millersche Predigt, welche mehr schildernde Darstellung hat, und überhaupt belebendes Feuer des Dichters verräth, bey Manchem mehr Beyfall gefunden haben. Ueber Luc. 2, 13 und 14. wird von der höchst dankenswerthen Wohlthat des uns von Gott wieder geschenkten Friedens gehandelt.

Bs.

Materialien zur Beförderung eines reinbiblischen praktischen Volksunterrichtes in der christlichen Glaubenslehre, für Prediger und Katecheten.

 Von

Von Dr. J. G. Bechtold. Dritter Band. Lemgo, im Meyerschen Verlage. 1801. 1 Alph. 16 Bogen 8. 1 Rh. 16 R.

Recensent hat bey Anzeige der beyden ersten Bände dieser Materialien (s. N. A. D. B. 56, St. 2) die Manier des Verfassers, die Mischung von Paläologie und Neologie, die Ueberfüllung und Weitschweifigkeit, das Holperichte des undialogischen Dialogs schon so angegeben, daß er sich hier nur wieder darauf beziehen darf. Dieser dritte Band enthält die drey letzten Theile der Glaubenslehre. Der sechste nämlich handelt die Heilsordnung oder die Bedingungen ab, unter welchen den Menschen Jesu Erlösung zu Theil werden soll; der siebente die Mittel und Werkzeuge, deren sich Gott dazu bedient; und der achte die äusserlichen Anstalten zur besseren Anwendung dieser Heilsmittel. In dem ersten Abschnitte findet man folgende Wendung noch, um einen Kinderglauben bey den Täuflingen zu erweisen. Zu dem ersten bloß äusserlichen und historischen Glauben an Jesum, wie ihn eine Menge Menschen in der ältesten Kirche bey der Taufe bekannten, gehört so wenig eine entwickelte Erkenntniß der Religion Jesu als unentbehrliche Bedingung, daß vielmehr schon eine solche Seelenlage dazu hinreicht, worin man überhaupt der Lehre Jesu noch nicht widerstrebt. Nun bringen ja die neugebornen Kinder zur Taufe auch ein Herz mit, welches dem, was man jetzt mit ihnen vornimmt, nicht widerstrebt, und so weiter. Ergo!

Mit Vergnügen hat Rec. in dem letzten Abschnitte über Kirche, Kirchengewalt und Rechte, über deren Verhältniß zum Staate viele wackere, billige, tolerante und freymüthige Aeusserungen des Verf. wahrgenommen, welche ein wahres Collegialsystem begründen, und deren Anwendung freylich noch in dem herrschend gewordenen Episcopal- und Territorialsysteme manches schwer zu beseitigende Hinderniß findet.

Ri.

Ver-

Versuch über den letzten Grundsatz der christlichen Sittenlehre, von Jacob Friedrich Duttenhofer, Dr. der Philos. und Diaconus zu Vayhingen an der Enz. Tübingen, bey Heerbrandt. 1801. 287 Seiten 8. 20 Ggr.

Diese Schrift zeigt sowohl von dem philosophischen Geiste des Verfassers, als von dessen Gabe, die abstraktesten Spekulationen deutlich und faßlich darzustellen. Der erste Versuch enthält *eine Vergleichung des formalen Moralprincips mit den Grundbegriffen und Forderungen der christlichen Moral*, wodurch der Verfasser zu zeigen sucht, daß das höchste Princip der Vernunftmoral auch zugleich das höchste Princip der christlichen Sittenlehre sey. Er geht dabey sehr richtig von der Bemerkung aus, daß der Mensch in sich selbst die erste Grundlage aller Verbindlichkeit zu suchen habe, und daß, wenn auch der Wille Gottes als Princip der christlichen Sittenlehre aufgestellt werde, dieser doch eigentlich nicht den letzten Bestimmungsgrund zur Verpflichtung enthalte; sondern nur durch die Uebereinstimmung, die wir zwischen ihm und der schon vorher von uns bestimmten, obersten Maxime finden, dazu erhoben werde. Der bloße Begriff eines heiligen Willens Gottes enthält noch nicht den Grund, wodurch sich der Mensch zum Gehorsam gegen denselben verpflichtet hält; sondern er muß schon die Verbindlichkeit überhaupt anerkannt haben, sein Bestreben auf Erreichung einer heiligen Gesinnung zu richten, wenn er sich zum Gehorsam gegen den Willen des Allerheiligsten verpflichtet halten soll. Mithin liegt auch in diesem Falle die Grundlage der Verbindlichkeit in ihm selbst. Ferner kann das höchste Princip für die Moral nur in einem formalen Princip der Vernunft gesucht werden, weil nur dieses Allgemeinheit mit sich führt. Es heißt: *handle vernünftig*, (bestimmter, unserer Meinung nach, handle jederzeit der Vernunft gemäß). Dieß will aber nichts anderes sagen, als: wähle solche Maximen zu bestimmenden Maximen deiner Handlungen, wovon du vernünftiger Weise wollen kannst, daß sie allgemeine Gesetze seyn. Dieses Princip ist allgemein verbindlich, ewig und unveränderlich, weil es ein Ausspruch

der

der durch keine Verhältnisse und Umstände bestimmten Vernunft ist, welcher also nothwendig für alle vernünftige Wesen gültig seyn muß. Daß nun aber auch dieses höchste Vernunftprincip der Moral bey der christlichen Sittenlehre zum Grunde liege, kann dadurch gezeigt werden, daß der Begriff, den Christus von einer moralischen Handlung aufgestellt hat, mit dem aus dem Vernunftprincip abgeleiteten auf das vollkommenste übereinstimmt; daß er keinen jenem entgegengesetzten Grundsatz aufgestellt hat, und daß die von ihm aufgestellten Gebote keinen solchen verschiedenen Grundsatz voraussetzen. Nach dem Vernunftprincipe ist aber eine moralisch gute Handlung diejenige, die aus einer Maxime entspringt, welche von der Vernunft gebilligt wird (hier würden wir nach dem vorigen stehen bleiben; allein der Verf. setzt noch hinzu:) und zu deren Hervorbringung der Mensch nicht durch den dadurch zu erreichenden Zweck; sondern durch reine Achtung des Gesetzes bestimmt worden ist. (Das ist also bestimmter eine ganz rein moralische Handlung.) Diese Bestimmung ist in allen ihren Theilen mit dem in der christlichen Lehre festgesetzten Begriff einer moralisch guten Handlung vollkommen übereinstimmend. Auch die Sittenlehre Christi verwirft eine Handlung, deren Bestimmungsgrund die Befriedigung einer eigennützigen Neigung zum Endzweck hatte; wenn sie gleich ihrem empirischen Charakter nach und in ihren Folgen dem Gesetze ganz entspricht. Matth. 6, 1. flg. 1 Cor. 13, 3. Christus verwirft ferner alle bloß im Aeussern sich zeigende Befolgung seiner Gebote, deren Grundlage nicht ächt ist. Matth. 7. 21—23. Er dehnt die bloß auf äussere Handlungen sich beziehenden mosaischen Gebote auch auf die Gesinnungen aus. Matth. 5, 21 flg. Damit verdammt er zugleich die unrechtmäßigen Begierden und Bilder der Phantasie, deren Unterhaltung den Menschen zu unmoralischen Handlungen verleitet. Marc. 7, 20—23. Er legt uns solche Pflichten auf, die ganz den Neigungen entgegengesetzt sind, wie z. B. die Feindesliebe, und zwar aus Gründen, die überall keinen Bezug auf eigennützige Triebe haben. Matth. 5, 44. 45. 48. Er fordert die Aufopferung eines Theils unserer Glückseligkeit, sobald sie der Pflicht entgegen steht. V. 29. 30. Selbst die Aufopferung des Lebens wird von der christlichen Sittenlehre gefordert, wenn nur dadurch der Pflicht ein Genüge geschehen kann. 1 Joh. 3, 16. Diese Bestimmungen einer pflichtmäßigen Handlung zeigen deutlich genug, daß die christliche Sittenlehre die Moralität

ralität einer Handlung durchaus nicht in der Befriedigung einer Neigung; sondern in der Bestimmung derselben nach dem Gesetze findet. Noch deutlicher wird dieß durch die Bestimmung desjenigen, wonach wir uns in unsern Handlungen richten, und was wir durch unser Bestreben erreichen sollen. Es werden uns nämlich als Muster vorgestellt die moralische Vollkommenheit und Heiligkeit Gottes. Matth. 5, 48. 1 Petr. 1, 15. 16. und eben so Christus Phil. 2, 5. der rein von aller Unmoralität (Hebr. 7, 26.) das was er ausführte, um den Willen Gottes zu erfüllen ausführte Joh. 4, 34. und nicht um einer dadurch zu erreichenden Belohnung willen, Phil. 2, 6. noch wegen eines uns zustehenden Verdienstes Röm. 5, 6—8. Endlich wird von dem Menschen eine gänzliche Umänderung seiner bloß durch sinnliche Begierden bestimmten Gesinnung gefordert Joh. 3, 5. 6. wodurch alle fehlerhaften Neigungen verdrängt Col. 3, 8. 9. und dagegen eine der Heiligkeit Gottes und Christi ähnliche Gesinnung bewirkt werden soll Col. 3, 10. 11. Ephes. 4, 24. Bey allem diesen muß offenbar jede eigennützige Bestimmung ausgeschlossen werden. Auch behauptet die christliche Sittenlehre, daß der eigennützige und uneigennützige Trieb als bestimmende Gründe zu einer Handlung unvereinbar seyn Matt. 6, 24. 16, 13. Röm. 8, 5—9. und daß die Handlung in der moralischen Beurtheilung immer den herrschenden Charakter der Gesinnungen habe. Matth. 7, 17—19. 12, 35. Gal. 5, 22. Das sind lauter Forderungen, welche die reine Heiligkeit des Willens zum Gegenstande haben, wenn gleich die christliche Sittenlehre auch den natürlichen Gegensatz zwischen den sinnlichen Trieben und dem Gesetze anerkennt Röm. 7, 21—23. 8, 5—7. u. s. w. — Aus dieser ganzen Induction des Verfassers wird sich wenigstens so viel ergeben, daß die christliche Sittenlehre auch eine ganz reine uneigennützige Tugend als Ideal aufstellt, wie sie nur aus reinen Vernunftprincipien entwickelt werden kann; allein auf der anderen Seite wird Hr. D. auch zugeben müssen, daß die christliche Moral als eine populäre Moral unendlich öfter auf Vortheile und Belohnungen hinweiset, und diese als Reizmittel zur Tugend gebraucht. In der That konnte sie auch nicht wohl anders, wenn sie nicht bloß bey einem Ideale stehen bleiben wollte, welches von einem noch nicht moralisch ausgebildetem Volke zwar angestaunt, aber unbefolgt bleiben mußte. Es war daher sehr weise (und wird es bey einem ungebildeten Haufen immer

blei-

stellen) daß man die Religion zunächst nur als Bildungsmittel zur Moralität gebrauchte, sammt allen den Reizmitteln, welche die rohe Sinnlichkeit überwältigen und die Tugend befördern konnten; nebenher aber auch auf Ideale hinwies, denen sich der schon moralisch Gebildete annähern sollte. Auf diese Weise wurde auch eine uneigennützige Tugend gelehrt, welche der Gipfel menschlicher Tugend ist, den zu erklimmen aber auch nur die Weisen eines Volks im Stande seyn werden, und schwerlich jemals das Volk in Masse selbst, welches immer mehr sinnliches Wesen als Vernunftwesen bleibt. — Darauf untersucht der Verf. noch, ob Christus einen allgemeinen letzten Grundsatz für die Moralität aufgestellt habe? und das Resultat fällt dahin aus, daß dieß nicht der Fall sey; wenn er gleich Vorschriften gegeben habe, die mit dem letzten durch die Vernunft aufgestellten Grundsatz der Sittenlehre auf das vollkommenste übereinstimmen. — Der zweyte Versuch beschäfftigt sich mit dem Begriff der Kausalität der Freyheit, und der dadurch gegebenen Möglichkeit der Besserung. Nachdem sich Hr. D. gegen die Grundsätze des Fatalismus und Determinismus erklärt hat, zeigt er, daß sich die Freyheit nur aus dem Sittengesetze der Vernunft folgern lasse, welches dieselbe nothwendig voraussetze. Sie ist die Bedingung der Vernunftmäßigkeit des von der Vernunft aufgegebenen Sittengesetzes, und ihre Wirklichkeit kann weder durch die Erfahrung bewiesen noch widerlegt werden. Die Annahme der Freyheit ist also nothwendig, weil sie die Möglichkeit (principium essendi) des von der Vernunft aufgegebenen Gesetzes enthält. Die Behauptung derselben ist durch die Vernunft selbst gesichert, zwar nicht in sofern, daß sie eine von der Vernunft aufgestellte unmittelbare Thatsache wäre, durch welche das moralische Gesetz gegeben würde; sondern in sofern sie den Grund enthält, wodurch die Vernunft von dem Widerspruche gegen sich selbst, in den sie sonst unvermeidlich verfiele, gerettet wird. Aber eben weil die Annahme der Freyheit durch die Vernunft gesichert wird, darf der Begriff derselben auch den Gesetzen der Vernunft nicht widersprechen. So nothwendig es also auch für ein vernünftiges Wesen ist, zum Behuf der Möglichkeit des Ausspruchs seiner praktischen Vernunft dem der Moralität fähigen Subjecte Spontaneität zuzuschreiben: so nothwendig ist es ihm auch auf der anderen Seite, dieses selbstthätige Vermögen des Menschen auf eine Art zu denken, welche den

Ge-

Gesetzen der theoretischen Vernunft angemessen ist. Im entgegengesetzten Falle würde sich nämlich die Vernunft selbst widersprechen, also etwas Unmögliches behaupten. Es kommt daher auf eine nähere Entwickelung des Begriffs von Kausalität an. Hiernach ist nun aber in der Welt der Erscheinungen oder der empirischen Welt überall keine Freyheit; sondern, da herrscht der strengste Fatalismus. Jede Erscheinung ist Wirkung einer vorhergehenden Ursache, und das Daseyn dieser Wirkung ist nach dem Gesetze der Kausalität nothwendig mit dem Daseyn der Ursache verbunden. Ursache ist aber bey den Erscheinungen das Vorhergehende. Das Entstehen der Wirkung kann also durchaus nicht verhindert werden, weil die Ursache schon in die Vergangenheit zurückgetreten, und aus eben diesem Grunde keiner möglichen Gewalt mehr unterworfen ist. Allein ganz anders ist der Fall, wenn das Gesetz der Kausalität auf einen intelligiblen Zustand angewendet wird. Hier steht die Ursache unter keiner Zeitbedingung; also ist sie auch nicht nothwendig wieder die Wirkung einer vorhergehenden Ursache und so ins Unendliche, wie es bey den Erscheinungen der Fall war. Es tritt also im intelligiblen Reiche der Fall nicht ein, wie er im Reiche der Erscheinungen war, daß überall nichts seyn kann, welches eine Reihe schlechthin und von selbst anfangen könnte, u. s. w. Durch diese Bestimmung der Kausalität wird also auch nach den Gesetzen der theoretischen Vernunft die Möglichkeit eines Vermögens in dem Menschen festgesetzt, eine Reihe anzufangen, deren erstes Glied nicht in dem letzten Gliede einer vorhergehenden Reihe gegründet ist, u. s. w. Der Verf. berührt alsdann noch einige Schwierigkeiten bey diesem Begriffe der Freyheit, und bestimmt sie endlich als das **Vermögen, unabhängig von allen sinnlichen Antrieben die Maximen seiner Handlungen zu bestimmen, mithin das Moralgesetz als die oberste Maxime einzusetzen.** Hiebey bedarf es keiner Annahme einer Kausalität; sondern nur des Vermögens, das Sittengesetz zur obersten Maxime zu erheben. Diese Erhebung des Moralgesetzes zur obersten Maxime bleibt aber unbegreiflich, und der Grund davon liegt darin, daß die Umkehrung der Maximen in dem intelligiblen Charakter vorgenommen werden muß, der als solcher niemals Gegenstand der Erkenntniß werden kann. Nebenher wird gezeigt, wie die Lehre Jesu hiemit vollkommen harmonire, wenn gleich nicht die Lehre Augustins. Auch die Lehre Jesu nimmt eine unbe-

dingte Spontaneität in Bestimmung der Maximen unserer Handlungen an, und statuirt eine moralische Wiedergeburt; allein die unwiderstehliche Gnade des Augustin hebt alle Spontaneität auf. — Bey allem diesen liegt die Kantische Philosophie zum Grunde, wie man leicht gewahr wird; allein der Verf. hat doch das Verdienst, die Sache mit Deutlichkeit von mehreren Seiten gewandt, und neue Ansichten eröffnet zu haben. — Der dritte Versuch endlich verbreitet sich über die Möglichkeit positiver Vorschriften in der Sittenlehre. Man sieht, daß hiebey am Ende Alles auf eine Offenbarung ankömmt; allein Hr. D. hat in diesem Versuche seinen Ideen keine solche bestimmte Richtung gegeben, daß man ihn als vollendet ansehen, und ein bestimmtes Resultat ziehen könnte. Wahrscheinlich war es die Schwierigkeit der Aufgabe selbst, welche das Licht zurück hielt. Er betrachtet eine moralische Offenbarung als ein Institut zur moralischen Erziehung des Menschen, wodurch der den moralischen Gesetzen unterworfene Mensch zu einem Geschöpf nach moralischen Gesetzen gebildet werden soll. Ferner ist der Geist der Liebe der eigenthümliche Geist, der eine moralische Offenbarung beleben soll, und zugleich das Element und der Endzweck derselben. Daher kann die moralische Offenbarung als eine Erziehung angesehen werden, die in dem Herzen der Menschen Liebe zu dem Geschäffte der Befolgung der Pflicht erwecken, beleben und befördern soll. Diese Liebe kann nicht unmittelbar aus dem Moralgesetze abgeleitet werden, wie die Achtung, und macht in sofern einen positiven Theil der Offenbarung aus, also auch zugleich eine positive Vorschrift der christlichen Sittenlehre. — Das scheinen die Hauptideen dieses Aufsatzes zu seyn, welche mit dem Titel desselben harmoniren. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß eine weniger wortreiche und sich wiederholende, aber desto fester an einander geknüpfte Ideenfolge in dieser Schrift herrschen, und sie von einigen Provinzialismen, welche gegen die Sprachrichtigkeit sind, befreyet seyn möchte. — Innerhalb wird mit dem Dativ konstruirt, und trotz mit dem Genitiv, welches nur umgekehrt werden darf, um sprachrichtig zu seyn. Darnach statt danach, gleichwohlen statt gleichwohl, und die Auslassung des n bey den Adjectiven vor den Substantiven, z. B. die kleine Unrichtigkeiten sind nicht zu billigende Provinzialismen.

K.

Katho-

Katholische Gottesgelahrheit.

Neue Beyträge zur Homiletik für Prediger und Katecheten. Herausgegeben von Phil. Jos. Brunner, Ritterstift-Odenheimischer Schulenvisitator und Pfarrer zu Tiefenbach und Eichelberg. Erstes Bändchen. Mit Genehmigung des hochwürdigsten Vikariats zu Bruchsal. Heilbronn, bey Claß. 1802. 213 S. 8. 16 gr.

Der würdige Verfasser, welcher schon durch mehrere Schriften zur Verbreitung richtigerer Religionskenntnisse in seiner Kirche beyzutragen suchte, verdient um so mehr Beyfall und Ermunterung, daß er nicht aufhört ferner thätig dafür zu wirken, da er sich in der Vorrede bitter über die Verfolgungen eifriger Verketzerer beklagt, unter denen des Herrn Dr. und Prokanzler Schnellers von Dillingen, der die Ketzermachereyen aufs äusserste getrieben hat, sogenanntes responsum theologicum mit Recht eine Schandsäule verdiente. — „Nach überstandenen namenlosen Leiden sey es aber nicht allein sein Trost, daß er von allen schlimmen Absichten, die „ihm von diesen christl. Männern angedichtet werden, keine „hege, und daß er nur das Gute wolle, und nach seinen wenigen Kräften zu befördern strebe;" sondern der glückliche Erfolg, womit der Vater des Lichts auch seine redlichen Bemühungen zur immer weitern Verbreitung desselben segnet, wird ihn auch immer mit neuem Eifer beleben, im Guten anzuharren bis ans Ende. Die gegenwärtigen neuen Beyträge zur Homiletik sollen als Fortsetzung der schon früher erschienenen christlichen Reden in 6 Bändchen, und der Beyträge zur Homiletik angesehen werden, und werden bey dem immer merkbarern Bedürfniß in der kathol. Literatur allerdings zur Beförderung eines bessern Geschmacks unter den Predigern, und einer reinern Gottesverehrung und Erbauung mitwirken. Sie enthalten 1) eine Predigt vom Hrn. Pf. Reiter zu Salzburg gehalten, über Joh. 8, 12. die wahre Aufklärung durch Jesum; worin mit viel Wärme darge-

chen wird, 1) wie, 2) worüber, und 3) mit welchem Nutzen Jesus aufgeklärt habe. 2) Eine Predigt über Joh. 20, 25, vom Hrn. Zirkel, gehalten zu Würzburg; Es ist Pflicht, die Gründe unsers Glaubens zu prüfen. Auch in dieser, wie in der vorhergehenden Predigt, sieht man, daß der Hauptzweck immer nur auf Wegräumung der in der Kirche eingeschlich. Vorurtheile und Mißbräuche gerichtet ist, welchen der Herausgeber bey jeder Gelegenheit auch noch durch weitläuftige Noten, die beym Lesen daher oft unangenehm unterbrechen, zu befördern sucht, was an sich wohl gut und löblich ist; da aber beyde Predigten schon vor einem gebildetern Auditorium gehalten wurden: so hätten sie doch auch von einem höhern Gesichtspunkt ausgehen dürfen. 3) Leichenrede am Grabe des Hrn. geheimen Inspektors Guibel zu Stuttgard, von Hrn. Hofprediger Schluß; eine schöne Deklamation: 4) und 5) Vorbereitungs- und Dankpredigt, vom Herausgeber. 6) und 7) Anrede an Kinder bey ihrer ersten Kommunion, von Ebendemselben, und auch ein öffentliches Kirchengebet dazu. 8) Predigt vom Hrn. Pf. Brennig zu Odenheim, über die Schmerzen Mariä, nach Luk. 1, 38. wie nicht in vielen Kirchen gehört wird. Daß immer Weeg, beegen geschrieben ist, ist ein Flecken, den man zwar wegwünscht; aber bey der übrigen guten Schreibart gern übersieht.

Mb.

1. Neues Gebetbuch für aufgeklärte katholische Christen. Mit Genehmigung des hochwürdigsten Vikariats zu Bruchsal. Heilbronn am Neckar, bey Claß. 1801. 406 S. 8. 1 Gulden 12 Kreuzer.

2. Jesus in seinem Leiden als das erhabenste Muster unserer Nachahmung, u. sechs Fastenpredigten dargestellt, nebst vier andern Gelegenheitspredigten, gehalten von Johann Philipp Kirch, Kapellan in Mänheim. Mit Genehmigung des bischöflich Wormsischen Vikariats, und der kurfürstlichen Bücher-

chercensur-Specialcommission zu München. Mannheim, bey Löffler. 1802. 224 S. 8. 40 Kreuz.

Der Verfasser des Gebetbuchs Nr. 1. nennt sich in der Zueignungsschrift an den Fürstbischof von Speyer. Es ist der, um die katholische Aufklärung so sehr verdiente, und von den Obscuranten mit knirschender Wuth verfolgte Pfarrer Brunner, der Herausgeber der Beyträge zur Homiletik für Prediger und Katecheten, dem das katholische Lesepublikum schon mehrere vortreffliche Schriften verdanket. Da die Gebetbücher das gewöhnliche Mittel sind, wodurch der Aberglaube bey dem Volke fortgepflanzet wird: so thun die aufgeklärten Männer der katholischen Kirche sehr wohl daran, daß sie sich desselben Mittels bedienen, bessere Religionsbegriffe unter dem gemeinen Volke zu verbreiten. Ueber den Werth des Brunnerschen Gebetbuchs wird wohl nur eine Stimme des katholischen und protestantischen Publikums seyn; es ist das beste von allen, die wir besitzen. Die Vorrede liefert auf 36 Seiten einen vollständigen Unterricht über das Gebet. Dann folgen: 1) Gebete für alle Tage. Morgengebet, Abendgebet, Reue und Leid, Glaube, Hoffnung und Liebe. 2) Meß- Beicht- und Communiongebete. 3) Betrachtungen von Gott und seinen Eigenschaften die Woche hindurch. 4) Sonntagsgebete. 5) Gebete an den Festtagen des Herrn. 6) Gebete auf die feyerlichen Gedächtnißtage der Heiligen. 7) Gebete am Gedächtnißtage aller verstorbenen Gläubigen. Die Vorbereitungsgebete zur Beichte haben dem Rec. besonders gefallen. Dagegen findet er die Betrachtung nach der Communion über 1 Kor. 9, 24—27. 9, 1—6. etwas zu gedehnt. Die Vorarbeiten, welche der Verf. genützt und genannt hat, sind hauptsächlich das Religionshandbuch von Ildephons Schwarz, und das deutsche Brevier, ein in vier Theilen bestehendes Erbauungsbuch auf alle Tage des Kirchenjahrs, von Thaddäus Dereser.

Nr. 2. Die Religionsbegriffe, welche in diesen Fastenpredigten herrschen, sind geläutert, und Hr. Kirch trägt keine Mönchsmoral vor, wie man sie in vielen katholischen Predigten findet. Aber die Schreibart ist schwülstig und sich ungleich, so, daß man den Verdacht schöpfen muß, der Verf. möchte fremde Arbeiten genützt haben, ohne sie zuvor zu selben

nen eigenen gemacht zu haben. Bisweilen geräth er in die unfruchtbaren Sandwüsten der Transcendentalphilosophie, wohin ihm seine Zuhörer schwerlich folgen dürften. Es ist traurig, daß so viele junge Männer, die Etwas leisten könnten, sich den Kopf dadurch verrücken ließen, und daß sie glauben, unverständliche Zauberformeln in ihre Religionsvorträge mischen zu müssen, um gelehrt zu scheinen. Popularität, eine gemeinverständliche, einfache Sprache ist das erste Erforderniß jeder guten Predigt.

Mv.

Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren! *) Ein Versuch zum Behufe der höhern Kultur. Von J. Salat. München, bey Lindauer. 1801. VIII und 459 Seiten 8.

Wie? Auch die Aufklärung soll ihre Gefahren haben? so dachte Rec. beym ersten Anblicke dieses Buches. Gefahren mag man sich wohl denken bey einer finstern Nacht, oder bey einem nur schwach dämmernden Lichte. Aber wie kann das unumwölkte Sonnenlicht am hellen Mittage für gefährlich gehalten werden? Läßt sichs da nicht viel sicherer wandeln, als in der dunklen Nacht, oder bey einem sehr schwachen Lichte? Oder, in der Anwendung, kann man bey einer richtigern, gewissern, vollständigern, hellern und lebendigern Erkenntniß der christlichen Religion und Sittenlehre, — denn dieses Alles macht doch das Wesentliche der Aufklärung aus, — nicht weiser und richtiger denken und wandeln, als bey einer in allen jenen Hinsichten noch mangelhaften Erkenntniß? Hat ein aufgeklärter Verstand nicht einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Veredlung des Herzens, so wie gegenseitig ein moralisch schlecht gebildetes Herz immer auch manche Verfinsterungen im Verstande durch Vertheidigung seiner Lieblingsvorurtheile und

*) Durch einen lächerlichen Druckfehler ward in einer in der Nachbarschaft des Verfassers herausgekommenen kleinen Schrift dieser Titel folgender Gestalt citirt: Auch die Aufklärung hat irre gefahren.

und Leidenschaften erzeugt? Wenn also der Verf. Gefahren bey der Aufklärung sehen will: so kann er dieses Wort gewiß nicht in dem sonst üblichen guten Sinne nehmen; sondern es muß bloß die halbe, einseitige, nur auf Kultur des Verstandes, oder auf Verfeinerung der äussern Sitten hinarbeitende Aufklärung, die man besser Aufklärerey nennen könnte, gemeint haben. Und so fand Rec. die Sache wirklich. Denn der Verf. sagt S. 333 flg. ausdrücklich: „die Aufklärung sey „als solche, oder ihrer Form nach, keineswegs moralischer „Natur, ob sie sich gleich — ihrer Materie nach, — auf „moralische Gegenstände vornehmlich beziehe. Sie sey, als „Aufklärung, Sache des Verstandes, nicht des Herzens oder „des Willens. Der Verstand werde aufgeklärt, nicht der „Wille oder das Herz. Und so nahe sich auch beyde im Ge„biete der Aufklärung berühren, so sehr auch das Intellek„tuelle und das Moralische sich hierin gegenseitig bedingen; „so würde es dennoch dem Sprachgebrauch und selbst dem ge„sunden Verstande widersprechen, wenn man Jemanden ein „aufgeklärtes Herz beylegen wollte. Es würde nicht besser „klingen, als wenn man ihm — einen sittlich guten Ver„stand zuschriebe." Bey dieser so einseitigen Ansicht des Worts Aufklärung konnte der Verf. freylich Gefahren erblicken, die Derjenige, welcher es in seinem wahren konkreten Sinne nimmt, nicht sehen wird. Da kann es dann geschehen, daß neben dem nur halb aufgeklärten, von seinen Leidenschaften bestochenen, Verstande — ein noch sehr verderbtes den sinnlichen Lüsten und Begierden sklavisch unterworfenes Herz wohnt. Denn, mit dem Worte Aufklärung hat es eben die Bewandtniß, wie mit dem Worte Philosophie. So wie dieses bald nur das Streben nach Weisheit, bald aber auch den Besitz davon selbst anzeigt: so denkt man sich auch bey dem Aufgeklärten seine sittlich gute und edle Denkungsart nicht immer in Verbindung mit seinem im hellen und richtigen Denken geübten Verstande. In unsern Tagen vornehmlich, da man auch Verfeinerung in äussern Sitten, auch die auf Kosten und zum Nachtheil der Religiosität und Sittlichkeit spitzig und witzig klügelnde Sophistik fälschlich für Aufklärung hält und ausgiebt, da läßt sichs leicht denken, daß man auch auf dem Wege des Strebens nach hellerem Lichte auf Gefahren und Abwege stoßen könne, die für die höhere Kultur der Menschheit in religiöser und sittlicher Hinsicht nicht wenig schädlich sind. Wir wollen daher nur einige sehr tref-

fende Bemerkungen, die der Verf. dieser mit vielem philosophischen Scharfsinne abgefaßten Schrift über die Aufklärung unserer Zeit macht, hier in Auszug bringen, um sie unseren Lesern zu empfehlen. So wird S. 23 flg. recht schön gezeigt, wie sehr die muthige Beschäfftigung mit Gegenständen der Aufklärung, oder der rege Sinn für das Neuere und Bessere, im schneidenden Kontraste mit dem gröbern und eingewurzelten Vorurtheile um uns her, dem Geiste der Humanität, der sanftern bescheidenen Sitte, und selbst dem schönen Gefühle der ächten sittlich geordneten Demuth Abbruch thue; ein ersehendes Selbstgefühl, einen feurigen, über jeden Schranken sich kühn wegsetzenden Muth und Trotz erzeuge, der den mildern und gerechtern Genius der Humanität bald auf dieser, bald auf jener Seite beleidiget. Daher denn der rasche und stürmische Reformationseifer, das kühne Räsonnement, das lebhafte und trotzige Absprechen, womit man jede Gegenrede Anderer im entscheidenden Tone niederschlägt, und sich überhaupt auf eine Weise benimmt, die sehr geschickt ist, der guten Sache der Menschheit zu schaden. — Mißlingen die Versuche der Aufklärung, oder bringen die neuen Anstalten und Einrichtungen den gehofften Erfolg nicht hervor, oder ärndtet man, statt der gewünschten Früchte, nur Tadel und Verfolgung ein: so werfen diese mißlungenen Versuche den Aufklärer, besonders wenn er im Grunde der Sittlichkeit nicht fest steht, S. 55 flg. — also immer nur den Aufklärer auf dem halben Wege der Aufklärung, — in eine Muthlosigkeit und Trägheit, oder gar in eine regellose Thätigkeit hinein, die seinem moralischen Charakter höchst nachtheilig werden kann. Nun raffinirt der gewandte Kopf auf bloßen Lebensgenuß. Zwar wird er sich immer noch mit der Lektüre befassen; aber er wird sich des Lesens bloß dazu bedienen, um noch hin und wieder zu glänzen, und — dann sich zu unterhalten. Daher trifft man den sogenannten Aufklärer zuweilen an, wie er da sitzt und sich nach seiner Weise beschäfftiget, — mehrere schöne oder interessante Schriften auf der einen Seite, und auf der anderen — die Wein- oder Braunbierflasche. — Wo es dann am Fundamente der Sittlichkeit fehlt, da (S. 68) mangelt immer auch, mehr oder weniger, das ächte Princip der Aufklärung. Was dann erscheint, hat höchstens nur negativen Werth: nicht den positiven Gehalt, den lebendigen Athem der Wahrheit. Man reißt ein; aber es gebricht am Willen, und selbst an der Kraft, ein festeres Gebäude aufzuführen.

führen. Man befreyt vom Irrthume; aber es wird nichts
Besseres, keine innige lebendige Erkenntniß des Wahren an
die alte Stelle gesetzt, und — der aufgeklärte Kopf springt
leicht (?? das muß wohl kein wirklich aufgeklärter Kopf seyn!)
von einem Aeussersten auf das Andere. — Spott, Persi-
flage, die schärfere Waffe des Witzes ist es, welche die Ne-
bel des Irrthums zerstreuen soll. Aber eine gefährliche Waffe!
Daher denn das so treffende Wort: Wegspotten. — (Es
kömmt nur darauf an, von Wem diese gefährliche Waffe,
und wie sie geführt wird. Gewisse Schwärmereyen und eine
gewisse unächt philosophische Allgenügsamkeit, die in Intole-
ranz ausartet, wird oft durch Verspottung sicherer verscheucht,
als durch kaltes Argumentiren.) Nun giebt der helle Kopf,
der Aufklärer, dem es an Sittlichkeit (Es versteht sich, daß
hier nicht theoretische Sittenlehre nach irgend einem gangba-
ren System, sondern praktische Sittlichkeit gemeint ist) fehlt,
bald da bald dort eine Blöße, die der guten Sache Eintrag
thut. „Da seht die Früchte!“ ruft der schlaue Gegner alles
Neuen; selbst mancher gutmüthige Freund des Bessern wird
irre, und nur der leichtsinnige Anhänger jeder Neuerung greift
um so kühner zu, da er gerade für diese Art von Aufklärung
Sinn hat, und dann — ein treuer Nachbeter seines Mei-
sters, — das Gift des Unglaubens, der Sophisterey und der
Unsittlichkeit in seinem Kreise verbreitet. Belege hiezu geben
Voltaire, Bahrdt und Eulogius Schneider — Wenn
so Manches, (S. 94) was bisher für Wahrheit galt, bey nä-
herer Prüfung als Irrthum, als Betrug der Selbsttäuschung
dahin schwand: muß denn nicht der bange Zweifel aufstei-
gen, ob es nicht dem, was jetzt noch für Wahrheit gilt, eben
so ergehen würde, wofern man es derselben oder einer noch
schärfern Prüfung unterwürfe? Nie ist der Irrthum hartnä-
ckiger, nie weicht er schwerer aus dem Geiste des Menschen,
als wenn er sich selbst an die moralische Empfindung anlehnt.
In was für einen schrecklichen Kampf muß also der Mensch
mit sich selbst gerathen, wenn auf seine Wahnbegriffe oder
Vorurtheile, die mit seiner Religion und Sittlichkeit so innigst
verwebt sind, daß sie kaum davon getrennt werden können,
ein neues helleres Licht fällt! Wenn er dann nicht zuvörderst
auf das siehet, was ihm das Gewissen zunächst als Pflicht in
seinem Kreise vorschreibt, und dieses treu erfüllt, o so mag
die Wege der Zweifeley und des praktischen Skepticis-
mus ihn leicht ergreifen, sein Innerstes verwirren, erschüt-

tern, und selbst den Grund seiner Tugend umstürzen. Denn es fehlt ihm an dem Fundamente, woran er sich fest halten könnte. — Besonders ist die Abneigung des vom höhern sittlichen Geiste entfremdeten Denkers gegen die Produkte der Mystik und der Ascese gerichtet. Der sophistische Räsonneur verwirft da auch das Wahre und das Gute, was in denselben mit so manchen Irrthümern und Mißgriffen untermischt ist. Die Goldkörner hin und wieder aus dem Schlamme zu waschen, und auf solche Art der Humanität und der Wahrheit zu huldigen, dieß fällt ihm bey dem stolzen Bewußtseyn seiner hellern, aber leeren, von moralischem Gehalte entblößten Begriffe nicht ein. Auch das Aeussere, das Positive in der Religion kann, so lange man nur darauf allein bauet, dem denkenden Geiste keinen festen Standpunkt, keinen hinlänglichen Schutz gegen die Gefahren der Zukunft, der höhern fortschreitenden Kultur gewähren; eben weil er nicht auf dem allein haltbaren Fundamente der Sittlichkeit fest stehet. Der höchste Zweck also, dem sowohl die Philosophie als die Aufklärung dient, ist und bleibt immer die sittliche Kultur, im weitern Sinne, in sofern sie nämlich alles Wahre, alles Gute und Schöne umfaßt. Wohl also dem, der in dem Kampfe seiner Glaubenszweifel und Glaubensscrupel endlich durchgreift, und sich auf den Standpunkt der moralisch urtheilenden Vernunft, den uns die neuere Philosophie angewiesen hat, glücklich hinaufschwingt! — Bey den gebildetern Klassen des (bey den Katholischen noch emphatischen) sogenannten weltlichen Standes, entsteht (S. 183) aus der halben Aufklärung in Religionssachen insonderheit noch die Gefahr des oberflächlichen Räsonnements, des völligen sogar unsittlichen Indifferentismus, oder einer Sophistik, die mit ihrem einseitigen, aber kühnen und scharfen Begriffe auch die ächte wahre Religion angreift, und die Gesetze der Sittlichkeit bald eben so kühn, wie böse, verwirft. Denn, diese Klassen von Menschen können sich mit der Religionswissenschaft nicht eigentlich abgeben; es fehlt ihnen sowohl an der Zeit, als an der gehörigen Vorbereitung dazu, und doch sind sie, vermöge ihrer größern Bildung und ihrer äussern Verhältnisse zum Denken, so wie zur Lektüre, mehr aufgelegt, und über jene Gegenstände zu klügeln sehr geneigt. Die noch herrschenden Vorurtheile, so manche Gestalt und Einrichtung, die noch jetzt das Gepräge einer rohen halb barbarischen Vorzeit an sich trägt, und die auffallenden Blößen eines gewissen

Stan-

Standes oder doch mehrerer Mitglieder desselben, bieten dem Witzlinge und dem sophistischen Räsonneur so manche Gelegenheiten zum Spotten und zum kühn wegwerfenden Gespräche dar, daß es kein Wunder ist, wenn die Religion bald nur als Zielscheibe des Spottes, der Witzworte, (bons mots,) oder etwa auch noch als Objekt der Politik und der Staatsklugheit betrachtet wird. Tritt dann noch dazu, wie in Frankreich, das große Mißverhältniß zwischen der religiösen und der übrigen Kultur ein; (ein wichtiger Umstand, den die Geistlichen aller Konfessionen wohl bedenken sollten; der aber bey den Katholischen noch mehr in Betrachtung kommt, wo der geistliche Stand eine ganz abgesonderte Klasse ausmacht, welche vermöge der strengern Hierarchie, deren Herrschsucht durch das Mechanische am besten zu erreichen ist, immer im Ganzen in der Kultur weit zurückbleiben muß,) so ist es noch weniger Wunder, wenn die intellektuelle sowohl als die verfeinernde Kultur eine ganz unsittliche Richtung nimmt, und, indem sie nicht ferner vom Geiste der religiösen Bildung unterstützt wird, um so mehr von der rechten Wahrheit abweicht, je reizender die Blendwerke, und je kühner die Forderungen sind, womit nun der überhandnehmende Luxus, das sinnliche Raffinement und die schimmernde Halbphilosophie sich hervordrängen. — Auch die Verschiedenheit der Stände, die große Scheidewand zwischen dem weltlichen und geistlichen Stande, und auf Universitäten der Unterschied zwischen dem Theologen, Juristen, Mediciner und Philosophen, u. s. w. legt (S. 101) dem Fortschreiten der höhern sittlichen Kultur nicht unbedeutende Hindernisse in den Weg. (Dieß möchte doch wohl so bedeutend nicht seyn, als bey den Katholischen die gänzliche Absonderung des geistlichen Standes, da ein katholischer Geistlicher ganz aus der häuslichen Verfassung, welche das sicherste Band der menschlichen Gesellschaft ist, herausgeh[illegible]st, und sogar gewisser Maaßen im Staate isolirt ist. Denn der katholische Geistliche wird nie Hausvater; sondern ist bloß an die Kirche gebunden, an die Kirche, welche sich anmaaßt, eine ganz vom Staate unabhängige Gewalt zu besitzen, ja einen höhern Rang zu haben, als die Regierung des Staats.) Insonderheit kann die Verachtung oder Nichtachtung des geistlichen Standes, die jetzt so häufig eintritt, von keinen guten Folgen seyn. Denn, da sie (zumal in dem Sinne eines Aufgeklärten aus jener Klasse) von der Person auf die Sache, womit sich dieselbe

selbe beschäfftiget, und zwar nicht bloß auf gewisse Neben-dinge; sondern auf das Wesen der Religion selbst übergeht: so begreift man leicht, (S. 216) wie die Geringschätzung und der verachtende Blick, womit der Geistliche als solcher betrachtet wird, die einseitige Kultur und ihre Folgen, die Sophisterey, und das allverzehrende Raffinement begünstigen könne.

Aus diesem allem ergiebt sich, daß der Verfasser hier eigentlich nicht von Gefahren der Aufklärung spricht; sondern von Verirrungen und Mißbräuchen, in welche man geräth, wenn man auf den unrechten Weg der Aufklärerey verfällt, oder nur auf dem halben Wege zur Aufklärung stehen bleibt, und besonders die sittliche Kultur vernachlässiget. Dennoch läßt der Verf. auch den Fortschritten, die unser Zeitalter durch Verbesserung der Philosophie und Theologie; besonders auch durch weitere Fortbildung des geistlichen Standes, gemacht hat, Gerechtigkeit widerfahren, und wünscht nur, daß das Christenthum und die wahre Philosophie im Kreise der Menschen ein immer größeres Terrain gewinnen möchte. Der Verfasser zeigt überhaupt sehr viel Schönes, Wahres und Gutes, was besonders unter den Katholischen, wo sich jetzt ein so lobenswürdiger und allen Menschenfreunden erfreulicher Trieb zur Verbesserung und zur Aufklärung regt, die ernstlichste Beherzigung verdient.

Folgende schöne Stelle sey dem Rez. vergönnt noch hieher zu setzen. Ueber den Streit, der besonders auch in unsern Tagen unter verschiedendenkenden Philosophen über den Idealismus und Kriticismus auf eine nicht ganz rühmliche Art geführt wird, sagt der Verf. S. 340: „Ich fürchte, „sie werden zu der alten Klage, daß bey den Gelehrten zwi„schen der Ausbildung ihres [illegible] und ihres Herzens öfters „eine so große Kluft sey, neuen Stoff liefern. Man begreift, „wie sich Jemand auf solche Art mit den Studien der Hu„manität (Humanioribus) sehr ernstlich beschäfftigen, und „gleichwohl, wenn es nun zum Handeln kömmt, sehr in„human verfahren könne. — Aber die Freunde der Auf„klärung und der Wissenschaften sollten sich — zumal in un„sern Zeiten — wohl hüten, den Feinden des Lichts und der „wissenschaftlichen Kultur, besonders dem feinern Obscuran„ten, dem Spötter, und selbst dem gewandten Mystiker keine

„solche

solche Blüthen zu geben!" Aber die neueste Philosophie, der Idealismus artet ja selbst offenbar schon in Mystik aus; wie es auch, nach der Natur des Idealismus nicht anders seyn kann.

Az.

Rechtsgelahrheit.

De crimine perduellionis atque majestatis apud priscos Romanos, et de eo quod inter utrumque iam liberae reipublicae tempore fuit discrimine, Prolusio. Qua examinis publici instituendi solennitatem indicit *Henr. Christ. Conr. Grünebusch*, Schol. Cell. Rector. Cellis, ex officina Schulziana. 1802. 42 S. in 4.

Der um die Cellische öffentliche Schulanstalt so sehr verdiente Verfasser hat diesen Gegenstand seiner Schrift vorzüglich deshalb gewählt, weil der größte Theil des dortigen gelehrten Publikums sich mit der Jurisprudenz beschäfftigt. Aus vielen Stellen der alten Schriftsteller sucht er historisch zu zeigen, daß der Unterschied, unter Perduellions- und Majestätsverbrechen, nicht erst, wie meistens behauptet werde, unter den ersten Kaisern festgesetzt, sondern daß er, so lange man nur von Majestätsverbrechen habe reden können, bereits bestanden sey. Man spreche übrigens schon in Zeiten von Majestätsverbrechen, wo davon die Rede noch gar nicht habe seyn können. Es wird daher gelegentlich untersucht, welche Lex, sich als die erste, de Majestate imminuta annehmen lasse. Beyde Verbrechen wären von jeher, dem Wesen und der Sache nach verschieden gewesen, und auch zur Zeit der Republik habe man nie, wie doch gewöhnlich geglaubt werde, die Benennung derselben mit einander vertauscht und verwechselt. Nach den Zeugnissen des Cicero habe man damals unter Majestätsverbrechen Alles das begriffen, was zur Natio-

nalen

Erniedrigung gerichtet, wodurch die Macht, die Würde, und die öffentliche Sicherheit der Nation litt und in Gefahr kam, so wie alle Anmaaßung gegen die dem gesammten Volke zustehende Gewalt. Unter der Perduellion hingegen wären im Allgemeinen nur die Verbrechen begriffen gewesen, wodurch die Freyheit und Bürgerrechte, oder die politische Existenz der ganzen Republik umgestossen oder verändert werden sollen. Das Volk selbst habe solche Verbrechen, wodurch gleichsam ein Mord an der Freyheit begangen worden, untersucht und bestraft, und deßhalb sey auch der Name, perduellis, ein den Römern furchtbarer Name gewesen. Durch die, nach und nach eingeführten, quaest. perpet. sey in der Folge die Untersuchung der Perduellionsverbrechen zwar dem Volke aus den Händen gespielt; aber sie wären doch nicht lege majestatis imminutae sondern de vi zur Untersuchung gebracht, und es sey daher um so weniger Grund vorhanden, schon zur Zeit der Republik eine Vertauschung der Benennungen beyder Verbrechen anzunehmen. Mit der Erlöschung des Freystaats sey eigentlich erst der Name der Perduellion in Abgang gekommen und erloschen; da man das Verbrechen, welches am längsten Perduellion genannt worden, nämlich: das crimen libertatis atque civitatis violatae, endlich mit unter die leg. Jul. de vi gezogen habe. Unter der folgenden Kaiserregierung, wo der Staat und dessen Oberhaupt unzertrennlich verbunden worden, möge der Unterschied zwischen Perduellions- und Majestätsverbrechen nicht genau mehr beachtet, und eine Vertauschung der Benennungen derselben eingetreten seyn. Ulpian sage in der bekannten Stelle (L. 11. D. ad leg. Jul. Majest.) nicht, wie man gewöhnlich annehme, daß Perduellions- und Majestätsverbrechen in der leg. Jul. Majest. dem Namen und der Sache nach, zuerst von einander unterschieden wären. Solches habe sich nicht sagen lassen; und Ulpian scheine bloß auf die Verwirrung aufmerksam machen zu wollen, welche aus der Verwechselung der Sache entspringen könnte. Er warne und erinnere daher bloß, den Fall de perduellione in der leg. Jul. Majest. doch ja nicht mit den übrigen Fällen, welche dieses Gesetz in sich fasse, zu confundiren, sondern wohl zu unterscheiden. Im §. 29 wird übrigens der Grund angegeben, warum gerade August die verhaßte, vorhin sorgfältig unterdrückte, ja für ihn selbst bedenkliche, Benennung der Perduellion wieder hervorgezogen und gebraucht haben möge. Die Schrift enthält so manche, von

den

den bisherigen abweichende, aber ohne alle Anmaaßung vorgetragene Darstellungen, daß sie von jedem Kenner und Liebhaber des ältern römischen Strafrechts selbst gelesen zu werden verdient, und sie giebt überhin einen neuen Beweis, wie sehr das Studium der Klassiker zur Aufklärung mancher bisher unaufgehellt gebliebenen Rechtsmaterie beförderlich werden kann.

Kw.

Formularbuch für processualische Handlungen, von Johann Christoph König, der Rechte und der Philosophie Doktor, der Staatswissenschaft ordentlichem Professor, und der philosophischen Facultät Senior zu Altdorf. Erste Abtheilung. Nürnberg, bey Monath. 1801. 148 Seiten 8. 16 K.

Wie in seinem Formularbuch für aussergerichtliche Handlungen und freywillige Gerichtshandlungen: so hat der Hr. Verfasser auch hier für die mancherley Handlungen im Processe gute Formulare zu geben angefangen, welche sich durch ihre einfache, gute, und der Sache angemessene Schreibart, Kürze und Deutlichkeit empfiehlt. Die vorliegende Abtheilung enthält sechs vorbereitende (vielmehr der Klage vorangehende) Gesuche, sieben und dreyßig Klagschriften, sieben und zwanzig Aufsätze nach übergebener Klagschrift und vor übergebener Exceptionsschrift, acht Schutzreden ohne Einlassung auf die Klage, endlich eine allgemeine bejahende Einlassung auf die Klage ohne Einreden, wo nämlich der der Schuld geständige Beklagte allein ihm zur Bezahlung leidentliche Fristen zu gestatten bittet, und eine allgemeine verneinende Antwort auf die Klage. In der Fassung und Schreibart giebts wohl am wenigsten zu bemerken; der Ausdruck: hypothekarischer Schuldschein, S. 90, ist nicht gut; besser würde vielleicht Schuld- und Pfandverschreibung gesetzt. S. 83, Z. 4 von unten, gehören die Worte: sollten aber, ꝛc. nicht mehr zum Schluß.

Schlußbitte, und sollten daher nicht mehr eingerückt stehen. Die vom Verf. beobachtete Ordnung seiner Aufsätze ist gut; sie würden aber nach Rec. Ermessen weit nützlicher und belehrender seyn, wenn ein oder einige gewisse Processe mit allen dahin einschlagenden Aufsätzen, vom Anfange bis zu Ende, ganz durchgeführt, und etwa die weiteren erheblichen Aufsätze, welche sich in solche nicht einschieben lassen, nebenher beygebracht würden. So viele Klagschriften, als hier aufgestellt werden, welche meistens nicht in der Form; sondern allein im wesentlichen Inhalt unterschieden sind, waren eigentlich nach dem Zweck dieser Schrift, als eines Formularbuchs, überflüssig, und die Diffamationsklage Nr. 4, unter deren Namen bloß eine Injurienklage versteckt ist, würde Recensent niemals zulassen; sie ist nur ein juristischer Kniff, welcher widerrechtlich gebraucht wird, um die Injurienklage vor den Richter des Klägers zu bringen. Unter der dritten Rubrik kommen besonders gerichtliche Decrete, Fristgesuche, Ungehorsamsbeschuldigungen, und Entschuldigungen mit einem Restitutionsgesuch vor. Immer kann diese Sammlung Anfängern als ein brauchbares Handbuch empfohlen werden.

R.

Arzneygelahrheit.

System der Chirurgie, von *J. Arnemann*, d. A. W. Prof. ordin. zu Göttingen. *Zweyter Theil*, mit Kupfertafeln. Göttingen, bey Vandenhoek. 1801. 8. 1 Rk.

Vom zweyten Theile dieses Systems handelt die vorliegende 1. Abtheilung von den Krankheiten der Augen auf 256 Seiten, welche auch mit dem eigenen Titel: Von den Krankheiten der Augen, von J. Arnemann — versehen, und für sich zu kaufen ist. Man ist berechtigt, hier manches Eigenthümliche des Verfassers zu suchen, da ihm sein Klinikum häufige Gelegenheit, Augenkrankheiten aller Art zu beobachten

und

und zu behandeln verdient. Das erste, was Rec. in dieser Art auffiel, war die bessere Behandlung des innern Eiterauges, welches er, S. 52 flg. eben so gut zertheilen lehrt, als das äussere. Vorzüglich rühmt er äusserlich den Gebrauch einer Solution vom weissen Vitriol mit Opium versetzt. Selbst bey einem hohen Grade der Eiterung, wo das Auge dem Ausbrechen nahe war, hat er damit viele glückliche Versuche gemacht. Dabey wird natürlich auf die specifische Ursache in der Kur übrigens Rücksicht genommen. — Gegen das noch weiche Staphylom empfiehlt der Verf. am meisten das Betröpfeln mit tinctura thebaica, sonst auch eine Solution des weissen Vitriols, Sublimats oder Höllensteins; gegen verhärtetes Gerstenkorn eine Salbe mit Hahnemannischen Quecksilber. — Sehr wohl warnet er vor die Beförderung der Suppuration, wenn ein Geschwür in der Karunkel oder über den Thränensack entstanden ist, wie auch gegen die künstliche Oefnung des Geschwürs über den Thränensack. — Bey der Operation der Thränenfistel zieht er die Methode von Wathen mit Recht vor. — Bey dem unangenehmen Vorfalle, wenn während der Staaroperation, indem das Messer durch die Vorderkammer des Auges durchgeführt wird, die Iris sich an dasselbe stark anlegt, findet der Verf. den Handgriff, daß er mit der runden Fläche des Davielschen Löffels die Hornhaut gelinde reibt, zur Entfernung der Iris empfehlungswerth, obgleich nach S. 177 ein Schnitt, der Iris weniger Nachtheil bringt, als wenn sie zerrissen wird. Der Kürze ohngeachtet ist die Beschreibung der Staaroperation sehr deutlich, und mit allen dem Verf. eigenen Anordnungen und Handgriffen vollkommen beschrieben. Er läßt den Kranken z. B. nicht die ersten drey Tage durch die Lage auf den Rücken ängstigen, und erleichtert ihm den Verband, daß er nur die Augen mit Heftpflastern verschließt, ohne Kompressen und Binden darüber anzubringen, u. dgl. mehr. Sollte wirklich gegen nächtliche Unruhe nach der Operation, um die Erregbarkeit zu schwächen nach S. 183 die Tinctura thebaica das rechte Mittel seyn, wenn zugleich zum Durstlöschen das Elix acidum Halleri dem Getränk zugemischt wird, da hier eine antiphlogistische Diät erfordert wird? — Würde der Verf. seinen Operirten wohl Wein geben, die Erregbarkeit zu schwächen? — Die bittern Extrakte in dem Falle, daß eine Entzündung des operirten Auges eintritt, S. 184, sind auch wohl zu allgemein angerathen. Hr. A. scheint in den

glei-

welchen Fehler seines Verfahren hier zu verfallen, daß er die
Lage der Sache nur von der einen Seite betrachtet. Offen-
bar leitet er alle Zufälle nach der Operation von der Asthenie
her, welche durch Sorge und Furcht vor und unter der Ope-
ration im Kranken rege wurde, und sieht über die Sthenie
ganz weg, die von der Freude nach der gut gerathenen Ope-
ration und überstandenen Angst im nicht geringen Grade be-
wirkt werden kann. Seine Vorfahren sahen im Gegentheil
nichts als Sthenie, und verfuhren rein antiphlogistisch. Bey-
des muß nicht seyn; sondern, je nachdem der Fall ist, sollte
die dagegen zu nehmende Maaßregel gewählt werden. Wo
die Freude berauscht, und schlaflose Nacht macht, wird die be-
rauschende tinctura thebaica sicher die Ruhe nicht herbeyfüh-
ren, sie müßte dann durch Ueberreizung asthenisch wirken;
wozu aber größere Gaben gehören, als vielleicht zu geben rath-
sam seyn dürfte. Wo aber noch Furcht und Angst wegen des
weitern Verlaufs der Kur, und bey nicht gelungener Opera-
tion fortdauert, da kann sie nützlich seyn, weil sie den Muth
belebt. Ueberhaupt aber ist noch nicht ausgemacht, ob der
nach der Operation statt findende gereizte Zustand des Kran-
ken mehr zur asthenischen oder sthenischen Art zu rechnen ist,
um darnach zu bestimmen, welches Verfahren im Allgemei-
nen am öftersten statt findet. Der zu Operirende muß gesund
seyn, das ist ein Haupterforderniß: d. h. er muß weder offen-
bare Aeusserungen der Asthenie noch der Sthenie haben. Das
Mittelalter paßt am besten für die Operation. Gesunde Sub-
jecte dieses Alters sind aber zur Sthenie so sehr, wo nicht
mehr geneigt, als zur Asthenie, und die Anlage zu dieser und
jener wird durch die Lebensart bestimmt. Wo diese vorhan-
den ist, da kann jeder Reiz zur Aeusserung der Anlage Gele-
genheit geben, er komme von der Seele oder sey materiell.
Die Form der Krankheit, wodurch sich die Aeusserung an den
Tag legt, ist gleichgültig. Furcht, Angst, Schrecken, so sehr
man sie auch für asthenisch wirkend angiebt, sind Leidenschaf-
ten, die, wenn sie nur kurze Zeit, und stark wirken, stheni-
sche Anlagen befördern, und zu sthenischen Krankheiten erhe-
ben, so gut als jeder andere Reiz. Darum ist es bedenklich,
da, wo diese Leidenschaften vorhergiengen, jedesmal die dar-
auf folgende Krankheitsform von asthenischer Anlage herzulei-
ten und darnach zu verfahren, wie Hr. A. — Das übrigens
sehr löbliche Verfahren des Hrn. A. nach der Operation, daß
er das Auge so viel möglich kühl hält, indem er alles Ver-
binden

[illegible], den Kranken nicht auf einen Stuhl, wie sonst geschah; und zwar auf dem Rücken, drey ganzer Tage und Nächte im Bette liegen läßt, also das kühlere Regimen und ihm eine antiphlogistische Diät, die zwar nicht schwächen darf, anräth, scheint doch zu beweisen, daß man hier mehr mit Sthenie, als Asthenie zu kämpfen haben müsse. Und, wenn man diese Sthenie sich im höhern Grade, durch Unruhe, Entzündungen, Fieber äussere, wogegen örtliche Blutausleerungen mit Recht ein Hauptmittel sind: sollte denn schon die Ueberreizung so groß geworden seyn, daß eine Asthenie erfolgt wäre, welche bittere Extrakte Opiate als excitirende Mittel nothwendig machte? Man darf zweifeln. Auf Erfahrung sich zu berufen, wäre wohl nicht rathsam, da auch die Operateurs, welche ganz antiphlogistisch und sicher auch hierin übertrieben verfuhren, ihre Erfahrung zum Schilde nahmen. Die Operation des Nachstaars, S. 191, an deren glücklichen Erfolg man sonst ganz verzweifelte, ist ein großes Verdienst des Hrn. A. — Die Kupferstiche betreffen den grauen Staar; die Instrumente zur Staaroperation des Verfassers, nehmen sich aber auf dem elenden Papiere gar schlecht aus.

Fg.

Handbuch der Zoopharmakologie, für Thierärzte, vorzüglich zum Gebrauch der Vorlesungen in der königlichen Thierarzneyschule zu Berlin. Von Christian Ratzeburg, Apotheker und Lehrer der Thierarzneyschule in Berlin. Erster Theil. Berlin, bey Maucke. 1801. 8. 1 Rt.

So viel sich Recensent erinnert, ist dieses wohlgerathene Handbuch der erste Versuch einer Zoopharmakologie; der Verfasser hat in seinem Vortrage die Gabe der Deutlichkeit, ohne weitschweifig zu seyn, und nicht allein für angehende, sondern auch für praktizirende Thierärzte wird dieses Buch zum Nachlesen und als Erinnerung auch in mancher anderen Hinsicht sehr brauchbar und nützlich seyn; um selbige darauf aufmerk-

verrichten zu machen; will Rec. den Inhalt dieses ersten Theils kurz anführen.

Die Einleitung enthält: Bestimmung der Thierarzneykunde und ihrer Theile; Geschichte und Literatur der Thierarzneykunde; Nähere Bestimmung des Begriffs der Thierarzneymittellehre; Wirkungsart der Arzneymittel auf den Thierkörper im Allgemeinen. — In der ersten Abtheilung kommt die mechanische und chemische Zubereitung der Arzneymittel vor; in der zweyten Abtheilung die Receptirkunst oder Formulare. Die dritte Abtheilung handelt von den Hauptwirkungen und Kräften der Arzneymittel, und die vierte Abtheilung, von den einzelnen wirksamen Bestandtheilen der Arzneyen.

Aw.

Phänomene und Sympathie der Natur, Wunden ohne Berührung vermöge des Vitriols, nach K. Digby, bloß sympathisch zu heilen. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Coburg, bey Ahl. 1802. 368 S. 8. 1 Rh.

Unter der Vorrede unterschreibt sich der P. Cölest. Sieber, Benedictiner in Banz: Die Schrift ist ein sonderbares Gemische von physischen und moralischen Thatsätzen, auf den Gesichtspunkt Sympathie zurückgebracht, mit einer, in den Klöstern ungewöhnlichen Lectüre aufgestutzt. Sie enthält zugleich eine ernstliche Bestätigung der großen Wirksamkeit des sympathetischen Pulvers, das weyl. Digby empfahl. Nun der Glaube bestätigt alle Dinge! — Da uns Fichte jetzt zuruft, daß wir von den Dingen außer uns nichts wissen; sondern was wir sehen und hören Gewissens wegen nur glauben müssen, und da die Gebrüder Schlegel dagegen uns, die wir nach Fichten nichts wissen, den Görlitzischen Schuster Jakob Böhme als einen Helden der deutschen Wissenschaft ankündigen, kommen Kenelm Digby's sympathetische Kuren gerade

gerade zur rechten Zeit, um in die neueste Philosophie und Naturwissenschaft ihrer Seits auch einzugreifen!

At.

Versuch über die Erkenntniß und Kur der vorzüglichsten Krankheiten einiger Haus- und Nutzthiere; von Julius Christian Wohlfahrt, königl. preuß. privil. Thierarzt im Saalkreise. Erstes und zweytes Heft. Halle, bey Hendel. 1801. 8. 8 K.

Nach einer Vorrede und Dedikation an den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, wird in diesem ersten Heft von folgenden Krankheiten gehandelt: 1) vom Rotz, und 2) vom Wurm der Pferde; 3) von der Schaafraude; 4) von Halsentzündung der Schweine; 5) von der Seuche der Hunde; 6) vom Husten der Hunde. Rotz ist nach des Verf. Ausdruck nichts anders, als schankröse Geschwüre, bald in den Nasen, Stirnbeins-Höhle, bald im Kinnbacken- und Keilbeinshöhlen; weder in den Eingeweiden noch im Blute ist seiner Meinung nach der Grund dieser Krankheit zu suchen; durch die scharfe verartete Lymphe, welche aus der Nase zurücktritt, werden die Rotzknötchen gebildet; er stimmet la Fosse dem Ältern bey, glaubt, daß der Rotz durch äussere Verletzung auf den Nasenknochen auch entstehen könne. Von Letzterm ist Recensent nicht überzeugt, und hält die schankrösen Geschwüre in der Nase mehr für Folgen und sichere Beweise des Rotzes, dessen Grundstoff in der verdorbenen Lymphe liegt.

Bey Heilung der vorbenannten Krankheiten werden passliche Mittel angegeben; nur sind die Recepte von zu vielen Species zusammengesetzt, und da nach der Vorrede auch Landleute sich aus diesem Buche sollen Raths erholen und ihre kranken Thiere kurieren können: so hätten die Recepte deutsch geschrieben seyn müssen.

Im zweyten Heft kommen vor: 1 vom Koller der Pferde; 2) von Hufentzündung oder Verschlagen der Pferde; 3) von den Maul- und Klauenkrankheiten des Rindviehes; 4)

von der Trommelsucht des Hornviehes, 9) von einer bessern Einrichtung der Pferde- und Viehställe.

Aw.

Fortgesetzte Annalen des Seebades zu Doberan, vom Sommer 1800. Von S. G. Vogel. Rostock, bey Stiller. 1801. 5 Bogen 8. 6 M.

Wir haben bereits bey der Anzeige des Anfangs dieser Annalen unser Urtheil über eine der Menschheit so nützliche Anstalt unsern Lesern mitgetheilt, und wir begnügen uns hier, das Publikum auf die Fortsetzung dieser Annalen aufmerksam zu machen, welche in Ansehung des innern Gehalts eben so reichhaltig als ihr Vorgänger ist, wie das Wenige, was wir im Auszuge liefern wollen, sattsam beweisen wird. Man braucht es nicht bloß als allgemeines Bad, sondern auch in Gestalt eines Regen- Spritz- und Tropfbades als Klystierdouche. Das Regenbad wendet er bey Kopfschmerzen aller Art an, die einem allgemeinen Bad nicht weichen wollten, die Tropfbäder bey Localschwäche, topischer Schwäche (ist dieses nicht einerley?) örtlichen Stockungen, Geschwülsten, die Klystierdouche (nach den Beyspielen von Pisa und Baaden errichtet) in einigen Krankheiten des Unterleibes. Sehr oft imprägnirt er das Seebad mit Schwefelleberluft, mit einer Auflösung von Seife, von Laugensalz, von Stahlvitriol (soll heissen Eisenvitriol) mit Abkochung oder Aufgüssen von China, Weidenrinde, aromatischen Kräutern, Schierling (S. 16). Die Elektricität habe vor und nach dem Bade, auch oft gute Dienste geleistet. S. 20 Das Seebad stärke mächtig (eigentlich wirkt es doch wohl nur als Reizmittel — und stärkt wie jedes andere kalte Bad) regulire das Ausdünstungsgeschäfft und verhüte die nachtheiligen Eindrücke einer veränderlichen Luft. Die Zahl der Quartiere zu Doberan wird jährlich grösser, der Herzog läßt noch ein ansehnliches Gebäude zum Tanzen, Speisen, und zur Lesebibliothek aufführen. S. 27. Es wurden 125 Bäder mehr genommen als 1799. (1796 und 1797 waren 100 Badegäste, 1798 200, 1799 220, 1800 303.)

1795.) Von S. 29 folgen einige Fälle, wo sich das Seebad heilsam bewiesen hat; diese sind: 1) bey einer beschwerlichen Verstopfung der Nase; 2) bey einer allzugroßen Empfindlichkeit der Haut und daher rührenden großen Neigung zu katarrhalischen rheumatischen Zufällen; 3) bey einer nach einer brandigen Bräune entstandenen chronischen Entzündung im Schlunde, und einem kleinen Geschwulst in der linken Tonsille; 4) bey einem heftigen Schmerz im rechten Schienbein; 5) bey hysterischen Beängstigungen; 6) bey einem peinlichen Nackenschmerz und hypochondrischer Verstimmung; 7) bey einer oft wiederkommenden Diarrhöe von einer Atonie und übermäßigen Reizbarkeit des Darmkanals; 8) bey Hypochondrie, großer Schwäche, Schwindel, brennendem Reissen in den Aermen, Beinen und Rücken, Gleichgültigkeit gegen das Schicksal, Nachtschweiße als Folgen von geschwächten Nerven; 9) bey einem nach einigen Debauchen schmerzhaften Gefühle in den Hüften, welches sich nach einem Knie mit Geschwulst hinzog, und endlich sich in beyden Füßen fixirte, deren Gelenke etwas angeschwollen und nicht ohne Schmerz bewegt werden konnten; 10) ein junger Mann blieb von epileptischen Zufällen während der Badezeit frey. Der Hr. V. glaubt mit Recht nur dann in diesem Fall von dem Seebad Nutzen zu erwarten: 1) wenn es rein nervös ist; 2) wenn der Kranke und das Uebel noch nicht zu alt sind, die Anfälle nicht zu schnell auf einander folgen, und recht reine Intervallen haben, wovon sich jedoch die Gränzen nicht genau bestimmen lassen; 3) wenn das Bad nach den Regeln, welche die individuellen Umstände erfordern, gehörig und lange genug gebraucht wird; 4) wenn alle Gelegenheitsursachen, welche Anfälle zu erregen pflegen, während der Kur vermieden werden und vermieden werden können; 5) wenn der Kranke mit vollem Vertrauen und ohne alle erschütternde Emotion die Bäder nimmt, vorzüglich nützlich sey es im periodischen Asthma; 6) bey einem 60jährigen Hypochondriacus und Hämorrhoidarius; 7) bey Krämpfen im Unterleibe bey der Menstruation.

Cg.

Genius der Gesundheit und des Lebens. Ein Taschenbuch für Aerzte und Nichtärzte, auf das

Jahr

Jahr 1801. Von Dr. C. J. Kilian. Leipzig, bey Weigel. 328 S. 8. 18 Gr. Geheft.

Herr Kilian sagt in der Vorrede: „Etwas hierzu beyzutragen, dass es dem Laien leichter werde, jetzt sowohl als künftig den Arzt zu verstehen, und dadurch mittelbar seine Wiedergenesung zu erleichtern, oder vielleicht gar zu beschleunigen, habe ich den Antrag des Verlegers, einen Almanach zu bearbeiten, welcher jenen des Herrn Hofrath *Gruner* in Jena einigermassen ersetzte, angenommen, u. s. w.

Diese Schrift sowohl, als die von dem Herrn V. schon verfertigte Lebensordnung zur Erhaltung und Verbesserung der Gesundheit, und der Haus- und Reisearzt, haben eben dieselbe Tendenz und eben denselben Zuschnitt. Nämlich die Laien und manche Aerzte, „welche wegen zu überhäuften praktischen Geschäften, oder wegen Mangel der hierzu nöthigen Schriften um die neuern Entdeckungen und Fortschritte in der medizinisch - literarischen Welt sich nicht bekümmern können“ mit der Erregungstheorie bekannt zu machen.

Dem zufolge will der Verf. dieses Taschenbuch einzig und allein dazu bestimmt haben, die neuesten Entdeckungen, welche jährlich zu Gunsten dieser Theorie gemacht werden, so schnell wie möglich nicht nur bekannt zu machen; sondern auch im Zusammenhange mit den daraus abzuleitenden Resultaten und praktischen Regeln scientifisch darzustellen. Ausserdem will er künftig alle einzelne Zweige der Heilkunde nach den Grundsätzen der Brown'ischen Theorie beleuchten und im Gegensatze der bisherigen Theorieen aufstellen; ein anderer Zweck dieser Zeitschrift soll die Bearbeitung der Diätetik, einer Hausarzneymittellehre und wichtiger medicinischen Beobachtungen aus des Hrn. Verfassers Praxis seyn.

Man sollte hiebey um so mehr fast auf die Vermuthung gerathen, daß Röschlaub aus Hrn. Kilians Büchern seine Pathogenie und ein anderes Werk (Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie in die praktische Heilkunde) zusammen-

getra-

getragen habe, da Hr. Kilian sich durchgehends die Miene giebt, als wenn das, was in seinen Schriften stehet, aus seinem Kopfe geflossen wäre; da aber Röschlaubs Schriften weit früher als Hr. Kilians Bücher erschienen sind: so wird es Jedem einleuchten, daß sich die Sache wohl umgekehrt verhält. Das Büchermacherhandwerk ist auf diese Art sehr leicht, wenn man das abschreibt, was Andere gedacht haben.

Es ist ein voreiliges Unternehmen, Laien mit den neuesten Arbeiten in der Erregungstheorie, die noch vielen Aerzten unbekannt, unbegreiflich oder zweifelhaft ist, bekannt zu machen. Wahrscheinlich läuft das Ganze auf eine Buchmacherey, auf eine schriftstellerische Speculation hinaus; denn Hr. Kilian versteht die Kunst, die Ideen Anderer, welche durch Brown's Lehre veranlaßt werden, sorgfältig zu sammeln, den Text gehörig auszudehnen, und das schon einmal Gesagte an einem andern Orte zu wiederholen — um eine erkleckliche Bogenzahl herauszubringen. So findet man z. B. den größten Theil dieser Abhandlungen auch in Hrn. Kilians Haus- und Reisearzte.

Wenn der Hr. Verf. hinlängliches Talent hat, um als Schriftsteller — der besonders die Gabe der Deutlichkeit besitzt — nützliche Wahrheiten ausbreiten zu können: warum will er nun den bloßen Abschreiber machen? Ein angehender Schriftsteller kündigt sich durch bloßes Abschreiben schlecht an.

Dem Arzte, der die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Reform unserer bisherigen medicinischen Lehrbegriffe fühlt, ist mit Hrn. Kilians Auszügen nicht gedient — er schafft sich die Schriften, die ihm neue Belehrungen geben sollen, selbst an; und den Laien werden sie gerade so viel Nutzen gewähren, als wenn man einen Menschen, der an gute Hausmannskost gewöhnt ist, mit Nürnberger Makronen speiset. Wie viele Laien in der Medizin (auch von der gebildeten Klasse) werden es verstehen und begreifen, was z. B. Herr Kilian im 1sten Kapitel über das Leben und die Bedingnisse seiner Möglichkeit gesagt hat?

Giebt es denn keinen andern Weg, Laien in der Arzneywissenschaft über viele medicinische Gegenstände zu belehren, und das Verhältniß herzustellen, daß sich Arzt und Kranker ver-

welchen, als einfache Begriffe entsprechen? Brown, und nach ihm Andere z. B. Girtanner, Lossenbusch, und neuerdings Hildebrandt, konnten diesen Weg besser als unser Herr Verfasser.

Der Inhalt dieser Schrift begreift folgende Gegenstände in sich:

1) Neueste Theorie der allgemeinen, sowohl theoretischen als praktischen Heilkunde. S. 1—230. Eine mit diplomatischer Genauigkeit verfertigte Abschrift aus Schellings Entwurfe, 2c. und Röschlaub's oben angeführten Schriften. 2) Fragmente einer Hausarzneymittellehre. S. 231 bis 272. Dieser gut geschriebene Aufsatz, welcher von Milch, Butter, Buttermilch, Käse, Molken, Milchzucker und Eyern handelt, enthält das schon Bekannte über diese Dinge; nur an einigen Orten spricht der Hr. Verf. aus eigenen Erfahrungen, die — sonderbar genug! — nicht immer mit den vorausgeschickten Grundsätzen der Erregungstheorie in Uebereinstimmung gebracht werden können. 3) Einige diätetische Bemerkungen und Vorsichtsregeln für Tabacksraucher. S. 275—318. Ein origineller Aufsatz, der Tabacksrauchern viel Unterhaltung und Belehrung verursachen wird. 4) Diätetische und medizinische Beobachtungen. S. 321 bis 338. 1. Der Gebrauch der freyen Flußbäder im Sommer kann zuweilen (?) unserm Wohlbefinden nachtheilig werden; 2. über die glückliche und heilkräftige Anwendung des Bischofs bey Bluthusten. Diese einseitigen Fälle, welche zum Theil gegen die Erregungstheorie sind, hätten ungedruckt bleiben können.

Mo.

Frdr. Benj. Osianders Grundriß der Entbindungskunst, zum Leitfaden bey seinen Vorlesungen. Erster Theil. Göttingen, bey Dietrich. 1802. 306 Seiten 8. 1 Rthl.

Herr O. gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern in seinem Fache. Außer den Annalen der Entbindungslehranstalt haben

haben wir noch nicht lange erst ein Lehrbuch der Entbin-
dungskunst von ihm erhalten, welches eben so wenig, wie
dieser Grundriß völlig beendigt ist. Dieser soll für Vorlesun-
gen seyn, wozu aber nun das Lehrbuch? Lehrbuch ist doch ei-
gentlich ein Buch zum Lehren. Indessen wir rechten darüber
nicht mit dem Verf., welcher ohnehin die Wahrheit lieber
sagt, als hört, und zeigen die gegenwärtige Schrift nur dem
Inhalte nach an, da die geburtshülflichen Grundsätze doch
wahrscheinlich in dem größern Werke dieselben seyn, und da
selbst genauer kritisirt werden müssen. Schon die Einleitung
ist beyläufig die nämliche, und über jene haben wir (N. allg.
deutsch. Bibl. 63. B. S. 47 flg.) schon geurtheilt. Erster
Theil. Schwangerschaftslehre, von den Geburtstheilen,
dem weiblichen Becken, wodurch es sich vom männlichen un-
terscheidet, seiner Eintheilung, natürlich guten Form, Weite
und Tiefe, von der Axe des mütterlichen Körpers, des neuge-
bornen Kindes, der Beckenhöhle und ihres Verhältnisses zur
Axe des weiblichen Körpers, der Gelenkpfannen, der Schen-
kelknochen (das ist doch gewiß eine übertriebene Axenlehre,
wozu soll die helfen?) vom fehlerhaften Bau des Beckens, von
den äussern Kennzeichen eines gut und übel geformten und ge-
stellten Beckens, von den weichen äussern und innern Ge-
burtstheilen, (die vorgegebene Sichtbarkeit der Muskelfasern
der Gebärmutter allein kann nichts beweisen, da Walter,
Sömmering, ꝛc. sie gewiß eben so gut gesehen, und dennoch
nicht für muskulöse Fibern erklärt haben. Man könnte jener
Sichtbarkeit die Fühlbarkeit der lockern, nicht muskulösen Tex-
tur entgegensetzen, welche sich beym Durchschneiden der Ge-
bärmutter, zumal der schwangern, so deutlich zeigt) von der
Lage und Richtung der innern Geburtstheile, der Axe des
Mutterganges und der Gebärmutter, von der Schwanger-
schaft. Hr. O. nimmt an, zur fruchtbaren Begattung sey
kein Einbringen des männlichen Gliedes in das weibliche,
sondern nur eine Annäherung beyder nothwendig, (was Rec.
ganz und gar läugnet. Dieser Satz ist nach allen chemischen
Untersuchungen des männlichen Saamens eben so falsch, als
er von sehr vielen Folgen für die gerichtliche Arzneywissen-
schaft seyn könnte.) Die vorhergegangene Befruchtung eines
Eyes, sagt der Verf. äussert sich durch einen eigenthümlichen
Proceß von Anziehen und Zurückstoßen in einem begränz-
ten Raume, mittelst dessen sich eine Frucht selbst bildet und
erhält. Dieß ist das eigentliche Leben eines Individuums.

(Auf diesen Grundsatz thut sich Hr. O. wie es scheint, etwas zu gut. Aber er ist wirklich noch gar nicht erwiesen. Ultimato kommt freylich in der Welt alles auf diesen Newtonschen Satz zurück; aber beym lebenden Thiere intercedirt gewiß noch etwas Anders, als dieß bloß physische Gesetz. Hierbey kommt ein Ausfall auf Browns Erregbarkeit vor, wie man in jeder Schrift des Hrn. O. dergleichen findet. Durch Druck der Luft sey das Quecksilber erregbar; darauf folge Erregung. Hr. O. macht sich durch seine Heftigkeit und Plumpheit gegen Brown wirklich lächerlich.) Von den sicht- und fühlbaren Veränderungen, welche durch die Schwangerschaft im weiblichen Körper vorgehen. (Dieß Kapitel ist sehr schön abgehandelt.) Zeichen der Schwangerschaft, Untersuchung (Touchiren), von der Frucht in verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft (sehr gut bearbeitet); vom Leben und Ernähren derselben. — Leben sey Ausdehnung eines Wesens in Raum und Zeit durch eine inwohnende und mittelst Anziehen und Abstoßen sich selbst erhaltende Kraft (ist gewiß nicht hinreichend, thierisches Leben zu erklären. Das Inwohnende ist eine Hauptsache! Die Sauerstofftheorie bekommt S. 23 einen Kopfstoß, ähnlich dem obigen dem Brownischen System ertheilten.) Von mißgebildeten und kranken Früchten. (Die Molen sind mit vieler Genauigkeit bestimmt.) Zweyter Theil. Geburtslehre; Erklärung derselben, Eintheilung, von den Mitteln der Natur, die Geburt zu bewirken, fünf Perioden der Geburt, Hülfe der Kunst bey der natürlichen Geburt überhaupt und der Diät vor der Geburt. — Brantwein sey das Mittel, sich (die Schwangere) und die Frucht dumm zu machen. (à la Faust!) Verrichtungen des Geburtshelfers in der ersten und zweyten Geburtszeit, Geburtslager; Verrichtungen in der dritten und vierten Geburtszeit, in der fünften, Nachgeburtsgeschäffte, Diät der Wöchnerinn (gemäßigt, nicht zu strenge und nicht zu schlaff.)

Annalen der Entbindungslehranstalt auf der Universität zu Göttingen, vom J. 1800. Vom D. Fr. Benj. Osiander. Zweyten Bandes erstes Stück

mit

mit einem Kupfer. Göttingen, bey Dieterich. 1801. 8. 12 gr.

Auch dieß Stück enthält viele lehrreiche Geschichten und Bemerkungen; von denen wir aber nur wenige ausziehen wollen und dürfen. In den Monaten Julius, August, September fielen in der Anstalt 40 Geburten vor, von denen [illegible] künstlich beendigt wurden, 6 durch die Zange, 4 durch die Wendung. Alle Mütter und eilf Kinder verließen das Hospital gesund. Unter Geschichten dünken uns besonders folgende bemerkt zu werden: 1) Die Natur besserte eine fehlerhafte Stellung des Kopfes, und vollendete die Geburt. (Sollen wir uns immer auf diese vis medicatrix naturae verlassen?) 2) Eine leichte Geburt, ungeachtet die Hand unter dem Gesichte lag. (Wohl der Kreissenden, wenn es immer so geht!) 3) Schwere Geburt wegen Lage des Beckens in der obern und untern Oeffnung, nach vergebens versuchter Anwendung der Zange, durch die Wendung beendigt. Der Kopf stand hoch über dem Eingange, die Blase stellte sich, die Fersen fühlte man in der linken Mutterseite. Der Kopf trat auf die obere Beckenöffnung an, mit dem Hinterhaupte nach dem rechten Darmbein zu. Der Verf. zog das Hinterhaupt in den schrägen Durchmesser herab, legte die Zange an, machte 35 sehr kräftige Traktionen; der Kopf blieb aber zwischen dem Vorgebirge und Schoosbeine eingekeilt. Darauf schob der Verf. durch halbzirkelförmige kleine Umdrehungen den eingekeilten Kopf rückwärts, und — machte die Wendung. (Man hat schon mehrmals aufmerksam auf die sonderbare Verwicklung und unerwarteten Ausgänge vieler Geburten des Hrn. O. gemacht, hier ist wieder so eine. Es gehört viele Geschicklichkeit und vieles Glück dazu, solche Geburten auf eine solche Weise glücklich zu beendigen!) 10) Sehr schwere Geburt mittelst der Zange, wegen Unthätigkeit der Gebärmutter, verkehrtem Stande des Kopfs, Lage der Hand neben dem Gesichte, mit nach der Entbindung folgender Raserey und Epilepsie. (Gewiß auch eine eigene Geschichte und Alles mit glücklichem Ausgange!) 14) Wendung bey schon tief im Becken liegendem Hintern. (Derselbe war dem Einschneiden (Durchschneiden?) sehr nahe; und dennoch schob ihn Hr. O. zurück, und machte die

Wen-

[illegible]) 15) Äusserst schwere Geburt durch die Zange, während die Gebährende dazwischen schlief. (Natürlich war dieser Schlaf gewiß nicht! Der Rec. wäre gewiß in Versuchung gekommen, Mohnsaft zu geben. 16) Schwangerschaft von [illegible] Wochen, mit periodischen Wehen und endlicher Entbindung ohne Wehen durch die Wendung. 17) Ein ähnlicher Fall. 18) Chemische Untersuchung des Fruchtwassers aus dem zeitigen Ey, und der käsichten Materie auf der Haut neugeborner Kinder, von F. H. Kruß und F. A. Emmert. Jenes enthält nach dieser Untersuchung viel Wasser, in welchem aufgelöset sind: eine gewisse, nicht beträchtliche Menge Eyweißstoff, noch weniger thierischer Leim, [illegible], oder mit Kohlensäure verbundenes Natrum, Salzsäure, verbunden mit Natrum, Salzsäure mit Ammoniak, Phosphorsäure mit Kalcherde. Den freyen Sauerstoffgehalt sehen die Verf. für unerwiesen an. Der käsichte Hautüberzug ist eine thierische Materie eigener Art, die in Hinsicht auf ihre chemische Natur zwischen dem Faserstoff und dem thierischen Fette in der Mitte steht. Doch kann die Chemie darüber noch kein bestimmtes Resultat liefern. Unter den Recensionen zeichnet sich durch Schärfe die über Wigands Beyträge ꝛc. die über Bör[illegible]chens Positiones medico-obstetric. und über Martens Kritik der neuesten [illegible] aus, ähnlich Mehrern, welche Rec. mit jedem partheylosen, vernünftigen Manne getheilt hat. Miscellen. Noch erinnern wir, daß schon in diesem Stücke S. 62 der Verf. einige seiner gähe gezogenen Resultate im vorigen Bande, B. 4. St. 2. S. 5. reformirt. So könnte es wohl in der Folge mehreren ergehen!

Einige Worte an Herrn Professor Osiander (von Wigand). Hamburg 1801. 32 S. 8.

Obige Recension der Beyträge zur Geburtshülfe, ꝛc. von Hrn. Wigand ist die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift, über welche wir weiter nichts sagen wollen, als daß wir solche Verfeindungen immer mit Unmuth entstehen sehen, und die Ausbrüche immer mit Bedauern lesen! Wahr ist es, was wir auch Hrn. O. schon mehrmals zu beherzigen gegeben haben;

haben, daß er bey weitem zu strenge, zu rauh die Wahrheit sagt, ohne sie selbst, sogar fein, ganz gut vertragen zu können. Allzuscharf macht schärtig! Wahr ist, daß den meisten seiner Kritiken eine Bitterkeit anklebt, welche kaum von etwas Anderem, als von gereizter Selbstsucht ihren Ursprung nehmen kann. Wahr, daß Hr. O. viele Lehren, Vorschläge, Werkzeuge der größten Geburtshelfer als irrig und unbrauchbar verwirft, nur, wie es scheint, um die seinigen desto eiliger empfehlen zu können. Wahr, daß Herrn Osianders System von sonderbaren, übertriebenen, halbwahren Sätzen strotzt, die durchaus keinen Beyfall finden und verdienen können; aber eben so wahr ist es, daß mehrere der gerügten Stellen in Hrn. Ws. Werk wirklich fehlerhaft sind und Tadel verdienen, welchen Hr. W. — ist er so liberal und human, als er sich seiner kleinen Schrift den Schein annimmt — in einer andern Manier gewiß ertragen, und zu seinem und des Publikums Nutzen beherziget hätte. Dixi et servavi animam.]

Ein Wort an Gattinnen und Mütter über das zu schnelle Wegnehmen der Nachgeburt. Hamburg. 1801. 90 S. 8.

Aus sehr vielen Schriftstellern, sogar aus dem alten apokryphischen Hippokrates, beweiset Hr. Wigand, der Verfasser dieser kleinen Schrift, daß man mit der größten Ruhe und Sicherheit, ohne auch nur den mindesten Schaden davon zu fürchten, den freywilligen, von der Natur allein bewirkten Abgang der Nachgeburt, in Fällen, wo keine sehr heftigen Blutflüsse, Zuckungen, (Krämpfe) Ohnmachten, und dergleichen (dieses u. d. gl. hätte ganz müssen specificirt werden) statt finden (besonders auch Faulfieberopportunität) nicht nur eine halbe, sondern sogar sechs und zwölf und mehrere Stunden lange abwarten könne. Die Gegner, deren Zahl, wo nicht an Menge, doch an Wichtigkeit nicht klein und unbedeutend ist, hat der Verf. natürlich nicht angeführt. Wir sind damit aber auch sehr zufrieden. Es ist nur vom Mißbrauche, vom jedesmaligen Holen der Nachgeburt, in einer Adresse ans Volk die Rede, und da ist jener Grundsatz gewiß der richtigere. Ausserdem mag es wohl heissen: Medio tutissimus ibis!

Mz.

Ver-

Versuch einer physisch-medicinischen Beschreibung von Hamburg; von Johann Jacob Rambach, Doktor der Medicin, rc. Hamburg, bey Bohn. 1801. 1 Alph. 4 Bogen 8. 1 Rh. 4 R.

Physisch-medicinische Ortsbeschreibungen sind in jeder Hinsicht für Jeden interessant; besonders aber für den Arzt, welcher an dem Ort die Krankenpflege zu besorgen hat, und dem es anzeigen seyn muß, die Lage des Orts, das Clima, die Witterungsveränderung, und die damit verknüpften Umstände, den Charakter und körperlichen Zustand der Einwohner, ihre Art zu leben zu kennen. Wir haben von Regensburg und Berlin solche Topographieen, die bereits in dieser Bibliothek sind angezeigt worden, und die alle die Eigenschaften in sich vereinen, welche man von einer solchen physisch-medicinischen Ortsbeschreibung mit Recht verlangen kann; auch die vor uns liegende verdient das Lob, daß der Verfasser Alles geleistet hat, was er nur hat leisten können, so wie dieses ein Ort, wie Hamburg, verdient. Wir können hier bloß einen kurzen Auszug des uns vorzüglich merkwürdig Geschienenen liefern, da wir gewiß hoffen dürfen, daß jeder Arzt diese vor uns liegende Schrift selbst lesen wird. Der erste Ursprung Hamburgs lasse sich schwer mit Gewißheit angeben; sie habe wahrscheinlich zu Carl des Großen Zeiten schon existirt. Er legte 808 da eine Burg an, wo jetzt Hamburg liegt, wo sich alsdann nach und nach immer mehr Einwohner ansiedelten, und der Ort, von dem sächsischen Wort, Hamm Wald, den Namen Hamburg erhielt. 1510 wurde sie eine freye Reichsstadt. Die Zahl aller Einwohner des Hamburger Gebiets ist 27000 Seelen, die Gegend ist eben. Der größere Durchmesser der Stadt beträgt 800, und der kleine 600 Hamburger Fuß. Der ganze Flächeninhalt beträgt mit Inbegriff der Hafen- und Festungswerke 56,879000 Quadratfuß. Die Fluth tritt in Hamburg um 12 Uhr 48 Minuten, die Ebbe um 5 Uhr 6 Minuten ein (bey Neu- und Vollmond). Bey dem ersten und letzten Viertel erfolgt jene um 5 Uhr 31 Minuten und diese um 9 Uhr 49 Minuten. Die Dauer der Fluth beträgt 4 Stunden 48 Minuten, und die der Ebbe 8 Stunden 6 Minuten. Die gewöhnliche Fluth (ordinär hohes Wasser) steigt 6' 8" höher als die gewöhnliche Ebbe (ordinär

[illegible] niedrig Wasser). Bey der Springzeit, d. i. kurz nach dem neuen und vollen Monde, fällt und steigt das Wasser etwa um ein Drittel mehr, und die Höhe der Springfluth beträgt 2′ 3″. In Ritzebüttel tritt die Fluth zur Zeit des Neu- und Vollmondes um 7 Uhr 25 Minuten, und die Ebbe um 1 Uhr 5 Minuten ein. Zur Zeit des ersten und letzten Viertels erscheint jene um 1 Uhr 25 Minuten, diese um 7 Uhr 5 Minuten. Die mittlere Geschwindigkeit des Fluthstroms war zu Kurhaven 0,376 Meilen in einer Stunde, und die des Ebbestroms 0,716; 1786 den 17ten November war die niedrigste Ebbe, es wehte damals fast ununterbrochen 3 Wochen lang östlicher Wind, die Ebbe war an jenem Tage 3′ 11″ niedriger, als bey ordentlich niedrigem Wasser; dieses dauerte 3 Stunden. Zweyter Abschnitt, Klima und Witterungsgang. Vollständige Beobachtungen seyen bis jetzt noch nicht angestellt worden; doch seyen nach der Lage von Hamburg und der Beschaffenheit seines Bodens die Hauptcharakterzüge des Hamburger Klimas Unbeständigkeit und Feuchtigkeit; Wochenlanger Regen ist häufiger als eben so lang anhaltender heiterer Himmel. Hier folgt S. 62—65 eine Tabelle über die höchsten und niedrigsten Standpunkte des Barometers und Thermometers und die herrschenden Winde, vom Professor Brodhagen, nach einem de Lüchschen Barometer und einem Reaumurschen Thermometer mit Reaumürscher Skal. S. 66 Nach einem Zeitraume von 18 Jahren fand R. die mittlere Barometerhöhe für Hamburg 27″ 10 $\frac{1}{8}$ Linien; der höchste Grad des Thermometers ist 27°. S. 76. Die Menge des jährlichen Niederschlags an Wasser aus der Luft beträgt 24$\frac{1}{2}$″. Es giebt sehr viel Nebel, Thau, Reif, Hagel, häufige Gewitter; letztere entstehen meistens in Süden, und gemeiniglich bey einer Barometerhöhe von 27′ 11″ 8‴, es ist charakteristisch, daß das Quecksilber gleich nach ihrem Ausbruche zu steigen anfängt. Der Winter ist in der Gegend von Hamburg gewöhnlich nicht so streng und anhaltend, als in den südlichern Gegenden Deutschlands. S. 84 folgen noch einige Resultate aus den Wetterbeobachtungen des Direktor Woltmann in Kurhaven. Dritter Abschnitt, Nahrungsmittel und Getränke. Die Lieblingsspeise ist Fleisch; 1799 wurden konsumirt 23030 Ochsen, 16420 Kälber, 16105 Schweine, 10136 Hammel, 3863 Lämmer. Die Lieblingsspeise ist Rindfleisch, die Ochsen sind jütländischer Zucht, man findet zuweilen Stücke von 900 bis 1000 Pfund; das Kalbfleisch, so wie das Hammel-

melfleisch ist in Hamburg sehr gut; doch lassen sich Manche Hammelskeulen aus England kommen. Nach v. Hess werden jährlich für 12000 Mgl. Krammetsvögel eingeführt. — S. 103 Es sind in allen 64 essbare Arten von Seefischen und 58 Arten von Flussfischen bekannt; diese führt R. von S. 104 bis 108 nach Linne auf; 27 kommen aber davon und häufig auf den Markt. In letztem Herbst waren die Heringe so häufig, dass man 20 Stück mit 2 Schillinge bezahlte. Den Lachs isst man kalt, mit Essig und Oel, so wie alle Fische dieser Art genossen werden. S. 111 Von Kaulbarsch (Stuhr) der Quappe und den Aal bereitet man Suppen; die Stuhrensuppe ist eine der beliebtesten Krankenspeisen. S. 112 Von marinirten Neunaugen werden jährlich für 7 bis 8000 Mgl. eingeführt. Das Brod ist in Hamburg meist recht gut; nur essen die Vornehmen wenig Brod. S. 119 Es giebt viel Gemüse in Hamburg. Man baut eine Art holländischer Kartoffel, die sehr gut sind (hier gelegentlich eine Vertheidigung der Heilsamkeit der Kartoffeln). Das Obst ist in Hamburg nicht so gut als im südlichen Deutschland. S. 125 In 8 Jahren, von 1780—1787 wurden in Hamburg für 67,389 Thaler Heidelbeeren abgesetzt. Die Rumfordsche Suppe ist jetzt sehr beliebt. S. 128 Gutes Wasser zum Trinken und Kochen ist in Hamburg nur um Geld zu haben. Von S. 128—140 folgt eine chemische Untersuchung der Wasser in Hamburg, von R., das Elb- und Alsterwasser ausgenommen, welches Schmeisser untersucht hat. S. 146 Die geistigen Getränke sind in Hamburg sehr beliebt. S. 152 Der Wein ist wegen der geringen Accise nicht theuer. S. 156 Das Hamburger Bier war ehedem sehr berühmt; 1632 wurden 202,888 Tonnen gebraut, davon 115,000 in Hamburg selbst verbraucht wurden; jetzt ist es nicht mehr so gut. Kaffee und Thee werden stark getrunken. Die Milch ist meist mit Wasser verdünnt, und mit Mehl und Grütze verfälscht. Der allzuhäufige Genuss des Gefrornen habe manche Krankheiten hervorgebracht. Vierter Abschnitt, Bildung, Charakter, Sitten, Vergnügungen, Fürsorge für Arme. Sieben Krahnzieher ziehen eine Ladung von 3—4000 Pfund. Die Hamburger besitzen eine Neigung zur Corpulenz und im Alter zur Hässlichkeit, alle haben schlechte Zähne. In Hamburg sind 4000 Juden, die Jüdinnen sind oft im 24sten Jahre zahnlos. S. 241 Das Krankenwesen im Waisenhause leidet an mancherley Gebrechen; doch sind der Krankheiten im Ganzen

wol-

wenige, die grosse Reinlichkeit verhütet die meissten. Die Pocken z. B. sind, ungeachtet sie in der Stadt fast beständig im Schwange gehen, innerhalb 8 Jahren nur einmal im Hause gewesen. Die Zahl der Kranken war sehr geringe, und es starben nur einer oder zwey. Von der Inokulation macht man gar keinen Gebrauch. Masern herrschten binnen 12 Jahren zweymal, nämlich 1789 sehr allgemein und bösartig, und im Winter 1795 auf 1796 gelinder; aber beydemal war die Sterblichkeit sehr gering, Skrofeln, Knochenschäden und englische Krankheit kommen jetzt selten vor. 5ter Abschnitt. Bevölkerung, Sterblichkeit. Die Zahl der Gebornen ist in Hamburg fast ohne Ausnahme in jedem Jahre geringer als die der Gestorbenen; von 1792 bis 1799 war die Mittelzahl der Gebornen 3363½, die der Gestorbenen 3960; also 4772 mehr Gestorbne als Geborne. Die Ursache liege darinne, daß in Hamburg wenigstens gegen 9000 Fremde leben, die meistens unverheyrathet sind, die Ehen sind auch nicht sehr fruchtbar, ferner heyrathen von 90 Menschen zwey. Nach einer Mittelzahl kommen auf jede Ehe nur zwey Kinder, oder auf 100 Ehen 238. Manche heyrathen auch noch in ihrem Alter. Endlich sind Mißfälle oder zu frühe und todte Geburten in Hamburg häufig. S. 260 Die Anzahl der todtgebornen Kinder ist in Hamburg ungemein groß, in den letzten 8 Jahren waren gegen 26908 lebendige geboren, 1880 todte, das Verhältniß ist also 65 von 1000. Als Ursachen führt R. an, schwächliche Leibesbeschaffenheit der Hamburger Frauen, den höchst kläglichen Zustand des Hebammenwesens, die nachlässige Behandlung der nur scheintodten Kinder, das unbesonnene frühe Heyrathen des gemeinen Mannes; endlich sind die meisten todtgeborne unehliche Kinder. S. 264 Das Selbststillen sey unter den Vornehmen nicht sehr gebräuchlich, doch sey daran selten Eitelkeit und Bequemlichkeit Schuld; sondern wahres Unvermögen, oder ein ärztliches Verbot. Hohes Alter von 96 bis 108 Jahren sind nicht selten. 6ter Abschnitt. Herrschende Krankheiten. Dieses ist vorzüglich die sogenannte Hamburger Krankheit, welche Handwerksbursche befällt, sie besteht in einem lentescierenden Fieber ohne auffallende Hitze und Frost, die Zunge ist weißlicht belegt, und der Geschmack übel, dazu kommt in den allermeisten Fällen ein Durchfall und ein unleidliches Kopfweh. Die Ursache davon liege im Wasser. S. 294. Eine Epidemie ist in Hamburg etwas äusserst

seltenes; von Fieber, Ruhr, und anderen Epidemien weiss man gar nichts. Die Ursache davon ist die beständige Erneurung der Luft durch die Ebbe und Fluth, und der Mangel an Sümpfen und Waldungen in der Nachbarschaft. S. 299 Die in Hamburg herrschenden Krankheiten sind rheumatisch, schleimigter und gastrischer Art. S. 300 In kalten, trocknen Wintern giebt es in Hamburg mehrere Kranke und Todesfälle als in warmen und feuchten. Hier beschreibt er die in Hamburg gewöhnlichen Krankheiten, und die Mittel, welche man dagegen anwendet, sehr genau. S. 334 Lustseuche, das Hahnemannische Quecksilber ist von den meisten Aerzten wieder aufgegeben worden, weil es gar zu oft die heftigsten Koliken, Durchfälle, und sehr leicht den Speichelfluß erregt; man braucht das decoctum Lusitanicum, auch selbst die Salpetersäure. S. 336 Eine häufige Folge der schweren Entbindungen sind Vorfälle. Der Krebs ist nicht ganz selten, das weibliche Geschlecht ist ihm am meisten, und zwar in jedem Alter unterworfen. Zuletzt schildert er medicinisch das 1799ste Jahr. 7ter Abschnitt. Medicinalwesen. S. 369 Die meisten Aerzte machen ihr Glück durch die Hausfrauen. Das Brownische System ist von den meisten Aerzten weder geschätzt noch gekannt. Unter den Aerzten ist keine kollegialische Freundschaft, (wie immer). S. 368 Gute Wundärzte fehlen, die Apotheken sind schlecht, ohne Aufsicht, die Pfuscherey groß. Zuletzt folgt eine Beschreibung der Krankenanstalten und der Anstalt für Ertrunkne in Hamburg.

Cg.

Ueber die zweckmäßigste Einrichtung der Feldhospitäler, von Dr. *Gottfried Philipp Michaelis*, ehemaligem Chur-Braunschweig-Lüneburgischen zweytem Feldarzte. Mit 1 Kupf. Göttingen, bey Dieterich. 1801. 526 S. gr. 8. 1 Rg. 16 gr.

Dieses Werk, das sich nicht allein wegen der großen Kenntniß und Erfahrung des Verf. vom Kriegs-Hospital-Wesen, rühm-

vorzüglichst ausgeführt; sondern wegen der detaillirten Beschreibung der ökonomischen Einrichtung der Feldhospitäler, vor allen andern Schriften der Art wesentliche Vorzüge hat, empfiehlt Rec. nach seiner besten Ueberzeugung allen Heerführern und Aerzten.

Da zufällige Hindernisse die Anzeige dieses Buches in diesen Blättern verspätet haben: so begnügt sich Rec. einzelne Punkte, die von allgemeinem Interesse sind, auszuheben.

Dahin gehört vorzüglich der in der Einleitung vom Verf. geäusserte Wunsch, alle größere oder kleinere Staaten, deren Zuschnitt kriegerisch wäre, möchten so wie auf die Bildung ihrer Soldaten und Officiere, auch auf die Bildung und Anziehung guter Feldärzte und Feldchirurgen mehr ihr Augenmerk richten, als es bisher geschehe. Die Winke und Vorschläge, die der Verf. über diesen Gegenstand giebt, verdienen reiflich geprüft und beherzigt zu werden, zumal von den kleinern Staaten unsers deutschen Vaterlandes, in denen nicht selten wegen einer übelberechneten Sparsamkeit der Kriegskollegien, bey entstehenden Kriegen die Feldärzte unvorbereitet zu diesem Beruf, aus der Residenz-Praxis, und die Feldwundärzte aus Barbierstuben, in einen Wirkungskreis versetzt werden, wo Leben und Gesundheit vieler Tausende von ihnen abhängt. Warum besoldet man in Friedenszeiten nicht Aerzte und Wundärzte, die zum Felddienst Neigung und Talente haben, damit sie sich mit dem ganzen Umfang ihrer Pflichten bekannt machen, und zu jeder Zeit bereit sind dem Vaterlande dankbar ihre Kräfte und Kenntnisse zu widmen! —

Daß man bey der Medicinal-Einrichtung eines Heeres mehr auf Wundärzte als auf Aerzte Rücksicht nehme, folge, sagt der Verf., aus der irrigen Voraussetzung, als wären im Laufe eines Feldzugs mehr chirurgische als medicinische Kranke vorhanden, wovon doch wirklich das Gegentheil statt finde.

Die Direktion eines Feldhospitals will Herr M. nicht einem Einzigen übertragen wissen; sondern räth aus Gründen, sie unter einem tüchtigen Officier, dem ersten Arzt und dem ersten Wundarzt zu vertheilen.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, begnügt sich Rec. dieses aus der Einleitung auszuheben. Das Werk ist in folgende Hauptabschnitte eingetheilt: I. Von der Einrichtung des Hospitals. II. Von der Verpflegung der Kranken. III. Von dem zum Hospitale gehörenden Personale, und von der Führung der Geschäffte.

Nr.

Versuche durch den Galvanismus die Wirkung verschiedener Gifte und Arzneymittel auf die erhöhte oder verminderte Reizbarkeit der Nerven zu prüfen. Von *Friedrich Pilger*, vormals Hauptmann, jetzt Thierarzt im Oberfürstenthum Hessen. Giessen und Darmstadt, bey Heyer, 1801, 106 S. 8. 8 Kr.

Herr Pilger glaubt, daß vermittelst des Metallreizes der Grade der Reizbarkeit (Erregbarkeit) gemessen, und eben so die Wirkungen von Giften und Medicamenten aufs Nervensystem angezeigt werden könne. Die Versuche wurden mit Arsenik, Sublimat, Salzsaurerschwererde, Brechweinstein, Auripigment, Kampher, Opium, Belladonna, Schierling, Kirschlorbeer. Taxus, Wasserfenchel, Vitriolöther, Mineralsäuren, Essig, Wein, Branntwein, Ruhrwurzel, China, Phosphor, Baldrian, Tormentill, Fallkraut, Vanille, und einigen bittern Mitteln, an kranken, rotzigen und abgezehrten Pferden unter gehöriger Vorsicht angestellt, und die sich darbietenden Erscheinungen an den Thieren beobachtet.

Wenn Versuche dieser Art von Nutzen seyn sollen: so müssen sie noch sorgfältiger und auch von Andern wiederholt werden. Besonders wäre dem Herrn Verf. zu rathen, jeden Arzneykörper allein ohne Verbindung mit andern Mitteln und nie eine große Menge auf einmal; sondern nach und nach in steigender Gabe zu versuchen; vorzüglich aber auf die bey den Versuchen mitwirkenden Dinge Rücksicht zu nehmen; aus der Beschaffenheit der Kadaver behutsam und nicht

nicht zu viel zu folgern, und manche widersprechende Erscheinungen in der Folge genauer zu untersuchen, um vielleicht ihren Ursachen auf die Spur zu kommen. Dieses gilt von einigen Galvanischen Versuchen, z. B. Nr. 1 und 4; von manchen Erscheinungen in den untersuchten todten Körpern; von den unverhältnißmäßig großen Wirkungen auf eine unbedeutende Gabe eines reizenden Arzneymittels u. s. w. Uebrigens ist Rec. überzeugt, daß weder auf diesem noch auf irgend einem andern Wege ausgemacht werden könne, auf welche Weise die Arzneymittel wirken: der rationelle Empirismus am Krankenbette giebt darüber die besten Aufschlüsse. Daher sind auch jene Versuche des Herrn Verf., welche bloß darthun, in welchen Gaben die erwähnten Gifte, narkotischen Agentien und anderen Reizmittel von den kranken Thieren ohne Schaden genommen wurden, am lehrreichsten. Das Pferd z. B. verträgt ohne Schaden in einer Gabe eine Unze Opium, und vier Unzen Belladonnawurzel, es verträgt auf einmal zwey Unzen Wasserfenchel, ein Pfund dreymal abgezogenes Kirschlorbeerwasser, 10 Gran Arsenik, 6 Gran Sublimat, 2 Drachmen Brechweinstein, mehrere Pfunde Mittelsalze und vegitabilische starkreizende Substanzen in ungeheurer Menge. Nur Essig und Säuren verträgt es nicht; ersterer, wenn er konzentrirt ist, ist im Stande zu einem Pfunde ein Pferd unter fürchterlichen Symptomen zu tödten. S. 65 wird der Arsenik ein sicheres und fürtreffliches Surrogat der China in Wechselfiebern genannt.

Mo.

Allgemeines Gesundheits-Kochbuch, oder Anweisung die in den Kochbüchern angegebenen Zubereitungen der Speisen nach diätetischen Regeln zuzurichten, und zu Verlängerungsmitteln des Lebens zu machen. Leipzig, bey Jacobäer. 1802. 518 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Abermal eine erträgliche Kompilation aus den unzähligen vorhandenen Kochbüchern, mit einer mehr oder minder guten Auswahl, unter dem modischen Schilde zur Lebensverlän-

Y 4 gerung,

gerung, weil Hufeland (Vorr.) die Kunst gelehrt hat, das menschliche Leben zu verlängern. Es sind bloß allerhand Bereitungsarten der Speisen von zahmen und wilden vierfüßigen Thieren, vom zahmen und wilden Geflügel, von Fischen, Amphibien, Insekten und Würmern, mit der beliebigen Bemerkung, „ist gesund, ungesund, leicht oder „schwer zu verdauen," mit Historien und Anekdoten, die hochgelehrten Pedanten gelegentlich einfallen, mit Spötterenen gegen religiöse Meinungen, mit zweydeutigen Spässen u. dgl. untermischt. Also diese ärmliche Lockpfeife, deren sich jetzt so viele gute und schlechte Schriftsteller bedienen, ist hier nicht anpassend? Ganz und gar nicht, es ist ein Kochbuch vom gewöhnlichen Schlag. Für manche Köchinnen würde diese Schrift zur Einsicht nützlich, für den Praktiker, der die Kochkunst nicht versteht, und doch die Damen und Kinderfreunde belehren sollte, ob Mehlbrey nährt oder nicht nährt, ob Thier- oder Pflanzenspeisen gesünder sind, zum Nachschlagen brauchbar seyn; aber der unbenamte Diätetiker, der diese dickleibige Schrift zusammen stoppelte, hat nicht die erforderliche Unterscheidungsgabe, um ausmitteln zu können, was der Gesundheit zuträglich seyn möchte, noch weniger ist er in seiner diätetischen Küche delikat. Er tischt Sperlinge, Kiebitzen, stinkende Wiedehopfe, Spechte, Raben, Elstern, Dohlen und Krähen, u. s. w. auf, unbekümmert, ob und in welcher Masse diese Dinge zur Ernährung dienen können. Wir empfehlen ihm also erst die Diätetik genau und sorgfältig, in ihrem ganzen Umfange, ohne Aengstlichkeit und Paradoxiensucht, zu studiren. Dann wird er finden, daß seine diätetischen Regeln nicht immer richtig gefaßt, nicht zweckmäßig ausgedrückt, seine Zubereitungen nicht zu Verlängerungsmitteln des Lebens zu machen sind; also Titel und Inhalt nicht mit einander in Rapport stehen, und die Käufer täuschen. Das ist nicht fein!

Tr.

Beytrag zur Geschichte der Frühlingsepidemie im Jahre 1800, von J. D. Metzger, HR. und Prof. zu Königsberg. Altenburg. 1801. 94 S. 8. 8 gr.

Die

Die Epidemie, von welcher die Rede ist, glich in manchen Stücken der berühmten Influenze, welche im Jahre 1782 von Petersburg bis Lissabon, Europa durchzog. Die jetzige traf zu Königsberg im Februar ein, und verschwand zu Ende des Märzes. Sie hieng weder mit den kurz vorher vorgefallenen Luftveränderungen, noch mit der vorjährigen Konstitution zusammen, (dieß hätte der Verf. durch genau angegebene Witterungstabellen beweisen müssen), so daß dem Vf. die pathologischen Lehren vom Einflusse der Witterung auf die herrschenden Krankheiten, und vom Uebergange einer Konstitution in die andere bey weitem nicht mehr so glaubhaft scheinen, als ehemals. (So wenig wir in die Sydenhamisch-Stollische Meinung vom Einflusse der Witterung und den mannichfaltigen Konstitutionen einstimmen können, die sich auch dem Rec. nicht legitimirt haben: so sehr glauben wir, daß auf epidemische Krankheiten die Atmosphäre influiren müsse. Ob diese und jene Witterung diese oder jene Krankheiten durchaus erzeugen müsse, die Zeit, binnen welcher sie ihren nachtheiligen oder vortheilhaften Einfluß äußern, die Art und Weise, wie sie denselben eigentlich auf den m. K. haben mögen, dieß bestimmen zu wollen, halten wir freylich für sehr gewagt. Aber im Allgemeinen das Verhältniß der Witterung zu den Krankheiten des m. K. läugnen zu wollen, ist gewiß falsch.) Diese Seuche war so allgemein, daß die Geschäffte in den Kollegiis darunter litten, und die Wachen nicht hinlänglich besetzt werden konnten. (In Franken herrschten damals auch Katarrhfieber, die aber weder in Rücksicht der Anzahl der Kranken, noch des Ganges der Krankheit irgend etwas Ausgezeichnetes besaßen. Man erwartete immer die in den Zeitungen angekündigte Influenza; sie erschien aber nicht mit der Gewalt, wie in Norden.) Sie nahm mitunter ungewöhnliche Gestalten an, (d. h. alle damals vorkommenden Krankheiten wurden auf Rechnung derselben geschrieben, und für Verlarvungen angegeben. Oder heilte Herr M. wirklich, wie Gall, die Augenentzündungen, die Diarrhöe, die Hämorrhoiden, S. 10 mit denselben Mitteln, welche für den epidemischen Katarrh dienten?) Die Kranken wurden sehr angegriffen. Ausleerungen schadeten; diaphoretische Mittel nutzten. (Die S. 18 ff. folgenden Berichte der Physikatsärzte richten sich so sehr nach den verschiedenen Schulprincipien der Herren, daß man, wie gewöhnlich, die letztern genauer, als den eigentlichen Charakter der Epidemie

 daraus

daraus kennen lernt. In L. u. W. war sie fäulnicht-gallicht, in R. nervös, in L. erkrankten innerhalb 24 Stunden eine große Menge Menschen, in M. wurde sie für ein nervöses Schleimfieber gehalten, von zu stark oxygenisirter Atmosphäre hergeleitet, und chemisch behandelt, in W. von allzu phlogistischer Luft her erklärt u. s. w. Herr M. mustert diese und mehrere Berichte russischer Aerzte milder oder strenger, je nachdem sie weiter oder näher vom Brownianismus entfernt sind.) Merkwürdig ist ein Ausschlag, welchen Dr. Eckhof in Mietau bey vier Kranken bemerkte. Es waren gelbe auseinander fließende Flecken, vorzüglich an den Händen und im Gesichte, auch einige am Leibe, die größten wie Zweygroschenstücke, die kleinsten wie Linsen. Hier soll auch die Epidemie in den Bauernstuben leichter gewesen seyn, als unter Vornehmen (was sehr natürlich und ohne alle Chemie leicht zu erklären ist). Die Ursache der Seuche setzt Herr M. wohl auch in die Luft; aber nur als ein Vehikel der wirklichen Ursache, eigentlich in ein Miasma, dessen Natur ihm unbekannt; aber ansteckend gewesen sey. Er subdividirt hierbey zwischen Ansteckung und Mittheilung, ohne daß doch dieser Unterschied beträchtlich und nothwendig zu seyn scheint. Die Vergleichung dieser Epidemie mit jener vom J. 1782 zeigt, daß die jetzige nicht so weit vorgedrungen, und nicht so beständig in ihrem Gang und Charakter geblieben ist, als jene. Ob das letzte nicht großentheils in der jetzigen Spaltung der beobachtenden Aerzte zu suchen sey, welche im J. 1782 bey weitem nicht so groß und heftig war, wie jetzt, mögen wir nicht weiter untersuchen.

Mz.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Wohlfeiler Preis von zwey beliebten Predigtbüchern über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien.

Ich finde mich bewogen, zwey in meinem Verlage befindliche Jahrgänge von Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien, von jetzt bis zur Ostermesse 1802. inclusive, gegen baare postfrey eingesendete Bezahlung, für nachstehende herabgesetzte Preise zu lassen, um den Herren Stadt- und Landpredigern, wie auch andern Liebhabern erbaulicher Schriften, Gelegenheit zu geben, sich dieselben auf eine bequeme Art anzuschaffen.

1) Des Herrn Consistorialraths J. A. Hermes zu Quedlinburg Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahrs, zur Beförderung der häuslichen Andacht. 2 Bände gr. 8., mit des Verfassers Bildniß von D. Chodowiecki, kosten 2 Thlr. 12 Gr. Jetzt, gegen baare Bezahlung 1 Thlr. 12 Gr. Conventionsgeld oder 1 Thlr. 14 Gr. preuß. Geld.

2) Des Herrn Predigers R. Dapp Predigtbuch für christliche Landleute zur häuslichen Andacht und zum Vorlesen in der Kirche. Auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, nach den Evangelien, in einem Bande in 4to, kosten 1 Thlr. 16 Gr. Jetzt, gegen baare Bezahlung 1 Thlr. 5 Gr. Conventionsgeld oder 1 Thlr. 6 Gr. preuß. Geld. Dieses Predigtbuch ist besonders für Kirchen auf dem Lande anzuschaffen, da es zum Vorlesen sehr brauchbar ist.

Wer für 7 Exemplare die Bezahlung portofrey einsendet, bekommt noch außerdem 1 umsonst; für die Bezahlung von

10, außer diesen, 2 umsonst; für 20, außer diesen, 4 umsonst. Diese wohlfeilen Preise gelten nur gegen baare Bezahlung, und bis zu Ende der Ostermesse 1802; alsdann werden beyde Bücher wieder um den gewöhnlichen Preis verkauft. Berlin, den 10ten Julius 1801.

Friedrich Nicolai.

Diejenigen Gelehrten, welche mir Anecdota i. e. necdum edita für meine Beyträge zur kritischen Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften etc. zugesandt haben, oder zusenden wollen, werden gebeten, es nicht übel zu nehmen, wenn ich den Empfang Ihrer Schriften aus Mangel an Zeit nicht gleich dankbarlich melde. Der Gebrauch, den ich in der Folge davon machen werde, wird hoffentlich dem Zwecke, den Sie durch die gütige Mittheilung haben erreichen wollen, am angemessensten seyn. Helmstädt, den 8ten April 1801.

J. P. Bruns.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Leibarzt Herr Hensler in Kiel, hat den Rang eines Etatsraths, und Herr Prof. Fischer den Charakter eines Archiaters mit Justizrath-Rang erhalten.

Herr G. S. K. Rönnberg, Kandidat der Rechte zu Hamburg, ist Rathsherr und Stadtsekretär zu Boizenburg im Mecklenburgischen geworden.

Herr F. L. Wagner, Konrektor am Pädagogium in Darmstadt, ist Hessen-Darmstädtischer Feldprediger geworden.

Herr J. M. Schulz, Konrektor zu Schleswig, ist Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Kiel geworden.

Der Herr Prof. G. Herrmann in Leipzig, ist zum ordentlichen Prof. der Philosophie neuer Stiftung mit Gehalt und einer Gratifikation ernannt worden.

Die

Die theologische Fakultät zu Halle hat dem Herzogl. Meklenburg-Strelitzischen Konsistorialrath und Hofprediger Herrn A. G. Masch zu Strelitz, die Würde eines Doktors der Gottesgelahrheit ertheilt.

Der bisherige reformirte Prediger bey der Charité zu Berlin, Herr F. D. E. Schleiermacher, hat den Ruf als Hofprediger nach Stolpe in Hinterpommern erhalten.

Der Herr Dr. und Prof. Hartenkeil zu Salzburg, ist ist von der K. K. Josephinischen Akademie zu Wien zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Der Deputirte der Staatskanzley zu Kopenhagen, Herr Legationsrath von Eggers, ist zugleich als Ober-Prokurator der Herzogthümer Schleswig und Holstein angestellt worden.

Der bisher als Major beym Bombardierkorps zu Wien angestellte Herr von Vega, ist Obristlieutenant beym Feldartilleriekorps geworden; auch haben ihn die Stände des Herzogthums Krain auf dem letzten Landtage zum Mitstande ernannt.

Die philosophische Fakultät zu Jena hat dem Herrn Legationsrathe Gerning zu Frankfurt am Main, dem Herrn Rektor und Bibliothekar Beyschlag zu Augsburg, und dem Konrektor Herrn Braun an der Domschule zu Naumburg die philosophische Doktorwürde ertheilt.

Herr Hofrath Hirt in Berlin, ist für die zu dem pantomimischen Tanze Dädalus und seine Statüen angegebenen Ideen, von der regierenden Königinn von Preußen mit einer goldenen Dose beschenkt worden.

Todesfälle.

1802.

Am 25sten Februar starb zu Reinerz Herr C. L. Blotner, Doktor der Medicin, Berghütten-Arzt der Grafschaft Glaz, Brunnenarzt zu Reinerz und Codowa, 28 Jahre alt.

Am

Am 27sten Februar zu Prag Herr J. G. Edler von Bauer von Adelsbach, Dr. der Arzneygelahrheit, und Senior der medicinischen Fakultät, im 84sten Jahre.

Am 26sten März zu Dresden Herr J. G. von Hoyer, Kursächs. Generallieutenant und Generalzeugmeister, ein um die wissenschaftliche Ausbildung des sächsischen Artilleriecorps sehr verdienter Mann.

Am 24sten April zu Dahlen im Mecklenburg-Strelitzschen Herr J. A. Schlettwein, Hessen-Darmstädtischer Regierungsrath, und ehemaliger Professor der Oekonomie zu Gießen, im 71sten Jahre.

Chronik deutscher Universitäten.

Halle. 1801.

Am 8ten Januar erhielt Herr K. F. Senff, die Würde eines Doktors der Medicin und Chirurgie, nachdem er ohne Vorsitz seine Inauguraldisputation: Nonnulla de incremento ossium embryonum in primis graviditatis mensibus, 84 S. 4. m. K. vertheidigt hatte.

Am 12ten Januar erhielt dieselbe Würde Herr J. G. Staudinger, nachdem er gleichfalls sine Praeside de Castratione, 32 S. 8. disputirt hatte.

An demselben Tage erhielten dieselbe Würde Herr E. W. Elsner, nachdem er ohne Vorsitz seine Disputation: de Methodo medendi symptomatica, 83 S. 8. vertheidigt hatte; und Herr E. J. C. Witt, der unter dem Vorsitze des Herrn O. B. Raths Reil über Theses disputirte. Die Inauguraldisputation des letztern soll nachgeliefert werden.

Am 29sten Januar vertheidigte unter dem Vorsitze des Herrn O. B. Rath Reil, Herr J. B. G. Kahlert zur Erlangung der medicinischen Doktorwürde seine Inauguraldisputation: De vegetabilium et animalium differentia.

Am

Am 6ten Februar disputirte zu gleichem Zwecke Herr J. W. E. Buchholz: de Blenorrhagia urethrae, 36 S. 8.

Am 5ten April vertheidigte Herr J. F. Meckel, ein Sohn des Herrn G. R. und Prof. Meckel in Halle, zur Erlangung der medicinischen und chirurgischen Doktorwürde, seine Inauguraldisputation: de cordis conditionibus abnormibus, 72 S. gr. 4. m. K. ohne Vorsitz.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

In Mainz ist eine gelehrte Gesellschaft gestiftet, welche sich mit der Geschichte, den Alterthümern, der Physik, Naturgeschichte, Landwirthschaft, dem Kunstfleiße, Handel und Gewerbe, dem öffentlichen Unterrichte, den Sprachen u. s. w. beschäfftigen, und vorzüglich auf die höhern Bedürfnisse des Departements vom Donnersberge ihr Augenmerk richten wird. Zuerst vereinigten sich zu diesem Zwecke die Professoren Matthiä, Bodmann, Lehne, der Bibliothekar Fischer, und der Vikarius Schunk. Diesen traten die Professoren Ackermann, Wedekind, Molitor, Neeb, Kösler und Weidmann, nebst dem Präfektur-Rath Pietsch, und Policey-Kommissär Jung, bey. Gegenwärtig beläuft sich die Anzahl der Mitglieder bereits auf 39. Prof. Ackermann ist Präsident, und Prof. Matthiä Sekretär. Das durch einen genehmigenden Beschluß des Präfekten gebilligte Reglement der Gesellschaft, ist unter folgendem Titel gedruckt erschienen: Règlement général de la société departementale des sciences et des arts seante à Mayence. Mainz, bey Craß. 8 S. 4. Die Gesellschaft ist in drey Klassen, die der physischen und mathematischen Wissenschaften, die der moralischen und politischen Wissenschaften, und die der Literatur und schönen Künste getheilt, hält alle Monate eine ordentliche, alle halbe Jahre eine öffentliche Sitzung, wird Ehrenmitglieder ernennen, und ihre Mémoires herausgeben. Es ist zu wünschen, daß nicht die vorgeschlagene Versetzung der Mainzischen Universität nach Bonn, diese neue gelehrte Ge-

Gesellschaft, von welcher sich viel Gutes erwarten läßt, in ihrem ersten Keime ersticken möge.

Bücherverbote.

Die in ganz Deutschland geschätzte Minerva des Herrn von Archenholz, ist in den Rheindepartements wegen der in den letzten Monatsstücken derselben enthaltenen Briefe aus jener Gegend verboten worden.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

In den vom Herrn Oberkonsistorialrath Gedike in Berlin herausgegebenen Annalen des preußischen Schul- und Kirchenwesens B. 1. H. 2. befindet sich eine Abhandlung, die die Ueberschrift hat: **Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens, mit besonderer Rücksicht auf die Provinz Pommern.** Hierin wird auch die Frage untersucht: **Wie muß der Jurist in preußischen Staaten Latein lernen und üben?** Bey der Beantwortung derselben äußerte der verdienstvolle Verfasser auch Folgendes: „Man setze an die Stelle der „Poeten und der schweren Lateiner das kursorische Lesen und „Uebersetzen eines guten lateinischen Compendiums des Na„turrechts und des positiven römischen Rechts, nehme bey „dem Letztern einige Stellen des dabey allegirten Textes der „Gesetze mit, anfänglich die leichtern, in der Folge die schwe„rern." Dieser Vorschlag machte bey den Schulmännern viele Sensation, da der Herr Verf. selbst sagt, „daß, als „er seine dem bisherigen Schulsystem gerade entgegen laufen„de Behauptung verschiedenen Schulmännern geäußert, ge„gen Einen, der ihm beystimmte, mehrere und die meisten „widersprochen hätten." Zuerst trat dagegen öffentlich der Herr Prof. Preiß am Stettinschen Gymnasium in einer Ankündigungs- und Probeschrift einer **metrischen Uebersetzung und Erklärung der Werke des Horaz** auf. Sie ist auf

2 Bogen und 1 Blatt in Stettin 1801 gedruckt, und dem Herrn Verfasser der erwähnten Abhandlung zugeeignet. Das Zueignungsschreiben läßt sich über den Werth des Studiums der alten klassischen Dichter auf gelehrten Schulen aus, worauf sich die vorgetragene Bitte gründet, dieses Studium auf den gedachten Lehranstalten nicht abzuschaffen oder einzuschränken; sondern vielmehr zu erhalten und zu befördern. — Hierauf folgt die Ankündigung der Uebersetzung und Erklärung des Horaz selbst. Das Werk wird 10 Bände, jeder 2 Alphabet stark, werden, und dazu hier die Subscription eröffnet.

Als Probe hat Herr Prof. Preiß die 30ste Ode des dritten Buchs übersetzt geliefert, welche freylich mehr nicht als mittelmäßig ist, und den Kommentar hinzugefügt. Letzterer soll zwar ausführlich seyn; es scheint aber, daß fast allenthalben gar zu große Umständlichkeit herrsche, wie dieß u. a. der Fall bey den Pyramiden ist, wo sogar die Hypothese des Hofr. Witte in Rostock, der sie für Naturprodukte hält, mit allen Gründen für diese Meinung weitläuftig angegeben wird. Andere Anmerkungen findet man wörtlich in Jördens Uebersetz. der Horazischen Oden, z. B. von den Vestalinnen, die dieser, seinem eigenen Geständniß nach zum Theil wie er sie vorfand, aus Jani, Schmidt, Ramler und Eschenburg, entlehnte. Eine solche Weitläuftigkeit und Abschreiben aus bekannten Büchern kann nicht gebilligt werden.

Die zweyte Schrift, die obige Aeußerung betreffend, ist das Programm des Herrn Oberkonsistorialraths Hecker in Berlin, womit er zu der am 13ten April 1802 auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium angestellten Prüfung eingeladen hat. Der Verf. giebt die Gründe für und wider den Werth des Dichterstudiums auf gelehrten Schulen an, verbreitet sich über den formellen und materiellen Nutzen der Wissenschaften, räumt dem letztern den Vorzug ein, und tritt dem Urtheile des Herrn O. C. R. Gedike bey, der gesagt hatte: *) „Es ist nicht möglich, ein zweckmäßigeres Mittel zur vielseitigen Bildung des Geistes aufzufinden, als „das

*) S. dessen Programm vom J. 1801.

„das Studium der klassischen Schriftsteller des Alterthums,
„und ganz besonders der Dichter,“ u. s. w. —

Diese Idee entwickelt Herr Oberkonsistorialrath Gedike noch umständlicher in seiner neuesten Einladungsschrift zur Prüfung des Berlinisch-Köllnischen Gymnasiums, am 21sten und 23sten April 1802, worin er den Begriff einer gelehrten Schule bestimmt. Bey Gelegenheit der als Lehrobjekte zuerst aufgeführten alten Sprachen, verbreitet sich der Verfasser über den Werth des Studiums der römischen und griechischen Literatur, und wiederholt unter mehrern schätzbaren Bemerkungen S. 23: „Ich gestehe nach meiner Ueberzeu-
„gung und Erfahrung, daß ich gerade das Studium der
„Dichter für das allerwirksamste Bildungsmittel halte.“ —

Herr Prof. Preiß hat als zweyte Probe einer metrischen Uebersetzung des Horaz Sekulargesang mit dem Kommentar auf 138 Seit. 8. 1802 herausgegeben. Hierbey sind einige deutsche Gesänge ähnlichen Inhalts, die mehrentheils aus neuern Zeitschriften entlehnt sind, als Anhang abgedruckt.

Eine umständlichere Anzeige dieser Schrift kann hier nicht gemacht werden, und würde auch unnöthig seyn.

Verbesserungen.

Im LXV. Bd. 2. St. S. 545. Z. 8. von unten st. Paulus l. Petrus.
Im LXIX. Bd. 1. St. S. 152. Z. 7. l. Denker st. Dehler
— — — — — — — 10. l. demnach st. dennoch
— — — — — — 156. — [illegible]. l. seinem Wohlnehmen st. seiner Wohlnahme

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

1. Musenalmanach, für das Jahr 1802. Herausgegeben von *A. W. Schlegel* und *L. Tiek.* Tübingen, bey Cotta, 1802. 12mo. 24 halbe Bogen. 1 Rg. 12 gr.

2. Musenalmanach, für das Jahr 1802. Herausgegeben von *B. Vermehren.* Leipzig, bey Sommer, 1802. kl. 12mo. 17½ halbe Bogen. 1 Rg. 8 gr.

Bekanntlich gehören die beyden Dichter, welche sich als Herausgeber von Nr. 1. genannt haben, der Erste zu den Heerführern und der Andere zu den Stimmgebern einer, in dem letzten Quinquennium des neulich hingeschiedenen Jahrhunderts, auf mannichfaltige Weise sehr laut, fast möchten wir sagen, vorlauten Partey von jungen Männern, denen man Talent, Scharfsinn und feines Gefühl für das Schöne nicht ganz absprechen kann; die aber durch den absprechenden, schneidenden, oft höchst inurbanen Ton, in welchem sie sich überall, wohin ihre Stimme nur schallt, vernehmen lassen, so wie durch die bis jetzt umhüllt gebliebenen dodonischen und pythischen Weissagungen von einem, durch sie heraufzuführenden neuen Zeitalter in der Poesie, Alles, was auf Deutschlands zerstreuten Musenhügeln nicht unter ihrem Panier sich sammelt, entweder mit entschiedener Verachtung angeblickt, oder gar kecklich verhöhnt haben. Das Beginnen jener deut-

schen poetischen Aera datirt sich von der Schriftstellerepoche, eines Mannes, in welchem jeder Deutsche einzig den ersten, vielleicht den trefflichsten Kopf der Nation dankbar verehrt — von Göthe, und — von gedachten Herren selbst, welche bisher noch eben nicht sonderliche Verehrung verdienen. Beynahe alle übrigen deutschen Dichter, namentlich Wieland, Klopstock, Ramler, Matthisson, Voß sind entweder schon jubilirt, oder doch im Begriffe, es zu werden. —

Bey dieser Lage der Dinge ist eine Sammlung von Gedichten, an deren Spitze sich Schlegel der Aeltere, und L. Tiek (welcher mittelmäßige Kopf von Jenem und seinen übrigen Bewunderern an mehrern Stellen, namentlich im Athenäum, B. 1. St. 1. S. 176 dicht neben Göthe gestellt ist,) als Herausgeber nennen, eine nicht unwichtige Erscheinung. Zwar haben es diese Herren bisher nicht an der redlichen Mühwaltung fehlen lassen, sich ihren Weihrauchdampf, mit unermüdlicher Geflissenheit, bald hier, bald da, vorzüglich in der Allg. Liter. Zeitung (so lange dieß dort thunlich war) in ihrem eigenen Athenäum, in Tieks (soidisant) poetischem Journal, zum süßen Geruch, unter die Nasen zu bringen! Zwar hat das Häuflein ihrer Verwandten, Freunde und Anhänger, die Bernhardi, Rochen, Winkelmann, Horn, Vermehren, Brentano, Klingemann, und ganz neuerdings ein Ungenannter in einer unbeschreiblich elenden Scharteke, Eumeniden genannt, in durchlöcherte Lärmtrompeten zum wechselseitigen Preise, bis zum Ekel und Ueberdruß gestoßen. Allein das Publikum hat vor den schmetternden Trompeten die Ohren zugehalten, und will die sich selbst zu setzenden Götzen bis jetzt noch nicht anbeten.

Die Herren selbst haben uns bisher zwar einzelne poetische Brocken überreicht; aber noch kein gemeinschaftlich zubereitetes Gastmal zugerichtet. Ein solches wird nun hier jedem Genußlustigen aufgetischt! An mannichfacher Form und Ingredienzen gebricht es wahrlich nicht; auch sind einige ziemlich schmackhafte Schüsseln darunter. — Wenn aber gleich schon dieses gemeine Gleichniß, noch mehr aber unser nachstehendes Urtheil, uns, in der Sprache dieser Schule, unter die Categorie der gemeinen Naturen, und ernsthaften kritischen Bestien, bringen wird: so gestehen wir doch ohne Bedenken, daß das Ganze größtentheils aus poetischen Schaugerichten besteht, theils mit Asa foetida, und Knob-

Knoblauch, theils mit geschmacklosen Safran und Wasser-pfeffer oder Köhlkraut gewürzt ist, und keinesweges den hohen Erwartungen entspricht, zu welchen der Leser nach den eignen Aeußerungen der Herren aus der neuen Zeit berechtigt wäre.

Einer der fleißigsten unter diesen, der Urheber der eben so genialischen als züchtigen Lucinde, verlangt — mit hohem poetischen Nonsense — im Athenäum, im 2. St. des 3. Bds. S. 167. daß

Mit Flammen soll der Jüngling frölich kosen,
Des Mannes Fuß ersteig' des Weltalls Saufen,
Dem Stab des Meisters schweigt der Meere Tosen.

Hierzu fordert er seine Kunstgenossen auf, und setzt mit feyerlichem Ernste hinzu:

Dringt, Jüngling ein! Ernennt durch tapfres Streben,
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst! —
So wird die Kirche sichtbar sich erheben,
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Gunst,
Ihr schauet die Natur im Heiligthume,
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunst!

Und damit man nicht etwa meine, als wolle er, wie mancher Heerführer, die Gefahren dieser kühnen Unternehmung mit seinen Genossen nicht theilen: so verspricht er ausdrücklich:

Auch mir seys höchstes Ziel den Eid erfüllen! —

Wenn jemals eine Frage an ihrer Stelle war, so ist es hier die, des alten Horaz, (der freylich, nach der Meinung dieser Herren auch wohl schwerlich auf der Höhe der Poesie stand, und so wenig wie Wieland, Ramler und Klopstock ein Dichter war,).

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? —

Wo denn die Antwort so lauten muß:

Er bietet dar schwerfällige Klinggedichte, holprige, aus unzusammenhängenden Phrasen, Wortspielen und Sylbenspielen mühsam zusammengearbeitete Lieder, und mysteriösen, Jakob Böhmen und den mährischen Brüdern nachgebeteten Singsang. — Uns will bedünken, daß eine andere Aeußerung dieses modernen Choragen, nach welcher die Fa-

bel vom Apollo und Marsyas, Athenäum a. a. O. S. 287, als mythologisches Sujet in Vorschlag gebracht wird, von ihm, in diesem Musenalmanach, beynahe immer praktisch, und doch sinnbildlich dargestellt wird; er schindet die Poesie.

Diejenigen unsrer Leser, denen es noch nicht so gut geworden ist, eine Anschauung der poetischen Vortrefflichkeit des Herrn Friedrich Schlegel zu besitzen, können fordern, daß wir obiges Urtheil belegen sollen. — Wir sind, wegen der Wahl dieser Belege, bey der Reichhaltigkeit dieses Almanachs an schlechten Gedichten in Verlegenheit, da der beschränkte Raum uns nicht viele derselben zu geben gestattet; die nachstehenden mögen denjenigen, dem nach diesem Manna gelüstet, bewegen, es in der Wüste selbst aufzusuchen.

Also zuerst ein schwerfälliges Klinggedicht, welches überdieß dadurch merkwürdig wird, daß es die Kunstansicht des Verfertigers zeigt; S. 108.

Der ist zu schwer, der andre fällt ins Leichte,
Den strengen Ernst hier müßte man noch würzen,
Der Anmuth Fülle dort sodann verkürzen.
Bald ist der Grund zu tief, und bald zu seichte,
So geht die Kunst dem Ideal zur Beichte,
Und kann den Knoten nie ganz richtig schürzen,
Es muß der Mensch auf eine Seite stürzen,
Wie fleißig er sich auch zur Bildung zeigte.
In jeder Kunst, im Leben, ja im Wissen,
Ist auch das Beste falsch; die ferne Scheibe,
Scheint unerreicht den Schützen stets zu äffen,
Wir können nicht heraus aus unserm Leibe,
An allem wird der Kenner etwas missen,
Und einer kann das kleine Loch nur treffen.

Bey allem gebührenden Respekte vor der Begeisterung, von welcher Herr Schlegel beseelt zu seyn wähnt, können wir doch nicht umhin zu erinnern: daß er sich auf die schlechte Seite gelegt, und das erwünschte kleine Loch nicht getroffen habe; welches daher kommt, weil er so schief anlegt und so schlecht schießet. — — Nun ein kleines Pröbchen von Herrn Schlegels Begeisterung im Frühling. S. 25.

Das Feuer der Fluren will Freude nur sagen — —
— — — — — — —
Es kommen geschossen,
Gestalten auf muthigen Rossen,
Wenn kühne Gedichte den Lippen entflossen,
In fliegenden Worten,
So öffnen sich feurige Pforten u. s. w.

Welche klägliche Reimerey! — Die

Obwohl wir überzeugt sind, daß unsre Leser uns den fernern Beweis des Dichterberufs eines solchen Sängers gern erlaßen würden; so müßen wir doch noch einige, aus dem Spanischen entlehnte Reime mittheilen, mit welchen Herr Schlegel die heil. Catharine zu feyern beflissen gewesen ist: S. 205.

Reine Magd von klarem Golde,
Hat Dir Gott ein Herz gegeben,
Das so fromm bestehen sollte,
Thät der Brust das Dein entheben,
Wie Dein Fleh'n begehren wollte.
Ja er malt' auf Deinen Wänden
Karmosinen seine Wunden.
Will sein Blut dazu verwenden, — (wie poetisch! —)
Da ward nachgebild't gefunden, — (wie euphonisch! —)
Jede Quaal an Fuß und Händen u. s. w.

Sollten dergleichen Lieder nicht mutatis mutandis, in einem Gebetbuche für eine katholische Dorfgemeine, dicht neben der Lauretanischen Litaney an ihrer eigentlichen Stelle seyn? —

Was die Gedichte der beyden Herausgeber betrifft, so sind sie von sehr ungleichem Werthe. Die des ältern Schlegel sind, (einige dem Lateinischen nachgebildete Hymnen, denen wir keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, abgerechnet) der, beynahe einzige Schmuck dieses Almanachs; die aus Herrn L. Tieks sehr reichlich schreibendem Gänsekiele geflossenen, sind fast alle schwächlicher, kraftloser, und oft höchst gemeiner Natur. Unter andern leyert er, gleich zu Anfange dieses Almanachs eine Romanze, die Zeichen im Walde genannt, her, welcher man zwar in Absicht des Umfanges nichts vorwerfen kann, da sie auf 23 Seiten, salvo errore calculi, 123 gereimte Abschnitte (Verse möchten wir solchen Kram ungern nennen) mittheilt; die aber höchst elend und langweilig ist. Hier ein Pröbchen: S. 5.

Alle Winde gehn hernieder,
Alle Ströme gehn Bergunter,
Jeder Stein heraufgeschleudert,
Muß zur Erd' hinab zur Stunde.

Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesund,
Daß er aufrecht schaut zum Väter,
Sind die himmlischen fünf Wund.

Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wenig blutend,
Da erwuchs das Paradies
Aus fünf Wurzeln götlich blumend u. s. w.

Diese alberne, schlecht gereimte Mystik muß einem Busenfreund des Herrn Tiek bloß gefallen haben; denn dieser erzählt S. 35. ein ganz leidliches Mährlein, von einer Erscheinung eines mysteriösen, gar stattlichen Greises, welcher einem Kinde erscheint, und ihm ein Buch nachweiset, aus welchem er große, alle Welt in Erstaunung setzende Dinge entnehmen solle, wo es am Schluße heißt:

»Du wirst das letzte Reich verkünden,
»Das tausend Jahre wird bestehn,
»Wirst überschwenglich Wesen finden,
»Und Jakob Böhmen wiedersehn.

Da nun diese Weissagung an mehrgedachten Ludwig Tiek gerichtet ist: so erkennen wir daraus, daß dieser das, von Jakob Böhmen inspirirte Knäblein ist. Durch diesen Bericht des, wie wir sehen, zur Ruhe eingegangenen, oder beßer heimgezogenen pseudonymischen Novalis, welcher den Freund seines Herzens am besten kennen mußte, ist uns ein Licht über mehrere frühere Geisteskinder dieses Ludwigs aufgegangen. — Wahrscheinlich hat er, entweder kurz vor, oder nach dem ersten Anziehen der Beinkleider, den Blaubart, die Heymanskinder und den gestiefelten Kater geschrieben. Nur wissen wir nicht recht, ob ihn Jakob Böhme oder Eulenspiegel sammt dem gehörnten Siegfried begeistert haben mag.

Der eben erwähnte Pseudo-Novalis (dem Vernehmen nach, ein Freyherr von Hardenberg aus Altenburg) welcher den Lesern des Athenäums als der Sänger, die Hymnen an die Nacht, und durch manche in dem ersten Hefte derselben Zeitschrift enthaltenen Machtsprüche (Blüthenstaub genannt) bekannt ist, hat diesen Almanach, mit geistlichen Liedern — verunziert, die beynahe das »Weiter geht's nicht« des reinmysteriösen Unsinns, in der überströmendsten Fülle enthalten. Es heißt darin vom Abendmahl: S. 203.

»Wer hat des irdischen Leibes
»Hohen Sinn errathen? —
»Wer kann sagen,
»Daß er das Blut versteht? —

»Einst

»Einst ist Alles Leib,
»Ein Leib,
»Im himmlischen Blute,
»Schwimmt das seelige Paar.
»O daß das Weltmeer
»Schon erröthete,
»Und in duftiges Fleisch,
»Aufquölle der Fels! u. s. w.

Wenn der gute Baron dieß nicht entweder im Rausche oder im Todeskampfe geschrieben hat: so hat ihn vielleicht auch Jakob Böhme oder Ludwig Zinzendorf inspirirt!

Etwas Nieswurz, dieselbe Arzney, die ja schon, seit alten Zeiten probirt, und specifik gegen die wilde Poesie befunden worden seyn soll, möchten wir den verkappten Herrn Bonaventura, Johumanus, desgleichen einem träumenden Herrn B — empfehlen, damit er nicht so ungehirnte, unschlachtige, fast nur nach übermäßigem Genuße von Spirituosis erklärbaren Träume als der S. 261. erzählte, ist, wo ein, sit venia verbo, ganz besoffener Engel — Engel, durch ein zwanzig Ellen grosses Loch auf die Erde geworfen wird, —

Uebrigens ersuchen wir noch einen Herrn Sz. die wäßrichten Ideenspiele, und gemeinen Ansichten, welche ihm auf Bällen und Gelagen, durch den Kopf fahren, entweder wie die darauf folgende Nacht auszuschlafen, oder aufs höchste zur Gemüthsbelustigung fader Gecken und müßiger Weiblein handschriftlich an den Theetischen zirkuliren zu lassen; den Herrn W. Süvern aber, die Lektüre der eigentlich ältesten Alten (S. 63.) fleißig zu treiben, wozu er auch mehr sich zu schicken scheint, als zu früh selbst zu dichten.

Schließlich ertheilen wir dem ebengedachten Herrn Sz noch den wohlgemeinten Rath: daß, falls, wie sich wohl erwarten läßt, sein reinästhetisches Gefühl nochmals; so wie er S. 89. berichtet, durch den Anblick weiblicher Brüste gereizt, und Gelüste in ihm erweckt werden sollten, er sie, die Anschauungen dieser pseudogenialischen Unsittlichkeit, die außer dem beschränkten Kreise etwaniger Lustdirnen, nur für Lucinden, (und ähnliche zuchtlose Brut gehören) entweder ganz in sich verschließen, oder ihre Mittheilung auf die Zirkel frühentnervter Schwächlinge, wo so etwas eher Glück machen wird, beschränken, nicht aber ehrliebenden Lesern vorlegen möge.

Wenn man die Sammlung von Gedichten Nr. 2. durchblättert hat, so sondert sich ihr Inhalt, so bunt auch jene durch einander geworfen seyn mögen, doch von selbst in zwey sehr ungleichartige Theile. — Der erste besteht unter andern aus Gedichten von Klopstock, Pfeffel, Overbeck, Tiedge, Conz, Hölderlin, Kosegarten, Gerning und Knebel, dem Fräulein v. Imhoff, der Sophie Mereau, und einigen obengenannten, unter denen einige vortrefflich; die mehresten aber des Namens ihrer Verfasser nicht unwerth sind. Zu den vorzüglichsten rechnen wir die Klopstocksche Ode überschrieben: An die Dichter meiner Zeit, die Gedichte, der Irrhain in goldner Aue, und An den Lenz, von Amalia von Imhoff, das Menschenrecht von Pfeffel, und die Mutterklage von Conz.

Der andere Theil, welcher den Herausgeber, ein gleichgesinntes Frauenzimmer, und die Herren Fr. Schlegel, Kochen, Meßerschmidt und Winkelmann zu Urhebern hat, ist äusserst elend ausgefallen. Es hat uns nicht gelingen wollen, aus dem Wust von Sonnetten, Canzonetten, Liedern und gegenseitigen Apotheosen, welche die obengenannten Herren sich, und ihrem großen Abgott, Göthe, geweihet haben, auch nur Einen hervorstechenden Gedanken, ein neues schönes Bild, nur Eine Ergießung eines unverkrüppelten kunstlosen Gefühles heraus zu finden. Alles ist verschwollen, erkünstelt, und sagt in hohen Worten entweder Nichts — oder baaren Nonsense. — Wozu soll z. B. ein Gemeinplatz wie folgender dienen, den Herr Magister Kochen uns S. 217 mit wichtiger Geberde hersagt:

> Lesen lernen ist leicht, doch schwerer ist: lernen verstehen.

Eine Wahrheit, die jeder Schulknabe beym Orbis pictus und Langens Grammatik in Erfahrung bringt.

Eben so neue Wahrheiten lehrt uns S. 32. ein Herr Messerschmidt, wir erfahren nämlich von ihm: daß die Zeit bedächtig zum Gipfel der Vollendung führe, daß alles Irrdische langsam reife, daß der Sieg auf die Schlacht folge, und er mühvoll den Lorbeer erringe! —

Die Mühwaltung spürt man sichtlich in des gedachten Hrn. M. Gedichten; wir zweifeln aber sehr daran, daß der Erfolg sie krönen werde! —

Von gleichem Schlage ist die weise Lehre, welche Herr Fr. Schlegel S. 193 uns giebt:

> Tapfer verhalte Dich stets: so ist Dein das beste Verhältniß,
> Kannst du gelaßen es sehn, wie sich verwickelt das Volk! —

Wahrlich! — Herrn Fr. Schlegels poetische Poesie sagt sehr alltägliche Dinge! —

Der Herausgeber ist bemüht gewesen, es an platter Gemeinheit seinen Gönnern und Parteygängern gleich zu thun. Außer einer ganzen Sündfluth kraftloser Sonnette, die an bleyerner Mittelmäßigkeit, Alles, was wir von diesem Schlage läsen, selbst einen großen Theil von Tieks und Bernhardi's Sonnetten übertreffen, und ein paar steifen, dem Könige von Preussen und dem Herzoge von Weimar gemachten Bücklingen, hat er unter andern ein breites Geschwätz über weibliche Namen geliefert. S. 112. in welchem es heißt:

> »Sanftes Kind der Natur, du gutes freundliches Hannchen,
> »Schön ist dein Nam', er verspricht die reine Einfalt der Sitten.« —
>
> — — — — — —
>
> Henriette versteht die geschäfftige Sorge des Hauses,
> Nimmer vergißt sie den Mann, der mit heißen Gefühlen sie umschlungen; —
>
> — — — — — —
>
> Aber vernimm, es ertönt die sanfte, melodische Stimme,
> Und Elisa vernimmt, entschwingt sich dem irdischen Staube, u. s. w.

Aus dem Schluße dieses mattherzigen Geschreibsels, möchte man vermuthen, daß Herrn V. Gattinn oder Geliebte die christlichen Taufnamen Johanne Henriette Elisabeth führen mag; wozu soll das Publikum aber dergleichen wissen, und — lesen? — — —

Die diesem Almanach beygefügten Kupfer, vier an der Zahl, gehören, mirabile dictu! — zu einem noch ungedruckten Romane, und einem Magazine der Reisen und Schiffbrüche, welches künftiges Jahr bey dem Verleger des Almanachs herauskommen wird.

Gk.

Kalathiskos, von Sophie Mereau. Erstes Bändchen. Berlin, bey Frölich. 1801. 238 Seiten. 8. 20 gr.

»Finden Sie mir,« so wird die Herausgeberinn einem ihrer philologischen Freunde gesaget haben, »finden Sie mir »doch geschwind für meine Sammlung poetischer und prosaischer Schriften einen vieldeutigen Titel, den nach heuriger »Sitte keiner gleich versteht.« Der philologische Freund lächelte, und kam am folgenden Tage: »Ευρηκα! Kalathiskos heiße ihr Büchlein!« Die Dichterinn erschrack über das barbarische Wort. Als sie aber hörte, es bedeute ein Arbeits-Körbchen, das sich die griechischen Frauenzimmer einander zu schenken pflegten, da ließ auch sie sich gefallen, gräcisirt zu werden. — Es sey darum, wenn das Körbchen nur etwas Hübsches enthält, und das können wir schon von der lieblichen Dichterinn erwarten, die uns noch jüngst mit einem poetischen Blumenkranz beschenkte.

So sey auch hier manch stiller Blüthen Saum
Euch aus dem Reich der Phantasie gebracht.
Ein Wiesenblumenstrauß im bunten Kranze,
Bald ausgefallen in der Horen Tanze.

Schöne Phantasie, die man mitunter fast kränkelnd nennen möchte, ist hauptsächlich in dem noch unvollendeten Romänchen: der Sänger rege, welches den größern Theil des Körbchens füllt. »Es giebt unendlich zarte Delikatessen in der Liebe, die nie offenbaret werden können, leise »kleine Forderungen unsrer Seele, die, ausgesprochen, unbedeutend sind, und deren Befriedigung wir nie fordern »dürfen. So lange sie aber in uns leben, sind sie wichtig, »und wir lieben sie sehr. Die Befriedigung dieser Spiele »der Sehnsucht wird in der Liebe ein heiliger Genuß, und »ich möchte sagen, mit diesen leisen zarten Fäden spinnen »sich zwey Wesen zu einander herüber.« — »Ich habe »mir mein Zeichengeräth in Ordnung gebracht, kann aber »nie zum Anfang kommen. Wenn ich alle Materialien in »die Laube getragen habe, so setze ich mich voll guten Willens hin und denke an die Gruppe; das Thal aber, das »sich leise zu meinen Füßen hinab dehnt, zieht alle meine »Gedanken in seine stille Heiligkeit, in seine heimliche Freude,

»de, wie in bezaubertes Meer hinab; So wie ein Maler »in einer kleinen Kapelle, in einer Kirche arbeitet, er sinnt »über den Gewändern des Heiligsten, da flüstert das Ge»bet, wie zitternde Irrlichter von allen Lippen, die ihn »irre leiten; da schwillt der Gesang in mächtigen Wellen »heran. Der glühende Strom der heiligen Orgeltöne strömt »durch hohe Gewölbe, und reißt sein einzelnes Bilden mit »zur allgemeinen Bewunderung fort: er läßt den Pinsel »fallen, seine Hände verschlingen sich, er umarmt sein »eignes Herz, und betet.« — »Sobald meine Freude »so gewachsen und vollendet ist, daß sie in ihrer Bewe»gung kein neues Glied mehr berühren kann, wenn »sie sich so vollendet fühlt, daß sie sich in ihrem leben»digen Leben selbst durchdringen muß: so geht sie im»mer in Wehmuth über.« Solche Stellen wechseln in diesem blühenden Romane, und bestätigen das gefällte Urtheil.

Die sogenannten kleinen Gemälde, womit das Büchlein anhebt, sind auch nichts anders, als Kapitel einer kleinen Geschichte, die der Vorwurf der Ueberspannung in geringerem Maaße trifft, wie die vorige.

Ein großer Theil des Bändchens ist mit der Uebersetzung von — Montesquieus lettres Persanes angefüllt! Wer hätte die so bekannten Briefe hier erwartet? Das Original ist gar nicht mit genannt.

Unter manchen, ganz artigen Gedichten, sind eines Ungenannten Uebersetzungen der bekannten Popischen Epistel: Heloise an Abelard, und der Nadauschen Epistel: Abelard an Heloise, die längsten, aber nicht die gelungensten. Pope war der größte Versificator, und der Kühne, der mit ihm zu ringen wagt, muß in der Verskunst auf keiner niedrigen Stufe stehn. Pope sagt:

Heav'n first taught letters for some wretch's aid,
Some banishel lover, or some captive maid;
They live, they speak, they breathe what love inspires,
Warm from the soul and faithful to its fires,
The virgin's wish without her fears impart,
Excuse the blush, and pourout all the heart,
Speed the soft intercourse from soul to soul
And waft a sigh from Indus to the Pole.

Dieß wird so übersetzt:

Die ersten Briefe gab, zur Änderung der Pein,
Getrennten Liebenden die Gottheit selber ein;
Hier sprechen, athmen sie, wie es die Liebe lehrt,
Und treu der reinen Gluth, die ihre Seele nährt.
Der Jungfrau Wunsch erscheint in ihnen ohne Zwang,
Sie bergen Wangengluth, enthüll'n des Herzens Drang,
Ein sanftes Bündniß fördern sie von Sinn zu Sinn,
Und wehn vom Indus zu dem Pol den Seufzer hin.

Freyer zwar, aber doch treuer, wenn der helle Wiederschein des Originals von Treue zeuget, bildet Bürger die Zeilen nach:

Traun, ein Gott war's, welcher Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand;
Für das Mädchen hinter Schloß und Riegel,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt.
Briefe leben, athmen warm und sagen
Muthig was das bange Herz gebeut.
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.
Daß im Gram sich Herz an Herz erhole,
Herz von Herz getrennt durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her.

Wie ganz ist hier, z. B. das *They live*, they speak, they breathe what love inspires wiedergegeben!

Briefe leben, athmen warm und sagen
Muthig was das bange Herz gebeut.

Ph.

Romane.

Dosenstücke, von Christian Althing. Deutschland. 1800. 303 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Ein Buch voll schlüpfriger Unsittlichkeiten mehr oder weniger in der Welt! was thut's? — Immer wird es Menschen geben, die solche Bücher mit Vergnügen lesen, und diese werden dadurch nicht erst verderbt; sie waren es schon, eher sie das Buch lasen. Die besseren Menschen werden es mit Ekel und Verachtung von sich werfen.

Dieß

Dieß ist Alles, was sich zur Entschuldigung unsers Verf. und seines schlüpfrigen Geisterprodukts mag sagen laßen. Dachte sich etwa der Verf. selbst so etwas, wie er sein Buch schrieb? —

Nun, dann würde weder seine Denkungsart, noch sein Buch zu empfehlen seyn. Zu bedauern ist: daß der Verf., der fließend, und nicht ohne Erfindung und Witz schreibt, diese Talente dazu verwandte, eine Menge Scenen ausschweifender Wollust zu schildern. Wozu mag das dienen sollen? Hat die Erde etwa der leichtsinnigen Lüstlinge noch nicht genug, denen keine Verhältniße heilig sind, wenn es auf Befriedigung ihrer Lüste ankömmt? —

Fanden etwa alle Verleger in Deutschland, daß es unmöglich ehrenvoll seyn könne, zum Daseyn einer solchen Ausgeburt üppiger und ausschweifender Einbildungskraft die Hand zu bieten? und wollte darum Niemand seinen Namen dazu hergeben? —

Rec. ist fest überzeugt, daß dem Staate aus Einem so anziehend geschriebenen Buche voller Schlüpfrigkeiten ein größerer Nachtheil erwächset, als durch Zehn öffentlich geduldete H — Häuser. —

Ez.

Lehrreiche Erzählungen, von *Miguel de Cervantes Saavedra*, übersetzt von *D. W. Soltau*. Königsberg, bey Nicolovius. 1801. Erster Theil. 27 Bogen. 1 Rt. 12 gr.

Der Uebersetzer hat allerdings sein Original verstanden; seine Arbeit ist, einige Flecken ausgenommen, recht gut gerathen; aber wozu nun abermals, und abermals eine Uebersetzung, die unsre Sprache, und besonders den Erzählungston um keinen Schritt weiter bringen kann? Behüte der Himmel, daß diese breite, schleppende Erzählungsmanier, die vor zweyhundert Jahren recht gut, ja vortrefflich gewesen seyn mag, zum Muster dienen sollte. Behüte der Himmel, daß wir nach eben französirten, anglisirten Manieren, u. s. w. nun auch endlich hispanisiren sollten

ten. Nach Rec. Bedünken werden es wenig Leser von Geschmack bey diesem altdeutschen Tone aushalten können. Warum benutzte Herr S. nicht den Stoff, und erzählte von neuem? Kenner der spanischen Sprache wißen das Original zu schätzen; für Nichtkenner war diese abermalige eben so treue als steife Uebersetzung sehr überflüßig. Man höre z. B. den Anfang der zweyten Novelle S. 151. Sie ist überschrieben: der edelmüthige Liebhaber, und hebt also an: »O ihr beklagenswerthen Trümmer des unglücklichen »Nicosia, die ihr noch raucht von dem Blute eurer tapfern, »aber unglücklichen Vertheidiger! fehlte euch nicht das Ge»fühl, und die Sprache, so könnte ich Einsamer hier mit euch »jammern u. s. w. Euren halbzertrümmerten Thürmen »bleibt vielleicht noch die Hoffnung übrig, wieder aufgebaut »zu werden; wenn ihr denn auch nicht eine so gerechte Sa»che vertheidigt, als diejenige war, für welche man euch um»stürzte. Aber ich« u. s. w. Wer mag solche Tiraden lesen? »Oder S. 163. Bald weckte der Verdruß meine Galle; die »Galle setzte das Blut meines Herzens in Wallung, das Blut »erregte meinen Zorn, und mein Zorn setzte Hand und Zunge »in Bewegung.« u. s. w. Wir haben so wenig gute Erzähler, daß wir wahrlich dieser steifen langweiligen Manier einmal entsagen, und den feinen Conversationston darin treffen lernen sollten. Uebrigens enthält dieser dicke, äußerst compreß gedruckte Band nur vier Novellen.

Gb.

Die Heldinn der Vendee. Ein weiblicher Abällino. Romantische Geschichte aus dem Französischen Kriege. Erster Theil. Hamburg, in der Buchhandlung der Verlagsgesellschaft. 1801. 1 Rh.

Der Zusatz: »ein weiblicher Abällino,« ließ Rec. eben nichts Gutes vermuthen. Er erwartete eine abentheuerliche, widernatürliche Heldinn, wie jene berüchtigte Roman- und Schauspielpersonage; aber zu seinem Vergnügen fand er es anders. In diesem ersten Theile wenigstens ist die vendeeische Heroine ein ganz menschliches Wesen, und ihrem Geschlechte nirgends untreu. Ihre Geschichte selbst — so sehr

sehr auch die ersten zwey oder drey Bogen einen ganz gewöhnlichen Roman versprechen — läßt späterhin den Leser keinesweges ohne Theilnahme. Der Schauplatz der Begebenheiten, die Periode, in der sie vorfallen, die unglücklich berühmt gewordnen Namen, die darin ihre Rollen spielen, haben, an und für sich schon ein Interesse; es wird aber noch sehr durch die Situationen erhöht, in die der Verf. seine Heldinn zu setzen gewußt hat. Rec. zeichnet einige davon aus.

Die erste dieser hervorspringenden Situationen ist der Hochzeittag der Heldinn, zu Ancenis, zwischen Nantes und Angers, gebohren, und Tochter eines Vaters, der wechselswtis Soldat, Advokat und Landmann war. Mit Einwilligung des Vaters die Braut eines benachbarten Gutsbesitzers, eines jungen liebenswürdigen Mannes, Namens Darcourt, ist der Tag ihrer Verbindung bereits angebrochen, und die Hochzeitgäste harren des Bräutigams, aber er erscheint nicht. Vater und Braut sind voll Bestürzung, und ein Expresser wird abgeschickt. Unterdeß entsteht in dem Städtchen ein tumultuarisches Geschrey, Musketenschüsse fallen am linken Ufer der Loire. Alles läuft aus dem Zimmer, die Ursachen des Getümmels zu erfahren. Bewaffnete Landleute lagern sich auf den nahen Hügeln, und schwingen eine weiße Fahne, mit schwarzen Bändern umwunden. Kurz, der fürchterliche Vendeekrieg ist ausgebrochen, die Royalisten sind in Aufruhr gegen die Republikaner. Ancenis ertönt nun auch vom Kriegsgetümmel, die Einwohner greifen zu den Waffen. Die Nacht bricht unter diesem schrecklichen Getöse ein, Feuerbränder leuchten von den Hügeln herab durch die Finsterniß. Die Braut verzehrt sich in schweigender Angst, auch der Vater verstummt. Beym hellen Feuerscheine bemerken sie einen Menschen, der sich am jenseitigen Ufer in den Fluß stürzt, und auf Ancenis losschwimmt. Er steigt heraus, und kömmt auf ihr Haus zu. Der Alte geht ihm entgegen, kehrt bald zurück, und bringt seiner Tochter, Emilie, einen Brief von ihrem Geliebten, den jener kühne Schwimmer abgeliefert hat. Ein Haufen bewaffneter Bauern ist in Darcourts Haus gedrungen, hat ihn aufgefordert sich an ihre Spitze zu stellen, um sie gegen die Räuber ihrer Religion, und die Mörder ihres Königs zu führen. Sie haben ihm gedroht, ihn auf der Stelle zu

ermorden, wenn er sich weigert. Umsonst sind seine Bemühungen gewesen, sie von dem fürchterlichen Bürgerkriege zurückzuhalten. Ein neues Geschrey von Rache und Krieg, und Feuerbränder, mit denen man sein Haus anzustecken schwur, haben ihn gezwungen, der Nothwendigkeit nachzugeben. Ihr Geliebter ist also an der Spitze von Aufrührern, die ihr Vaterland mit Mord und Krieg überziehen wollen! Das sind ihre Hochzeitfreuden! Ihr Vater schlägt die Flucht vor. Sie ist bereit dazu. Aber in eben dem Augenblicke stürzen mehrere Bürger von Ancenis in sein Haus; ein wüster, wilder Jacobiner Rollard, führt sie an, und fordert den unglücklichen Alten auf, die Commandantenstelle zu übernehmen, im Fall, daß die Stadt angegriffen würde; er muß bleiben. Dieser Streich rührt von Rollard her, der schon lange nach Emiliens Hand oder vielmehr, nach dem Besitz ihres Vermögens gestrebt hat. Emilie, den Vater von diesem gefährlichen Posten zu retten, erbietet sich, dem Bösewicht ihre Hand zu geben. Mit Abscheu verwirft der Alte dieß gräßliche Opfer. Das Unheil des Bürgerkrieges wird unterdeß allgemeiner. Schon rauchen eine Menge Dörfer in Flammen, das Blut fließt in Strömen, ganze Städte sind schon von den zahlreichen Venderern genommen worden. Die Namen der Anführer werden bereits furchtbar, und Emilie zittert bey jeder Nachricht davon, den Namen ihres Geliebten zu hören. Dennoch sehnt sich ihr Herz, von ihm zu erfahren, sie wünscht einen neuen Boten durch die Loire schwimmen zu sehen. In einer Nacht entschlüpft sie ihrem Bette, springt in den Garten, von da auf den Stadtwall. Hier sieht sie zwey Menschen versteckt an der Mauer liegen; sie sprechen leise; sie hört den Namen ihres Vaters Darmon nennen; sie horcht, und erfährt, daß es Spione von Rollard sind, die auf alles Acht geben sollen, was in Darmons Hause vorgeht; und fällt, ohne Besinnung, zu Boden. Nach einiger Zeit erholt sie sich wieder, und entflieht; das Geräusch, das sie macht, weckte die beyden Spione, und ein Pistolenschuß fällt hinter ihr.

Die Gefahren wachsen. Die Rebellen rücken wirklich auf Ancenis los. Getümmel, Märsche, Waffengeklirr, ein Wal auf den Straßen, die Bürger, Darmon an ihrer Spitze, rückten aus. Emilie sieht von einem Altane dem Gefechte zu. Wolken von Staub wehen; die weissen und

die

die dreyfarbigen Fahnen flattern in einander. Sie sieht die Heere auf einander losstürzen, die Vendeer entfliehen, ihren Vater, als Sieger, zurückkehren. Angst und Freude ergreifen wechselsweise ihr Herz; sie zittert, daß dieser Sieg ihrem Geliebten vielleicht das Leben gekostet hat, und zugleich thut der Triumph des Vaters ihr wohl. Sie hört, daß nur Darcourts Rückzug, der ihren Vater erkannte, und sein Leben schonen wollte, den Republikanern den Sieg verschafft hat. Ein schöner Genuß für ihr Herz. Bald wird er verbittert. Ein Paket von Darcourt kömmt an. Sie öffnet es, es enthält seine blutige Schärpe. Sie erstarrt; der alte Dormon stürzt, außer sich, zu ihren Füßen, und klagt sich, als Mörder an. Er hat den fliehenden Darcourt verfolgt, nach ihm geschossen, und erst, als der Getroffne sich nach ihm umdrehte, den Verlobten seiner Tochter erkannt. Die Unglückliche erliegt fast ihrem Schmerze; doch giebt ein Brief, den Darcourt zu der Schärpe gesellt hat, ihr den Trost, daß er noch lebt. Auch verbirgt sie ihren Kummer, damit sie den Vater beruhige.

Lange erhält sie nun keine Nachricht wieder von dem Geliebten, bis er ihr meldet, daß Ancenis von den Royalisten angegriffen werden wird, und ihr die Flucht räth. Der Rath wird befolgt, sobald der Feind sich der Stadt naht. Alles flüchtet nach Nantes zu. Emilie ist mitten unter den Flüchtigen, deren trostloses Wehgeschrei die Luft erfüllt. Auch folgt ihr der verhaßte Rollard. Durch seinen Einfluß muß Dormon auch in Nantes die Vertheidigung der gefährlichsten Posten übernehmen. Er wünscht des Vaters Tod, sich desto sicherer der Tochter und ihres Vermögens bemächtigen zu können. Emilie bleibt dem Schutze eines Nanteser Bürgers überlassen, bey dem sie wohnt. Hier erhält sie durch ihre ehemalige Amme Darcourts Portrait, mit Nachrichten von ihm. Er liegt noch an seinen Wunden darnieder. Bald wird Nantes von allen Seiten durch die Rebellen bedroht. Die weißen Fahnen wehen schon auf den Anhöhen. Der Tod hängt über allen Häuptern. Eine Colonne von Charette greift wirklich die Stadt an. Ein schreckliches Artilleriefeuer jagt die Einwohner aus den Vorstädten. Leichen füllen die Straßen. Doch drängt ein tapferer Widerstand die Vendeer wieder zurück; der Sieg ist errungen. Gräßliche Ruinen bleiben indeß zurück. Fürchterlich zerstört liegt

der Garten hinter dem Hause, das Emilien aufgenommen hat. Sie irrt unter dessen Trümmern. Zitternd stürzt ihre Wirthinn, Madame Beliard, auf sie zu, und ermahnt sie, sich zu retten. Sie hat in dem Schilfe am Fluße einen sterbenden Vendeer liegen sehen. Sie führt die Erschrockne hin; ein junger Mann, mit zerschmettertem Beine, liegt in seinem Blute. Sie glaubt ihren Geliebten zu sehn; er ist es aber nicht. Er bittet sie, ihn nicht seinen Feinden zu überliefern, ihn lieber zu tödten. Sie versprechen ihm Hülfe, sie tragen ihn in die Ruinen eines alten Hauses. Emiliens Theilnahme erregt seine Aufmerksamkeit, er nennt ihren Namen, weist auf seine Tasche, und bittet sie dort ein Papier heraus zu nehmen. Sie thut es. Es ist ein Brief von Darcourt, der Sterbende sein Freund, der den Auftrag erhalten hat, ihr dieß zu überbringen. Er hat seine Pflicht erfüllt, und für die wenigen Augenblicke, die seinem Leben noch übrig sind, nur noch einen Wunsch, den Seegen seiner Mutter zu empfangen. Emilie erkundigt sich, wo sie wohnt? Es ist eine Nanteserinn. Sie eilt davon, und bringt dem Sterbenden seine Mutter. Er stirbt in ihren Umarmungen. Die Mutter schneidet dem erblaßten Lieblinge die Locken ab. Dann muß sie Emilie auf die Stelle führen, wo sie ihn fand. Die unglückliche Mutter durchsucht das Schilf, findet einen Splitter seines zerschmetterten Beines, drückt es an ihre Lippen, ruft Emilien ein Lebewohl zu, und entflieht. Diese scheut sich in Beliards Haus zurückzukehren. Sie ahnet, daß ihr Mitleid für den sterbenden Vendeer ihr das Leben kosten kann. Sie hört den Generalmarsch schlagen. Eine Colonne der republikanischen Truppen bricht nach Ancenis auf. Sie entschließt sich, ihr zu folgen. Sie raubt einem der getödteten Republikaner eine Nationaluniform, bekleidet sich damit, nimmt Gewehr und Tornister, drückt den Hut mit der dreyfarbigen Kokarde ins Gesicht, — die Dunkelheit des Abends unterstützt sie bey ihrer Maskerade — unbemerkt mischt sie sich unter die abziehenden Truppen, und verläßt mit ihnen die Thore von Nantes.

Hier schließt der erste Theil dieses Revolutionsromans, dem man freylich seinen französischen Ursprung deutlich ansieht, der sich besonders durch die häufigen Declamationen verräth, die die Erzählung oft unnöthig unterbrechen; den

man

man aber doch bis ans Ende fortlesen kann, ohne die darauf verwandte Zeit allzusehr bereuen zu dürfen.

Pl.

Spanische Novellen, von Christian Aug. Fischer. Berlin, bey Unger. 1801. 231 S. 8. 1 Rh.

Man kann es diesen Novellen auf den ersten Blick ansehen, daß sie auf ächtem spanischen Grund und Boden gesammelt sind, so sehr sind Sittencharakter und Handlungen national. Der Verf. hat also nicht bloß für die Unterhaltung des müssigen Publikums gesorgt; sondern uns auch mit einer ächten schätzbaren Beyspielsammlung aus dieser Dichtungsart beschenkt. Vielleicht werden manche Leser, die an eine weitläuftige Erzählungsart gewohnt sind, hie und da über zu große Kürze klagen; aber wahrscheinlich wollte der Verf. in einigen dieser Novellen nur geistvolle Skizzen liefern, von denen freylich manche Stoff genug zu einem ganzen Romane geben könnte. Mehrere, z. B. die erste, dritte, fünfte u. s. w. sind aber auch umständlicher erzählt. In allen hat der Verf. ein sorgfältiges Verhältniß der Theile zu beobachten, und besonders die Uebergänge meisterhaft zu modificiren gewußt. Seine Diction ist äußerst simpel, natürlich und fließend, vielleicht, wie gesagt, für gemeine Leser zu rasch; aber für feine Köpfe eben darum doppelt angenehm. Das Ganze enthält funfzehn Novellen. Das Aeußere ist sehr geschmackvoll. Eine einzige Probe, und zwar gleich der Anfang der ersten Novelle des Gefangenen, mag unsern Lesern statt eines Beweises von der Behandlungsart des Verf. dienen: »Wir waren auf unserer Reise von Alicante nach »Valencia in der Venta de San Antonio angekommen. Die »Sonne gieng hinter den Gebürgen unter, und von allen »Seiten langten beladene Maulthiere an. Wir setzten uns »vor die Thür, um der Kühlung zu genießen. Es war ein »entzückender Abend. Durch den reinen Aether flossen »Orangendüfte, und in den Myrthengebüschen sangen die »Nachtigallen; von den düstern Olivenhügeln schwamm die »Dämmerung herab, und an dem klaren Himmel giengen »die Sterne auf. — In der Venta war es indeßen lebhafter. Ein großes Feuer erhellte die ganze Küche, und

»die Maulthiertreiber versammelten sich um den Heerd.
»Schon tönten die Guitarren, und der stampfende Fandan-
»go hatte angefangen; aber wir hörten das fröhliche Ge-
»tümmel nur in der Ferne, und sprachen still und heiter
»zusammen.«

Ha.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote, von la Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra; übersetzt von Ludwig Tiek. Vierter Band. Berlin, bey Unger. 1801. 1 Alph. 11¼ Bogen. 8. 1 Rh. 12 gr.

Was bey der Anzeige der frühern Bände dieser Uebersetzung von ihrem Werthe, besonders in Vergleichung mit der Soltauischen Verdeutschung, gesagt ist, gilt auch von diesem vierten Bande, mit welchem der Roman, so weit er die Arbeit des Cervantes ist, beschloßen wird. Vornehmlich ist der Vorzug des größern Fleißes, und des glücklichern Talents, wodurch die Soltauische Uebersetzung sich auszeichnet, in den poetischen Stücken sichtbar. Man vergleiche, z. B. die in Tiek's Uebersetzung S. 313. vorkommende Romanze mit der von Soltau, B. VI, S. 129. Folgende Stelle daraus mag hier zur Probe dienen:

Du entführst — o schlimm Entführen!
In den zarten Klauen jetzt
Einer Sanften Eingeweide,
Die um Liebe dich gefleht.

Du entführst mir auch drey Mützen,
Bänder von den Beinen schön,
Die so glatt wie weißer Marmor
Und so zart und trefflich stehn.

Du entführst zweytausend Seufzer,
Die, wenn sie nur Feuer wären,
Zündeten zweytausend Troja's,
Gäb's zweytausend Troja's je.
Aeneas flücht'ger, grausamer Biren,
Du magst mit Barrabas nur immer gehn.

Sol-

Soltan.

Du Räuber stahlest, mir zum Schmerz,
Mein zartes Eingeweid' und Herz.
Drei Hauben gehn mit auf den Ritt,
Und auch mein Knieband nimmst du mit.

Ein Knieband, sauber neu und fein,
Das einst umschlang mein zartes Bein,
So weiß und schwarz, so glatt und rein,
Wie frischgebrochner Marmorstein.

Zweytausend Seufzer folgen dir,
So heiß wie Höllenfeuer schier;
Mehr als zweytausend Troja's können
In ihrer Gluth zu Pulver brennen.
Grausamer! willst du wie Aeneas fliehn,
So geh zum Barrabas und Judas hin.

Im Spanischen lauten diese Worte so:

Tre llèvas (llevar impio)
En las garras de tus cerras
Las entrañas de una humilde
Como enamoràda tierna.
Llèvaste tres tocadores,
Y unas ligas de unas piernas,
Que al Marmol puro se ignalàn,
En lisas, blancas, y negras.
Llèvaste dos mil suspiros,
Que à ser de fuego, pudièran
Abrasàr à dos mil Troyas;
Si dos mil Troyas huvièra.
Cruel Vireno, fugitivo Eneas,
Barrabas te accompañe, allà te avengas.

Wenn auch die zweyte Uebersetzung hinter dem Originale zurückbleibt: so ist doch die erste von jenem in einem weit größern, und eben so großen Abstande, als von Geschmack und Sprachrichtigkeit.

Go.

Schöne Künste.

Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer (;) von C. L. Stieglitz. Erster Theil. Weimar, im Indr. Comt. 1801; IV und 331 Seiten. gr. 8. nebst 15 Kupf. in 8. 2 Rg.

Der gelehrte, und für die Verbreitung der schönen Baukunst äusserst thätige Verf., der sich durch verschiedene ansehnliche Werke und Schriften unter den neuern Originalschriftstellern der Deutschen, die in unserm Zeitalter fast selten zu werden anfangen, mit vielem Ruhme ausgezeichnet hat, wovon wir nur beyläufig seine Encyklop. der bürgerl. Bauk. 1. Th. (s. N. a. d. Bibl. 2. Bd. 1. St. S. 171 ff.) und 2. Th. (ebend. 13. Bd. 2. St. S. 390.) auch seine Gesch. der Bauk. der Alten (s. a. a. O. 6. Bd. 2. St. S. 352 ffg.) anführen, — fährt fort, die Baukunst der Alten zu einem archäologischen System bey Völkern zu bringen, welche die Kunst, in Ansehung ihrer edlen Einfalt und Schönheit, von dem Riesenmäßigen und Rohen, zur Simplicität zurückführten. Der vorliegende erste Band ist davon ein rühmlicher Zeuge, dem wir, in so fern es unsere Kürze erlaubt, in seinen einzelnsten Aussagen und Beweisen nachzuspüren, Vorhabens sind.

Einleitung S. 1 — 58. Von der Bildung der Baukunst bey den Griechen und Römern. Erster Th. in sieben Abschnitten; und zwar im ersten S. 61 — 92, von den Baumaterialien; im zweyten S. 93 — 110; vom Bau der Mauern und Dächer; im dritten S. 111 — 138. vom Ausbau der Gebäude; im vierten S. 139 — 257, der Säulen; im fünften S. 258 — 96, der Verzierungen; im sechsten S. 297 — 321, der Hausgeräthe, und im siebenten Abschnitt S. 322 — 331, den verschiedenen mechanischen Hülfsmittel zum Bauen. Dieß ist der wesentliche Inhalt, oder vielmehr: es sind die Ueberschriften der Gegenstände, die der Verf. mit vielem Scharfsinn auseinander setzt, wovon wir nähere Data aufzustellen, und dieselben gelegentlich zu prüfen Veranlassung nehmen wollen.

Nachdem der Verf. S. 1 — 14 dem Ursprunge und dem frühesten Zustande der Baukunst und ihrer nach und nach geschehenen Entwickelung in Griechenland, durch Einwanderungen fremder Colonien, und der ältesten Völkergeschichte der Griechen nachgespühret, theilt er die Geschichte der griechischen Baukunst S. 14 — 58 in vier Zeiträume ein, wovon er S. 15 — 18 für den ersten, als den Anfang der Ausbildung dieser Kunst, die unbekannte Zeit setzt, da die griechischen Künstler sich zuerst bemüheten, den Gebäuden schöne Formen zu geben. Diese Periode dauert bis ohngefähr zu den persischen Kriegen. Der zweyte S. 18 — 32, geht von dieser Zeit an bis auf Alexander den Grossen, wo sich die Baukunst immer mehr und mehr ihrer Vollkommenheit näherte; der dritte S. 32 — 40 erstreckt sich bis auf die Zeit, da die Römer die griechische Kunst aufnahmen, und sie zu ihrer gänzlichen Vollendung brachten; dabey aber auch Vieles von ihrer edlen Einfalt und Schönheit verloren; der vierte und letzte Zeitraum griechischer Baukunst S. 40 — 58, enthält den römischen Besitz derselben, der sie allmählich ihrem Falle entgegen führte. (Gerade diese Perioden-Eintheilung hat der Verf. auch in seiner rühmlich ausgeführten Geschichte der Baukunst bey den Alten; S. 171 — 366 gemacht; jedoch finden wir in der vorliegenden Archäologie ꝛc. nicht nur neuere Hülfsquellen gebraucht, sondern auch manche Meinungen ganz anders, wie damals vorgetragen, wozu ihn geläuterter Geschmack, worin der Forscher des Alterthums tagtäglich zunimmt, zum Vortheil des Studiums der Baukunst leitete.) So ruhmwürdig auch im Ganzen die Ausführung dieses ersten Bandes für den Verf. spricht; eben so offenherzig werden wir auch da, wo wir nicht geradezu mit seiner Meinung übereinstimmen, seinen Scharfsinn und Eifer zur Beförderung des Nützlichen zwar bewundern, ihm aber Gründe und Beweise entgegen setzen, welche Stoff zu neuen Untersuchungen der Wahrheit, durch Einsicht und Sachkenntniß herbey führen.

S. 13 heißt es: »Die Insel Cythera war wegen eines »Tempels der Venus Urania berühmt, einer der ältesten »Tempel dieser Göttinn in Griechenland, die hier bewaffnet vorgestellet war.« Die angeführte Stelle aus Pausanias (Lib. III. c. 23), sagt dieß ganz richtig; — weiter unten S. 19 sagt er, daß die Münze des Kaysers Balbinus,

nus, die in Milet geschlagen worden, auf ihrer Rückseite den Tempel des Apollo Didymeus vorstelle. (Der Verf. hat, nach Pellerin (s. Rev. de Med. de Peupl. Tom. III, p. 237) diese Münze von Erz, der Einleit. zu dieser Archäologie in einer Vignette zur Linken vorgesetzt, woselbst sie, nach des Rec. Einsicht, nicht den Tempel des Apollo Didym., sondern das Bild der himmlischen Venus präsentirt. Denn dieser Apoll ward nie mit einem Diadem vorgestellt, wie in dieser weiblichen Figur augenscheinlich ist. Ueberdem ist die ganze Gestalt dieser Göttinn, und ihre Attribute, sind ganz im Geiste, und nach der Beschreibung der Alten abgebildet; denn sie trägt in ihrer Rechten einen Bock. Pausanias sagt deutlich: (in Eliac. VI c. 25.) Die Venus im Tempelhause — das an den Markt zu Elis stößt, — hat Phidias — verfertiget pp. Der heilige Platz ist mit einer Wand umgeben, und auf demselben ist ein Postament, worauf eine Venus aus Erz, auf einem Bocke sitzend, zu sehen ist.« Auch Heyne hat schon längst bewiesen, daß Venus Urania, selbst bey den Alten, keinen bestimmten Charakter in der Kunst gehabt zu haben scheine. Dieß beweiset auch die Figur in Begeri thesaur. Brandenb. Tom. I. p. 176, wo die Venus auf einem Wagen sitzt, der von einem Bocke gezogen wird. In Ansehung des Diadems der Venus sagt Winkelmann (s. Gesch. der Kunst des Alterth. 1. Th. S. 301. Wien. Ausg.): die himmlische Venus — wurde durch ein erhabenes Diadema — bezeichnet. Mit dieser Verzierung stand diese Göttinn ehedem (wie Revolutions-Franzosen Italien noch nicht geplündert hatten) der mediceischen Venus zu Florenz zur Seite, wovon Gori sagt (s. Mus. Florent. T. 30): man nenne diese Figur: Venus Urania, weil sie oberhalb entblößt, und von den Lenden ab bis zu dem Fuße bekleidet sey. — Dieß Alles paßt auf die vom Verf. hier gelieferte Vignette, die viel Aehnliches mit der Münze hat, die man beym Vaillant antrifft. (s. Numism. Imp. Tom. II. p. 135. Vergl. Winkelmann's Anmerk. zur Gesch. der Kunst des Alterth. 1. Th. S. 53. Dresd. 1767. gr. 4. auch ebend. S. 119 ffg.) Vielleicht hat jene Münze des Balbinus, die Verbrennung des Orakels der Bramhiden des didymeischen Apollo durch Xerxes zwar zur Absicht; allein das Bild zielt offenbar auf jene Göttinn, die in dem kostbaren Haine, oder in einer der darin angebrachten heili-

gen

gen Kapellen, mit andern Heiligthümern war aufgestellet worden, welche die Milesier am Hafen Panionium, im Gebiete der Bramhiden baueten, (s. Herod. l. I. c. 143. Larcher's geograph. Wörterb. zu Herod. Gesch. S. 103) und ihn zum größten Tempel machten, der einen ganzen Stadtflecken fassen konnte, und zur Zeit des Strabo der größte unter allen Gebäuden der Art war. (s. *Strab.* l. XIV. p. 634. ed. *Cas.* od. p. 947. ed. *Alm.*) Wir haben absichtlich diese numismatisch-antiquarische Bemerkung hier eingeschaltet, um dem Verf. unsere Achtung gegen seine verdienstliche Arbeit zu zeigen, wovon wir jetzt näher sprechen, und ihren Werth unsern Lesern vorlegen werden.

Im ersten Theile, ersten Absch. S. 61 — 92 wird der Baumaterialien, die noch jetzt, wie im Alterthume, aus Holz, Ziegel, Steine, Lehm ic. bestanden, zu jedem Behuf im Bauwesen gedacht. Der Verf. nimmt aber Gelegenheit, einen Ueberblick von den verschiedenen Bauarten dabey zu geben, welchen das Bedürfniß, der Zuwachs an Cultur, und der, mit dem steigenden Wohlstande der Menschen zunehmende Luxus, nach und nach im Alterthume bey Griechen und Römern herbeyführte. Daher wird S. 67 — 70 der verschiedene Gebrauch des Holzes; S. 70 — 76 der Mauerziegeln; S. 76 ffg. der Dachziegeln; S. 77 — 82 der Steine; S. 82 — 84 des Erzes, und S. 84 — 92 der Zusammenfügung der Steine durch Mörtel, Gyps, Kitt, ic. mit vieler Gründlichkeit auseinander gesetzt, deren Resultate aus des Verf. Gesch. der Bauk. S. 273 — 282 schon bekannt sind. Wie sehr aber der Verf. gegen manche seiner frühern Meinungen abweicht, ist auch daraus abzunehmen, daß er hier (Archäol. 1. Th. S. 85 ffg.) die Möglichkeit des Mörtelgebrauchs beym Verbinden der Steine an großen Gebäuden einräumt, welches er doch früher (s. Gesch. der Bauk. S. 281 ffg.) läugnete. (Rec. merkt vorzüglich an, daß der Verf. an letzterm Orte, das Zusammenpassen der Steine nach Pausanias, den er aber nicht allegirt, *αρμονια* nennt, und dabey eine Stelle aus Winkelmann (Anmerk. über die Bauk. der Alten S. 11) anführt. Weder er noch Potter (s. Griech. Archäol. 3. Bd. S. 412 zu unt.) scheinen den griechischen Geschichtschreiber vor Augen gehabt zu haben. Denn was Pausanias (in *Böot.* l. IX. Cap. 16 et 41) von der *αρμονια* sagt,

bezieht sich auf die Göttinn Harmonia, nicht auf das griech. Wort selbst, das bekanntlich Zusammenfügung, Verbindung, Vertrag u. s. w. heißt, in welchem Sinne es schon Homer und Pindar gebrauchen, (s. Damm's lex. graec. Hom. et Pind. Col. 2165 et 66. Berol. 1765. 4. maj.) Wir hoffen, der Verf. werde uns diese literarische Berichtigung nicht übel deuten.) — Der II. Abschn. S. 93 — 110 beschreibt den Bau der Mauern und Dächer, größtentheils nach des Verf. Gesch. der Bauk. (S. 279 ffg. und S. 335 ffg.) — III. Abschn. S. 111 — 138. Ausbau der Gebäude, in Ansehung innerer und äußerer Verzierungen und Bedürfnisse, wozu man Fußböden, Decken, Wände, Treppen, Heizung der Zimmer, Thüren und Fenster rechnet. IV. Abschn. Säulen. S. 139 — 257; ihre verschiedenen Arten; ihr Bau, Modell, Form, Art der toskanischen, dorischen, jonischen, korinthischen und römischen Säulen; deren Kannelirungen, Kapitäle, Fuß, Postament, Scamillen, Gebälke, Stellung, Uebereinandersetzung, Wandsäulen, Pilaster, Hermen, und Anordnung griechischer Säulen, Alles nach Quellen und neuern Hülfsmitteln, Antiken und Münzen, auch mit Benutzung des Verf. Gesch. der Bauk der Alten S. 284 — 320 gründlich darstellt. Die Verzierungen an den Gebäuden, werden im V. Abschn. S. 258 — 296, so wie im VI. Abschn. S. 297 — 321 die verschiedenen Arten Hausgeräthe, ihre Form und Verzierung, ihre Tische, Spiegel, Lampen, Feuerbecken, Gefäße, u. dergl mit vieler Gründlichkeit beschrieben, die des Verf. Bekanntschaft mit den Alterthümern fast auf jeder Seite bezeichnen. Passeri, d'Hancarville, Hamilton, Tischbein und Böttiger, kommen hier häufig in den Citaten vor, die wir fleißig nachgeschlagen, und richtig angegeben befunden haben. Der Raum zwingt uns, von den mechanischen Hülfsmitteln der alten Baukunst des VII. Abschn. S. 322 — 331 nichts anzuführen; wir wollen dieß zum zweyten Theil, der schon die Presse verlassen, aufheben.

A.

Annalen der bildenden Künste für die österreichischen Staaten. Von Hans Rudolph Fießli. Erster Theil. Wien, bey Schaumburg. 1801. 213 S. 8. 1 Rl. 4 K.

Schon

Schon der Name des Verf. läßt einen von Jugend auf für die Kunst gebildeten, Kunstliebhaber vermuthen, und die Einleitung bestätigt es. Er ist der Sohn des bekannten Verf. der Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, und des raisonnirenden Verzeichnisses der besten Kupferstecher und ihrer Werke. Der Hang zu den bildenden Künsten, der schon seit vielen Jahren in seiner Familie erblich zu seyn schien, hat sich auch auf ihn fortgepflanzt. Nachdem er sich bis in sein neunzehntes Jahr in der Schweiz, seinem Vaterlande, viel theoretische und praktische Kunstkenntnisse erworben hatte, bildete er sich noch zwey Jahre in der k. k. Akademie zu Wien, theils durch Zeichnen und vielfältige Betrachtung der dasigen Kunstwerke, theils auch durch genauen Umgang mit den verdienstvollsten Künstlern. Weil er aber durch alles dieses die Schwierigkeiten erst einsehen lernte, die überwunden werden müssen, um sich in der bildenden Kunst über das Gewöhnliche, und bis zur Originalität hinaufzuschwingen, und da zugleich auch diejenigen Jahre herangerückt waren, da er eine bestimmte Lebensart wählen mußte: so widmete er sich dem Dienste in öffentlichen Geschäfften, und wurde bald darauf in die entlegensten südlichen Provinzen von Ungarn versetzt, wo er, einige Reisen ausgenommen, fast 25 Jahre, in verschiednen Gegenden dieses Königreichs, zubrachte.

Mangel an Kunstgegenständen hatte seine Neigung zur Kunst nicht geschwächt, weil die schöne Natur und die schönen menschlichen Formen seine Einbildungskraft hier noch angenehmer beschäfftigten, als vorher die Kunstwerke. Da er nun, nach seiner Zurückberufung, wieder nach Wien kam, um da zu bleiben, fand er nicht nur die akademischen Kunstlehranstalten weit ausgebreiteter und zweckmäßiger eingerichtet; sondern auch Männer dabey beschäfftigt, die ihre vorzüglichen Talente, während seiner Abwesenheit in Italien so ausgebildet hatten, daß von ihrer Geschicklichkeit und Wirksamkeit das Aufblühen des guten Kunstgeschmackes in Wien mit Grunde erwartet werden konnte. Er fand auch, daß durch diese Lehranstalt Männer gebildet worden waren, die es fast in jedem Theile der bildenden Künste auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatten; bemerkte aber nach und nach, daß das Publikum wenig mit der ganzen Sache bekannt war, daß man bloß Ausländer schäzte,

und Inländer kaum einer Vergleichung mit ihnen werth hielt, weil man sie nicht kannte. Daher entschloß er sich schon im Jahr 1799 ein Journal der bildenden Künste für die österreichischen Staaten anzukündigen, um in Wien und in den Erbländern mehr Aufmerksamkeit auf die bildenden Künste zu erregen, das Publikum mit dem gegenwärtigen Zustande derselben bekannt zu machen, den Kunstgeschmack zu berichtigen, reiche Kunstliebhaber zu wecken, u. s. w. Die Sache ist geblieben, und an dem Plane nichts geändert worden; aber auf dem Titel hat er das Wort Journal, mit dem hier paßenden Ausdrucke Annalen vertauscht.

Auf diese Einleitung folgt eine Geschichte der bildenden Künste in Wien, die sich gut lesen läßt, und die Sache treu und in einer guten Ordnung vorträgt. Ferner: Biographieen einiger der thätigsten Mitglieder der wienerischen Kunstakademie. Diese sind: Director Füger, Prof. Caucig, Prof. Maurer, Dir. Schmutzer und Bartsch. Endlich kommt noch eine Betrachtung über den dermaligen Geschmack des Wiener Publikums, in Rücksicht auf die bildende Künste, aus welcher wir das Wesentlichste mittheilen wollen.

Von Seiten der Lehrenden und Lernenden auf der Wiener Kunstakademie hat man Alles gethan, was die Kunst in einer Stadt empor bringen konnte; aber dagegen wird, im Allgemeinen betrachtet, von Seiten des genießenden Theils des Publikums, jene Neigung, Achtung und Theilnahme für die bildenden Künste, und ihre Beförderung, noch nicht in dem Grade verspührt, in welchen man sie verhältnißmäßig, bey so großen und vortheilhaften Kunstlehranstalten, bey so aufmunternden Beyspielen der Regenten, bey so großen Privatreichthümern, bey dem täglich steigenden Luxus in Meublirung der Häuser, und bey der Gegenwart so mancher geschickter und talentvoller Künstler aller Art, billig erwarten konnte. Bey der verschwenderischen Pracht im Innern der Häuser findet man nur selten, Portraite ausgenommen, Etwas von Werken der besten Wiener Künstler; da man hingegen bunte, grelle, oft unbedeutende, mit schwerem Gelde bezahlte neue ausländische Kunstproducte in weit größerer Anzahl sehen kann. — Ausnahmen giebt es freylich manche von dieser allgemeinen Behauptung unter dem hohen Adel und dem gebildeten Theile des Publikums; doch lange

nicht

nicht so viele, als erforderlich wären, den besten unter den hiesigen Künstlern hinlängliche Gelegenheit zu geben, ihre Kunst unausgesetzt an Gegenständen ausüben zu können, die ihren Talenten angemessen wären, die ihnen Stoff und Mittel gewährten, sich in ihrer ganzen Stärke zu zeigen, und die zur Ausführung eines in allen Kunsttheilen vollendeten Werks erforderliche Zeit, ohne Nachtheil ihrer häuslichen Oekonomie, darauf zu verwenden.

Der Krieg kann daran nicht Schuld gewesen seyn, daß die Künste bey dem Publikum bisher keine Aufmunterung fanden; denn man hat, während dem ganzen Laufe desselben, nicht in einem einzigen Theile des Luxus und des sinnlichen Genusses, eine Verminderung und Zurückhaltung unter den reichen und vermögenden Einwohnern Wiens bemerkt; sondern Mangel an richtigen Begriffen von dem wahren Werthe der bildenden Künste, und von ihrem Einfluß auf Verfeinerung des Geschmacks überhaupt, und auf alle Produkte des Luxus und der Bequemlichkeit, sind die Ursachen hiervon, und die lange Gewohnheit, das wahre Vergnügen bloß im sinnlichen und rauschenden Genusse der Naturgaben zu suchen, macht, daß auch der größere Theil der gebildetern, und für das wahre Schöne empfänglichern Klasse der Einwohner Wiens, durch den starken Zug der Beyspiele von allen Seiten, sich in diesen rauschenden Wirbel des bloß sinnlichen Genusses, zum Theil wider eigene Grundsätze, hinreißen läßt — und auf diese Art läßt sich eine wärmere Theilnahme an der Emporbringung der bildenden Künste, und eine thätigere Unterstützung, von dieser Seite her, wenig hoffen.

Mehr zu hoffen ist von der heranwachsenden Jugend, wenn sich Lehrer und Hofmeister finden, die im Stande sind, die wirklich guten, und in der Ausführung nicht unmöglichen, hier gethanen Vorschläge zu befolgen, wie unvermerkt Kunstgefühl und Geschmack in Zöglingen geweckt werden kann, die einst Vermögen genug dazu haben, ihre Kunstliebe zu befriedigen.

Den Beschluß dieses ersten Theils macht eine Uebersicht der Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen S. K. H. des Herz. Albrechts von Sachsen-Teschen. Erst wird hier von der äußern und innern Einrichtung

tung dieser großen und vortrefflichen Sammlung gesprochen, und dann verspricht er, nach und nach die merkwürdigsten Zeichnungen in dieser Schrift zu beschreiben, wozu er schon den Anfang mit zwey seltnen Blättern von Raphael macht.

Ha.

Theater.

1. Neue Schauspiele von August von Kotzebue. Leipzig, bey Kummer. 1801. Fünfter Band. 1 Alph. 10 Bogen. 1 Rthlr. 16 Gr. Sechster Band. 1 Alph. 7 Bog. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

2. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von A. W. Schlegel. Siebenter Theil. Berlin, bey Unger. 1801. 1 Alphabet. 1 Rk. 8 Ж.

3. William Shakspeare's Schauspiele. Umgearbeitete Ausgabe, von J. J. Eschenburg. Zürich, bey Orell. Sechster Band. 1801. 22 Bogen. 1 Rk.

4. Macbeth, ein Trauerspiel von Shakespear, zur Vorstellung auf dem Hoftheater in Weimar eingerichtet von Schiller. Tübingen, bey Cotta. 1801. 10 Bogen. 8. 20 Ж.

5. Versöhnung und Ruhe, oder Menschenhaß und Reue, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Julius Graf von Soden. Zweyter Theil. Osnabrück, bey Blothe. 1801. 8 Bog. 12 Ж.

Nr. 1. Die beyden Theile der Kotzebueschen Schauspiele enthalten, der fünfte, das neue Jahrhundert, das Epigramm und Lohn der Wahrheit, der sechste, die kluge Frau im Walde, die beyden Klingsberge und der hy-

per-

perboräische Esel, oder die heutige Bildung. Es wäre ungerecht, für alle diese Schauspiele nur Einen Maaßstab zu brauchen. Das erste will nicht mehr sagen, als eine Posse, und als solche ist es gewiß nicht ohne Verdienst, und hat, auch nur leidlich gespielt, schon manchen Abend das Vergnügen der Zuschauer befördert. Eben so das letztere. Die Tendenz, die es beabsichtigt, ist weder an denen, für die es zunächst geschrieben ist, noch an dem Publikum verloren gegangen; Beweis genug, daß der Verf. sich nicht verrechnete, und Entschuldigung genug für den Kunstrichter, wenn er diesem nicht nachrechnet; sondern die theatralische Wirkung für eine kritische Entscheidung gelten läßt. Zu strengern Forderungen berechtigen allerdings die übrigen Stücke, die nicht für den flüchtigen Augenblick und die Erreichung eines besondern Zweckes geschrieben sind. Aber wie könnte die Kritik mit einem Dichter rechten, der nun eine lange Reihe von Jahren hindurch bewiesen hat, daß er einzig darauf ausgehe, nummum in loculos demittere, post hoc securus, cadat an recto stat fabula socco? Nach dem scenischen Eindrucke zu urtheilen, gebührt unstreitig den beyden Klingsbergen die erste Stelle. Das Stück ründet sich ziemlich gut, und die beyden Hauptcharaktere gefallen stets, sobald der Schauspieler, der den ältern Grafen darstellt, die Gränzen einer klugen Mäßigung zu beobachten weiß, und die Farben nicht zu stark aufträgt. Die übrigen Stücke sind sämmtlich von Seiten der Zusammensetzung vernachlässigt, ohne Haltung, und nur in einzelnen Scenen befriedigend.

In Nr. 2 sind enthalten: König Heinrich der Fünfte und König Heinrich der Sechste, erster Theil; in Nr. 3. König Johann, König Richard der Zweyte, König Heinrich der Vierte, erster Theil. Der Werth beyder Uebersetzungen ist bekannt.

Nr. 4. »Meine Auslassungen,« sagt Bürger in dem Vorberichte zu seiner Uebersetzung des Macbeth, »werden »hoffentlich kein Kirchenraub seyn. Dieser Tempel ist so »voll, daß Vieles fehlen kann, ohne daß man es vermißt. »Zudem habe ich ja nichts vernichtet; sondern nur Einiges »im Schatzkasten zurückgelassen, woraus Jeder, welchem »an diesem nicht genügt, nach Belieben nachholen kann.« Von der vor uns liegenden neuen Bearbeitung des eben genannten

nannten Trauerspiels gilt dasselbe. Die, welche Shakespear unbedingt bewundern, und jeden, einem großen Dichter entwendeten Vers, für einen unverzeihlichen Raub erklären, mögen sich an das Original halten. Das Publikum kann H. Schiller nicht anders als danken, daß er durch zweckmäßige Abkürzungen und Veränderungen mancher Art, dem Stücke das genommen hat, was bey der Darstellung theils aufhält, theils stört, theils beleidigt, ohne ihm im Geringsten etwas von dem zu entwenden, wodurch es rührt und erschüttert.

Nr. 5. Mainau, der es nicht über sich erhalten kann, mit und neben Eulalien zu leben, verläßt sie zum zweyten Mal, stürzt sich in den Strudel der Welt, und verbringt seine Zeit in Gesellschaften, und am Farotisch. Eulalia versinkt in Schwermuth, und ist nahe daran, ein Opfer des Todes zu werden, als der Arzt und Hausfreund der Familie, Witmann — der Mainaus Aufenthalt, — eines der angesehenen Bäder Deutschlands, — ausgekundschaftet hat, sie dahin führt, um das letzte Rettungsmittel, Wiedersehn, zu versuchen. Auch Eulaliens Verführer, Baron von Lindheim, lebt, unter dem Namen Baron von Schönthal, in diesem Bade, trifft ungekannt von Mainau, am Spieltische mit ihm zusammen, und gewinnt ihm sein ganzes Vermögen ab. Aber Lindheim ist nicht Spieler von Handwerk. Er gewinnt bloß, um großmüthig handeln und Unglückliche retten zu können, und ist entschlossen, auch an Mainau das Gewonnene wieder zurückzugeben. Die nachdrückliche Weigerung des letztern entreißt ihm sein Geheimniß. Er empfängt eine Herausfoderung, erscheint unbewaffnet, und erlangt, da er durch einen Pistolenschuß seinem Leben vor Mainaus Augen ein Ende machen will, dessen Verzeihung. Jetzt besucht, durch Witmanns Veranstaltung, Mainau Eulalien, die, gleich bey ihrer Ankunft im Bade, seine Aufmerksamkeit gefesselt hat, und erkennt sie. Aber schon bestimmt, Europa auf ewig zu verlassen, händigt er ihr bloß den Scheidebrief ein, in welchem er großmüthig alle Schuld übernommen hat, und widersteht den Bitten seiner beyden Kinder, die sich an ihn drängen, und den Auffoderungen seines eignen Herzens, als Lindheim plötzlich hereinstürzt und ihn beschwört, die Briefe zu lesen, die er ihm durch Witmann zugestellt habe. Eulalia hat bey ihrer Flucht

aus

aus des Mainaus Hause ihr Bewußtseyn verloren, im nächsten Dorfe, statt der Stärkung, einen Schlaftrunk erhalten, Lindheim ihren schrecklichen Zustand zu mißbrauchen verschmäht, seine Schwester, ihre beständige Hüterinn, hierüber ein gerichtliches Zeugniß auf ihrem Todtbette niedergelegt, Eulalia sich fälschlich entehrt geglaubt, und Mainau, durch die unentsiegelte Zurücksendung aller Briefe des Barons, sich selbst um die süße Aufklärung dieses folgereichen Irrthums gebracht. Natürlich fällt Mainau jetzt seinem geliebten Weibe in die Arme, und die Sache endigt zu Aller Zufriedenheit. — Gewisse Armseligkeiten verrathen sich als solche so auffallend, daß es verlorne Mühe wäre, sie einer Rüge zu unterwerfen. Wir bemerken daher bloß, daß die Ausführung des Stücks der Anlage desselben vollkommen gleicht.

Bb.

1. Das neue Jahrhundert. Eine Posse in einem Akt, von August von Kotzebue. Leipzig, bey Kummer. 1801. 4¼ Bogen. kl. 8. 8 gr.

2. Das Fündelkind. Ein Schauspiel in drey Aufzügen von J. van Walre. Aus dem Holländischen. Duisburg, bey Helwing. 1801. 10 Bog. kl. 8. 12 gr.

Die Absicht, uns mit dem zum Theil sehr ernst und feyerlich geführten Streit, über den eigentlichen Anfang des neuen Jahrhunderts, ein halbes Stündchen zu belustigen, hat der Verf. von Nr. 1. recht gut erreicht. Rasch und lebhaft vorgestellt, wird die kleine Posse gewiß eine heilsame Erschütterung des Zwergfells bewirkt haben, und mehr kann man von einem Gelegenheitsstücke, wie dieses, nicht fordern. Die Scene, in der der alte Herr von Schmalbauch sich todt stellt, kommt zwar schon bey Moliere und Marivaux vor; aber sie ist dafür recht drollig, und mit manchem neuen Zuge benutzt worden. Wenn der Dichter mit seinen beyden Aerzten nach Brownischem Zuschnitte, in den Augen der rhenischen Anhänger von Brown, z. B. in Würzburg, welche gleich sehr böse werden, wenn das Geringste wider ihre

Sätze eingewendet wird, eine ernsthafte Sache etwas zu possenhaft behandelt haben sollte: so bedenke sie, daß ein Bonmot einem Systeme, wenn es wirklich begründet ist, nicht den Hals bricht, und Leuten, die so lose Künste, wie Vers- und Komödienmachen, treiben, etwas verziehen werden muß. Pictoribus atque poetis etc.

Mit der Uebersetzung von Nr. 2 hätten wir bey dem Reichthum von Gehaltleeren Originalschauspielen, deren wir uns erfreuen können, billig verschont bleiben sollen. Wenn das Fündelkind, wie es in der Vorrede heißt, ein vorzügliches Produkt der holländischen dramatischen Muse ist: so giebt das eben keinen sehr vortheilhaften Begriff von dem Zustande des dasigen Theaters. Die Fabel gründet sich auf einen ehemals nicht unbeliebten deutschen Roman, die Husarenbeute. Der Dichter aber hat ihn so armselig benützt, daß man kaum weiß, was man am meisten mißglückt nennen soll, ob die Anordnung des Plans oder die Darstellung selbst? Von Charakteristik und Kunst des Dialogs, ist nirgends eine Spur. Sogar unsers Landsmannes, Plümicke, Bearbeitung dieses Stoffes, so mittelmäßig sie ist, hat ungleich mehr Verdienst. Wozu also diese Verdeutschung, zumal, da sie von Sprachschnitzern und undeutschen Wendungen wimmelt?

Wr.

Deutsches Theater, wie es war, ist, seyn sollte, und ein Hoftheater seyn könnte. Deutschland. 1801. 8 Bogen. 12 gr.

Dieß kleine Büchlein ist mit Sachkenntniß und mit Liebe für den Gegenstand, den es behandelt, geschrieben. Das Gemälde des deutschen Theaters, wie es war, hat Wahrheit, und leider! trifft auch das, wie es ist, nur zu sehr zu. So manches Fortschrittes sich die Kunst des Dichters und des Schauspielers in unsern Tagen rühmen kann, so steht sie doch auch, in mehr, als einer Rücksicht, der Kunst unsrer alten Bühne um vieles nach. Nur gar zu oft wird durch beyde unser Theater im eigentlichen Verstande zum Schauplatz, und zur Tummel- und Fechterbühne erniedrigt, wo mehr für die Befriedigung unserer Augen, die Er-

schüt-

schütterung unsres Trommelfelles Nahrung zu finden ist, als für die Beschäfftigung unsres Geistes und Herzens. Die Kunst des Dichters geht meist mehr darauf hinaus, uns durch einzelne, auffallende Situationen, durch prunkende, lermschlagende Charaktere, durch Deklamationspomp und Sentenzenkram, durch seltsame Mischungen des Dialogs von Pomp und Einfalt, von Prose und Poesie, von Ellenlangen Perioden und kurz abgebißnen Schlagreden zu betäuben und zu überraschen, als durch einen wohlbedachten, gereiften Plan, durch eine bestimmte, richtige, in den Gränzen der Wahrheit, des Schönen und des Anstandes erhaltne Charakterzeichnung, durch eine wahre, der Situation und der Natur des dargestellten Charakters angemeßne Sprache, an unsern Verstand und unsre Empfindung zu reden. Der größte Theil unsrer Schauspieler hingegen studiert mehr den Umfang seiner Lungen, die Kunst, al Fresko zu malen, und die Bretter, die er betritt, dröhnen und knarren zu lassen, als die Kunst der Ekhoffe, Schröder und Ifflands, Leidenschaft psychologisch zu entwickeln, menschliche Natur und Sitte zu beobachten, und, nach dieser Beobachtung, getreu wieder zu geben. Dichter und Schauspieler denken fast überall nur darauf, sich zu produciren, nicht Lebens- und Sittengemälde zu geben, nur Marktaufsperren zu erregen, nicht darzustellen. Das Schlimmste ist, daß unsre neuern Aesthetiker gerade in dieser Ausartung die Höhe beyder Künste finden, und diese Entstellung, als die eigentliche Tendenz beyder Künste ausposaunen. Mit Recht eifert der Verf. gegen diese verkehrte Tendenz unsers auch hierin verkehrten Zeitalters, und zeigt sehr triftig, daß gerade dadurch die Kunst der Bühne aufhöre, eine Kunst zu seyn.

Viel Beherzigung verdienen seine Vorschläge über die Verbesserung unserer Hoftheater. Nur zu wahr ist die Beschuldigung, daß die Unternehmer und Vorsteher derselben, die Bühne bloß als einen Zeitvertreib für die Langeweile unbeschäfftigter Müßiggänger, als einen Sammelplatz derer handeln, wo man hingeht, zu sehn und gesehn zu werden; wo man nur seine Neugierde befriedigen, und die Sinnen kitzeln will. Nur zu recht hat er, wenn er behauptet, daß diese Hofschauspielintendanten, neben jenem Zwecke, bloß eine Finanzspekulation tendiren. Dächten sie darauf, die

 Bühne,

Bühne, wie der Verf. sagt, für den gebildeten Mann, wie für den großen Haufen, zu einer Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung zu machen, wo er sich, nach verflossenem schweren Berufsgeschäfften, anständig erholen könnte: so wäre das schon ein edlerer, obschon nicht der Hauptzweck, sondern immer nur ein Zweck nebenher; aber so machen sie einen Zweck zum Hauptzweck, der sogar zu einem Nebenzwecke zu schlecht ist. Das Theater, wie es seyn soll, muß durchaus mehr, als Zeitvertreib seyn, es muß Gutes bewirken; nur die Beförderung des Guten macht die Kunst des Dichters und Schauspielers Achtungswerth, und dieses Gute kann, wie hier sehr richtig bemerkt wird, nur erreicht, diese Achtung für Dichter und Schauspieler nur erworben werden durch — ächte Menschendarstellung. Menschendarstellung wäre dann der Hauptzweck, um dessen Erfüllung sich die Hoftheaterunternehmer zu bekümmern hätten; er müßte um so mehr ihr Augenmerk seyn, da sie nicht, wie die Privatunternehmer des Broderwerbs wegen, zum Klimpern und bloßen Augen- und Ohrenbelustigungen ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen sind. Von ihnen soll man, nach dem Verf., billig erwarten, »daß sie dem leidigen Teufel, Gewinnsucht, nicht gestatten werden, Unkraut »unter den Waizen zu säen. Der Staat soll sich um nichts »annehmen, was er nicht für gut und allgemein nützlich »erkennt. Auch das Vergnügen seiner Bürger darf ihm »nicht gleichgültig seyn. Theatralische Belustigungen sind »einmal zur Nothwendigkeit geworden; Sanktionirt sie der »Staat durch seinen Schutz, durch seine Unterstützung: »so soll und muß der edlere Zweck derselben nicht zur unbedeutenden Nebensache werden.«

Der Dramaturg entwickelt nun, daß es unter der Würde des Staates sey, wenn die Vorsteher des Hoftheater sie, wie einen Kramladen öffnen, wo jeder Käufer um sein Geld die Waare verlangt, die ihm behagt; wo der Kaufmann aus Erfahrung weiß, daß Fabrikwaare mehr ins Auge fällt, mehr Absatz findet, als solide Waare, für die Kenner gearbeitet. Er frägt, ob der Staat Thorheiten befördern darf? und beantwortet sich diese Frage mit der unwiderlegbaren Bemerkung: »daß, so lange unsre Hoftheater Finanzspekulationen bleiben; die Zuschauer nur »immer auf das Theater, und nie das Theater auf die

»Zu-

»Zuschauer wirken werde.« Er giebt zu, daß keine Gattung des Schauspiels ausgeschlossen bleiben dürfe, weil beym Vergnügen durchaus Abwechslung statt finden müsse; aber er zeigt auch, daß Auswahl und sparsamer Genuß uns allein das Vergnügen schmackhaft erhalten können. In dieser Rücksicht erklärt er sich gegen die zu gehäuften Spieltage, und meint weniger, aber nahrhafte Kost würde besser taugen; ein guter Vater müsse seinen Kindern nicht mehr vorlegen, als gerade genug sey, ihren Hunger zu stillen, damit sie auch in den folgenden Tagen mit gutem Appetit erscheinen. Er klagt die Hofschauspielunternehmer ferner an, daß sie bloß einen Gasthof für Schwelger und Schlemmer errichten, daß sie an Dekorationen und Garderobe verschwenden, ohne sich um den Werth der Stücke zu bekümmern, wenn sie nur Geld einbringen; daß sie die Talente des Künstlers nur nach dem Applaudiren beurtheilen, ohne, das Warum? dieses Applaudirens in Erwägung zu ziehn. Dazu kömmt noch, daß die Intendenz eines solchen Theaters gewöhnlich eine Hofcharge ist. Die Nachtheile davon werden sehr anschauend entwickelt. Das Bild, das der Verf. von einem solchen Intendanten giebt, wie er ist, und wie er seyn sollte, kontrastirt sehr schneidend. Gleichwohl treffen bey dem ersten alle Züge zu, und von dem andern wird durchaus nicht mehr gefordert, als billig ist. Und doch, wo giebt es einen solchen? Das Unheil, das aus dem Mangel einer Intendenz, wie diese erfolgt, wird sehr lebhaft geschildert, und es werden sehr dienliche und heilsame Mittel, zur Abhelfung desselben, vorgeschlagen. Dahin gehören sittliche Bildung und Veredlung der Schauspieler, Beförderung ihres Ehrgefühls, Verbannung aller unwürdigen Mitglieder; Publicität, Sessionen über Gegenstände der Kunst; Anweisung und Leitung in das Studium ihres Berufes. Unpartheylichkeit in Vertheilung der Rollen und genaue Prüfung des Talentes, dem sie anvertraut werden; Alterniren der Rollen, gerechte Würdigung der Künstlerfähigkeiten in Bezahlung der Gagen, u. s. w.

Diesen Vorschlägen folgen Vorschläge für die Erziehung junger Schauspieler. Hier wird, als Vorübung das laute Lesen der alten gereimten Trauerspiele empfohlen, weil die Verweilung der Scansion in Alexandrinern schon ein großer Gewinn für die Diktion ist. Rec. stimmt dieser Meinung

 bey.

bey. Ekhof, vielleicht der größte Redner, den das deutsche Theater jemals gehabt, giebt einen großen Beweis ab, wie viel die Kunst, gereimte Alexandriner leicht, gefällig und edel vortragen zu können, die Höhe, Schönheit und Würde der Diktion befördert. Auch darin ist Rec. des Verf. Meinung, daß eine richtige Interpunktation den Vorschlag, die Deklamation auf Noten zu setzen, entbehrlich mache. Wenn aber weiter unten gesagt wird: »der Schauspieler »muß den sogenannten Kanzel- und Kathederton kennen, »weil er beyde in einigen Fällen braucht; aber keiner »von beyden muß ihm gewöhnlich seyn, weil sie auf dem »Theater unleidlich sind;« so erklärt sich Rec. durchaus, und gegen jeden Gebrauch dieses Kanzel- und Kathedertons auf der Bühne — etwa Rollen, wo er parodirt werden soll, ausgenommen. — Dieser Kanzel- und Kathederton ist ein angenommener, kein Ton der Natur, und auf Kanzel und Katheder nicht weniger tadelhaft und unausstehlich, als auf dem Theater. Nur Pedantismus und Geschmacklosigkeit haben diesen Kanzel- und Kathederunfug eingeführt; er darf also nie in der Ausübung einer schönen Kunst angewendet werden, als in sofern er lächerlich gemacht werden soll. Rec. hat mehr, als einmal, durch die falsche Voraussetzung, daß, z. B., ein Prediger predigen müsse, die schönen Rollen des Geistlichen in Gotters Mariane und Ifflands Jägern schändlich verhunzen sehn; wiewohl sie von dem Haufen sehr beklatscht wurden. Der Schauspieler muß sich daher ganz und gar dieser Unart enthalten, den zugestandnen Fall ausgenommen. Aus sehr haltbaren Gründen dringt der Verf. darauf, dem jungen Schauspieler die Vermeidung des sogenannten Pathos in den Jambentrauerspielen zur Pflicht zu machen. »Der Wohlklang, sagt er, das »Melodische liegt schon im Rhytmus. Wenn der Charakter, »die Situation nicht besondere Feyerlichkeit verlangt, warum »will man aus den Gränzen der Natur schreiten? Eigent»lichen Pathos darf man nur in hohen Begeisterungen wahr»nehmen.« Ferner empfiehlt der Verf. zur Bildung junger Schauspieler das Lesen solcher Schriften, die die Kunst der Darstellung nach theoretischen Grundsätzen behandelt haben. »Wer liest, sammelt seine Gedanken mehr, als wer hört, »und kann bey Stellen, die ihm nicht gleich einleuchten, »inne halten, forschen und denken, bis sich ihm der Sinn »entziffert.« Vor allen aber dringt er auf praktische Uebung.

bung, und in dieser Rücksicht auf das Heilighalten der Lese-proben, die fast bey allen Theatern unverzeihlich vernachlässigt werden, weil bey ihnen nie vom richtigen Eindringen in den Geist der Charaktere, von Anleitung zu einer wahren natürlichen Diction die Rede ist. Für die Körperbildung des jungen Schauspielers endlich hält der Verf. Tanz- und Fechtschulen für unentbehrlich, um sich Leichtigkeit, Grazie, Festigkeit und Stärke zu erwerben.

Rec. bricht hier ab, um die Anzeige dieses Büchleins nicht zu weit auszudehnen, und empfiehlt es nur noch allen Privat- und Hoftheatervorstehern, allen gewordnen und werdenden Künstlern zur Beherzigung. Es enthält für alle nützliche und heilsame Wahrheiten, deren Anwendung sowohl die Unterhaltung von der Bühne anständig, angenehm und wohlthätig, als den Beruf der ausübenden Künstler Ehrenvoll machen wird.

Pl.

Weltweisheit.

J. G. Fichte's Antwortsschreiben an Herrn Professor Reinhold, auf dessen im ersten Hefte der Beyträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie rc. befindliches Sendschreiben an den Ersteren. Tübingen, bey Cotta. 1801. 82 Seiten. G. 9 K.

Herr Fichte bemüht sich, nachdem er die Unterschiede zwischen seinem und dem Standpunkte Reinholds bemerklich gemacht hat, diesen auf den seinigen zu erheben, und damit vollends, als mit ihrer Sache, sehen fertig zu werden. Ein Dritter kann auch deswegen schwerlich hierüber viel mitsprechen, weil die Hauptmaterien, sowohl von Herrn Fichte, als noch mehr von Herrn Reinhold dunkel vorgetragen sind, und er also von dem Unterschiede beyder Philosophieen, aus den Worten, welche ihre Erfinder vorbringen, oft kaum etwas zu begreifen im Stande ist, und der leeren Spitzfindigkeiten endlich überdrüssig werden muß. Uebrigens ist in dieser Schrift der nämliche apodiktische, hochfahrende, gebie-

 terische

[illegible]ische Geist, den man aus andern Werken Fichtens genugsam kennt. Freylich wenn ein solches Wissen zu Theil worden ist, als Herr Fichte von sich rühmt, [illegible], damit und darauf nicht wenig groß zu thun, und auf seine in der Irre herumgehenden Schaafe von philosophischen Mitbrüdern mit großmüthigen Mitleiden herab zu sehen. Mit einer Aeußerung dieser apodiktischen Gewißheit, wie man an Philosophen sonst nie gesehn oder gehört hat, müssen wir doch unsre Leser bekannt machen. Herr Fichte redet S. 69 Herrn Reinhold folgendergestalt an: »Selbst auf die Frage, » die Sie aufwerfen, ob es denn nun bey der gegenwärtigen » Bardilischen Epoche unabänderlich sein Bewenden haben » werde, getraun Sie sich doch nicht, ein recht kräftiges, » unumwundnes Kategorisches Ja zur Antwort zu geben, » so wie ich z. B. in jedem Augenblicke bereit bin, mich feyer- » lich zu verbinden, daß ich ewig verdammt seyn will, » (um einer Kantischen Wendung mich zu bedienen) wenn » ich je, auch nur innerlich, zurücknehme, und wenn ir- » gend ein Mensch, der es nur einmal eingesehen hat, in- » nerlich zurücknimmt, was ich [illegible] meiner Wissenschafts- » lehre wirklich weiß, und als durchaus evident einsehe.« Geisterseher und Mystiker, nicht aber Philosophen, haben sonst wohl dergleichen Aeußerungen von sich vernehmen lassen; wie denn z. B. Jacob Böhme manchmal sich noch stärkerer Verwünschungsformeln selbst bedient, um für seine Erscheinungen sich Glauben zu ersuchen. Daß aber darum diese Erscheinungen Realität hätten, ist ihm und seines Gleichen von Vernünftigern deshalb nie geglaubt worden. Man sieht also, auch hierin gleicht der Fichtische Idealismus dem alten Mysticismus vollkommen, und man dürfte eben daher auch nicht sonderlich geneigt seyn, diesem neuen Fluche des Herrn Fichte mehr Glauben beyzumessen, als man jenem des hochberühmten deutschen Schusters geschenkt hat. Die Geistes-Verwandtschaft des [illegible] Mysticismus mit Fichtens Idealismus, [illegible] der Eingang dieser Schrift auch noch durch das gleich anfangs aufgestellte Grund-Princip, daß wir bey allem unserm Wissen das Allgemeine, oder die Allheit vor Augen haben, und daß hierin die intellektuelle Anschauung besteht. Dieß ist gerade der Malebranchische Satz: nous voyons tout en Dieu dem Sinne nach, den Malebranche von Augustin und den Neu-Platonikern, [illegible]

sen,

ben, entlehnt hatte. Wir haben von diesem Buche bey einer andern Gelegenheit in dieser Bibliothek schon gesprochen, und können also uns der Mühe überheben, jetzt über ihn etwas anzumerken. Nur so viel setzen wir noch hinzu, daß, da es den Mystikern seit so langen Jahrhunderten nicht gelungen ist, ihn zur Evidenz zu bringen, und apodiktisch gewiß zu machen, dieß schwerlich jetzt erfolgen dürfte; besonders da ihn Herr Fichte bis hieher mit keinen unwidersprechlichen Beweisen versehen hat.

Beyträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie, beym Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von C. L. Reinhold, Professor in Kiel. Zweytes Heft. Hamburg, bey Perthes. 1801. 212 Seiten. 8. Das 1. und 2. Heft 1 Rthlr. 12 gr.

In der Vorrede wird mit verschiedenen Recensenten gesprochen, und wir überlassen es billig diesen selbst, sich hierüber zu rechtfertigen. Der Abhandlungen sind sechs, größtentheils vom Herausgeber. Den Anfang macht die Fortsetzung und zugleich den Beschluß der im ersten Hefte angefangenen Abhandlung über die erste Aufgabe der Philosophie in ihren merkwürdigsten Auflösungen. Zuerst beurtheilt der Verf. die Kantische Philosophie, und findet sie darin mangelhaft, daß sie nicht wie Bardili von einer wissenschaftlichen Vernunftlehre und deren Grundgedanken ausgegangen ist. Dann betrachtet er sie auch aus allgemeinern Gesichtspunkten, und tadelt an ihr, was mehrere schon bemerkt haben, daß sie nicht von einem ersten Grundsatze, oder einzigen Grundbegriffe ausgehe, indem die verschiedenen, von Kant herausgegebenen Kritiken kein gemeinschaftliches Fundament haben. Dies Fundament will, so viel wir sehen, nicht sonderlich viel bedeuten; denn ob wir mit der Bardilischen Theorie besser fahren werden, ist noch sehr die Frage; und ob die gesammte Philosophie auf einen einzigen Grundsatz zurückgebracht werden kann, leidet gleichfalls noch manchen Zweifel. Aber von welcher Bedeutung

ist ohne Zweifel, was über die Kritik der reinen Vernunft angemerkt wird: »daß alle Metaphysik (also Alles was wir »zu erkennen meinen) über reelle Objekte, das Wesen der »Dinge, und das Wesen der Wesen, leere Vernünfteley »ist; und daß auch diejenige objektive Realität, welche von »der Kritik anerkannt, und auf das empirische Wissen als »solches eingeschränkt wird, vor der bloßen subjektiven »Realität des spekulativen Wissens nichts voraus hat, als »daß sie in der wirklichen Erfahrung, dem Erfahrenden, ob- »jektiv scheinen muß; obwohl sie, kritisch untersucht, nichts »weniger als objektiv ist, und seyn kann; daß also das end- »liche und hauptsächlichste Resultat der Kritik der reinen »Vernunft über der Wahrheit ist, daß die Wahrheit nur »subjektiv seyn, und daß die rein erkannte, die philosophische »Wahrheit, in der, als reine Wahrheit erkannten reinen »Subjektivität, und in der als Täuschung erkannten Objek- »tivität bestehe. — Nicht besser steht es um die Kritik »der praktischen Vernunft; obgleich ihre vorzüglichsten »Anhänger und Vertheidiger darin, nämlich in dem Ver- »nunftglauben und den Postulaten der praktischen Vernunft, »die über alle Subjektivität erhabene absolute Absolutheit »des [illegible], und die [illegible] und von der »Subjektivität, als solcher, unabhängige Realität des Wah- »ren, folglich, dasjenige glauben gefunden zu haben, ohne »welches kein Denker, Wahrheit als Wahrheit denken kann. »Wie die Kritik der reinen Vernunft auf dem Begriffe der »Erfahrung, so beruht die der praktischen Vernunft auf dem »Begriffe des moralischen Gesetzes. Kant nimmt jenes Ge- »setz als ein unmittelbar gewisses Factum des morali- »schen Bewußtseyns an. Allein er versteht darunter nichts »anders, als das Gesetz der Freyheit, im Subjekte, oder, »welches ihm dasselbe heißt, die in der Selbstthätigkeit und »durch dieselbe bestimmte Handlungsweise dieser Selbstthä- »tigkeit, als Willen und im Wollen. Diese Selbstthätig- »keit heißt ihm reiner Wille, in wiefern sie die empiri- »schen Triebfedern Lust und Unlust, aus dem Wollen »schlechthin ausschließt. — Unter dem höchsten Gute »versteht Kant bekanntlich nicht Gott, sondern die der Sitt- »lichkeit angemessene Glückseligkeit. — Ein durch das mo- »ralische Gesetz bestimmter Wille hat alle Lust und Unlust »aus seiner Triebfeder ausgeschlossen, und nichts, was sich »ohne Lust und Unlust nicht denken läßt, folglich auch je-

»nes höchste Gut nicht, kann für diesen Willen Objekt wer-
»den, ohne daß er aufhöre, der durch das moralische Ge-
»setz bestimmte Wille seyn und heißen zu können. Wie aber
»ein, ohne das empirische Ingrediens nicht denkbares Ob-
»jekt dem durchs moralische Gesetz bestimmten Willen a prio-
»ri gegeben seyn können, vermag wohl eben so wenig
»verstanden als begriffen zu werden. Allein gesetzt auch,
»daß die praktische Vernunft nicht eben dadurch, daß sie die
»Glückseeligkeit zu der Sittlichkeit, und den Glauben an
»Gott als den Ausspender der Glückseeligkeit postulirt, sich
»selber aufhöbe; so könnte doch wenigstens das, durch diese
»Vernunft postulirte nicht mehrere, und keine andere Rea-
»lität haben, als dieselbe postulirende Vernunft selber hat.
»Die Realität des postulirten Fürwahrhaltens kann daher
»auch nur subjektiv seyn, gleichwie die postulirende Ver-
»nunft nur die absolut subjektive Thätigkeit im Subjekte des
»Bewußtseyns ist.« — Das sagt jetzt ein vor etlichen
Jahren sehr verehrter, und von manchen als ein Orakel an-
gebeteter, kritischer Philosoph! So lange andere etwas
ähnliches sagten, ward es nicht geachtet, oder als Verdre-
hung und Mißverstand, wo nicht gar als Unwissenheit
abgewiesen; ob nun die Augen den enthusiastischen Kritikern
endlich aufzugehen anfangen werden, sind wir begierig zu
sehen!

Von hier wendet sich der Verf. zur Jakobischen Phi-
losophie, von welcher er einen sehr gedrängten und [illegible]
vollen Auszug vorlegt. Ihr Haupt- »Mittelpunkt ist, daß
das Urwahre, das schlechthin durch sich selbst Wahre und
Gewisse, nicht demonstrirt, sondern nur geglaubt wer-
den kann, mithin der Glaube das letzte Fundament alles
philosophischen Erkennens ist. Hierin nun scheint uns aller-
dings manches Wahre, aber auch einiges nicht genug Verstan-
dene zu liegen. Sehen wir das Urwahre als etwas an, von
dem wir im Denken ausgehen, und aus dem wir Alles
allein deduciren müssen; dann hat diese Jakobische Phi-
losophie vollkommen recht. Nehmen wir das Demonstriren
für apodiktisch erweisen, dann hat sie wieder recht, auch
wenn das Urwahre nicht an die Spitze alles Erkennens ge-
stellt werden muß. Sehn wir hingegen das Erste und Ur-
wahre für etwas an, daß wir als gewiß für sich, und
durch sich anerkennen, ohne daß es gerade die alleinige
Quelle

Quelle alles Wahren sey: dann wäre es nicht ungereimt, daß jenes Urwahre erst hiedurch bey uns zu einiger Gewißheit gelangte, und es also zwar nicht seinem Ursprunge und seinem eigentlichen Seyn, aber doch seiner Beziehung auf unsere Erkenntniß nach, hieraus erweisen würde. Dann hätte also diese Philosophie nicht ganz recht in ihrer Behauptung, daß das Urwahre bloß geglaubt werden muß, und durchaus unerweislich ist. Sie hätte aber auch wieder darin recht, daß jenes als unbezweifelt Anzunehmende, das erste Zuverlässige, nicht weiter erwiesen werden kann; sondern angenommen werden muß, weil wir nun nicht anders können. Dies wäre dann eine Art von Glauben; aber ganz verschieden von dem, was wir gewöhnlich glauben würden, mithin ja nicht mit demselben Namen zu benennen, um keine Verwirrung der Begriffe herbeyzuführen.

Die Gegner der Kantischen Philosophie, Feder, Weishaupt, Flatt u. s. w. haben, nach unserm Verf. ihr Ziel ganz verfehlt, weil sie sie aus einem Standpunkt angegriffen haben, der den Kantischen nicht erreichte — wahrscheinlich hat Herr R. sich nicht die Mühe gegeben, sich auf diesen Standpunkt zu stellen, oder die Angriffe bis zu ihrem Ende hinaus zu verfolgen; sonst müßte er bemerkt haben, daß von diesen Philosophen Mehreres gesagt ist, was er selbst jetzt zugesteht, und daß also doch dieser Standpunkt so ganz verwerflich nicht seyn dürfe. Warum er aber diesen Standpunkt so verächtlich findet, davon ist wohl die Ursache, weil diese Philosophen sich nicht so sehr in abstrakte dunkle Terminologien verlieren, wie er, sondern sich bestreben, Alles sehr faßlich zu machen; das sehr Faßliche aber ist unserm Verf., mit mehreren andern unserer neuesten Weltweisen ein Greuel, weil es wie Popularphilosophie, d. h., der Meinung dieser dunkeln Herren nach, wie Rocken-Philosophie aussieht, und sie mithin nicht glauben, daß etwas Gründliches darin liegen könne.

Nachdem der Verf. über seine eigene Theorie des Vorstellungsvermögens, über den Aenesidem, und Salomon Maimon noch kürzlich Einiges angemerkt hat, wendet er sich zu dem Fichtischen Systeme. Er setzt dieß mit vieler Anstrengung, aber eben darum wohl mit etwas zu weniger Klarheit aus einander, und findet »den Radicalfehler dessel-

»ben

»den darin, daß dem Denken unvermerkt das Einbilden »oder Dichten, untergeschoben wird.« Nun hierin hat es unsers Erachtens allerdings in so fern Recht, als in diesem Idealismus die Dichtkunst eine sehr bedeutende Rolle spielte, und schon dazu ein nicht geringer Grad derselben erfordert wird, wenn man die Produkte seiner eigenen Vorstellungskraft, für wirklich Objekte ansehen soll, welches sonst nur die vermögen, deren Phantasie, entweder im hitzigen Fieber sehr exaltiert, oder durch Abwesenheit äußerer Eindrücke im Traume, oder in Extasen zu vorzüglicher Lebhaftigkeit erhoben ist. In so fern aber scheint uns Herr R. die Sache nicht ganz richtig angesehen zu haben, als er diesen Einfluß des Dichtungsvermögens schon in den ersten Grundlagen dieses Systems erblicken will; diese Herleitung hat uns wenigstens nicht einleuchten, noch recht verständlich werden wollen. Rec. würde, (wenn ihm anders die Herren noch erlauben, — nach dem vorher, über die Classe derjenigen Kantischen Gegner, wozu Eberhard, Flatt, u. s. w. gehören, auch ihm schon gesprochenen End-Urtheile, aus seinem ihnen sehr widrigen und verächtlich scheinenden Standpunkt, ein Wort mit zu sprechen) den Radicalfehler dieses Systems darin suchen, daß gleich anfangs angenommen wird, der Satz, ich bin, enthält nichts als ein Produkt des Denkens, sey bloß durch das Denken zu Stande gekommen, und beziehe sich mithin auf nichts als das Denken, er bedeute also nichts mehr, als, das Ich setze sich selbst, und ist nur durch sich selbst und für sich selbst. Sobald dies zugestanden wird, ist die Fichtische Theorie unerschütterlich, und es folgt Alles, nicht durch die Dichtkraft, sondern durch die Macht der Denkkraft aus ihm. Sobald hingegen klar ward, daß in dem Satze, ich bin, etwas enthalten ist, was nicht durch Denken allein bewirkt wird, und daß eigentlich nur die Verknüpfung zwischen Prädikat und Subjekt, oder die Copula, aus der Denkkraft stammt; und daß die Denkkraft auch diese Copula nicht einmal ganz rein aus sich selbst hervorziehe; dann fallen alle weitere Folgerungen sogleich zu Boden, und das Fichtische so sinnreich scheinende System erblickt man in seiner Blöße. Dies ist nun freylich nicht auf den ersten Blick klar, und dem, der von dem Denken allein ausgeht, der mithin nicht gewohnt ist, von einer andern Seite sich zu betrachten, auch schwerlich klar.

zu machen. Daraus begreift sich die hohe Gewißheit, die Fichte in seinem Systeme zu haben meint, und vermöge welcher er ewig verdammt seyn will, wenn es sich nicht so wirklich verhält! — Schellings Theorie macht den Beschluß dieser sehr interessanten Abhandlung; der wir unter den kritischen Philosophen viele aufmerksame Leser wünschen.

Die zweyte Abhandlung betrifft in einem Sendschreiben Herrn Bardili's, Kants Transcendentale, und die bisherige allgemeine Logik. Es werden Erinnerungen einiger Recensenten der Bardilischen ersten Logik beantwortet. Da wir aber hierin über die eigenthümliche Denkart des Verf. dieser ersten Logik, keine Aufschlüsse gefunden haben; so glauben wir diesen Rec. selbst es überlassen zu müssen, sich hierüber weiter zu erklären.

Die dritte Abhandlung über die Autonomie, als Princip der praktischen Philosophie der Kantischen und der gesammten Philosophie der Fichtisch-Schellingischen Schule, vom Herausgeber, enthält wieder sehr treffende Gründe gegen beyde Systeme. »Das Verdienst,« sagt er, »welches von der Kantischen Schule ihrem Stifter »am einstimmigsten zuerkannt, und am höchsten angerech-»net wird, besteht bekanntlich darin, daß derselbe den ei-»gentlichen Sinn des moralischen Gesetzes in der Autono-»mie des Willens entdeckt, und die reine Selbstthätigkeit »der praktischen Vernunft außer Zweifel gesetzt habe. — »Fichte's eigentliches Verdienst hingegen besteht darin, daß »er das Princip, welches Kant an die Spitze der prakti-»schen Philosophie stellt, die Autonomie des Willens, »zum Princip der gesammten Philosophie erweitert. — »Mit der Autonomie also steht und fällt 1) die ganze prak-»tische Philosophie des sogenannten Kritischen, 2) die ge-»sammte Philosophie überhaupt, des sogenannten reinen, »oder wissenschaftlichen,« transcendentalen Idealismus. — »Sowohl in der praktischen Philosophie des Criticismus, »als auch in der gesammten gereinigten oder höhern Trans-»scendentale Philosophie, ist die Autonomie das durch sich »selbst begründende und begründete, und keiner weitern Be-»gründung bedürftige und fähige, das absolute Princip.« — Unser Verf. weiß »daß die Autonomie in der That aus et-»was anderem begreiflich ist, und begriffen werden muß, »daß sie zwar nicht das Unbegreifliche, das allem Begreifli-

»chen zum Grunde liegt; wohl aber der Grundirrthum ist,
»der für Grundwahrheit angenommen, alles Verstehen und
»Wahrfinden in jenen beyden Philosophien begreiflich mache,
»daß sie endlich an sich selber nicht weniger unverständlich
»als unbegreiflich, und überhaupt auf keine andere Weise
»denkbar sey, als der viereckigte Cirkel denkbar ist.«

Rec. hat dies auf seinem Standpunkte schon lange erblickt, und gelegentlich auch gesagt; er kann also nicht glauben, daß dieser Standpunkt unter die so ganz verwerflichen gehört, zu welchen ihn Herr R. oben herabsetzte. Herr R. beweist hier seinen Satz nicht aus Gründen von der Sache selbst, sondern aus den Widersprüchen in den Behauptungen seiner Gegner; und dagegen könnte Rec. nun auch mit allem Rechte bemerken, daß eine solche Beweisart ganz unleugbar viel schlechter sey, als die, deren er sich gelegentlich bedient hat, weil aus den Widersprüchen derer, die eine Theorie behaupten, noch die Falschheit der Behauptung selbst, nicht gefolgert werden kann. In so fern diese Widersprüche die Mängel jenes für höchst konsequent ausgegebenen Systemes an den Tag bringen, wollen wir einige Proben davon vorlegen.

»Kant behauptet, daß die Freyheit der zureichende
»Grund des moralischen Gesetzes ist: er versichert aber dem-
»ohngeachtet, daß nur die Willkühr, nicht aber der Wille,
»und besonders der reine, könne frey seyn. Wie man es
»nun anzufangen habe, die Freyheit einerseits als ratio es-
»sendi des moralischen Gesetzes; andernseits aber gleichwohl
»nur die Willkühr als frey zu denken? Wie das moralische
»Gesetz die Handlungsweise und Handlung der Freyheit,
»und die praktische Vernunft, die ihr eigenes reines Thun
»sich zum Gesetz machende Freyheit seyn und heißen, gleich-
»wohl aber auch der reine, d. h. derjenige Wille, der nur
»auf dieses Gesetz ausgeht, und der die praktische Vernunft
»selbst ist, weder frey noch unfrey heißen könne und müsse,
»dies würde ein Räthsel seyn, welches allem Witze und
»Scharfsinne der Commentatoren der Kantischen Schriften
»Trotz bieten müßte, wenn nicht inzwischen die Transcen-
»dental-Philosophie durch Fichte und Schelling aufs
»Reine gebracht worden.«

Nach-

Nachdem der Verf. die Auslegung des Letztern angeführt hat, schreitet er zur Widerlegung aus psychologischen Gründen, und sucht darzuthun: » daß das Kantische sowohl » als Fichtische System, das letztere aber am vorzüglichsten, » ihren Grund darin haben, daß die Urheber beyder nichts » Höheres über sich erkennen, und mithin ihre eigene » Willkühr an die Spitze aller Dinge stellen wollen; daß » folglich ein geheimer Stolz und ein Trachten nach völliger » Unabhängigkeit, die verborgene Triebfeder beyder Philo» sophie ist. « Dieß führt er sehr scharfsinnig aus, und leitet aus diesen Principien die Eigenheiten des Fichtischen Systems sehr glücklich ab; welches wir deswegen zum Nachlesen und Beherzigen gar sehr empfehlen. Die Hauptsache aber, oder der eigentliche nervus probandi scheint ihm hierüber verlohren zu gehen. Dieser beruht darauf, daß dargethan werde, daß unser Begehrungsvermögen, das obere sowohl als untere, eines gewissen Bestimmungsgrundes bedarf, wenn es in irgend einen Akt übergehen soll; und hiervon haben wir keinen Beweis gefunden, wenn nicht die anfangs aufgestellten Definitionen von Willkühr, bloßer Willkühr, u. s. w. als solche etwa gelten sollen. Rec. wird aus seinem Standpunkte hiervon Beweis zu geben suchen, und vielleicht wird dann wenigstens unser Verf. nicht mehr so verächtlich von denen urtheilen, die auf diesem Standpunkte stehen. Ein anders ist es mit Herrn Fichte! Der hat sich auf einem Standpunkt gesetzt, wo nur sein Ich sich anschaut, worin er nur sich selbst erblickt, und daher alle verachtet, weil er sich einbildet, sie könnten auch ihn nicht sehen, oder übersehn.

In der vierten Abhandlung, die einige Gedanken über philosophische Systeme überhaupt, und über die Wissenschaftslehre insbesondere enthält, ist mancher treffliche und treffende Gedanke niedergelegt, der, wenn er recht zu Herzen genommen würde, unsere hochfahrenden idealistischen Philosophen zur Nüchternheit zurück bringen könnte. Das Resultat geht darauf hinaus, daß kein System zur apodiktischen Festigkeit und Allgemeingültigkeit zu gelangen, Hoffnung sich machen darf. Auch dies hat Rec. gelegentlich in dieser Bibliothek geäußert; er hat sogar gewagt hinzuzusetzen, daß unser Verf. selbst hierauf am Ende wahrscheinlich auch hinaus kommen würde,

und

und siehe, die Prophezeyhung fängt schon an (wenn anders dieser Aufsatz von ihm ist; wogegen sich aber noch einige Bedenklichkeiten erheben) in Erfüllung zu gehen! Einige der Hauptgedanken wollen wir kürzlich vorlegen: „wie wenn „künftige Menschengeschlechter auch unsern Weg als einen „Abweg bezeichneten? Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß „jedes Jahrhundert in seiner Morgenröthe die letztgeborne „Sonne, und das einzige existirende Licht zu sehen glaubte. „Die allgemein gültigen Principien können uns hier nicht „helfen; denn sie sind gerade in dieser ewigen Umstaltung „befangen. Jeder giebt uns unter ihrem Namen seine Puppe. Aber in welchen Zustand sehen wir uns nun erst ver„setzt? Wie trübe senkt sich des Forschers Blick zur Erde, „der nicht vermag das Allerheiligste zu schauen! Stehen wir „hier nicht vor den Thoren der Verzweiflung? — Nein, „es giebt Etwas, an dem der Mensch festhalten darf, was in „sich selbst und durch sich selbst gegründet ist, ewig seyn wird, „wie es war; aber der Name ist unaussprechlich. Demnach „giebt jeder Mensch ihm einen Namen, und dieser Name ist „die Geburt seines Systems. Allgemein gültig nennt es „Jeder; aber allgemein geltend wird es nie, weil ein andrer „unter diesem Namen das Unaussprechliche nicht erkennen „kann. Vielleicht hat ein Andrer ihm auch einen andern „Namen gegeben, wessen Name soll herrschen? — Das „Unnennbare im Menschen ist der Text, welchen der Mensch „zu erklären sucht. Wer hat diesen Text geschrieben? die „höhere Hand, welche den Menschen mit allen seinen Ahnun„gen und Fähigkeiten schuf, wie er ist und seyn wird. — „Kannst du durch Wort und Sprache fassen, woraus dein „Leben selbst unbegreiflich hervorgeht, was allen Gedanken „entflieht? — Individuell werden sich die Menschen mit „der Erklärung dieses Textes in ihrem eigenen Beruf beschäf„tigen, und ihre Erklärungen werden wegen der individuellen „Verschiedenheit auch verschieden ausfallen. — Sind denn „alle Systeme zu verdammen? das wäre Uebereilung. Sie „liefern ein herrliches Denkmal der menschlichen Kraft, selbst „wenn sie minder gelungen seyn sollten — die Erbauer der „Systeme streben nach dem Ideale der Wahrheit; aber je„der hat seine eigene Wahrheit, sein eigenes System. — „Es ließe sich ein System denken, welches den formalen „Gang bezeichnete, den alle Philosophie gehen müßte, und „alle formalen Handlungen des Menschen auf eine zurück-

„führte, und aus ihr herleitete. Weil aber der Gehalt des „Systems unmöglich allgemein gültig bestimmt werden kann: „so müßte das System diese Bestimmung auch nicht vornehmen wollen; sondern auf jenen unendlichen Gehalt hinweisen, und ihn dem Produktionsvermögen jedes Einzelnen „überlassen. Das System müßte zeigen, wie man philosophiren soll; aber das Resultat des Philosophirens würde „dadurch auf keine unabänderliche Weise festgesetzt und erwie„sen. — Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich die Wis„senschaftslehre. Sie deducirt mit ungemeiner Kraft die „Form alles Philosophirens und aller Wahrheit aus einer „ursprünglichen Handlung, und es ist ihr wohl von keinem „Gegner in dieser Rücksicht Inkonsequenz vorgeworfen wor„den.“

Zu den obigen skeptischen Betrachtungen liessen sich noch mehrere setzen, z. B. daß unsere Sinne und Phantasie nicht scharf genug sind, die Individuen und Gränzen der Gattungen bestimmt zu unterscheiden; daß mithin in allen allgemeinen Begriffen immer etwas Schwankendes bleiben muß. Daß, wenn wir auch Etwas erträglich fassen, wir es doch nicht genau in Worten wiedergeben können, so wie wir die Stimmen der Thiere ganz vollkommen nachzuahmen nicht vermögen. Daß alle unsre Worte und allgemeinen Begriffe nicht fest stehen, und weder von mehreren Menschen, noch auch von uns selbst immer in gleichem Umfange genommen werden, folglich wir uns weder einander noch auch uns selbst immer vollkommen verstehen. Daß die Mannichfaltigkeit der Individuen in der Natur zu groß ist, um von uns umfaßt, und unter völlig richtige Begriffe gebracht werden zu können. Was aber des Verf. Idee von einer blossen Formalphilosophie anlangt; so erlaube er uns, diese als unstatthaft zu verwerfen, weil wir in keinem unserer Begriffe die blosse Form ganz allein aufzufassen im Stande sind. Er mache den Versuch, und er wird es bald so finden; wir können z. B. den Begriff der Figur, die eine bloße Form ist, nicht zu Stande bringen ohne die Ausdehnung als Materie mit hineinzunehmen. Was endlich Inkonsequenzen betrifft: so sind nun wohl dem Fichtischen Systeme nicht wenige nachgewiesen worden! Eine der vornehmsten ist wohl die, daß Fichte Alles aus gewissen Handlungen des Gemüthes herzuleiten unternimmt, und dennoch zuletzt ihnen — nach seinem und

Schel-

Schellings System — unbegreiflichen Anstoß des Gemüthes von Außen zulassen muß. Einige sehr gegründete, zum Theil auch in dieser Bibliothek schon mit berührte Einwendungen gegen dieß System übergehen wir, der Kürze wegen.

Der fünfte Aufsatz enthält die Elemente des rationalen Realismus, oder der philosophischen Analysis. Es werden hier einige der Hauptsätze aus der ersten Logik Bardili's näher zusammengedrängt; im Ganzen aber finden wir sie nicht anders eingekleidet oder mehr erläutert, als sie in diesem Buche selbst dargestellt sind. Was insonderheit den Hauptbegriff des Denkens anlangt, über dessen Mängel wir vorher Klage in dieser Bibliothek erhoben haben: so erscheint dieser gerade eben so wie in jenem Buche. Rec. muß daher abermalen wiederholen, daß es in dieser Definition das Denken zu erkennen oder durch deren Hülfe es in *rerum natura* aufzufinden so wenig vermag, daß ihm Bardili's Definition eben so vorkommt, als das Gemälde jenes Künstlers, der irgend ein unkenntliches Ding malte, und dabey schrieb: dieß ist ein Hahn!

Die letzte Nummer ist eine zwanzig Jahre alte, aber noch ungedruckte Recension von Kants Kritik der reinen Vernunft. Nach dem unterzeichneten Buchstaben zu urtheilen, ist sie vom verstorbenen Herrn Hamann, und in seinem Geiste, das ist, sehr räthselhaft geschrieben. So viel sieht man, er ist nicht ganz dem System zugethan; vermag aber nicht mit deutlichen Worten herauszusagen, wo, und warum er abweicht.

C.

Anthropologische Abhandlungen. Von Karl Ludwig Pörschke, Professor in Königsberg. Königsberg, bey Göbbels. 1801. 331 Seit. 8. 1 Rh. 4 K.

Diese Abhandlungen, die sich alle mit dem Menschen beschäfftigen, und ihn in seinen mannichfaltigen Lagen und Verhältnissen, nach seiner Bestimmung und nach seinen

Grundtrieben und Neigungen betrachten, sind in der That sehr schätzenswerthe Beyträge zur Beförderung einer gründlichen und brauchbaren Menschenkenntniß, und einer gesunden Lebensphilosophie. Sie empfehlen sich größtentheils eben sowohl durch einen lebhaften, kräftigen und gefälligen Vortrag, als durch einen scharfsinnigen und lehrreichen Inhalt, und können daher auf den Beyfall und Dank der Leser gegründete Ansprüche machen. Nur werden es diese vielleicht mit uns bedauern, daß nicht nur das Ganze selbst zu wenig innern Zusammenhang und systematische Einheit und Verbindung hat; sondern daß auch die einzelnen Abhandlungen, wenigstens dem größern Theile nach, ihrer bestimmten Ueberschriften ungeachtet, doch nur unbestimmte Aggregate sind, die zwar öfters einen großen Vorrath guter fruchtbarer, vielleicht nur bisweilen zu sehr zugespitzter Gedanken; diese Gedanken aber so zufällig an einander angereiht in sich enthalten, daß man sie, wenn man einen solchen Abschnitt durchgelesen hat, nur mit Mühe, oder oft gar nicht in einen Gesichtspunkt zusammenfassen kann, und also kaum im Stande ist, sich von dem Gelesenen zuletzt noch eine deutliche und zuverlässige Rechenschaft zu geben. Die meiste Befriedigung geben wohl diejenigen Abhandlungen, die über die herrschenden Neigungen einzelner Menschen und ganzer Völker Betrachtungen anstellen, und die jener Vorwurf gar nicht trifft.

Gm.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Neue Verlagsbücher von Heinrich Gerlach in Dresden.
Ostermesse 1802.

* Biblische Beyträge zu der von J. G. Münnich beantworteten Frage: Werden wir uns wiedersehen nach dem Tode? Nebst Nachträgen von einem Nichttheologen, Apelles post tabulam genannt. 8. 4 Gr.

Carnot, neue Eigenschaften der Vielecke, mit 1 Kupfer frey aus dem Franz. übersetzt und mit einem erläuternden Anhange für angehende Mathematiker versehen, von K. F. Schellig. 4. 8 Gr.

Cramers, J. F. H., Beicht- und Kommunionbuch. 3e Auflage, mit Kupf. 8. 8 Gr.

Darstellungen, malerische, aus Sachsen, 1s—4s Bändchen, mit 21 illumin. Ansichten. 12. geheft. 3 Thlr.
enthalten:

Das Buschbad bey Meissen, mit 1 Kupf. 12. geheft. 4 Gr.

Die Festung Königstein, mit 2 illumin. Ansichten. 12. geheft. 6 Gr.

Lockwitz und Weesenstein. 12. geheft. 5 Gr.

Meissen, mit 6 kolorirten Ansichten. 12. geheft. 1 Thlr. 8 Gr.

Pillnitz, mit 2 illumin. Ansichten. 12. geheft. 6 Gr.

Der Plauensche Grund und Tharand, mit 3 illumin. Ansichten. 12. geheft. 9 Gr.

Die sächsische Schweiz, mit 10 illumin. Kupfern. 12. geheft. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Zschoner Grund. 12. geheft. 2 Gr.

Erdmann, D. C. G., Aufsätze und Beobachtungen aus allen Theilen der Arzneywissenschaft, und zum Theil auch der Naturkunde. 1r Th. mit 3 Kupf. 8. 1802. 18 Gr.

— — Tabellar. Uebersicht der theoret. und prakt. Botanik nach ihrem ganzen Umfange. gr. 4. 1802. 8 Gr.

* L'Esprit et le Sistéme du Gouvernement de la Saxe, depuis la mort du feu Roi Auguste III. 8. 8 Gr.

Fischer, Th. A., Beyträge zur genauern Kenntniß der spanischen Besitzungen in Amerika, aus dem Span. mit Anmerk. 8. 1802. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Reiseabentheuer. 2r Th. mit 1 Kupfer. 8. 1801. 2 Thlr. 4 Gr.

Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude. Für gesellige Kreise. Taschenformat. 1802. geheft. 18 Gr.

Kurze Geschichte der französischen Revolution, verfaßt von Cicero, Sallustius, Livius, Vellejus Paterculus, Tacitus, Suetonius, Cornelius Nepos, Quintus Curtius und andern, in lateinischer Urschrift und deutscher Uebersetzung. 8. 1801. 9 Gr.

Der Gesellschafter für die Jugend auf ländl. Spaziergängen. 2s Bändchen, mit 74 illumin. Abbildungen in Deutschland angebauter Küchengewächse, Färbekräuter und den gemeinsten Giftpflanzen. 12. 1802. gebunden. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Gesellschafter für die Jugend ꝛc. 3s Bändchen, enthält: Oekonomisches Bilderbuch. 1s Bändchen, oder historisch-bildliche Darstellung der Landwirthschaft, in allen ihren Theilen, mit 18 illumin. Kupfertafeln. 12. 1802. gebunden. 1 Thlr. 16 Gr.

Das grüne Gewölbe in Dresden. 12. 1802. geheft. 4 Gr.

Horn, F. A., Kurze Uebersicht vom Weinbau und der Kellereywirthschaft, besonders in Sachsen, nebst einem Anhange vom Nutzen des inländischen Hopfenbaues. 8. 4 Gr.

* Kannegießer, F. A., Aurikel-Flora. 5s und 6s Heft, mit 48 ausgemalten Aurikeln. 8. Meißen. 4 Thlr. 16 Gr.

Neumann, K. G., Versuch einer Erörterung des Begriffes Leben. gr. 8. 1801. 14 Gr.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Jena, herausgegeben vom Herrn Prof. Batsch, mit Kupf. 1r Band. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wege

Wegweiser nach Töplitz und den umliegenden Gegenden und Orten, besonders nach Milleschau, Mariaschein rc. mit 1 Kupfer. 12. 1802. geheft. 12 Gr.

Zauper, J., Reise von Dux nach Pillnitz im Herbstmonde 1801 eine poet. Erzählung. 8. 1801. 2 Gr.

Zeichenbuch aus Büffons Naturgeschichte, mit 6 schwarzen und 6 illuminirten Tafeln für Kinder. 4. 16 Gr.

Der kleine Zeichner, mit theils schwarzen, theils kolorirten Landschaften, Viehstücken, Figuren, nach Dietrich, Kobell rc. von Geyser, Ludwig rc. 4. 1802. 1 Thlr. 8 Gr.

R o m a n e.

Caroline von Lunanges, oder die Geständnisse der Freundschaft, aus dem Franz. der Marquise von B. 8. 1802. 1 Thlr.

Romanda, ein romantisches Gemälde der Schwärmerey, der Ideale und der Geheimnisse, herausgegeben von Julius Wallenborn. 3 Theile, mit Kupfern, Vign. und Musik. 8. 1802. geheft. 3 Thlr. 12 Gr.

Julie Saint Albain, 2 Theile, mit 1 Kupfer nach Schnorr von Schmidt. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Valeria, eine Novelle, mit 4 Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ugolino Gherardeska, Trauerspiel in 5 Akten von Böhlendorf, mit 3 Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

So eben ist bey mir erschienen:

Beyträge zur genauern Kenntniß der spanischen Besitzungen von Süd-Amerika, aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Ch. A. Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Inhalt ist folgender: 1r Abschn. Briefe über die Havanna; 2r Abschn. Mexico; 3r Abschn. Buenos Ayres; 4r Abschn. Tucuman; 5r Abschn. Briefe über Peru; 6r Abschn. Montanna Real; 7r Abschn. Miscellan.

Die Vorrede giebt die Ursache an, warum dieses Werk nicht unter dem Titel einer Reisebeschreibung erscheint. Statistikern und Kaufleuten werden die vollständige Auseinandersetzung des Handels von Peru, und die neuern Handelslisten

sten von Mexiko besonders willkommen seyn. — Dresden, im Mai 1802.

Heinrich Gerlach.

Für frohe Gesellschaften Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude.

Gegenwärtige Sammlung ward veranstaltet für einen geselligen Kreis, der die gewöhnlichen Gesänge von Wein und Liebe den Absichten, die er durch Geselligkeit erreichen wollte, unangemessen fand; sie wird vermuthlich kein großes Publikum finden, dagegen solchen freundschaftlichen Kreisen, die der Geselligkeit einen edlern Zweck als bloß die Feyer der treuverbündeten Gottheiten Amor und Evan unterlegen, nicht unwillkommen seyn.

Sie ist auf holländisch Papier mit deutschen Lettern in Taschenformat gedruckt, und in einen saubern Umschlag geheftet in allen Buchhandlungen für 18 Gr. — zu haben.

Heinrich Gerlach.

Pränumerationsanzeige.

Griechische und römische Mythen. In Briefen an Emilie. Frey nach dem Französischen der Herren de Moustier und Tressan bearbeitet. 6 Theile mit Kupfern.

Demoustiers Briefe an Emilien über die Mythologie, sind seit ihrem Erscheinen mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden, daß von dem Original mehrere Ausgaben schnell einander folgten, und nur seit Kurzem erschien in Paris eine neue Ausgabe derselben, woran Demoustier vor seinem Tode noch die letzte Hand gelegt hat. Dieß bestimmt mich, hier eine deutsche Bearbeitung dieser Briefe anzukündigen, welche hoffentlich — neben zwey andern Uebersetzungen nach den frühern Ausgaben — nicht überflüssig seyn wird, indem sie sich durch Vollständigkeit, Treue und dichterischen Werth auszeichnet. Der Verfasser widmete dieser Arbeit mehrere Jahre; er füllte die Lücken in Demoustiers Brie-

Briefen mit Tressans lieblichen Dichtungen mit, und überarbeitete das Ganze mehreremale, und noch jüngst nach der neuesten Originalausgabe. Doch ich darf nur auf mehrere Proben dieser Bearbeitung verweisen, welche in Beckers Erholungen abgedruckt, und dem gebildeten Publikum bereits vortheilhaft bekannt sind.

Das Ganze erscheint in 6 Bändchen in gefälligem Format auf Schreibpapier mit deutschen Lettern gedruckt. Jedes Bändchen wird mit einigen Kupfern nach Antiken gezeichnet verziert, deren Auswahl Herr Professor Becker besorgen wird. Um den Liebhabern den Ankauf dieses schätzbaren Werkes, mir aber die schnellere Herausgabe zu erleichtern, schlage ich den Weg der Pränumeration ein.

Man bezahlt für alle 6 Bändchen 2 Dukaten in Golde oder 6 Thlr. Sächsisch, in unzertrennter Summe voraus. Für ein Exemplar auf Velinpapier mit den besten Kupferabdrücken, werden 3 Dukaten oder 9 Thlr. vorausbezahlt. Der Ladenpreis wird um ⅓ erhöht.

Der Pränumerationstermin steht bis Ende Septembers dieses Jahres offen, und zur Ostermesse 1803 wird das Ganze vollendet seyn.

Man wendet sich mit seinen Aufträgen an alle solide Buchhandlungen. Wer sich überdieß dem Geschäffte der Pränumerationssammlung unterzieht, und sich mit seinen Bestellungen direkt an mich wendet, behält bey 6 Exemplaren den 6ten Theil des Betrags für seine Bemühung zurück.

Dresden, im April 1802.

Heinrich Gerlach,
Buchhändler.

Berichtigungen.

Die im LXVII. Bd. S. 483 der N. A. D. Bibl. mitgetheilte Nachricht von dem Tode des Fürstl. Schwarzburg. Regier. Raths Herrn C. A. Hankel, ist ungegründet; und dieser Irrthum durch eine Namens-Verwechselung mit sei-

vom Bruder A. Hankel entstanden, der am 8ten Januar 1801 verstarb, aber sich nicht als Schriftsteller bekannt gemacht hat.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Herr D. J. Becker ist von der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft zu ihrem Bibliothekar und Archivar mit 400 Thlrn. Gehalt ernannt worden.

Der Kollegienrath und Akademikus Herr T. Schubert zu Petersburg, ist vom russischen Kaiser zum Ritter des St. Annenordens von der zweyten Klasse ernannt worden.

An die Stelle des verstorbenen Zumsteeg ist der Kapellmeister Weigel der Jüngere zu Wien, Herzogl. Wirtemberg. Kapellmeister zu Stuttgard mit einem Gehalte von 3000 Gulden geworden.

Herr E. C. J. Brückner, zweyter Prediger an der Marienkirche zu Neubrandenburg, ist an die Stelle des verstorbenen Kortum, Pastor Primarius an dieser Kirche geworden.

Herr Dr. J. F. C. Gräffe, bisheriger Prediger bey der Nikolaikirche in Göttingen, ist Superintendent der dritten Göttingischen Inspektion, und Aufseher des dortigen Königl. Pastoralinstituts geworden.

Herr Dr. Pätz aus Göttingen, ist an Thibaut's Stelle als außerordentlicher Professor der Rechte nach Kiel berufen.

Herr W. C. Friebe, Kandidat des Predigtamts zu Marienburg in Liefland, durch sein Werk über Rußlands Handel bekannt, ist vom Kaiser von Rußland mit 2000 Rubel Gehalt und freyer Wohnung nach St. Petersburg berufen worden.

Die K. K. Josephinische Akademie zu Wien, hat den Doktor und Professor der Medicin zu Göttingen, Herrn J. Arnemann, zu ihrem Ehrenmitgliede aufgenommen.

Herr

Herr Follenius, (Verfasser der Fortsetzung von Schillers Geisterseher, und von verschiedenen Romanen), welcher im vorigen Jahre Assessor zu Bromberg ward, ist als Hofgerichtsrath nach Insterburg in Ostpreußen versetzt worden.

Todesfälle.

1801.

Schon am 26sten September starb in bitterer Armuth ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der Pfarrer Johann Ludwig zu Tiedheim im Ulmischen, geb. zu Ulm am 9ten März 1748. Er hatte sonderbare Schicksale, meistens Folgen seiner Unklugheit und Kurzsichtigkeit. Man findet Etwas davon in Albr. Weyermanns Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. (Ulm. 1798. gr. 8.) In jüngern Jahren schrieb er aus Autorsucht und Aufklärungstrieb; im häuslichen Stande aber um seiner vielen Kinder willen, deren er immer 7—8 beysammen hatte, und mit denen er oft hungerte. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse waren nicht groß. Da seine Schriften höchst mittelmäßig sind: so fiel es schon oft schwer, Verleger dazu zu finden. Er ergriff also das Mittel, sich manchmal (auf eine etwas unbescheidene und zudringliche Art) an berühmte Männer zu wenden, die ihm Verleger schaffen sollten. So plagte er z. B. den guten Rosenmüller, dessen Schüler er war, unaufhörlich mit seinen Manuskripten. Es mögen daher wirklich hier und da noch Manuskripte von ihm liegen, bey deren Nichterscheinung Niemand etwas verliert. Das Verzeichniß seiner Schriften findet man bey Meusel und Weyermann; aber bey beyden nicht vollständig. Folgende seiner Romane enthalten meistens seine eigene Geschichte; denn sein Geist war für die Dichtung zu arm. Jugendgeschichte zweyer Liebenden. Kempten. 1786. 8. Ehestandsbegebenheiten als Fortsetzung der Jugendgeschichte ꝛc. Kempten. 1786. 8. (Wegen dieses obscönen Buchs wurde er 1786 in Ulm suspendirt.) Fragmente aus dem häuslichen Leben des Bürgers Klugmann und des Landmanns Fröhlich ꝛc. Nürnberg.

berg. 1799. 8. Gustav und Karoline, oder die Wege der göttlichen Vorsehung in der Lebensgeschichte eines Landgeistlichen und seiner Gattinn rc. Nürnberg. 1801. 8. Geschichte Tobias Veiels, eines jungen Schulmeisters rc. Nürnberg. 1800. 8. Erst nach seinem Tode sind seine Gedichte (oder vielmehr Reimereyen) zu Hildburghausen herausgekommen. Der Charakter dieses Mannes war ein sonderbares Gemisch von Sinnlichkeit und Religiosität. In allen Dingen, die man zur sogenannten Weltklugheit rechnet, war er ein wahres Kind.

1 8 0 2.

Am 29sten April zu Frankfurt an der Oder Herr J. J. C. Töpke, Dr. und ordentlicher Professor der Theologie, Senior der Universität und der theologischen Fakultät, im 73sten Jahre seines Alters, und im 50sten seines Professorats.

Den 1sten May zu Wittenberg Herr Carl Dan. Freyberg, ordentlicher Prof. der Logik und Metaphysik, und der philosophischen Fakultät Senior, in einem Alter von 74 Jahren.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1802.

Am 7ten April erhielt Herr E. P. Schneegass, nachdem er seine Inauguraldissertation: sistens novam generationis theoriam, ohne Vorsitz vertheidigt hatte, die Würde eines Doktors der Medicin. Das dazu gehörige Programm, welches den Herrn G. H. R. Gruner zum Verfasser hat, enthält die 12te Fortsetzung des Spicilegii scriptorum de morbo gallico.

Am 10ten April vertheidigte der Dr. der Philosophie Herr J. H. Vermehren mit seinem Respondenten Herrn F. Ast seine Dissertation: neque religio ex ethica, neque ethica ex religione oritur, und erwarb sich dadurch das Recht Vorlesungen halten zu dürfen.

Am

Am 1[illegible]ten April erwarb sich dasselbe [illegible] Dr. der Philosophie Herr K. C. F. Krause, durch die mit demselben Respondenten vertheidigte Dissertation: de Philosophiae et Matheseos notione, et earum intima conjunctione.

Am 17ten April vertheidigte Herr L. Löbel seine Inauguraldissertation: de rheumatismi sthenici et asthenici natura et curatione, ohne Vorsitz, und erhielt die medicinische Doktorwürde. Das Programm des Herrn G. H. R. Gruner als Dekan, enthält: Quaest. forens. an vir, qui testes perdidit, foecundus et testabilis esse possit? —

Am 23sten April erhielt Herr J. G. W. Höchstetter die Würde eines Doktors der Medicin, nachdem er seine Inauguraldissertation: Sistens chemiae pneumaticae relationem ad scientiam medicam, ohne Vorsitz vertheidigt hatte. Das Programm des Herrn G. H. R. Gruner liefert die letzte Abtheilung der Comment. in locum Lutheri, de filiis per Diabolum subditis.

Das diesjährige Osterfestprogramm, welches den Herrn Dr. und Prof. Paulus zum Verfasser hat, enthält: Meditationem exegeticam: an secundum acta Apostolorum primitivi Christiani inspirationem, quam vocant, atque infallibilitatem pro synonymis habere soliti sint?

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die kurfürstl. Mainzische Commercien-Deputation zu Erfurt setzte im Oktober 1801 auf die Erfindung eines neuen, zweckmäßigen, und allgemein anwendbaren Mittels zur Vertilgung der Feldmäuse einen Preis von funfzig Reichsthalern aus.

Bis zu Ende des Januars 1802 wurden 59 Preisbewerbungsschriften eingesandt, von welchen zwar manche zweckmäßige, jedoch im Ganzen nicht ausführbare Vorschläge enthielten; keine einzige aber die Aufgabe hinlänglich beantwortete. In dieser Rücksicht beschloß die kurfürstl. Commercien-Deputation in ihrer am 26sten März 1802 gehaltenen

denen Sitzung den Preis der ausgesetzten 50 Reichsthaler unter die Verfasser der beyden Abhandlungen Nr. 31. mit der Devise in minimo utile, und Nr. 32 mit dem Motto: multa nosse et multa utilia nosse, magna est differentia; weil ihr Inhalt dem Ziele am nächsten kam, zu vertheilen.

Nach Eröffnung der versiegelten Unterschriften, entdeckte man als Verfasser von Nr. 31 den Apotheker Herrn F. W. Lorleberg zu Harzgerode im Anhalt-Bernburg., und von Nr. 32 den Herrn J. G. C. von Nostitz, auf Gersdorf bey Reichenbach in der Oberlausitz.

Beyde gekrönte Preisschriften werden ehestens im Drucke erscheinen.

Anzeige kleiner Schriften.

Die Universität Kiel, welche am 29sten Januar den Geburtstag des Königs von Dänemark, Christians VII. durch eine Rede zu feyern gewohnt ist, ladet zur Anhörung derselben durch eine Schrift ein. Im Jahre 1801. handelte die auf 16 Quartseiten bey Mohr in Kiel gedruckte lateinische Abhandlung: De relatione Musicae ad Poeticam. Die ältesten Nachrichten von der Verbindung der Poesie und Tonkunst sind unsicher. Diese blieb lange Zeit jener untergeordnet, bis sie in Italien mehr empor kam, und sich von der Herrschaft der Dichtkunst losriß. Darauf wurde sie zuerst unter die schönen Künste aufgenommen.

Die Abhandlung des Jahres 1802, die ebenfalls in lateinischer Sprache abgefaßt, und ebendaselbst auf 28 Seiten in 4. gedruckt ist, führt den Titel: De eo, quod in regimine verbi substantivi inter Dativum et Accusativum interest. Hierin werden Beyspiele, die aus classischen Autoren, besonders römischen Dichtern, unter andern dem Ovid entlehnt sind, angeführt, und aus denselben kritisch und grammatisch die Bedeutungen des Accusativs und Dativs entwickelt, woraus sich die Regeln ergeben, in welchen Fällen man diesen oder jenen Casus gebrauchen soll.

Zwey

Zwey und zwanzigste Nachricht an das Augsburgische Publikum, von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlicher Austheilung der Preise bey der alten Stadt-Akademie, und der mit derselben zu Ermunterung der Künste verbundenen Privatgesellschaft. Mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede. Im Jahre 1801. 28 S. 4.

In der dieser Nachricht vorausgeschickten kurzen Rede, werden einige Bemerkungen über Kupferstichsammlungen, in sofern sie Hülfsmittel des Kunststudiums sind, mitgetheilt. Die Liebhaber von dergleichen Sammlungen werden in drey Klassen getheilt; in solche, die aus Modesucht um für Kenner zu gelten, in solche, die aus blossem Nachahmungstriebe, und endlich in diejenigen, welche mit Kenntniß und Geschmack zur Beförderung des Kunststudiums, und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse sammeln.

Hierauf wird die Verschiedenheit des Gesichtspunkts gezeigt, den der Anfänger in der Kunst, und der bereits gebildete Künstler, bey Anlegung von Sammlungen zu nehmen hat. Den Beschluß macht die Mittheilung einiger Vorschriften, welche die Sammler von Kupferstichen zu befolgen haben, und die Warnung vor Abwegen, auf die sie leicht zu gerathen pflegen.

Die hierauf folgenden Nachrichten haben zwar hauptsächlich nur ein Lokalinteresse; beweisen aber zugleich, daß Augsburg, welches bereits im Mittelalter durch Kunstliebe und Kunstfleiß sich vorzüglich auszeichnete, noch immer fortfährt, sich dieses Ruhms würdig zu machen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Herr Prof. Matthäi in Wittenberg, dem wir schon unter andern die Entdeckung des Homerischen Hymnus verdanken, hat jetzt das Glück gehabt, von einer für ganz verlohren gehaltenen Tragödie des Sophokles, der Clytemnestra, ein Fragment von mehr als 300 Versen aufzufinden.

den. Welcher Freund der griechischen Literatur und jenes großen Tragikers wird nicht die baldigste Erscheinung dieses Bruchstücks mit einem kritischen Kommentar von der Hand des glücklichen und gelehrten Auffinders wünschen! — Die erste Nachricht davon hat Herr Lobeck, Dr. der Philosophie in seiner unter Herrn Prof. Matthäi vertheidigten Habilitationsdissertation: Dis veterum adspectu corporum exanimium non prohibiti, ins Publikum gebracht.

Der Magistrat der freyen Reichsstadt Nordhausen geht mit einer neuen Organisation seines Gymnasiums um; und hat zu dieser Absicht den bisherigen Mitarbeiter an der Schnepfenthaler Erziehungsanstalt, Herrn Lenz, zum Direktor desselben unter vortheilhaften Bedingungen berufen.

Herr Prof. Hermann in Leipzig, als Metriker und Grammatiker berühmt, hat den (vorher an den Prof. Jacobs in Gotha ergangnen) Ruf nach Kiel abgelehnt, und ist dafür in Leipzig einigermaaßen entschädigt worden.

Der kleine Roman Lorenz Stark unsers Engel ist unter dem Titel: Laurent Stark, peinture de caractère, d'après l'allemand de Mr. Engel, ins Französische übersetzt worden, und zu Berlin bey C. Quien 1801. 8. herausgekommen.

Verbesserungen.

Im LXVII. Bd. 2. St. S. 193. Z. 9. st. hat l. hat
— — — — — 194. — 4. st. schlechten l. slechten

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Chemie und Mineralogie.

A. N. Scherers, Archiv für die theoretische Chemie. *Drittes Heft.* Jena, bey Voigt. 1801. 8. 12 gr.

Richters Stöchyometrie hat ein allgemeines Aufsehen erregt, besonders da sie gleichzeitig mit den Bemühungen der kritischen Idealisten, den Naturwissenschaften eine wissenschaftlichere Form zu geben, erfolgte. Es war unläugbar ein glücklicher Gedanke, die Größenlehre bestimmter und systematischer auf die Chemie als Wissenschaft sowohl, als auf die Scheidekunst als Kunst, anzuwenden, und die großen Fortschritte der höheren Chemie durch den sichern Gang der Mathematik zu befestigen. Hr. R. hatte Kräfte genug, sich diesem schweren Geschäffte zu unterziehen, und er hat es auf eine lobenswerthe Weise gethan. Indessen fand seine Arbeit nicht allgemeinen Beyfall, theils weil sie Mancher nicht verstand, theils weil sie allerdings nicht ganz fehlerfrey ist. Anstatt zu diesem schwürigen Gebäude die Materialien zu sammeln, und zu ordnen, trat Hr. R. sogleich mit einem Systeme hervor, und daher konnte es nicht ausbleiben, daß er hin und wieder in Irrthümer verfiel oder Lücken ließ, die eine natürliche Vorliebe für sein Werk, seinen Augen verbarg, und die es sich zuweilen bemühete zu verbergen, anstatt sie auszufüllen. In diesem Hefte des Schererischen Archivs tritt ein Gegner

gegen ihn auf, der ihm zwar alle Achtung bezeigt; allein ohne Scheu, und mit gründlicher Sachkenntniß in dieser verwickelten Lehre ausgerüstet, sehr entscheidende Gründe gegen Richters Stöchyometrie aufstellt. Er zeigt besonders die oft so geringe Anwendbarkeit derselben auf chemische Untersuchungen, welche in manchen Fällen wirklich so geringe ist, daß sie den Aufwand an Mühe, Nachdenken und Fleiß nicht belohnt, welchen man bey diesen abstrakten Untersuchungen zu machen hat. Außerdem deckt er aber auch manchen deutlichen Fehler auf, den Hr. R. sich zu Schulden kommen ließ, und der alle seine Bemühungen vereitelt. Vorzüglich macht er auf die oft unrichtige [illegible] des Hrn. D. R. in seinen Rechnungen und Beweisen, auf das Unlogische in der Ordnung mancher seiner Begriffe, auf die zu voreilig gemachten Voraussetzungen, und die zu dreist gewagten Behauptungen desselben aufmerksam, und unterläßt es nicht zu zeigen, daß man sich nicht zu große Hoffnungen von einer jeden Stöchyometrie zu machen habe.

Dieser Versuch einer Kritik der Richterschen Stöchyometrie vom Herrn J. F. Fries, ist unfehlbar das Schätzbarste, was bisher über diesen Gegenstand erschienen ist. Auch füllt derselbe das ganze Heft aus. Der Verf. weicht in dem Gange seiner Kritik an manchen Orten von Hrn. Richters Gange etwas, oft bedeutend, ab, und mußte es thun, wenn er dem ganzen Aufsatze eine wissenschaftliche Form geben wollte. Nach einer Einleitung, welche die Gränzen der Anwendung der Mathematik auf die Chemie, und die Gegenstände der Stöchyometrie bestimmt, trägt er eine kritische Darstellung der reinen Stöchyometrie, d. h. ihre allgemeinen Grundbegriffe, ihren mathematischen, und ihren dynamischen Theil vor, widmet der reinen Thermimetrie und Phlogometrie einen eignen Abschnitt, und schließt mit einer Beurtheilung der angewandten Stöchyometrie. Die Art des Vortrages, und der Gang dieser Kritik kann unsern Lesern durch einen Auszug nur undeutlich bekannt werden; eigne Lektüre des faßlich und deutlich geschriebenen Aufsatzes, wird ihnen sehr belohnend seyn.

Zl.

Te

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1801. Zwey und zwanzigstes Jahr. Mit Kupfern. Weimar, bey Hoffmann. 15½ B. 8. 16 gr.

Noch immer erhält sich dieses belehrende Taschenbuch in seinem Werthe. — Der erste Abschnitt enthält diesesmal, statt der sonstigen kleinen Bemerkungen, eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten, in dem verflossenen achtzehnten Jahrhundert gemachten chemischen und pharmaceutischen Entdeckungen — sie gehen in chronologischer Ordnung bis zum Jahr 1788, und gewähren den Freunden der Scheidekunst manchen interessanten Rückblick.

Im zweyten Abschnitte, welcher einige weitläuftigere Aufsätze enthält, liefert der Hr. Herausg. einen Auszug aus seiner, bloß für die Pränumeranten gedruckten, und nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift: Göttlings Zuckerbereitung aus den Mangoldarten. Jena. 1799. Da einige der Pränumeranten selbst Gelegenheit zu deren Bekanntmachung gegeben (Hr. Göttling nennt fünf Schriften, in welchen sich Auszüge davon befinden): so glaubt sich derselbe berechtiget, seine Methode selbst in einem getreuen Auszuge zu liefern, weil durch fehlerhafte Auszüge von andern, der Sache leicht geschadet werden könnte. Es ist dieser Auszug mit berichtigenden Anmerkungen versehen; auch sind die neuern Erfahrungen, welche über den technischen Gebrauch des, von der Zuckerbereitung bleibenden Rückstandes, gemacht worden, mit beygefüget; hierbey verdient es eine besondere Bemerkung, daß ein Pfund Asche, der schon zum Zucker benutzten, mithin extrahirten Runkelrüben noch über zehen Loth Kali lieferte.

Die vom Vf. über die Oxidirung der Erden durch Wasser wiederholten Versuche, widersprechen den Girtannerschen gänzlich. — Noch liefert derselbe mehrere neuere Resultate über das Leuchten des Phosphors in verschiedenen Gasarten — auch theilt er neben den von den französischen Chemisten entworfenen chemischen Zeichen, auch einen dergleichen Entwurf zu einer neuen chemischen Bezeichnung vom

Hrn. Schmeisser mit; von beyden finden sich auf der beyliegenden Kupfertafel Abbildungen.

Der Beytrag zur Kenntniß der chemischen Wirkungen des Galvanismus, vom Hrn. J. W. Ritter, wird gewiß den mehresten Lesern dieses Taschenbuchs willkommen seyn. Nach einer genauen Beschreibung der Galvanischen Batterie (eigentlich: Voltaischen Säule) wodurch ein Jeder in den Stand gesetzt wird, eine dergl. Batterie zusammen zu setzen, (und wo man nach neuern Erfahrungen statt der kostbaren Silberplatten, eben so gut Platten von Kupfer anwenden kann,) folgen mehrere interessante Versuche über Oxidirung und Desoxidirung der Metalle, Zersetzung der Neutral- und Mittelsalze, u. s. w.

Ii.

Handbuch zur chemischen Analyse der Mineralkörper. Von *W. A. Lampadius*, Professor der Chemie und des Hüttenwesens an der Freyberger Bergakademie. Freyberg, bey Craz. 1801. 362 S. gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Dieses schätzbare Handbuch hat der Hr. Verf. insbesondere für Chemiker, Mineralogen und Hüttenleute bestimmt. Es soll allen denen, welche sich selbst mit der chemischen Zerlegung der Mineralien und Hüttenprodukte beschäfftigen wollen, ein Leitfaden seyn, und denjenigen, welche dergleichen Analysen zu benutzen und zu verstehen wünschen, zur Erklärung dienen. Nach einer 50 Seiten langen Einleitung, in welcher der Hr. Verf. von den Geschäfften des Chemikers, vom Begriff der analytischen Chemie, von Produkten, von den Hülfswissenschaften, von dem Nutzen der chemischen Analysen, für den Arzt, Apotheker und Oekonomen, von den mechanischen Hülfsmitteln bey der chemischen Analyse, von den Instrumenten zur analytischen Untersuchung, von der Beharrlichkeit, (eine Eigenschaft die vorzüglich dem Chemiker zu empfehlen ist,) Wahrheitsliebe, überhaupt von den Eigenschaften eines analytischen Chemikers geredet, die Werkzeuge, Hülfsmittel, und Handgriffe zur genauen analytischen Untersuchung deutlich beschrieben,

eine

eine kurze Geschichte der chemischen Analyse der Mineralkörper entworfen, und die vorzüglichsten Werke der besten Analytiker angegeben hat, handelt Hr. L. im ersten Theile von der Zubereitung der Reagentien, worunter der Hr. Verf. alle die chemischen Hülfsmittel, welche der Analytiker sowohl auf dem nassen als auf dem trocknen Wege anzuwenden hat, um die Gegenwart irgend eines Bestandtheils in den Mineralkörpern zu entdecken versteht. Zu diesen Reagentien rechnet nun der Hr. Verf.:

1) *unter den Säuren*, die *Salpetersäure*, *salzigte Säure*, *Salzsäure*, *Phosphorsäure*, *Flußsäure*, *Essigsäure*, *Zuckersäure*, *Weinsteinsäure*, *Blausäure*, *Gallussäure* und *Kohlensäure*.

2) *unter den Kalien*, das *reine kohlengesäurte* und *kohlensaure Pflanzenalkali*, das *Natron* und das *Ammoniak*.

3) *unter den Erden*, die *Kalcherde*, *Schwererde*, *Kieselerde*, *Thon* und *Bittererde*.

4) *unter den Metallen*, das *Silber*, *Kupfer*, *Quecksilber*, *Zink*, *Zinn* und *Eisen*.

5) *unter den Mittelsalzen*, das *schwefelsaure Silber*, dergleichen *Eisen*, *Kupfer* und *Talkerde*. *Salzigsaure Schwererde*, dergleichen *Kalch-* *Thon-* und *Strontianerde*, *salzigsaures Natron*. *Ammoniak*. *Zinn*; *salpetersaure Kalch-* und *Strontianerde*; dergl. *Silber*, *Quecksilber*, *Bley* und *Pflanzenalkali*, *essigsaure Baryterde*, *Strontian-* und *Kalcherde* und *Bley*; *salpetersaures Pflanzenalkali*; *weinsteinsaures* und *blausaures Pflanzenalkali*.

6) *unter den Schwefellebern* das *geschwefelte Ammoniak* und dergleichen *Strontianerde*.

7) die *Auflösung reiner Seife* in Alkahol oder in Wasser.

8) die *Auflösung* des *reinen Arseniks* in Wasser.

9) den *Alkahol*, dann handelt er

10) vom *Wasser*, und

 11) von

11) von den *farbehaltigen Körpern*, deren man sich bey den Analysen bedient, um Säure und Kälien zu entdecken, nämlich vom *Lakmus*, *Kukume*, *Fernabuk*. — —

Bey allen diesen Reagentien sind die Zubereitung und Proben für die Reinigkeit derselben mit der größten Genauigkeit angegeben.

Der zweyte Theil handelt von den charakterisirenden chemischen Kennzeichen der Bestandtheile mineralischer Körper, und zwar der Erden, Kalken, Mineralsäuren, Metalle, des Schwefels, Kohlenstoffs, der Luftarten, Mittelsalze, Schwefelleber; wobey immer die Kennzeichen jeder Erde, jedes Kalks u. s. w. insbesondere angegeben werden. Dann werden die Kennzeichen einiger mineralischen Substanzen aufgeführt, und vorläufige Untersuchungen der Mineralien auf dem trocknen Wege, in Retorten und Tiegeln mittelst eines Schmelzfeuers vor dem Löthrohre, und durch eine Blasenmaschine angegeben. Ein Verzeichniß der Schriften über die Untersuchung der Mineralien auf dem trocknen Wege beschließt diesen zweyten Theil.

Der dritte Theil enthält die Methoden, nach welchen man die Bestandtheile der Mineralien von einander trennen kann, und diese werden durch wohlgewählte Beyspiele erläutert.

Hk.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Historisches Bilderbüchlein; oder die allgemeine Weltgeschichte in Bildern und Versen, von Joachim Heinrich Campe. Erstes Bändchen. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1801. 227 S. kl. 8. nebst 17 Kupfertafeln, und einem Titelkupfer, alle sehr fein und ausdrucksvoll von Ca-

Catel zu Berlin gezeichnet, von Halk zu Paris gestochen, und von Dufour gedruckt. 2 Rf. 8 M. geh. 3 Rf. 12 M. Velinpap. gebunden.

Nach der ersten Bestimmung dieser artigen Reimlein, sollten sie, wie Hr. C. meldet, nichts als ein, nach geschichtlichen Vorstellungen einer Zauberleuchte abzulegender oder abzuorgelnder Singsang werden. Da er aber, nachdem er die ersten beyden Gesänge hingegossen hatte, merkte, daß das Vergnügen, welches er den kleinen Menschen zu bereiten vermeinte, entweder ein sehr langweiliges, oder ein sehr theures, werden würde: so sah er sich gezwungen, einen höhern Standort zu nehmen; die Zauberleuchte zu verabschieden, und sich bis zu einem historischen Bilderbüchlein in Versen zu erheben. Er hat sich zwar hier und da vielleicht ein Paar Strohhalmen breit über den Gesichtskreis erhoben; hat aber doch den Kreis, in welchem er gelesen zu werden wünscht, unbestimmt gelassen. Wir nennen es eine lehrreichwitzige Belustigung auf Kosten der Weltgeschichte, die man zwar hier nicht lernen will; wohl aber bey Gelegenheit derselben auf Manches stößt, woran man sonst nicht so oft denkt, als es der Mühe werth wäre; z. B. S. 87:

> Ist einer sonst ein Biedermann,
> Was geht den Staat sein Glauben an?
> Nicht mehr, nicht minder, als er soll,
> Thu jedem, so geht alles wohl.

Zehn Auftritte sind auf diese Art aus der Weltgeschichte ausgehoben, abgebildet und besungen; doch dazwischen auch manche damit zusammenhängende: Schöpfung der Welt, und große Ueberschwemmung; Vermehrung der Menschen, und Ursprung der ersten Königreiche; älteste Geschichte der Juden bis auf Joseph; Josephs Schicksale in Aegypten; Ursprung der Künste und Wissenschaften in Chaldäa, Phönizien und Aegypten; Ursprung der griechischen Staaten, und früheste Geschichte derselben bis zum Trojer Kriege; älteste Geschichte der Perser bis zu Cyrus Tode; Fortsetzung bis zu Darius Hystaspis; Ursprung des karthagischen Staats in Afrika; Ursprung des römischen Staats, und Roms Erbauung. Um den Lesern auch etwas Ganzes vorzulegen, wollen

len wie den Untergang der Assyrischen Monarchie wählen, S. 26 ff.

Der letzt' aus diesem faulen Stamm
Ein jämmerliches Ende nahm;
Mit ihm das Reich Assyrien.
Ihr könnt ihn hier im Bilde sehn,
Wie er bereitet seinen Fall,
Das Unthier hieß Sardanapal.
Das Unthier, sag ich, denn noch nie
Saß auf dem Thron ein solches Vieh.
Seht, wie ers trieb, im Bildlein hier!
Doch naht euch nicht, er stinket schier
Von Faulheit und von Schwelgerey.
Schaut seine edle Kumpaney!
Sind arge Vetteln allzumal.
Mit diesen schwelgt Sardanapal,
Und läßet Arbeit Arbeit seyn.

Doch seht, da tritt ein Mann herein!
Es ist Arbaz, sein General.
Wie stutzt der, den Sardanapal
Zu sehen, wie er ihn hier sieht!
Des edlen Mannes Antlitz glüht
Vor Unmuth, Zorn und Schaam. Er spricht:
Kein Biedermann dient solchem Wicht;
Auf, Waffenbrüder, folget mir!
Sie folgen ihm bis zu der Thür
Der Königsburg. Der König bebt.
Er sieht, Arbazens Rachschwerdt schwebt,
Ihm übern Kopf; er kann nicht fliehn;
Zu feig, den Sarras selbst zu ziehn,
Befiehlt er: leget Feuer an!
Man thuts; da brennt mit Maus und Mann
Die stolze Burg! Die Flamme leckt
Ihm selbst ums Maul. Hu! hu! er bleckt
Die Zähn', und zuckt, und brüllt, und fällt.
Gottlob! jetzt ist er von der Welt.

Beherzigt, Prinzen, seinen Fall!
Sey keiner ein Sardanapal,
So frißt ihn weder Schwerdt, noch Feu'r.
Die Zeiten sind bedenklich heu'r;
Doch wer nur gut ist und gerecht,
Für den sind keine Zeiten schlecht.
Der lebet, (ich verbürge mich
Mit Seel' und Leib,) wie Friederich
In seinem unbewachten Schloß
So sicher, als in Abrams Schooß.

Am

Am Ende sind einige geographische, physikalische und andere Erläuterungen, auch Erklärungen altdeutscher oder niederdeutscher Wörter, welche der Verf. gebraucht hat, beygefügt.

Kr.

Universalhistorischer Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts, als eines sich fortbildenden Ganzen. Eine Philosophie der Kulturgeschichte, in zwey Bänden, von D. Jenisch. The Man, the glory, jest, and riddle of the world. Pope. Erster Band. Berlin, bey Voß. 1801. 462 S. gr. 8. 1 Rh. 16 gr.

Nach allem, was Iselin, Home, Ferguson, Condorcet, Herder, und andere scharfsinnige Schriftsteller über die Entwickelung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts beobachtet und erforscht haben, eben dasselbe Feld, und in einem noch größern Umfange, auszumessen, ohne im geringsten Nachtreter von jenen Führern zu seyn, ist gewiß ein sehr bedeutendes Unternehmen. Aber man kennt auch das Unermeßliche und Unerschöpfliche jenes Feldes; man kennt den tiefeindringenden Scharfblick unsers Verfassers, der sich unter andern vor Kurzem in einem Werke nahe verwandten Inhalts: Geist und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, in seinem Glanze gezeigt hat.

Folgendes ist nach S. 18 das Ziel, welches er sich in diesem Werke vorgesteckt hat: „Die verschiedenen Anlagen „und Kraftäußerungen menschlicher Natur, so wie die ausge„zeichnetesten unter den bisher verlebten Perioden der Ent„wickelungsgeschichte unsers Geschlechts, nach der Idee fort„schreitender Vervollkommnung zu betrachten; die na„türlichen Epochen dieser Vervollkommnung festzustellen, „und deren Charakter zu entwickeln, ihre Vor- und Rück„schritte zu bezeichnen, und deren Ursachen darzulegen. Aus „den systematisch zusammengeordneten, und philosophisch beurtheilten Thatsachen menschlicher Natur und der Völkerge„schichte, zieht er dann allgemeine Resultate über den Gang

„des Menschengeschlechts in seiner Entwickelung, und über „seine wahre Bestimmung, über Gewinn oder Verlust, den „es, in Hinsicht auf die wünschens- und strebenswerthesten „aller Güter, in Hinsicht auf Weisheit, Kunstgeschmack, Tu„gend und Glückseeligkeit, durch alle bisherige Kultur ge„macht; und endlich über die Aussichten in die Zukunft, in „wiefern wir, nach der gegenwärtigen Lage der Menschheit, „Bildung oder Verbildung unsers Geschlechts zu erwarten „haben?"

Den Ideengang des Ganzen selbst hat er ebenfalls S. 27 ff. vorgezeichnet. Das erste Buch liefert eine philosophischbegründete Eintheilung der ursprünglichen Anlagen menschlicher Natur, und erörtert zugleich die verschiedenen Bildungsmittel dieser Anlagen, nach ihren verschiedenen Wirkungen und Einflüssen. Im zweyten werden die aus der zusammengesetzten Entwickelung aller dieser Anlagen hervorgehenden Epochen der allgemeinen Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts festgesetzt; es sind folgende: die der Thiermenschheit, des Vernunftkeims, (oder der Vermenschlichung,) der Verfeinerung, und der Versittlichung. Die letztgenannte Epoche wird als das Ideal aller Menschenbildung und wahren Vervollkommnung betrachtet, welches noch zu keiner Zeit, und unter keinem Volke in der Wirklichkeit erschien; dem wir uns aber ins Unendliche annähern sollen, auch wirklich, obgleich in unermeßlich weit abstehenden Fernen, annähern. Das dritte zeichnet die Epochen der einzelnen Anlagen insbesondere. Hier wird die Aufmerksamkeit des Lesers vorzüglich, theils auf die beyden kritischen Punkte in der menschlichen Entwickelung, deren einen der Verfasser den Verirrungs-, den andern Rettungspunkt nennt; theils auf die gegenseitige Korrespondenz und Zusammenstimmung der Hauptepochen unter einander, und der Epochen der einzelnen Anlagen mit den Hauptepochen, geheftet. Aus der Entdeckung jener beyden Punkte zieht der Verf. sehr wichtige Resultate für die endliche Auflösung der verwickelten Fragen über das wahre Wesen der Kultur, über den vermeinten unvermeidlichen Kreislauf der Menschheit von dem errstrebten Guten zum Bösen, und über den thörigten, aber scheinbar begründeten Glauben an das nothwendige Zurücksinken von einer hohen

Kul-

[illegible]stufe in Barbarey und Sittenverderbniß. Das vierte Buch stellt aus den in den drey vorhergehenden vorgetragenen Sätzen und Beobachtungen das Ideal einer dem Gesetze der Vervollkommnung entsprechenden allgemeinen Menschengeschichte zusammen, und zeigt sodann den unermeßlichen Abstand zwischen diesem Ideal, und der nunmehrigen wirklichen Geschichte der Zeiten und Völker. Endlich im fünften Buche beweiset der Verf. durch Thatsachen, und auf Thatsachen gegründete Vernunftschlüsse, daß, nach Abzug der zahllosen Abirrungen menschlicher Entwickelungsgeschichte von dem Ziel der Vervollkommnung, dennoch aus unseren bisherigen Kultur eine preiswürdige und herzerfreuliche Dividende von Gewinn für wahre Vervollkommnung, für Weisheit, schönen Kunstsinn, Sittlichkeit und Glückseeligkeit, hervorgehe; daß diese Güter in der gegenwärtigen Lage des Menschengeschlechts tiefer wurzeln, und ihr Besitz demselben gesicherter ist, als er es jemals war; daß alle Anlagen getroffen sind, die Völker der Erde in immer größerer Menge mit diesen Gütern zu beglücken, und sie, wann gleich vielleicht erst nach Jahrtausenden, allmählich alle damit zu segnen.

Im gegenwärtigen Bande sind die beyden ersten Bücher enthalten. Einen vollständigen Auszug aus einem so reichhaltigen Werke wird Niemand erwarten; aber einige Untersuchungen müssen wir doch ausheben. Die allererste betrifft die ursprünglichen Anlagen des Menschen. Er hat physische, intellektuelle und moralische; und der große Kampf, welchen der sich entwickelnde Mensch mit sich selbst beginnt, hat nichts anders zum Zweck, als, vermittelst der Freyheit, seine Thierheit mit der Menschheit zu der möglichstvollkommensten Harmonie zu stimmen, und jener eine mit ihrem Stoff nur immer verträgliche, intellektuelle und moralische Form einzudrücken; eine Form, welche die ihn umringenden Gegenstände der Natur, die nun von ihm mit entwickeltern und vervollkommten Kräften bearbeitet worden, zurückstralen. Da unterdessen jede dieser Anlagen ihre Klassen hat: so bilden sie eine ihnen entsprechende siebenfache Entwickelung der menschlichen Natur: die thierische, kunstgewerbliche, wissenschaftliche, schönkünstliche, staatsbürgerliche, sittliche und religiöse. Gegen

Rouß

Rousseau verspricht zwar der Verf. (S. 58) zu beweisen, daß Fortbildung menschlicher Anlagen jeder Art Fortschritt zur wahren Vollkommenheit und Glückseeligkeit unsers Geschlechts ist. Allein die Beweise für den obersten Grundsatz der Menschenbildung wird er nicht, nach Art gewisser Philosophen, bloß aus reinen Vernunftbegriffen, sondern aus Thatsachen herleiten. Bey den Bildungsmitteln nun jener Anlagen wird gezeigt, (S. 64 ff.) daß die Triebe, welche der Schöpfer denselben beyfügte, ihnen selbst entsprechen. Die beyden Haupt, oder Urtriebe, welche dem sinnlichen und vernünftigen Theil unserer Natur zugeordnet sind, nennt der Verf. den Selbsterhaltungs- und Erweiterungstrieb; aus welchen wiederum folgende Nebensprossen hervortreiben: der Selbsterhaltungstrieb im engern Sinne, welcher also den physischen Anlagen zusagt; der technische Formtrieb; oder jener allgemeine Hang, den Gegenständen um uns her gewisse Formen und Gestalten anzubilden; (den technischen,) der Kunsttrieb oder Kunstsinn; (den ästhetischen,) der Wißtrieb; (den wissenschaftlichen und religiösen,) der Geselligkeitstrieb. (den moralischen und politischen.) Es giebt aber auch mancherley Weckungs- und Bildungsmittel menschlicher Triebe; theils innere, welche aus dem Gemüthe selbst hervorgehen, wie Selbstthätigkeit, Instinkt, Genie, Talent, Schmerz, Bedürfnißgefühl, Vergnügen, Leidenschaft und Vernunft; theils äußere, wie Klima, Wohlhabenheit und Reichthum, Handel, Regierungsverfassung und Religion, gewisse Erfindungen, und einzelne große politische Ereignisse, oder auch wichtige Naturbegebenheiten. Vielleicht giebt es keinen demüthigendern Beweis menschlicher Abhängigkeit, als diesen: daß unser Geschlecht, in jedem Raum seiner Existenz, und in jeder Periode seiner Fortdauer, von der Hand der Natur ausgestattet mit den gedachten Anlagen, Trieben und Spornen der Triebe und Gegentriebe, bloß durch ungünstige äußerliche Verhältnisse in seiner Ausbildung zurück gehalten und verhindert ward, und einzig deßwegen in so wenigen Ländern der Erde, und in so seltenen Zeitabschnitten seiner Geschichte, einen vorzüglichen Grad der Kultur erlangt hat. Diese Triebe nun, ihre Wirkungsart und ihren Einfluß auf die menschliche Entwickelungsgeschichte, erörtert der Verf. mit großer Genauigkeit, und eben so viel Scharfsicht; worinne wir aber ihm nicht folgen können.

Eine

Eine lange Untersuchung ist (S. 214 ff.) dem Antagonismus der Anlage und Triebe im Menschen, so wie ihrer mannichfaltigen Modifikationen, gewidmet. Dieser natürliche Widerstreit ist auch nothwendig für menschliche Entwickelung. Denn da der Mensch nur durch vielseitige Ausbildung eine harmonische, mit sich selbst übereinstimmende Natur werden kann, und da sein Geist, der in einem gebrechlichen und unvollkommenen Körper eingeschlossen, nur einen engbeschränkten Stoff der Sinnlichkeit bearbeitet; diesen Stoff so leicht mit der Unendlichkeit seiner Vorstellungen und Triebe umfaßt, und irgend einer einzigen Modifikation desselben, z. B. der ästhetischen, oder auch der wissenschaftlichen Bildung eine für das Ganze der Entwickelung nachtheilige Strebsamkeit widmet: so konnte und mußte er, einzig durch den Widerstreit der Kräfte, an die ursprünglichen Forderungen und Grundbestimmungen seiner ganzen Natur erinnert werden; indem offenbar der Widerstreit der Kräfte zu ihrer vielseitigen Ausbildung reizt, wodurch er zugleich allein aufgehoben, und in Harmonie gebracht werden kann. Wie nun dieses sowohl in Ansehung der Anlagen, als der Triebe, geschehe, wird ausführlich, besonders bey gewissen Untergattungen der Haupttriebe, da z. B. dem Weihe zur Thätigkeit der Trieb zur Ruhe, dem Spieltriebe der Trieb zu nützlicher Arbeit, dem Nachahmungstriebe der Trieb zur Originalität, u. s. w. entgegen arbeiten, gezeigt. Eben so wirken einander die verschiedenen Weckungs- und Bildungsmittel der Triebe entgegen, und befördern doch eine wohlthätige Harmonie; wie Instinkt mit Vernunft, Genie mit Geschmack, Schmerz mit Vergnügen, Leidenschaft mit Vernunft, in einzelnen Menschen, wie in großen Menschenmassen, sich in endlosem Widerstreit befinden.

Schön ist die Ausführung und das Resultat, (S. 319) wie wichtig für die Kultur jeder schönen und großen Anlage des Menschen der sogenannte dritte oder Mittelstand ist, der, gleich fern von drückendem Mangel und schwelgerischem Ueberfluß, sich in einer behaglichen Gemächlichkeit fühlt: zu arm, um zu schwelgen; zu reich, um nicht noch etwas mehr, als bloß Befriedigung des körperlichen Bedürfnisses, zu suchen; zu natürlich fein an Geist und Empfindung, und zu unverderbt, durch sinnlichen Genuß, um nicht die Bedürfnisse edlerer Humanität zu fühlen, und entweder die origi-

nellen

nellen Talente, mit denen er sich für Kunst und Wissenschaft
begabt siehe, sorgfältig anzubauen; oder auch die Produkte
desselben von fremder Hand zu achten, zu würdigen, zu be-
lohnen; das Schöne zu genießen, das Wahre anzuerkennen,
das Nützliche zu brauchen.

Lesenswerth ist auch dasjenige, was der Verfasser (S.
334 ff.) von der Religion sagt, als dem gewaltigsten Hebel
der menschlichen Dinge, als einem Mittel, auf unser Geschlecht
noch da zu wirken, wo alles Andere seine Kraft verlor. Doch
können wir ihm in der Behauptung nicht beytreten: „Es
„giebt nach bloßen Vernunftgründen geurtheilt, vielleicht
„nichts, was weniger auf die Menschen wirken zu sollen
„scheint, als Religion; — denn Glaube an Dinge, von
„denen Niemand etwas wissen kann, Glaube an übersinnli-
„che Wesen, die Niemand je sah, oder sehen kann; Glau-
„be an einen Zustand nach dem Tode, dessen Art, dessen Da-
„seyn Niemand erforscht hat; was scheint weniger gemacht
„zu seyn, (fähig zu seyn,) große Wirkungen und Wand-
„lungen der Dinge in den menschlichen Verhältnissen hervor-
„zubringen?" Allein Religion ist ja nicht bloß Glaube. In
der altrömischen Bedeutung gehörte ja der Glaube fast gar
nicht zu derselben; und, um nur beym Christenthum stehen
zu bleiben: so giebt es für Gewissen, Herz und Leben so vie-
le Nahrung, daß es schon darum die mächtigsten Wirkungen
hervorbringen muß. Doch weiter unten (S. 338) kommt
der Verf., wie zu erwarten war, selbst darauf zurück, daß
diese Religion unter allen bekannten Religionen ihre Glau-
bensdogmen am meisten mit einer großen Masse reiner Ver-
nunfterkenntniß, und mit einer ächten strengen Sittlich-
keit, vereinigt habe. Deßwegen wünschten wir auch die
Wendung S. 341 weg: „daß, weil der Glaube an über-
„sinnliche, aller Vernunft unerkennbare, ewig unergründli-
„che Dinge auf erleuchtete Geister nur schwach wirken kann,
„die Religion ihre ungeheure Rolle auf dem hand-
„lungsvollsten Schauplatze menschlicher Dinge, in
„der Mitte der neu-europäischen Menschheit, mit diesem
„Jahrhunderte (doch wohl dem 18ten) wahrscheinlich
„für immer ausgespielt habe." Wir wollen der Reli-
gion ihre Rechte und ihren Einfluß eben sowohl lassen, als
der Vernunft, deren Alleinherrschaft wohl sehr schwankend,
und nicht die wohlthätigste seyn dürfte.

Noch

Noch eine Stelle von Luthern (S. 350.) „Ungemein „lich dürfte der Vater des Protestantismus der neu-europäi„schen Menschheit mehr Heil gebracht haben, hätte er die „Macht seiner Beredtsamkeit, die Energie seines Charakters, „die ganze Allgewalt seines Geistes, eben so unwiderstehlich „gegen Fürsten-Despotismus, als gegen hierarchischen, ge„kehrt, und statt religiöser Dogmen, sittliche Grundsätze „gepredigt. Luthers unermeßlicher Einfluß war intellec„tuell und moralisch, nicht statistisch; er lehrte Republikanis„mus der Christen."

Das zweyte Buch, (S. 361. ff.) welches die oben schon genannten fünf Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte darstellt, die eben so vielen Hauptmodificationen unsers physischen Ich entsprechen, scheint sich zwar bisweilen in einige Spitzfindigkeiten zu verlieren, die nur ein gewisses Helldunkel übrig lassen; ist aber auch reich genug an eben so hellen als feinen Bemerkungen. Begieriger sind wir noch auf den zweyten Band, der uns hoffentlich mehr vom Glauben ins Schauen hinüberführen wird.

Tin.

Kleine Weltgeschichte zum Unterrichte und zur Unterhaltung, von J. G. A. Galletti, Professor zu Gotha. Neunter Theil. Gotha, bey Ettinger. 1801. 416 S. 8. 1 Rk. 8 gr.

Zuerst wird hier das achte Buch, welches bis auf Columbus geht, im 23sten bis zum 29sten Kapitel vollendet; aber es ist nicht mehr politische; sondern Kultur-sittliche, religiöse und wissenschaftliche Geschichte des in diesem Buche beschriebenen Zeitraums. Unter den Rubriken also: Gewerbe, Acker- und Gartenbau, Bergbau, Innung, mechanische Künste, Wollen- und Seidenmanufakturen, bildende Künste, Handel, deutsche Hanse, Schiffahrt, Geldhandel, Studium der Alten, Ausbildung der neuen Sprachen, Ritterpoesie, neuere Dichtkunst, Geschichte, Länderkunde, u. s. w. ferner Geschichte der Universitäten und Schulen, Büchersammlungen, Ursprung der Buchdruckerkunst, Glaubenslehre, christliche

Mo-

Moral, Werth des Klosterlebens, u. dgl. m. ferner, Schilderung der Lebensweise, Wohnung, Kleidung, Tafel, u. s. w. endlich Rittergeist, Turniere, Einfluß des Ritterwesens, und Verfall desselben, ist viel Lehrreiches und Angenehmes gesammelt worden. Bey S. 5 bemerken wir, daß schon frühere Spuren des Meißner Bergbaues, als um das Jahr 1169. vorkommen. Die Vermuthung, (S. 31) daß die Erfindung des Compasses einem Deutschredenden zugehören möchte, weil das Wort Boussole von Büchslein herzukommen schiene, und weil die Namen der Winde, nebst der Beziehung der Windrose deutsch wären, ist ziemlich schwach. Wie kömmt S. 54 Wilhelm von Tyrus unter die griechischen Geschichtschreiber? Daß der hauptsächlichste Zweck von Abälards Bestreben dieser gewesen sey, die geheimnißvollsten Lehren des Christenthums aus heydnischen Büchern zu erklären, (S. 61) ist unrichtig; eben so auch, daß Petrus Lombardus sein Schüler gewesen sey; (S. 62) ingleichen, (ebend.) daß die eigentliche scholastische Philosophie sich erst mit Albrecht dem Großen anfange. Des Pseudo-Isidors Sammlung soll nach S. 78 ff. die Unabhängigkeit des geistlichen Standes zur Absicht haben. Nichts weniger; vielmehr die gänzliche Abhängigkeit aller Bischöfe und Concilien von dem Pabste. Unter den Bibliotheken (S. 103) hätte die herrliche Ofner nicht vergessen werden sollen. S. 118 ff. wird gesagt, alle Mönche bis ins eilfte Jahrhundert seyen entweder Benediktiner oder Augustiner gewesen. Allein Augustinermönche kamen erst weit später auf; und die Canonici S. Augustini waren keine Mönche.

Das zehnte Buch, vom Columbus bis auf unsere Zeit, fängt sich S. 169 an; erzählt zuerst die Entdeckungen der Portugiesen auf der westlichen Küste von Afrika; ihre Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und ihre Niederlassungen in Asien; sodann die Entdeckung und Eroberung von Amerika; die Zerstörung des Königreichs Granada; Karls VIII. und Ludwigs XII. unglückliche Feldzüge in Italien; Maximilians I. unglücklichen Schweizerkrieg; die Geschichte von Spanien und England bis zu den italiänischen Kriegen zwischen Karln V. und Franz I. endlich diese Kriege selbst. Daß die Stadt Baßora am Ausflusse des Tigris in das kaspische Meer liege, (S. 171) ist wohl

wohl nur ein Schreibfehler. Einen Herzog Lorenz Medices giebt es im Jahr 1464 noch nicht, wie S. 273 steht; diese Würde kam erst im Jahr 1531 in das Mediceische Haus. Franz I. heißt (S. 326) einer der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit; das schönste Muster eines ächten, von Muth und Ehrgefühl ganz begeisterten Ritters. Nun wissen wir wohl, daß er ein Herr von vorzüglichen Gaben, voll Muth und Tapferkeit, ein Freund der Wissenschaften, und um sein Reich wohl verdient gewesen ist; daß ihn die Franzosen ehemals le grand Roi et le Pere des Lettres genannt haben. Allein, daß er so oft von andern regiert worden ist, und diejenigen, welche die für die Wissenschaften unentbehrliche Geistesfreyheit in Frankreich einführen wollten, hinrichten ließ; das sind eben nicht Eigenschaften eines der vortrefflichsten Fürsten. Auch hätte der Verf. nicht S. 386 schreiben sollen, daß die im Jahr 1527 in Rom hereinstürmenden Deutschen und Spanier sich allen Ausschweifungen des schrecklichsten Muthwillens und der abscheulichsten Zuchtlosigkeit überlassen hätten. Gerade das Gegentheil versichert Guicciardini in der in neuen Zeiten öfters ausgezeichneten Stelle seines Buchs, Il Sacco di Roma: die Deutschen hätten sich bey der Plünderung Roms weit menschenfreundlicher und gemäßigter, als die spanischen und italiänischen Soldaten, betragen. Noch müssen wir bemerken, daß Hr. G. auch hier, wie sonst in seinen Schriften, die widrige Anaphora in einer einzigen Periode mehrmals angebracht hat; z. B. S. 372: „Die spanischen Hackenschützen schossen einen französischen Gens d'armes, schossen „einen Hauptmann der Schweizer nach dem andern nieder.“ Ja gar dreymal, wie S. 369: „Franz hatte Marseille mit „einer zahlreichen Besatzung versehen; hatte bey Avignon „ein großes Heer zusammen gezogen; hatte aus der umliegenden Gegend alle Lebensmittel wegschaffen lassen.“ Man kann übrigens diesem Bande eine gute Wahl und eine unterhaltende Erzählungsart nicht absprechen.

Kr.

Philosophisch-pragmatische Darstellungen aus der Weltgeschichte, vom Professor Albrecht. Erster Band. Fragmente aus seinen ehemaligen histo-

 rischen

rischen Vorlesungen auf dem Gymnasium zu Ansbach, in den Jahren 1793 und 1794. Erste Abtheilung. Schwerin, bey Bärensprung. 1801. 189 S. 8.

Der Verf. hat zwar bey jeder dieser Vorlesungen die Erzählung eines oder zwey der vornehmsten Geschichtschreiber neuerer Zeiten zum Grunde gelegt; aber doch die seinige mit eigener Kenntniß und Beurtheilung, auch mancherley Zusätzen dergestalt abgefaßt, daß man sie für keine bloße Kopie von jenen ansehen kann. Die Methode selbst, beym historischen Unterrichte junger Lehrlinge, große Männer und Stifter berühmter Revolutionen besonders auszuheben, um sie ihnen in der ächten Größe und Wichtigkeit für alle Zeiten darzustellen, die ihnen kein Roman, keine Dramatisirung, ertheilen kann, verdient auch allerdings Beyfall.

I. Timur, nach dem Englischen des Gibbon. (S. 1—60) Voran geht eine Einleitung bis S. 8, welche freylich zunächst auf die Zuhörer des Verf. berechnet ist, und ihnen zeigt, warum es der Mühe werth sey, sich mit jenem berühmten Weltstürmer näher bekannt zu machen. Da auch der Verf. das Begreifliche seiner Thaten entwickelt: so hätte er nicht von einer unglaublichen Revolution, und von unglaublichen Thaten sprechen sollen. Dienlich wäre es überdieß gewesen, die Zuhörer nicht bloß auf englische, französische und deutsche Geschichtschreiber von Timur; sondern vor allen Dingen auf die morgenländischen Quellen seiner Geschichte, zu verweisen. Daß man nicht Karakter schreiben müsse, brauchen wir dem Verf. kaum zu sagen. Und was das frappante Gemälde, den unübertreffbar meisterhaften Pinsel betrifft, mit welchem er S. 45—48 den Abbe Cartouch das alte Aegypten zeichnen läßt: so finden wir darinne mehr eine pomphafte Deklamation, die jungen Leuten keinen bestimmten historischen Begriff zu geben vermögend ist. Denn was sollen sie bey der Schilderung denken: l'Egypte étoit un pays d'enchantements; l'imagination y étoit perpetuellement battue par les grandes machines du merveilleux; ce n'étoit partout que des perspectives d'effroi et d'admiration; — tout, dans l'Egypte étoit enigme, merveille et mystere; tous les temples ren-

doient

doient des oracles; tous les autres vomissoient d'horribles hurlements, etc. Weit besser war es, ihnen aus der Beschreibung des Augenzeugen Herodotus eine und die andere merkwürdige Stelle mitzutheilen.

II. Mohammed und die Araber, auch nach Gibbon. (S. 61—82) Man sieht, daß dieser Aufsatz fast um zwey Drittheile schwächer ist, als der vorhergehende; wir hätten aber den Umfang von beyden gerade umgekehrt abgezeichnet. Denn Mohammed und seine Araber sind nicht bloß für den jungen Studirenden, sondern überhaupt genommen, weit merkwürdiger, als Timur mit seinen Mogolen. Daher ist auch der Abriß nicht so befriedigend ausgefallen, als man erwarten konnte. Besonders vermißt man die Vergleichung des Islam mit dem Christenthum, welche hier so sehr an ihrem Orte gestanden hätte; ingleichen das Vortheilhafte und Nachtheilige von jenem im Einfluße auf das menschliche Geschlecht; endlich auch eine zweckmäßig vollständige Entwickelung des Charakter und der mannichfaltigen Thätigkeit der Araber seit dem Mohammed.

III. Luther, nach dem Englischen des Robertson und nach Christiani. (S. 83—119) Eine recht wohlgerathene Abschilderung, wenn sie gleich nicht eigentliche Geschichte der von ihm gestifteten Reformation; sondern mehr eine unpartheyische Abschilderung seines Charakters und seiner Verdienste ist. Nur bey den 26 Schriften, welche am Ende den Zuhörern zum Nachlesen über diese Gegenstände empfohlen werden, vermißt man eine strengere Wahl, und daher auch die nöthige Zeit- und Rangordnung. Sleidan und Melanchthon sollten nicht unter der zehnten und sechzehnten, sondern unter den beyden ersten Nummern, stehen; an Statt einiger schlechten Biographen des Erasmus hätten noch bessere angeführt werden sollen; am wenigsten hätte der Verf. sagen sollen, daß Eduard Brown einen zweyten Band zu Georgii Gravaminibus Nat. German. herausgegeben hat; da B. bekanntlich seine Sammlung, die auch keine Fortsetzung des Georgischen Werks heißen kann, lange vor demselben ans Licht gestellt hat.

IV. Ueber die politische Verfassung des türkischen Staats; nach dem Französischen des Raynal, mit Noten aus dem Helvetius. (S. 120—160) Warum nicht auch

nach Lüdeke, Tott, und Muradgea d'Ohsson, die so lange im türkischen Reiche gelebt, und zum Theil an der innern Verfassung desselben Antheil genommen haben; anstatt daß jene Franzosen sie nur durch ein Fernglas beobachteten? Damit läugnen wir nicht, daß auch diese sehr viel Wahres darüber bemerkt haben; nur nicht immer mit eigentlicher historischer Genauigkeit. Eine Uebereilung ist es S. 122 daß im 15ten Jahrhunderte ein beträchtlicher Theil von Ungarn der Botmäßigkeit der Osmanen unterthänig gewesen sey.

V. Cicero, übersetzt aus dem Englischen des Middleton. (S. 161 bis zu Ende.) Es ist genug, Middletons Namen genannt zu haben, um zu wissen, was man sich von ihm zu versprechen habe. In einem Zusatze aber behauptet Hr. A. gegen ihn, (S. 186) Cicero sey kein ausgezeichnet großer Mann gewesen, und müsse einem Cato, Sertorius, Cäsar und Pompejus offenbar nachstehen. Hierinne dürften ihm schwerlich viele beytreten. Auch an den großen Mann darf man nicht willkührliche Forderungen machen; nicht verlangen, daß er ganz fleckenfrey seyn, alle treffliche Eigenschaften in gleich hohem Grade besitzen soll, u. dgl. m. So vermißt der Verf. am Cicero eine Verachtung aller kleinlichen Eitelkeit; als wenn nicht die Spuren davon bey ihm durch die edelste Ehrbegierde, sich um sein Vaterland und die Wissenschaften verdient zu machen, weggewischt würden; als wenn nicht Pompejus unendlich eitler gewesen wäre. Und ein Mann zwar von großen Gaben; aber von sehr üppigen Sitten, und der über die Leichen von Tausenden seiner Mitbürger zur Alleinherrschaft über ein Vaterland, woran er kein Recht hatte, emporstieg, Cäsar mit einem Worte, sollte größer seyn, als derjenige, der sein Vaterland bald wirklich gerettet, bald mit immer gleicher weiser Mäßigung zu retten versucht hat? Dagegen kann man mit Recht sagen: es gehört zu den Kennzeichen eines wahrhaft großen Mannes, sich nicht nur weit über seine Zeitgenossen zu erheben; sondern auch noch entfernte Jahrhunderte und Jahrtausende, und in denselben die kultivirtesten Nationen aufzuklären, und lehrreich zu unterhalten. Wer kann sich wohl aus dem ganzen römischen Alterthum in dieser Betrachtung mit Cicero messen? Uebrigens ist dieser letzte Aufsatz auch besonders unter der Aufschrift: Cicero, eine biographische Skizze, Versuch, Entwurf, übersetzt aus dem Englischen des Middleton, und

für

für Schulen besonders herausgegeben vom Prof. Albrecht. Schwerin. 1801. 29 S. 8. gedruckt worden.

Wn.

Mittlere und neuere, polit. und Kirchengeschichte.

Geschichte der preußischen Staaten vor und nach ihrer Vereinigung in eine Monarchie. Vom Legationsrathe Joh. Fr. Reitemeier zu Frankfurt a. d. Oder. Erster Theil. Geschichte der Preußischen Länder an der Oder und Weichsel bis zum Jahre 1320. Frankfurt a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung. 1801. 756 und XIV S. 8. 2 Rg.

Der Verf. betritt bey der Bearbeitung seiner Geschichte einen von den gewöhnlichen Wegen abweichenden Pfad, indem er die Specialgeschichten der einzelnen preuß. Provinzen nicht erst dann einschaltet, wenn sie mit dem Hauptlande (Brandenburg) verbunden worden sind; sondern nach gewissen Zeiträumen die Begebenheiten darstellt, wodurch er eine lichtvollere Uebersicht und mehreres Interesse zu bewirken, den Zusammenhang befördern, und Verwirrungen vorzubeugen hofft. Wir sind ebenfalls dieser Meinung; nur wäre zu wünschen, daß im Vortrage hier und da eine zweckmäßigere Kürze, der Deutlichkeit und Vollständigkeit des Wesentlichen unbeschadet, herrschte. Um beym Leser Liebe zum Studium der Geschichte zu erregen, ist es eine unerläßliche Bedingung, daß Trockenheit, Dunkelheit und Weitschweifigkeit vermieden werde. Leider haben diese Eigenschaften mancher sonst gründlichen Schrift im historischen Fache nicht den Eingang verstattet, den sie sonst gewiß gefunden haben würde. Wer befaßt sich besonders wohl gern mit dem eisgrauen Alterthum und dessen Beschreibung, wenn man besonders bey einem redlichen Streben und Forschen nach Wahrheit und Licht in so viele Irrgänge geführt, und statt erleuchtet zu werden, im-

mer mehr in die Finsterniß der Nacht hineingezogen wird. Wenn Glaubwürdigkeit und innere Wahrscheinlichkeit den Angaben mangelt: so wirft man unwillig den Kram fort, wenn man auch gleich auf dem Pfade seiner Erkenntniß nicht fortrücken sollte. Wir mußten dieß hier bemerken, da wir zwar im Ganzen genommen, das Entgegengesetzte wahrnehmen; aber dennoch an einzelnen Orten Gelegenheit hatten, mit den Angaben nicht zufrieden zu seyn. Möchten doch denkende Geschichtsforscher dem Verf. gründliche Berichtigungen, die besonders in den hier beschriebenen Perioden immer noch nöthig seyn werden, mittheilen, damit sie derselbe in der Folge für seine Leser anzeigen könne.

Dieser Theil handelt von dem Zustand, den Regenten, der Staats- und Landesverfassung der preußischen Provinzen an der Oder und Weichsel, d. i. von Alt- und Neu-Preußen, Schlesien, Brandenburg und Pommern bis zum Jahr 1320. Der erste Zeitraum erstreckt sich bis auf das Jahr 900, der zweyte von 900 bis 1150, und der dritte von 1150 bis 1320.

Die erste Periode vor 900 enthält den ältesten Zustand der gedachten Länder. Die Longobarden, welche die Nordmark bewohnten, hätten S. 4 ebenfalls namhaft gemacht werden können, ob sie sich gleich jenseit der Elbe aufhielten; besonders da in der Folge des Buchs auch von diesem Lande die Rede ist. Fast der ganze Abschnitt beschäfftigt sich mit den wendischen oder slavischen Völkern, und theilt die Nachrichten aus dem 10ten und folgenden Jahrhunderten hier mit, da das Bild von diesen Völkern aus der spätern Zeit der Schilderung aus der Vorzeit ähnlich ist. Was hier über ihre kriegerische und häusliche Verfassung, Sitten, Gebräuche, moralische und intellektuelle Kultur gesagt wird, trifft mit den bekannten Nachrichten, besonders des verdienstvollen Moehsen, größtentheils überein. So sehr die Wenden nothwendig in manchen Dingen zurück seyn müssen: so ist es dennoch Pflicht, daß der Geschichtschreiber ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, welche die ältern Geistlichen ihnen verweigerten. Ihr sittlicher Charakter ist in vieler Hinsicht ehrwürdiger, als der ihrer Bekehrer. S. 23. An der Kunst, die Metalle zu bearbeiten, fehlte es den Wenden wohl nicht. S. 24 wird dieß auch zugegeben, und nur

von

von einer Unvollkommenheit dieser Kunst bey ihnen gesprochen. Sie schmolzen und gossen, schmiedeten Schilde, Lanzen und Panzer, machten einige Götzenbilder, z. B. des Radegast auf Rhetra sogar von Gold. Wenn sie überdieß noch Harnische und Waffen von den Germanen einkauften, daß Karl der Große daher diesen Verkauf an die Wenden untersagte: so beweiset dieses wohl nicht, daß sie selbst nicht hinlänglich damit sich versehen konnten. Die Waffen waren bey ihnen ein Handelsartikel, und daher setzten sie sie auch wieder an andere Völker ab. Sehr richtig ist übrigens S. 26 in der Note angedeutet, daß es unwahrscheinlich sey, daß die ehemalige sogenannte Stadt *Wineta* vom Meere verschlungen worden sey, weil man Ruinen in der See gesehen haben will, da doch die wendischen Städte kein Mauerwerk hatten. Mit vielem Scharfsinn hat der Oberkonsistorialrath Zöllner zu Berlin in seiner Reise durch Pommern auseinandergesetzt, daß für das Daseyn von Wineta gar kein Grund obwalte. Er hat die Angaben der ältern Schriftsteller, woraus dann in der Folge so viel über die Existenz dieser außerordentlichen Handelsstadt mit mancherley Zusätzen und Entstellungen gefabelt worden ist, gehörig beleuchtet. Er hat zugleich eine Subscription zur Untersuchung der vermeinten Ruinen von *Wineta* eröffnet; die aber seit der Erscheinung seines Buchs 1797 keinen Fortgang zu haben scheint, ungeachtet die Sache selbst einmal im Allgem. Liter. Anzeiger wieder von einem Ungenannten in Anregung gebracht wurde. (Daß hier im Text bey der zerstörten Stadt Julin steht: „Auch Wineta, das nur einen besondern Theil „einer und derselben Stadt ausmachen mochte," ist unerwiesen, und auch als Hypothese nicht in ein Geschichtbuch aufzunehmen.)

In der zweyten Periode von 900 bis 1150 wird die Geschichte der Wenden an der Oder und Weichsel fortgesetzt. Im ersten Abschnitte wird von den Polen in Neupreußen und Schlesien, im zweyten von den Wenden in Altpreußen, Pommern und Brandenburg, und im dritten von der Einführung des Christenthums unter den Wenden gehandelt. — Der S. 108 angeführte Markgraf Siegfried durfte hier nicht genannt werden. Die besten Geschichtschreiber wissen von ihm als Markgrafen der Nordmark nichts. Bischof Dittmar von Merseburg nennet ihn einen Grafen von Merseburg. Man vergleiche, was darüber Gunds-

 ling

ling in seiner im Abdruck unvollendet gebliebenen Geschichte der Churmark Brandenburg, S. 37, und Paulli in seinem grössern Werk B. 1 S. 105 sagt. — Daß die Obotriten Hamburg eingenommen und zerstört haben sollen, ist ohne Grund. Es ist hier Hohbuchi gemeint, welches damals ein altes Schloß, im Lauenburgischen an der Elbe belegen, war. (Gebhardi genealog. histor. Abhandl. und desselben Geschichte aller wendisch-slavischen Staaten.) Der Verf. schildert die Vorzüge, und den Einfluß, den die Einführung des Christenthums in Schlesien und Neupreußen gehabt haben soll, fast, wie es scheint, zu sehr zum Vortheil der Lehrer der christlichen Religion. Es ergiebt sich doch augenscheinlich daraus, daß die päbstliche Gewalt sehr um sich gegriffen, und die weltliche Macht unter ihre Füße zu bringen gesucht habe. Wenn Boleslav II., den die Historiker wenigstens in den ersten Jahren seiner Regierung als einen guten und weisen Regenten schildern, der das Wohl seiner Unterthanen zu gründen strebte, sich seinem Unterthan, dem Bischof Stanislaus von Krakau, widersetzt, wenn dieser zu dreist wird; ja ihn endlich, da derselbe gar zu hart gegen ihn redet, ermorden läßt: so könnte man ihn wohl entschuldigen. Aber der Pabst Benedikt VIII. war einmal gegen ihn erzürnt, da er Krone und Reich nicht von ihm annehmen wollte; sondern sich vom Kayser krönen ließ. Daher belegte ihn Gregor VII. — dieser aus der deutschen Geschichte Heinrichs IV. berüchtigte stolze Pabst — mit dem fürchterlichsten Bannfluch, und sprach die Unterthanen von den Pflichten gegen ihn los. Der König mußte flüchten, und beschloß sein Leben in Kärnthen 1801. Freylich gefiel es der Hierarchie besser, wenn Boleslav I. die christlichen Kirchen beschenkte, sich den auferlegten Büßungen geduldig unterwarf, ja sich in Gegenwart der Bischöfe und selbst seiner Kapläne, wenn sie standen, nicht einmal niedersetzte. Im Brandenburgschen stiftete Kaiser Otto I. zwey Bisthümer, zu Havelberg 946, und zu Brandenburg 949. Daß die Wenden vom Christenthume abfielen; daran war der unerträgliche Druck der Geistlichen, und die auferlegten Abgaben Schuld. Dieß stellten sie, aber leider fruchtlos, vor; wer kann es ihnen verargen, wenn sie gegen die Beybehaltung des Christenthums, die mit so vielen Erpressungen verknüpft war, sich mit allen Kräften setzten? — Die Missionsreise des Bischofs Otto von Bamberg nach Pommern ist sehr umständ-

lich

lich beschrieben; und man wird darin manche Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande wahrnehmen. Die romanhaftesten seynsollenden Ereignisse hat selbst Micrälius in seinem Pommerlande Th. 2 nicht einmal. Die Wolliner besonders treffen den geistlichen Herrn, als er, ungeachtet des zugesicherten freyen Abzugs, aus ihrer Stadt zieht, mit Stangen, da er über eine bretterne Brücke geht, so daß er in den Koth fällt, woraus ihn seine Gefährten unter fortdauernden Schlägen herausheben. Er kömmt überhaupt aus Wildnissen, wo reissende Thiere sind, u. s. w. glücklich heraus. Wir wissen es nicht recht zu reimen, wie der Verf. diese Reisebeschreibung zu den interessantesten Nachrichten vom Zustande Pommerns aus dem Anfange des 12ten Jahrhunderts rechnen kann. Uns fallen wenigstens die mirakulösen und abentheuerlichen Nebenumstände auf, und das Ganze sieht einem Missionsberichte eines Geistlichen sehr ähnlich. Wir halten aber auch Manches darin für ächt; u. a. wenn die Stettiner sagen: bey ihnen (den Wenden) wären keine Diebe und Räuber, wie bey den Christen, diese verstümmelten Menschen an ihren Gliedmaaßen, und behandelten einander grausam, u. s. w. Eben so ist es glaublich, daß sie bey der Nachricht, daß der Herzog von Polen ihren Tribut herabsetze, wenn sie Christen würden, sich zur Taufe bequemten, und ihre Tempel nebst den Götzenbildern zerstören halfen. Der Bischof nahm — woran er sehr klug handelte — von den Kostbarkeiten im Tempel nichts an, als das goldene Götzenbild Triglafs, dessen 3 Köpfe er dem Pabst sandte. —

Das dritte Kapitel umfaßt den Zeitraum von 1150 bis 1320, und ist in 2 Abschnitte getheilt. Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir hier nur ein Paar Bemerkungen über den zweyten Abschnitt, Brandenburg und Pommern betreffend mittheilen. Der Verf. scheint wirklich noch das Testament des Wendenfürsten Pribislavs für ächt zu halten, worin er den Markgrafen Albrecht den Bär zum Erben eingesetzt haben soll. Er führt es umständlich an, indem er S. 297 sagt: „Albrecht setzte sich nach Pribislavs „Tode sogleich in den Besitz des Landes, und zwar, wenn „man einer spätern Nachricht hierin folgen kann, nach „einer letztwilligen Verordnung des Fürsten, und im Einverständniß mit dessen hinterlassenen Wittwe, die den Tod „desselben drey Tage verheimlicht haben soll, um den Mark-

 „gra-

„grafen von dem Erbfalle zu benachtheiligen, und in den „Stand zu setzen, ruhig vom Lande Besitz zu nehmen." Dieß vermeinte Testament ist längst von Gerken mit kritischer Genauigkeit untersucht, und als Legende verworfen. Dieß sollte der Verf. wissen; dann würde kein so unbestimmtes soll, und ein zweifelhaftes, wenn man einer spätern Nachricht folgen kann, eingeflossen seyn. Es ist kein Grund für die Richtigkeit, als die Erzählung des Pulkawa, eines böhmischen Chronikanten, der sie wieder aus einer alten Chronik, die ihm Karl IV. gab, entlehnt haben will. Helmold, Albrecht von Stade, Gundling, Buchholz, Hausen, u. a. m. verwerfen das Testament ebenfalls aus Gründen, die hier nochmals zu wiederholen zu weit führen würden. S. 301 der Name eines Markgrafen von Salzwedel (M. von der Nordmark richtiger) kömmt nur im Helmold von Albrecht dem Bär und einigen Fürsten aus dem Stadischen Hause vor, die in Salzwedel gewohnt haben; von Markgrafen von Stendal weiß Rec. nichts. — Wir müssen die übrigen Angaben andern Beurtheilern zur Prüfung anheimstellen, da wir uns, dem Plan der Bibl. gemäß, nicht weiter darauf einlassen können. Der letzte Abschnitt handelt von der höhern Kultur in diesem Zeitraum, von dem Untergang der wendischen und der Einführung der christlichen Religion, wo wir damit sehr übereinstimmen, daß Zwang und nicht Ueberzeugung die Annahme des Christenthums bewirkt habe. Der Vf., der überhaupt ein Apologet der ersten Bekehrer ist, nennt die gebrauchte Gewalt ein nothwendiges Uebel, und liefert Bemerkungen, die wir auf sich beruhen lassen; nur sind wir der Meinung, daß zu viel Räsonnement, und zu wenig Thatsachen aufgestellt worden sind.

Wenn gleich das Werk keine diplomatische Bearbeitung seyn soll, so hätten wir dennoch gewünscht, die Quellen und Hülfsmittel häufiger nachgewiesen zu finden, als es z. B. S. 11. 53. 222 geschehen. Für jene Zeiten halten wir diese Anführungen um so nöthiger, je fabelhafter die Ereignisse oft sind, die ein Skribent dem andern nachschreibt. Aus den Gewährsmännern kann besonders der kritische, und mit der Literarhistorie bekannte Leser sicherer auf die Authenticität der Begebenheiten schließen. Daß dem Kenner die nach alten Chroniken und Urkunden bearbeiteten Rubriken bekannt sind, kann

kann jene Forderung nicht aufheben. (Wie sehr sind diese übrigens verschieden! ächte Urkunden haben Beweiskraft, bey Chroniken hingegen heißt es oft, was Buchner von seiner Chronik der Fürsten zu Anhalt ehrlich sagt: „Das Werk ist „noch zu weitläuftig, an vielen Enden konfuse, unrichtig „und der Zeit und Ordnung halber verwirrt geblieben; „denn es ist nicht wohl möglich, solche Antiquitates über „1050 Jahr, also leichtlich zu absolviren, und ganz richtig „zu machen, u. s. w.") Daß man jetzt strengere Forderungen macht, und auch die kleinsten Irrthümer, gleich dem Unkraut, auszujäten versucht, ist nothwendig mit Recht an der Tagesordnung. Die nächsten Zeiträume sind auch noch voller Poesien und Legenden; daher wir den Verf. bitten, genau zu prüfen. Es gereicht demselben zur Ehre, daß er des verdienten preuß. Staatsministers von Hertzberg hier mit Ruhm gedenkt, und aus der Fülle seines Herzens eine liebliche Blume auf seinen Grabhügel streuet. Der Verstorbene begünstigte den Verfasser bey diesem literarischen Unternehmen. Mehrere erfreuen sich noch dankbar derselben Unterstützung, besonders im Fach der vaterländischen Geschichte.

Ww.

Historische Schriften und Sammlungen ungedruckter Urkunden zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Geographie des mittlern Zeitalters. Bearbeitet und herausgegeben von Joh. Adolph von Schultes. Zweyte Abtheilung. Mit einer geographischen Gaucharte. Hildburgshausen, bey Hanischens Wittwe. 1801. 1 Alph. 5 Bog. gr. 4.

Der Verf. verdient Dank, daß er sich die geringe Aufmunterung, die das Publikum historischen Arbeiten dieser Art, deren Werth nur gründliche Geschichtsforscher schätzen können, zu ertheilen pflegt, nicht hat abhalten lassen, seine Sammlung fortzusetzen. Die gegenwärtige zweyte Abtheilung enthält drey Abhandlungen, jede mit einer Urkundensammlung versehen. Die erste, oder nach einer mit der ersten

ften Abtheilung fortlaufenden Zählung, fünfte ist: Versuch einer historisch-geographischen Beschreibung des Radenzgauen, überschrieben, eine eben so mühsam als undankbare Arbeit; aber wahre Erweiterung der mittlern Geographie Deutschlands. Der Radenzgau hat seinen Namen vom Flusse Rednitz, war ursprünglich der Sitz der Slaven, und kommt erst seit dem 9ten Jahrhundert als ein zu Ostfranken gehörender Gau vor. Karl der Große unterwarf ihn der Diöcese des Stiftes Würzburg. Weil aber die Absicht, das Christenthum zu verbreiten, nicht erreicht wurde: so errichtete K. Heinrich II. im Jahr 1002 das Bisthum Bamberg, und veranlaßte den Bischof zu Würzburg, seine Diöcesanrechte über den Radenzgau 1008 an Bamberg abzutreten, welches diesen Gau in drey Diakonate theilte. Hierauf giebt der Vf. ein Verzeichniß von allen Ortschaften, welche mit diplomatischer Gewißheit zu diesem Gau gehört haben, und bestimmt daraus dessen Gränzen, wovon das Resultat ist, daß der Radenzgau das heutige Fürstenthum Bayreuth, und den größten Theil des Bisthums Bamberg, die Stadt Bamberg, und die jenseits der Rednitz gelegenen Ämter ausgenommen, in sich begriffen hat. In einer Urkunde von 1149 werden zuerst die in demselben gelegenen Ortschaften, unter dem Namen einer, dem Grafen von Plassenberg gehörenden, Erbgrafschaft aufgeführt, und seitdem verschwindet in der diplomatischen Geschichte die geographische Benennung des Radenzgaues, so wie überhaupt die ganze Gauverfassung. Bey dieser Gelegenheit berührt der Verf. die diplomatische Geschichte der ausgestorbnen Häuser, die in dieser Provinz ansäßig gewesen sind, und verspricht zum Schluß, die Geschichte des gräflichen Hauses Andechs, das zu Ende des 12ten Jahrhunderts den herzoglichen Titel von Meran führte, und 1248 ausstarb, noch besonders zu bearbeiten, welches Freunden der deutschen Specialgeschichte nicht anders als sehr angenehm seyn kann. Zu diesem Aufsatz gehört nun die auf dem Titel erwähnte, fleißig gezeichnete, und sauber gestochene Gaukarte. Sie liefert den bayerischen Nordgau, den ostfränkischen Radenzgau, mit Bezeichnung der angränzenden Gauen, besonders des Grapfeldes, Wolfeldes und des Rangauen. Die Beylagen bestehen aus 13 hier zum erstenmal mitgetheilten Urkunden, die der Beschreibung zu Belegen dienen; die älteste ist vom König Otto vom Jahr 969.

2) Ei-

2) Einige mit Urkunden belegte Nachrichten von den Händeln Herzog Wilhelms zu Sachsen mit den, in Thüringen begütert gewesenen, Vitzthumschen Brüdern, Apeln, Bußen und Bernharden. Ein Beytrag zur sächsischen Geschichte. Die sächsische Geschichte verewigt manche unangenehme Beyspiele von unglücklichen Verblendungen sächsischer Regenten durch ihre Günstlinge. Dahin gehört denn auch diese, von allen sächsischen Geschichtschreibern zwar berührte, aber noch nirgends so wie hier von dem Hrn. Hofrath von Schultes mit Aktenstücken belegte, Vitzthumsche Geschichte. Wilhelm jüngerer Bruder des Kurfürsten, Friedrichs des Sanftmüthigen, schenkte, da er jung zur Regierung kam, einem Diener seines Vaters, Apeln von Vitzthum, und seinen Brüdern, ein uneingeschränktes Zutrauen. Dieses nützten sie nicht nur, um fortwährend Mißtrauen, Uneinigkeiten beym Theilungsgeschäffte, und zuletzt Ausbrüche von Feindseeligkeiten gegen den Kurfürsten, in dem sogenannten Bruderkriege, zu unterhalten; sondern auch sich auf eine unerhörte Art zu bereichern. Sie besaßen nicht nur in Thüringen 24 Städte, Schlösser und Dörfer, die sie theils als sächsische Lehngüter, theils als Pfandschaften inne hatten; sondern wußten sogar die ganze Pflege Coburg, von ihrem schwachen Herrn, um die geringe Summe von 42000 Gulden, wiederkäuflich an sich zu bringen, und ertheilten überdem ihrem Herrn die verderblichsten, heillosesten Rathschläge. Als ihm aber doch zuletzt, der von den Vitzthumen getroffenen Gegenanstalten ungeachtet, von dem Kurfürsten die Augen geöffnet wurden, forderte er Apeln zur Verantwortung, verlangte von ihm die Abtretung der sächsischen Besitzungen in Franken, erklärte ihn für einen Landesverräther, und aller Güter verlustig, bemächtigte sich endlich, als dieser sich gewaltsam behaupten wollte, mit Hülfe des Kurfürsten, aller, nicht nur in der Pflege Coburg, sondern auch in Thüringen gelegenen, Vitzthumschen Besitzungen, und berechnete darauf, bey erfolgten Vitzthumschen Restitutionsgesuch den ihm von den Vitzthumschen zugefügten Schaden auf 750000 Gulden. Wie aber die kaiserliche Entscheidung ausgefallen, kann der Vf. nicht angeben; und ob nicht vielleicht der Ertrag der occupirten Güter die Summe der Schadenberechnung überstiegen habe, verdiente wohl noch eine Erörterung; doch so viel ist gewiß, daß die Vitzthumschen Erben nachher, 1479 allen ihren Ansprüchen entsagt, und die in Händen ge-

hab-

habten Schuldverschreibungen freywillig zurückgegeben haben. Unter den neun Beylagen befinden sich der, bisher unbekannt gewesene, den 12. May 1447 abgeschloßne, aber von Apel Vitzthum wieder rückgängig gemachte Vertrag beyder fürstlichen Brüder; (Müller in seinen Annalen erwähnt eines andern, gleichfalls fruchtlos gebliebenen Theilungsvergleichs, vom 19. Sept. d. J.) die zu verschiedenen Zeiten ausgefertigten merkwürdigen Cessionsurkunden der Coburgschen Lande, die Huldigungsurkunde derselben, und ein Fragment der Vitzthumschen Verantwortungsschrift, woraus zugleich die Anschuldigungen des Herzogs ersehen werden können, die zwar noch vollständiger aus der Schadenberechnung erhellen, die der Herzog gegen die Vitzthume bey den kaiserl. Kommissarien, dem Markgraf Albrecht von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen, einreichte, und hier gleichfalls mitgetheilt wird.

3) **Beleuchtung der, vom Hrn. Archivar Stumpf zu Würzburg herausgegebnen, Prüfung meiner historischen Bemerkungen über den successiven Länderzuwachs des Bisthums Würzburg.** Mit Beylagen Nr. 1—6. Es konnte dem Verf. bey seiner genauen Kenntniß der Hennebergschen Landesgeschichte unmöglich entgehen, wie beflißen die Bischöfe von Würzburg von je her gewesen sind, bey allen Gelegenheiten die Gränzen ihres Bisthums zum Nachtheil der Grafschaft Henneberg zu erweitern. Diese Bemerkung benutzte er zu einer, auch für den auswärtigen Leser interessanten, Zusammenstellung jetzt Würzburgischer, vormals Hennebergischer Besitzungen, und begleitete sie mit ähnlichen Beyspielen andrer Würzburgschen Erwerbungen aus andern benachbarten Reichslanden. Diese, in der ersten Abtheilung dieser historischen Schriften befindliche Abhandlung konnte nicht verfehlen, in Würzburg Aufmerksamkeit zu erwecken; man argwohnte von dem Verf. nachtheilige Absichten, weil ihre Erscheinung in eine Zeit traf, wo alte Ansprüche auf geistliche Besitzungen anzufangen schienen geltend zu werden; welches aber bey den bekannten Gesinnungen des Kurhauses Sachsen nie der Fall seyn wird. Da trat denn auch der Würzburgische Hr. Archivar Stumpf mit einer sogenannten Beleuchtung der von Schultesischen Bemerkungen auf, die wir auch zu ihrer Zeit in dieser Bibliothek angezeigt haben; welche Beleuchtung dann der Hr. Hofrath hier eben so gründlich

sich als bescheiden, nicht ohne manche neue Aufschlüsse für die Geschichte, abfertigt. Einzelne Beyspiele auszuheben, wie der Verf. die Erinnerungen und Ausflüchte seines Gegners zu rechte weist, würde ohne Weitläuftigkeit, die wir verhüten müssen, nicht möglich seyn; daher wir es dem Leser, den so was interessirt, selbst nachzulesen überlassen müssen.

4) Zwote Sammlung ungedruckter Urkunden zur Erweiterung der deutschen Specialgeschichte und der Geographie des mittlern Zeitalters. Es sind derselben 56, wovon nur drey, und darunter die älteste vom J. 899 in der 1728 erschienenen Eichstädtischen Deduktion gegen die Königl. preuß. Erklärung wegen der Eichstädtischen Insassen in Anspach und Bayreuth, schon im Druck erschienen waren; aber hier, wegen der Seltenheit dieser Staatsschrift, und wegen ihrer eignen diplomatischen Wichtigkeit, in diese Sammlung aufgenommen werden. Sie dienen unter andern zur Berichtigung der Gränzen des Gau Sualafeld in der nordgauischen Provinz, der die Grafschaft Pappenheim, nebst Theilen von Eichstädt, Neuburg, Oettingen und Anspach; begriff, von welchen Angaben der Verf. bey seiner Gaucharte Gebrauch gemacht hat. Die übrigen in dieser Sammlung befindlichen, Urkunden enthalten meistens zu Gunsten des Stiftes Bamberg gemachte Schenkungen, Tauschkontrakte, kaiserliche, päpstliche und bischöfliche Bestätigungen und andre Verhandlungen, woraus der Kenner manche Nachrichten zur Berichtigung der mittlern Geschichte und der Genealogie zu nehmen wissen wird. Einige andere sind als Beyträge zu einem Diplomatarium des Klosters Wildhausen merkwürdig. Wenn zu der Urkunde LVI. die den Grund der Lehnsherrlichkeit des Hauses Sachsen über das ritterschaftliche Dorf, Friesenhausen, in Franken enthält, in einer Anmerkung gesagt wird, daß die Freyherrlich Truchsessischen Familie dieses Dorf besitze: so müssen wir hinzusetzen, daß dieses sächsische Lehn schon seit 1696 nicht mehr statt hat, da es Herzog Ernst von Sachsen an den Bischof von Würzburg, Gottfried von Guttenberg, der bereits andere Lehne dieses ganerblichen Ortes an sich gebracht hatte, auf ewig verkauft hat; 2) daß die Freyherren von Truchseß nie diesen Ort ganz besessen; sondern nur hier einige Lehne und einen eigenthümlichen Unterthanen gehabt haben; die aber Gotthardt Truchseß zu Wezhausen 1740 an den Freyherrn von

Dal-

Dalberg, Fuldaischen Geh. Rath, der bereits 1729 das Dorf Friesenhausen an sich gebracht hatte, abgetreten hat.

Noch müssen wir gedenken, daß der Verf. die Brauchbarkeit seiner Sammlung durch ein chronologisches Verzeichniß der in beyden Abtheilungen befindlichen, Urkunden, und durch die gewöhnlichen Register der darin enthaltenen Sachen, Orte und Personen vermehrt hat.

Hz.

Sammlung verschiedner Schriften über Schlesiens Geschichte und Verfassung, von Friedrich Wilhelm Pachaly, königl. preuß. Kriegs- und Domänenrath zu Breslau. Zweyter Band, welcher einzelne Abhandlungen enthält. Breslau, bey Meyer. 1801. 300 S. 8. 1 Rg.

Das vortheilhafte Urtheil, welches ein andrer Rec. (A. D. B. CVI) über den ersten Band dieses Werkes gefällt hat, wird durch gegenwärtigen zweyten vollkommen bestätiget. Dieser zweyte Band enthält auch eigentlich erst dasjenige, was der Titel des Ganzen ankündiget; da der erste eine zusammenhängende Geschichte von Schlesien enthält. Die hier gesammelten Abhandlungen erscheinen zwar sämmtlich hier nicht das erste Mal; sie erscheinen aber, so wie im J. 1790 der erste Band, theils erweitert und verbessert, theils ganz umgearbeitet, und verdienen allen Freunden der Geschichte in dieser neuen Gestalt durch eine kurze Inhaltsanzeige von neuem bekannt gemacht und empfohlen zu werden. So wie Hr. P. die schlesische Geschichte behandelt, bey einer solchen Auswahl der Gegenstände und Thatsachen, als er zu treffen weiß, und bey derjenigen Ansicht derselben, welche er dem Leser verschafft, erhält sie nicht bloß für den Schlesier, sondern auch für den Weltbürger Interesse. Davon zeugt bald die erste Abhandlung, über den Einfall der Mogolen, vorzüglich in der Darstellung des Zusammenhanges jener Vorfälle in Schlesien mit den gleichzeitigen Weltbegebenheiten, besonders mit dem Zustande und der Verfassung Asiens. Wie sinnreich und wie wohl unterstützt ist unter andern die

Vermuthung, daß die bey Wahlstatt gefangen genommenen schlesischen Bergleute den Grund zu dem Bergbau in Sibe-rien gelegt haben! Mehr noch konnte indeß Hr. P. als Geschichtschreiber in der zweyten Abhandlung über die Vereinigung Schlesiens mit Böhmen leisten. Er zeigt hier zuvörderst, wie die Verbindung beschaffen war, in welcher sich Schlesien, auch nachdem es seine besondern Herzoge bekommen hatte, mit Polen befand, und den vortheilhaften Einfluß, welchen zugleich der nähere Zusammenhang Schlesiens mit Deutschland auf die Kultur der Schlesier, und vornämlich auf ihre Verfassung und Rechtspflege hatte. Diese Verähnlichung der Schlesier mit den Deutschen, mit welcher ein wachsender Flor des Landes, und vornehmlich der Städte zusammenhieng, nebst der in gleichem Verhältniß abnehmenden Macht der Fürsten waren die vorbereitenden Ursachen, daß in dem Zeitraume von 1289 bis 1355, vornehmlich durch die Politik der beyden Könige Johann und Karl aus dem Hause Luxenburg, die Vereinigung mit Böhmen nach und nach völlig zu Stande kam. Zu den unmittelbaren Folgen dieser Veränderung rechnet der Verf. unter andern das vergrößerte Ansehen der Bischöfe von Breslau, die Einführung der Signaturbücher, welche der Grund der nachmaligen Hypothekenbücher geworden sind, und das veränderte Successionsrecht, in welchem nunmehr die polnischen Grundsätze den Deutschen weichen mußten. Die dritte Abhandlung ist ein Entwurf einer Geschichte der schlesischen Bischöfe. Zuerst von der Einführung des Christenthums in Schlesien, und Berichtigung der gewöhnlichen Meinung über das an Lätare übliche Kinderfest. Dann trägt Hr. P. die beyden verschiedenen Meinungen über den Ursprung des Breslauer Bisthums vor, von welchen Rec. ohne Bedenken derjenigen beypflichten würde, welche die gleichzeitigen oder kurz nachher lebenden deutschen und polnischen Schriftsteller behaupten, ohne auf die Chronikenschreiber des 14ten und der folgenden Jahrhunderte Rücksicht zu nehmen, wenn nicht die Behutsamkeit des gelehrten Verf., so wie seines Vorgängers Klose, auch den prüfenden Leser von einer raschen Entscheidung zurückhielte. Rühmlich merkwürdig ist es, was Hr. P. weiterhin über die aufgeklärte und duldsame Denkungsart der Bischöfe in dem sechzehnten Jahrhunderte anführt. Erst durch den Einfluß der Jesuiten, und vornehmlich unter dem Bischof Karl, dem Bruder Ferdinands II, ward es hierin an-

ders, und die Protestanten waren genöthigt, durch den bekannten Majestätsbrief, und die Trennung der Oberlandeshauptmannschaft von der bischöflichen Würde, welche Trennung 56 Jahr bestand, für ihre Sicherheit zu sorgen. Die vierte Abhandlung enthält eine Biographie und Charakteristik des berüchtigten Herzogs zu Sagan und Glogau, Johannes des Zweyten. Sie ist Muster einer deutschen und gründlichen Darstellung und unpartheyischen Beurtheilung, reich an Beyträgen zur Schilderung des Geistes und der Sitten jener Zeit. Ein schrecklicher Beytrag dieser Art ist das im Anhange mitgetheilte Hungertagebuch einiger Rathsherren zu Glogau. Fünftens folgen Bruchstücke einer physischen Geographie von Schlesien, und den Schluß macht in dem sechsten Stück eine Geschichte der schlesischen Erbhuldigungen. Beyde Aufsätze sind ihres Verf. würdig. Zu bedauern ist, daß nicht nur das Aeussere eines so achtungswerthen Buches, unerachtet des ziemlich hohen Preises, so schlecht, sondern auch der Druckfehler, zumal in den weniger bekannten eignen Namen so viele sind. Ohne die schriftliche Nachricht, welche deßhalb dem Exemplare, welches Rec. vor sich hat, beygelegt worden, würde man sich in Absicht mancher Stücke kaum zu recht finden können. Der dem Leser hinderlichen Fehler aber sind noch mehr als die auf jenem Blatte angeführten.

N.

Das Brandenburgische Haus. Historische Feyer des 18ten Jänners 1801. Von *Karl Ludewig Woltmann*. Berlin, bey Unger. 1801. 120 S. 8. 12 gr.

Diese Schrift enthält ein Bild von dem Charakteristischen in dem Geschlechte der Hohenzollerschen Fürsten. Zwey Hauptzüge zeichnen sich in den mehresten Charakteren aus; Sorge für Erhaltung des Reiches der Deutschen, und Bildung des Geistes der Zeiten. Freylich sind sie hervorspringender bey einem oder dem andern Regenten; allein der Mangel derselben wird durch Umstände veranlaßt, die hier kurz, aber befriedigend angedeutet werden, wie man hiervon

den

den Beweis S. 70 ff. bey Gelegenheit der Charakterschilderung des Kurfürsten George Wilhelms lieset. Noch sind in diesem Familiengemälde mehrere Seiten bemerkbar gemacht, die an vielen einzelnen Personen sichtbar waren, z. B. Ehrerbietung gegen ältere Familienglieder, Geschwisterliebe, kindliche Ehrfurcht, u. s. w. Der Verf. hat mit vielem Scharfsinn das angedeutet, was in die Charakteristik Licht bringt, ohne sich auf das nähere Detail einzulassen. Dem Geschichtkundigen springen die Beläge von den Angaben und Behauptungen leicht in die Augen; da es nicht in den Plan gehörte, dieselben umständlich zu erörtern. Mehrere hat der Verf. schon in den Jahrbüchern der preuß. Monarchie B. 1. von 1799 von den Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II. auseinandergesetzt. Der philosophische Blick ist an vielen Orten unverkennbar; manche Entwickelungen sind sehr aus dem Wesen der Sache hergeleitet, z. B. die Ableitung der gewöhnlichen Beynamen einiger Fürsten, als Cicero, Achilles oder Ulysses. Man höre nur: „Man nannte den Kurfürsten Johann Cicero, und deutete dadurch seine verständige „Ansicht des Lebens an, so wie Eifer für das allgemeine „Wohl. Seine Liebe zu den Wissenschaften und Friedfertig„keit gegen alle Parteyen erinnerten gleichfalls an den gros„sen Redner des römischen Freystaats. Seitdem er Kurfürst „wurde, hat er sein Schwerdt nie mehr zum Kriege gezogen, „obwohl er manche Anreizungen dazu bekam. Die Beredt„samkeit, wodurch er die Fehde anderer zur Zeit der größten „Erbitterung in Frieden verwandelte, ward an ihm, wie an „Cicero, gepriesen; aber gleich diesem fehlte es ihm auch „nicht an drohender Entschlossenheit, wenn Pflicht und Noth„wendigkeit sie geboten." Sehr gut. Aber sind nicht die Gedanken ein wenig zu wortreich ausgesponnen? Es scheint dieß auch sonst in andern Schriften des Verf. sich zu finden. Rec. ist übrigens der Meinung, daß diese kleine Schrift zum Wiederholen, Nachdenken, und eignem Studium der Brandenburgischen Geschichte ein zweckmäßiges und brauchbares Hülfsmittel abgeben könne, auch zugleich zur Beförderung des Patriotismus sich besonders eigne.

Df.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Ausgewählte Reisen mit Anmerkungen, Kupfern und Karten. Erster bis fünfter Band. Leipz. und Gera, bey Heinsius. 1801. 10 Rg. 8 K.

Der erste Band auf XXIV und 433 S. enthält den ersten, der zweyte XXXII und 504 S. den zweyten Theil von Sonnini's Reisen in Ober- und Nieder-Aegypten. Der erste ist mit 6, der zweyte mit 7 Kupfern versehen. Da wir jenen in dem LXV. B. S. 455, diesen in dem LX. B. der N. A. D. Bibl. S. 513 recensirt haben, so verweisen wir den Leser darauf. Der dritte Band enthält Browne's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien, und auch dieser ist schon unter dem Titel von Browne's Reisen in der N. A. D. Bibl. Bd. LXI S. 213 recensirt. Der vierte Band enthält: Xavier Scrofani's Reise in Griechenland in den Jahren 1794 und 1795 nebst einer Karte des alten und neuen Griechenlandes, und zehn Handelstabellen von den ehemaligen venetianischen Inseln, von Morea und dem südlichen Romelien. Die Urschrift ist italiänisch. Der Uebersetzer entschuldiget sich aber mit der Schwierigkeit, bey den zu der Zeit noch obwaltenden Kriegsläuften, aus Italien Bücher zu bekommen, daß er eine französische Uebersetzung zum Grunde gelegt habe. Wir sind nur allen Afterdolmetschungen so gram, daß wir die Arbeit lieber ganz aufgegeben hätten, bis uns die Urschrift zu Gesichte gekommen wäre. Diese ist auch nicht von der Beschaffenheit, daß Deutschland bey dem Aufschub der Uebersetzung viel an Kenntnissen verloren hätte. Der Verf. ist ein empfindelnder, schön schreiben wollender, witzelnder, Sicilianer, der in Briefen an seine in Venedig zurückgelassenen Freunde seine Reise nach den Inseln der nunmehrigen Jonischen Republik, Morea und andern Ländern Griechenlandes beschreibt, oder vielmehr sich den ehemaligen Zustand dieser Länder bey jedem Fußtritt, den er thut, so sehr vergegenwärtiget, und so weinerlich darüber deklamirt, daß er den nunmehrigen fast gänzlich aus dem Gesichte verliert. Für die jetzige Geographie und Statistik findet sich hier wenig Brauchbares. Der

dritte

dritte Theil, wo die Briefform aufhört, enthält nützliche Bemerkungen über die Jonische Republik und Morea. Der Unglaube soll unter den Türken sehr überhand nehmen, und eine Revolution in den Gemüthern der Einwohner vorbereitet seyn. In der Türkey wird es aber wohl zugehen, wie in Europa, wo man sich eine Zeitlang viel von der Revolution versprach; jetzt aber Alles wieder in den vorigen — Gott gebe nur nicht ärgeren — Aberglauben zurückzusinken scheint. Die Handelstabellen, worauf in dem Text Bezug genommen wird, und die Karte, deren der Titel erwähnt, finden wir wenigstens nicht bey dem Exemplar, das wir in Händen haben. Der Uebersetzer hat sein Original zuweilen abgekürzt. Möchte er es nur öfterer gethan haben! Durch Zusätze, die er aus Zachs Ephemeriden, Stephanopoli voyage en Grece 1797. 1798. u. a. genommen, hat er die Beschreibung der ehemals venetianischen Inseln noch vollständiger machen wollen. Seine Anmerkungen sind die meiste Zeit unbedeutend. Wenn z. B. Hr. S. dem Uebersetzer Homers, Cesarotti ein schmeichelhaftes Kompliment macht S. 21: so bemerkt der Uebersetzer, daß wir über den Homer und neben denselben unsern Klopstock stellen können. Die Anmerkung steht hier an der unrechten Stelle, nicht zu gedenken, daß über und neben einen stellen eine Ungereimtheit ist. Viel richtiger wäre es gewesen, an Voß zu denken. — Wie gelehrt und witzig mag sich nicht der Uebersetzer vorgekommen seyn, als er S. 223 zu der Freyheit Frankreichs hinzusetzt: Excessit, evasit, erupit. Hätte er doch dafür andere Fehler seines Schriftstellers gerügt, wenn dieser z. B. Isokrates unter die Redner setzt, welche öffentlich aufgetreten sind, den Sokrates in der Akademie zu Athen lehren läßt, S. 264 und die Hottentotten in Absicht der Kultur mit den Mexikanern und Peruanern zur Zeit ihrer Entdeckung in eine Klasse setzt S. 379 u. dgl. m.

Der fünfte Band enthält 4 Abhandlungen, die jede mit einem besondern Titel versehen sind:

1) Ripaults Bibliothekars und Mitgliedes des ägyptischen Nationalinstitutes kurze Beschreibung der vornehmsten Denkmäler in Oberägypten nebst Erläuterungen über die Gemälde, womit sie verschönert sind, und die zu Vermuthungen Anlaß geben, wel-

welchen Gottheiten die Tempel geweihet waren. Bis wir ein vollständiges Werk über die von den Franzosen untersuchten Antiquitäten mit Zeichnungen erhalten, wird diese Abhandlung, die jetzt in Deutschland nicht zuerst bekannt wird, den heissen Durst nach jenem, welches auch so bald noch nicht erscheinen möchte, am besten stillen können. Granger, sonst auch Tourtechet genannt, und Pococke werden für die zuverlässigsten Reisenden gehalten, die von Aegypten geschrieben haben. Ueber Norden und Lucas wird ein hartes und befremdendes Urtheil gefällt. Wir getrauen uns nicht zu widersprechen; ob wir es gleich nicht unterschreiben wollen. Der Verf. nach vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen fängt bey Philä an, und geht in der Beschreibung der alten Denkmäler den Nil herunter. Die meisten sind Tempel, wovon noch 34 vorhanden, und 20 völlig gut erhalten sind. In Philä brauchte man zu den Gebäuden, mit Hieroglyphen bedeckte Blöcke. Welch ein hohes Alter mögen nicht diese haben! In Syene ist keine Spur von dem Brunnen des Wendekreises. Die Bemerkung S. 30 daß die kleinsten Tempel, die man in Aegypten antrifft, die ältesten sind, kann von dem Erklärer der Bibel benutzt werden, um das hohe Alter des Salomonischen, und des tragbaren Israelitischen Tempels zu beweisen. Der Tempel zu Edfu, ehemals Apollinopolis magna, ist der am besten erhaltene, der schönste und größte. S. 33 der zu Esne, das alte Latopolis, einer der wichtigsten, vorzüglich wegen der interessanten Gemälde, die sich auf den ägyptischen Gottesdienst beziehen. S. 39. Hier ist auch einer von den vier Thierkreisen, die noch in Aegypten vorhanden sind. So sonderbar und geschmackwidrig auch die Zusammenstellung der Colossalstatuen und Obelisken in Luxor, dem alten Theben, seyn mag, so vortrefflich sind doch die einzelnen Theile. Nichts in der Welt kann mit den Obelisken daselbst verglichen werden. S. 43. Das Memnonium bey Theben ist nicht vollendet worden, so wie der mittelste Theil der ägyptischen Werke. S. 52. Für mittelste ist wohl zu lesen meiste. Der Pallast Medinet Habu ist einer von den 5 alten ungeheuren Pallästen in Aegypten, und noch wohl erhalten. Die Begräbnißgrotten bey Theben erregen Bewunderung. In den Mumien hat man Manuskripte von Papyrus, in Hieroglyphen und Cursivschrift geschrieben gefunden. S. 64. Möchte man doch diese bald entziffern können! Der Tempel zu Den-

dersel[illegible] ist noch besser erhalten, als der zu Edfu. S. 66.
Was Paul Lucas für ein Labyrinth ansah, ist nichts wei-
ter als ein ägyptischer von Kaltstein erbauter Tempel. S.
99. Der Beschreibung von R. sind noch andere kurze Nach-
richten angehängt, die von den mit Bonaparte in Aegypten
gelandeten Gelehrten herrühren. Die arabischen Wörter
sind darin oft sehr entstellt. S. 101 ist El Nebi für El
Nabi der Prophet. Haftan ist Chaftan. Was wir aus
den Faustüberzügen der Khangar machen sollen, wissen
wir nicht. Hätte doch der Uebers. das französische hingesetzt,
wie S. 4 Taschenbibliothek (bibl. portative) wo man
aus dem Französischen sieht, daß eine tragbare Bibliothek ge-
meint sey. S. 102 ist der Kitrab von Mecca, so viel als
Chitab das Buch, der Koran. Bey Sais S. 101 Z. 9
stehen !! die vermuthlich das Befremden des Uebers. über die-
ses Wort anzeigen sollen. Wir lesen Saib den Gouverneur,
Befehlshaber. Die Madame Angot ebendaselbst Z. 4 ken-
nen wir nicht.

2) J. Groberts, Brigadechefs der Artillerie und
Mitgliedes des Instituts zu Bologna, Beschreibung
der Pyramiden zu Ghize, der Stadt Kahira und ihrer
umliegenden Gegenden. Aus dem Französischen mit
Anmerkungen und einem Anhange übersetzt. S. 160.
Der Verf. maaß mit Hülfe einiger Officiere die Höhe jeder
Schicht der größten Pyramide, Cheops genannt, und brach-
te auf die Weise 448 Fuß für die Totalhöhe der Pyrami-
de, die aus 208 Schichten bestehet, heraus. Die sichtbare Ba-
sis betrug 718 Fuß. Beyde Zahlen weichen wenig von Nie-
buhrs Messungen ab, der die Höhe 440 Fuß, und die Län-
ge der Seite 710 Fuß fand. Man sehe Bruns Afrika 1r
Th. S. 261. Beyläufig erinnern wir, daß Hartmann in
seinem weitläuftigen Werke über Aegypten die Pyramiden
nur im Vorbeygehen erwähnt, (er glaubte wohl, sie gehörten
zur alten Geographie,) und Paulus in der alten Erdbeschrei-
bung nur erinnert, die schräge Höhe sey so hoch, als die Ba-
sis, d. i. 7 bis 800 Fuß. (Er glaubte, sie müsse in der neu-
en Geographie beschrieben werden.) Die Beschreibung des
Hrn. G. von dieser und den andern Pyramiden wird den
meisten Lesern unverständlich seyn, weil, wenn gleich 5 Ku-
pfer bey der Uebersetzung befindlich sind, doch viele Buchsta-
ben auf den Figuren, vermuthlich weil sie in einen engeren
Raum

Raum gebracht sind, fehlen, und doch in der Beschreibung diese Buchstaben häufig citirt werden. Der Plan von Kahira, ob er gleich auf dem deutschen Titelblatt angekündiget ist, b findet sich nicht bey dem Exemplar, das Rec. in Händen hat. Der Nachtrag des Uebersetzers bestehet in einigen Auszügen aus dem Moniteur, den philos. T. und ist unerheblich; ob er gleich durch ein besonderes Titelblatt Erwartung erregt.

3) Von Johann Ante's Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Aegyptier, S. 160; und

4) Des Divisionsgenerales Andreossy Untersuchungen über den See Menzaleh, über das Thal der Natronsseeen, und über den See Möris haben wir schon in andern Recensionen das Nöthige gesagt. Der gegenwärtigen Uebersetzung von Andreossy sind noch einige andere Aufsätze über Aegypten von den Bürgern Carrie, Cerersole und Malus hinzugefügt, die sich auf die Topographie von Aegypten beziehen, und sie vortrefflich berichtigen, als über die Stadt Menuf im Delta, den tanitischen Nilarm, über das westliche Nilufer. Wenn in der Vorrede versichert wird, daß in den 5 Bänden alle Nachrichten, die bis jetzt von den Franzosen, die sich in Aegypten aufgehalten, in Europa bekannt geworden, niedergelegt sind: so zeigen die ins Deutsche übersetzte Mémoires sur l'Egypte, daß noch Vieles von der gerühmten Vollständigkeit abzuziehen sey.

Dg.

Neue Sammlung der Reisen nach dem Orient in Auszügen und Uebersetzungen. Herausgegeben von Friedrich Theodor Rink, der Theologie und Philosophie Doktor, und beyder Professor. Erster Theil. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1801. 198 S. 18 gr.

Die neue Sammlung ist in der Voraussetzung angelegt, daß die bisher von Hrn. Paulus in Jena herausgegebene eingegangen sey. Da aber von dieser neulich der sechste Theil

her-

herausgekommen ist, und das Publikum noch mehrere zu erwarten von der Gelehrsamkeit und Thätigkeit des Herausgebers berechtiget ist: so wird die Rinkische wohl noch eine Zeitlang hinter ihrem Vorgänger zurückbleiben. Die Reisen sollen in chronologischer Ordnung aufeinander folgen. Auf die von Tournefort, welche zu Anfang des 18ten Jahrhunderts unternommen ist, wird Hr. R. die Reisen Hasselquists, (der reisete aber erst 1749—1751; und sollte es zwischen Tournefort und Hasselquist nicht noch andere geben, die des Excerpirens und Uebersetzens würdig wären, wenn man denn nun einmal die Jugend den güldenen Spruch: iuvat integros accedere fontes, umgehen lassen will?) Shaws, Pococks, und andere dem Leser nach der von Paulus beliebten Manier auftischen. Am Ende einer jeden einzelnen Reisebeschreibung werden noch besondere Anmerkungen, was dem Literator, vorzüglich aber dem Bibelerklärer und Theologen von Wichtigkeit seyn könnte, aufhellen und berichtigen. Der Plan zu einem neuen Werke wird von deutschen Gelehrten leicht gemacht, oder, wie es offenbar bey dem gegenwärtigen der Fall ist, anderen abgeborgt, und damit dieses nicht übel gedeutet werde, das vorige Werk, wie hier geschehen ist, förmlich zu Grabe gebracht, und dem vermeintlichen Kadaver eine Standrede gehalten. Aber wie ist es mit der Ausführung solcher übereilten, und auf falsche Nachrichten gegründeten gelehrten Spekulationen beschaffen? Von dem, was Hr. R. in seiner Sammlung zu leisten verspricht, hat er zur Zeit nichts mehr gethan, als daß er einen Theil der tournefortischen Reise ausgezogen, und zwar, wie er selbst gesteht, nicht sehr gewissenhaft ausgezogen hat. Wir gehen unser Urtheil von dem Auszuge und den Bemerkungen, wenn jener beendiget, und diese angefangen seyn werden.

Fa.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane bearbeitet und herausgegeben von M. C. Sprengel. Fünfter Band.

Mit Karten und Kupfern. Weimar, im Verlage des Industriekomtoirs, 1801. 2 Rl. 6 gr.

Den Liebhabern der Geographie von Afrika muß dieser Band vorzüglich schätzbar seyn. Er enthält zwey wichtige Reisen in den südlichen Theil von Afrika, die eine von einem Franzosen, die andere von einem Engländer. So wie aber überhaupt die Engländer sich unendlich mehr Verdienste um die Erweiterung der Erdkunde erworben haben, als die Franzosen: so hat auch in diesem Bande der Engländer den Franzosen weit hinter sich zurückgelassen. Beyde Reisen werden einzeln verkauft, und sind daher auch mit besondern Titeln und Seitenzahl versehen.

1) Reise nach der westlichen Küste von Afrika in den Jahren 1786 und 1787 von L. Degrandpre. Aus dem Französischen 16 XXI und 140 S. In der Einleitung mustert Hr. Sprengel die Reisen, welche vor seinem Autor in diesen Welttheil Afrika's, der Brasilien gegenüber liegt, unternommen sind. Sie geschahen fast insgesammt von Missionarien, denen mehr daran gelegen war, von den Menschen, die sie getauft, oder in ihrer Sprache belehrt haben, als von den Produkten und vielen andern wissenswürdigen Dingen, für welche aber die Sinne eines Missionars selten geöffnet sind, Nachricht zu geben. Bürger D. ist ein Sklavenhändler, von dem man freylich keine große Einsichten in der Naturgeschichte, noch Reisen in das Innere des Landes erwarten kann. Er ist auch durch seinen Stand genöthigt, selten von seinem Schiffe gekommen, und hat nur die Häfen, welche für den Sklavenhandel wichtig sind, besucht. Er beschreibt aber diese sehr genau, erzählt die Betrügereyen, womit Schwarze und Weisse sich wechselsweise zu hintergehen suchen, sehr aufrichtig, und handelt von der Verfassung, dem Handel und den Gebräuchen der von ihm besuchten Länder mit einer Ausführlichkeit, die einen genauen Beobachter anzeigt. Ohnstreitig übertrifft B. D. die meisten Negerhändler an Einsichten, und diese waren wie gewöhnlich, also auch in ihm mit Humanität gepaart. Er behandelte seine Sklaven mit einer Menschlichkeit, die ihm Ehre macht. Hr. S. schnitt dem Original einige Auswüchse ab,

des; dafür hat er ihm einige Reisen, die er mit [illegible] nen holte, eingepfropft.

2) Johann Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. C. Sprengel. XX und 400 S. Jahrhunderte waren die Holländer im Besitz der südlichen Spitze von Afrika, und keiner von ihnen beschrieb eine zum Vortheil der Wissenschaften unternommene Reise. Kaum sind die Britten ein Paar Jahre hier angesiedelt, als der Gouverneur Macartney seinem Sekretair, dem Verf. der gegenwärtigen Reise, den Landdrost, der in den am weitesten entlegenen Distrikt in Südafrika, Graaf-Reynet, aus welchem er vertrieben war, zurückkehrete, mitgab, und Erkundigungen, von dem Zustande der Kolonie in wissenschaftlicher und politischer Hinsicht einzuziehen, beauftragte. Wenn er auch nicht die Herausgabe der Reise ausdrücklich befohlen haben sollte: so hat er sie doch nicht verhindert. Ihm verdankt man auch eine neue Karte von der Kolonie, die nach Dreyecks-Vermessungen aufgenommen, und reducirt, (da wir das Original nicht zur Hand haben, so können wir nicht sagen, wie weit sich dieses erstrecke,) der Uebersetzung beygefügt ist. Sie weicht sehr von der ab, womit Forster den zweyten Theil von Vaillants Reise begleitete. Europa, das die entferntern Welttheile kennen zu lernen wünscht, wird es bedauern, daß die Britten dieses Land bald wieder räumen müssen. Noch mehr aber werden es die Kolonisten bedauren, die schon während der kurzen Zeit, daß sich die Britten unter ihnen aufhielten, in einen bessern Wohlstand versetzt, und auf die vorher vernachläßigte Benutzung der Landesprodukte aufmerksam gemacht wurden. Die Reise giebt davon mehrere unverdächtige Beweise. Da die schwedischen Naturforscher, welche das Land bereiset haben, die Produkte des Thier- und Pflanzenreichs sehr sorgfältig beschrieben: so wird es keinen billigen Leser befremden, wenn er hier nicht auf jeder Seite neue Bemerkungen antrifft. Eine Nachlese ist nach jener reichen Aerndte gehalten worden. Dahin gehört z. B. was er von dem mit mehreren Weibchen in einer Gemeinschaft lebenden Strausse bemerkt. S. 91. Von der Beschaffenheit des Erdbodens, den in ihm verschlossenen Mineralien, den verschiedenen Bergarten, die es einschließen und

 Durch-

durchkreuzet, der Luft, Witterung und andern zur physi-
schen Geographie gehörigen Gegenständen hat der Verf. aus-
führlicher gehandelt, als seine Vorgänger. Er ist auch in
Südosten über die Schneegebirge gekommen, die andere nur
in einer Entfernung gesehen haben. Seine Nachrichten von
dem Kafferlande, und dessen Bewohnern, die, wenn sie
gleich Nachbaren der Hottentotten sind, sich doch von ihnen
sehr unterscheiden, gehen weit mehr ins Detail, und sind ge-
wiß viel zuverläßiger, als die seiner Vorgänger. Eben so
wichtig und vielleicht noch wichtiger ist, was er uns von den
Buschmännern erzählt, mit denen die milde brittische Regie-
rung ein freundschaftliches Verkehr anknüpfen wollte, zu wel-
cher Absicht ein Detaschement, worunter sich auch der Verf.
befand, abgeschickt wurde. Ob wir gleich die Reisen in Süd-
osten für den wichtigsten Theil seines Buches halten (denn,
anderer Beyspiele nicht zu gedenken, die Buschmänner sind
in Europa so wenig bekannt, daß noch neulich ein Franzose
sie für Menschenfresser gescholten hat,) so fehlt es der Reise
in dem nördlichen Theile, die er nachher vom Kap aus un-
ternahm, gleichfalls nicht an Interesse. Kurz, wer noch kei-
ne Reise nach dem Kap gelesen hat, lese wenigstens diese, um
sich von dem physischen und politischen Zustande der Kolonie
einen Begriff zu machen, und wer schon mehrere gelesen hat,
wird in dieser manche Belehrung finden, und mit einer ho-
hen Meinung von der Geschicklichkeit der Britten, Ordnung
und Ruhe in entfernten Welttheilen zu erhalten, und wie-
der herzustellen, und die Vortheile, welche sie gewähren, mit
dem Mutterlande in Verbindung zu bringen, das Buch aus
der Hand legen. Hr. S. hat in die Einleitung eine kritische
Uebersicht der Reisen nach dem Kap von Kolbe angegeben.
Was Barrow gegen die Aechtheit von le Vaillants Reisen er-
innert hat, scheint ihm noch einer weitern Bestätigung zu be-
dürfen. Wenn er S. XVI der von den holländischen Kolonisten
gereizten, bekriegten und beynahe ausgerotteten Negernationen
erwähnt: so würde man ihm wohl Unrecht thun, wenn man
auch die Kaffern nach seiner Meinung unter die Negernatio-
nen zählen wollte. Wer Barrow nur flüchtig gelesen hat,
muß wissen, daß er sie keinesweges für eine Negernation
hält. Auch ist uns keine Nation bekannt, die von den Ko-
lonisten beynahe ausgerottet wäre; die Ureinwohner der Ko-
lonie, die Hottentotten, ausgenommen, die bald dasselbe
Schicksal haben werden, das den Indianern in dem nord-

ame-

amerikanischen Freystaate bewundert, daß sie nur in der Geschichte, und unter den Antiquitäten eine Stelle einnehmen werden. Die Noten erläutern den Verf. aus andern Reisen. Was S. 108 gegen die Existenz des Einhorns, welche Hr. B. zu leichtgläubig aus der Zeichnung eines Buschmannes folgerte, angeführt wird, hat unsern ganzen Beyfall.

Dg.

Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua, in den Jahren 1797 und 1798. Von Christian August Fischer. Nebst einem Anhange über das Reisen in Spanien. Zweyte vermehrte Auflage. Berlin, bey Unger. 1801. 534 S. 8. 2 Rt.

Bekanntlich ist dieses schöne Werk gleich bey seiner Erscheinung mit dem verdienten Beyfall aufgenommen worden. Der Verf. hatte, und, wie man nachher aus seinen Reiseabentheuern gesehen, nicht immer in der günstigsten Lage, dennoch so viel neue Beobachtungen gemacht, und die spanische Literatur so fleißig studirt, daß sein Werk den Dilettanten und dem Gelehrten gleich willkommen war.

In dieser zweyten Auflage hat der Verf. zuvörderst den Ausdruck an mehreren Stellen zu verbessern gesucht. Seine Veränderungen sind fast immer glücklich, und verrathen viel Studium und Aufmerksamkeit. Was aber Rec. besonders gefallen hat, das sind die schönen literarischen Zusätze im 32sten Briefe: Ueber die Fortschritte der Kultur in Spanien, so wie die reichhaltige Nachlese in der Literatur im 33sten Briefe, die man aber dem Kenner hiermit bloß hat anzeigen wollen. Warum indessen der Verf. den ganzen ehemaligen Anfang des 33ten Briefs, der eine Menge feiner Bemerkungen über Sitten, Lebensart, Religion, u. s. w. enthielt, weggelassen hat, kann Rec. nicht wohl begreifen. Die Urtheile waren zwar frey, aber nicht ungerecht; es scheint Rec. nicht wohl möglich, daß der Verf., auch nur auf eine entfernte Weise, darüber hätte in Anspruch genommen wer-

werden [illegible]; er mag aber doch wohl seine guten Gedanken dazu gehabt haben. Doch genug. Immer werden die Leser bey der Reise durch dieses, fast möchte man sagen romantische Land an unserm Verf. immer einen eben so nützlichen als unterhaltenden Führer haben.

Ha.

Imman. Kants physische Geographie. Erster Band. Erste Abtheilung. Mainz und Hamburg, bey Vollmer. 1801. 264 S. 8. 1 Rt.

Eine Spekulation des Hrn. Vollmers, worüber Kant seinen Unwillen mit Recht öffentlich bezeugt hat. Nachgeschriebene Hefte drucken zu lassen, ohne Wissen und Willen des Lehrers kann ein sehr bequemes Mittel werden, einen Mann ohne dessen Schuld herabzusetzen. Ein Anderes ist das Publikum, ein Anderes das Auditorium. Rec. wird daher kein Wort über dieses Buch verlieren.

Om.

Hochfürstlich Hohenlohischer Hof- und Addreßkalender auf das Jahr 1801. Mit hochfürstlich gnädigsten Privilegien. Oehringen, bey Schmeisser. 269 S. 8.

Erscheint zum erstenmal bey Gelegenheit des neuen Jahrhunderts, und umfaßt sämmtliche Hohenlohische Häuser von Neuenstein-Oehringen, von Kirchberg, von Ingelfingen, von Langenburg, sodann die katholischen Aeste des Hauses von Waldenburg und Schillingsfürst. Nach der Vorrede hat ihn der Hofbuchhändler Friedrich Christoph Schmeisser verfaßt. Die Dienerschaft ist bis auf die untersten Klassen darin verzeichnet, und vorzüglich bey Schillingsfürst sehr glänzend. Sonderbar ist es, daß der Oberstallmeister, der Oberhofmeister, der Hofmarschall, und Andere als Kanzler und Kommandeurs des bekannten Hausordens vom Phönix gele-

gelegentlich bekannt; aber das Namenverzeichniß der Mitglieder dieses Ordens nicht eingeschaltet ist.

Pr.

Reisen durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, und einige Theile von Italien, in den Jahren 1797. 1798 und 1799. Leipzig, bey Göschen 1801. Vier Theile. 8. jeder von 24 Bog. Mit Kupfern. 7 Rt. 10 gr.

Rec. befindet sich bey der Anzeige dieses Werks einigermaßen in Verlegenheit. Es ist zu wichtig, um es mit einer kurzen Anzeige abzufertigen; aber es ist auch zu stark, um einen vollständigen Auszug davon zu geben. Rec. will also einen Mittelweg wählen, und sich begnügen den Lesern unsrer Bibliothek einen allgemeinen Begriff davon zu geben.

Als Verf. nennt sich unter der Vorrede, der durch seinen langen Aufenthalt in England, und mannichfaltigen Reisen bereits rühmlichst bekannte Hr. Küttner. Auch ohne diese Nachricht würde Rec. in diesem trefflichen Werke, einen geübten Beobachter, und einen wahren kosmopolitischen Reisenden erkannt haben. Auch hier athmet derselbe Geist der Milde, und der Humanität, wodurch sich schon Küttners früheste Schriften, z. B. seine Briefe aus der Schweiz, so vortheilhaft ausgezeichnet hatten.

Wir finden den Verf. zuerst in Hamburg, wo er sich lange genug aufhielt, um Manches ganz anders zu beurtheilen, als es flüchtige Reisende zu thun pflegen. Rec., der selbst einige Zeit in Hamburg war, findet hier mit vielem Vergnügen mehrere seiner stillschweigenden Beobachtungen wieder. Man muß Hamburg als Handelsstadt beurtheilen; aber um das zu können, muß man kein bloßer Gelehrter seyn. Wie viel unweise Urtheile würden unterdrückt worden seyn, wenn der Reisende die Vorurtheile seines Standes oder seiner Lokalität hätte vergessen können!

Unter mehrern sehr interessanten Bemerkungen über Sitten, Lebensart, Gegenden, u. s. w. will Rec. nur die Anek-

Anek-

Anecdoten von [illegible] und [illegible] [illegible]. Eben so lehrreich sind die Betrachtungen über die große Handelszerrüttung von 1799; wiewohl Hr. Küttner hier nur eine Partey gehört zu haben scheint.

Der Verf. reiste nun über Leipzig nach Berlin, und machte in der ersten Stadt mehrere sehr gute Bemerkungen über Kursachsen, denen man wenigstens den wärmsten Patriotismus ansieht. Ob indessen auch dieses Ideal nicht bey näherer Kenntniß Etwas verlieren sollte, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Bey Berlin fand er mit Vergnügen die bekannte Popularität des königlichen Paares gerühmt. — Bey der nunmehrigen Reise über Dresden nach Freyberg will Rec. nichts erinnern, als daß bey letzterer Stadt das Amalgamationswesen für Liebhaber ziemlich gut beschrieben worden ist. Der Verf. gieng hierauf über das Erzgebirge nach Weimar, Eisenach, Cassel, Lübeck und Kiel. Ueberall macht er eine Menge reichhaltiger Bemerkungen; doch scheint sich sein sonst humaner Ton bey Cassel auf einen Augenblick zu verändern.

Im zweyten Theile finden wir nunmehr den Vf. auf der Reise durch Holstein, Schleswig, u. s. w. nach Dänemark, wo er bey Gelegenheit der Abfahrt über den großen Belt mehrere unterhaltende und nützliche Nachrichten giebt. Seine Bemerkungen über Kopenhagen sind gut; indessen scheint er nur wenig von dem Innern der Familien kennen gelernt zu haben. Es herrscht nicht nur Wohlstand, sondern sogar Luxus in Kopenhagen. Bey Helsingöre liefert uns der Verf. eine Sundliste von 1786—1797.

Mit seinem Eintritt in Schweden bey Helsingburg fängt unstreitig einer der interessantesten Theile seiner Reise an, der gewissermaaßen ein Ganzes für sich allein ausmacht. Wie sehr stechen doch diese trefflichen gehaltreichen Beschreibungen gegen die oberflächlichen, wiewohl mit so vieler Prätension geschriebnen Nachrichten des Lateinlehrers Lenz in Schnepfenthal ab! Rec. hat diesen Theil der Küttnerischen Reise mit wahrer Hochachtung des Verf. gelesen. Wie viel schöne rührende Züge der Menschlichkeit! Welche hinreissende Beschreibungen von den herrlichen Naturschönheiten, besonders auf der Reise durch die Provinzen Wermeland u. s. w. nach Stockholm! Es ist unmöglich hier auszuzeichnen, oder

Rec. müßte das ganze Buch abschreiben; nur soviel, daß Fahlun das nördlichste Ziel der Reise war, und daß bey Danemora auch eine umständliche Beschreibung der berühmten Eisenbergwerke vorkommt. Von Stockholm gieng die Reise nach Nörköping, Karlskrone, Ystadt, wo der Verf. nach Stralsund überfuhr, und unter andern auch die dortigen Paketboote beschreibt.

Im dritten Bande folgen wir nun dem Verf. durch Pommern nach Frankfurt an der Oder, und von da durch die Lausitz u. s. w. nach Wien, wovon die treffliche Beschreibung den größten Theil dieses Bandes füllt. Unter mehrern neuen und auffallenden Nachrichten will Rec. nur die große Freyheit der Lesegesellschaften anführen; in denen man fast alle verbotenen Bücher finden kann.

Im vierten Theile geht nun die Reise durch Steyermark, und so nach Triest und Venedig, wo die Leser manche treffliche Bemerkung finden, und sich mit Vergnügen auch an Arndts neueste treuherzige Fußreisen (Leipzig, bey Gräff,) durch diese Gegenden erinnern werden. Von Triest aus gieng unser Verf. nach Pola, und liefert eine interessante Beschreibung der dasigen Ruinen, die auch abgebildet sind. — Bey Venedig findet man eine Menge Nachrichten über die neue Lage der Dinge, und gute Bemerkung über die dadurch veranlaßte Veränderung des ehemals so jovialischen Nationalcharakters. Der Verf. geht hierauf durch das Tyrol, u. s. w. nach München und Frankfurt am Mayn zurück; setzt dann seine Reise nach Hamburg und Cuxhaven fort; läßt sodann seine Begleiter sich aber nach England einschiffen, und kehrt, wahrscheinlich nach Leipzig, zurück.

Das ist die Reisebeschreibung eines Mannes, der sich längst schon den Ruhm eines geachteten Schriftstellers erworben hat. Auch in diesem Werke werden die Leser jenen festen statistischen Blick, und jenes praktische Detail wiederfinden, wodurch Küttners frühere Reisebeschreibungen so schätzbar geworden sind. Wie vollständig und unterrichtend sind, z. B. die Nachrichten über Reisemethoden, Postkoursen, Wirthshäuser, Päße und dergleichen! Man muß gereist haben, um ihren Werth schätzen zu wissen, u. s. w. Sollte Rec. etwas tadeln: so würden es einige dem Verf. ent-

schlüpften Anglicismen, und hier und da eine kleine Einförmigkeit im Style seyn. — Fehler, die bey einem solchen Werke kaum in Betrachtung kommen können.

Gb.

Geographisch-naturhistorisches Bilderbuch mit ausführlichem Texte, enthaltend die Länder- und Völkerkunde. Ein Geschenk für die Jugend von einigen Jugendfreunden. Erstes Heft. Grönland und Spitzbergen. Mit einer Karte und 2 Kupf. Zürich und Leipzig, bey Schlegg. 1801. XII und 40 S. 4. 18 gr.

Die Herausgeber handeln in der Vorrede vom Nutzen des Studiums der Geographie, und von der Erleichterung der Erlernung dieser Wissenschaft durch bildliche Darstellung. Ihr Bilderbuch wird daher zur Beschreibung auch Abbildungen von Nationen in ihren Costumen, verschiedener Gebräuche, Sitten, Gewohnheiten und Ceremonien, Ansichten der Hauptstädte, und anderer artistischen Gegenstände, so wie Prospekte von interessanten Gegenständen von Vulkanen, unterirdischen Hölen, u. dgl. m., ingleichen die in jedem Lande einheimischen Thiere und Pflanzen enthalten. Sie erwarten, daß der gerechte und billige Beurtheiler erst einige Hefte vor sich habe, um daraus auf die Erfüllung ihres Versprechens zu schließen. Diesen Wünschen gemäß hält Rec. gern noch sein Urtheil zurück; aber es wird ihm bey aller Gerechtigkeits- und Billigkeitsliebe vergönnt seyn müssen, die Ausführung dieses Versprechens weitaussehend und überaus groß zu nennen, so daß er aus Gründen daran zweifelt. Welcher unabsehbare Stoff bietet sich dar, wenn die genannten Gegenstände bildlich dargestellt werden sollen! — Die zur allgemeinen Erdbeschreibung gehörigen Materien werden nur als Vorkenntnisse ganz kurz behandelt, so weit man sie zum Verständniß der besondern Geographie bedarf. Daher ist in diesem Heft Manches aus der mathematischen und physikalischen Erdbeschreibung vorangeschickt. Hieraus schließt

Rec.

Rec. daß dieses Bilderbuch schon für heranwachsende Jünglinge, und nicht fürs Knabenalter bestimmt sey; denn für dieses gehört, seiner Einsicht nach, die mathematische Geographie nicht. Hierüber hätten sich die Herausgeber erklären sollen, da bey der Erlernung der Geographie unter mehrern Relationen auch das Verhältniß des Alters, der Vorkenntnisse, u. s. w. in Anschlag gebracht werden muß.

Die Form ist eine idealische Reise, die ein Vater mit seinen drey Kindern, nämlich zwey Söhnen und einer Tochter macht. Bekanntlich hat diese Einkleidung den Beyfall sachverständiger Pädagogen. Das Ganze besteht daher in einer Unterredung zwischen diesem Vater und seinen Kindern. Dieser Heft hat zwey Abschnitte, nämlich die Einleitung, welche die zum Verständnisse des Werks nöthigen Vorbereitungskenntnisse enthält, und die Beschreibung von Grönland und Spitzbergen. (Von der letzten Inselgruppe findet sich nichts Näheres in diesem Hefte.) Die Verfasser reisen vom Nordpol zum Aequator, und von diesem zum Südpol, und weichen darin von der Behandlung mehrerer Jugendschriftsteller und praktischen Pädagogen in diesem Fach ab, welche vom Vaterlande aus in die zunächstgelegenen Länder, und so immer weiter zu reisen pflegen.

In die Klage über den Mangel an Aufmerksamkeit in den geographischen Lehrstunden kann Rec. nach seiner Erfahrung nicht einstimmen, da er selbst an einer öffentlichen Anstalt in zahlreichen Klassen seit vielen Jahren Unterricht in der Geographie ertheilt. Das Vehikel der Landkarten trägt bey, das Interesse zu erhöhen, und bey gehöriger Auswahl der vorzunehmenden Gegenstände kann man für diesen Unterricht Theilnahme genug erwecken, da derselbe, selbst für das kindische Alter, angenehmer ist, als manches andere Studium.

Der Ton ist nicht tändelnd und spielend; sondern ernst und gründlich, welches sehr zu billigen ist, und nur einmal stieß Rec. auf eine deklamatorische Stelle, die der Umgangssprache nicht angemessen ist. Da der Vater kurz und zweckmäßig von den Staaten überhaupt, und ihrer Eintheilung, von den Abgaben, dem Militair, den Städten, Flecken und Dörfern gesprochen hatte: so leitet ihn der Ideengang natürlich auf den Vorzug des Menschen und auf ein höheres Wesen.

sen. Der Vf. legt ihm u. a. folgende Worte in den Mund: „Wenn der Mensch im Zustande seiner Besonnenheit umher„wandelt auf der schönen Erde, alle die tausendfachen Wun„der der Schöpfung ihn umgeben, er rauschen hört das un„endliche Meer, und erglühen sieht den majestätisch gewölb„ten Himmel von der steigenden Sonne, wenn der Sturm „durch den Wald saus't, und der Donner im Geklüft der „Berge tollt — muß er dann nicht, verloren in erhabene „Bewunderung, ausrufen: woher das Alles, und woher ich „selbst? Faßt ihn nur der Gedanke, der den beschränkten „Menschen stets ergreifen muß, daß nichts aus nichts entste„hen könne; so muß seinen Geist jetzt eine Ahnung ergrei„fen, von einem Wesen, durch welches Alles das, was er „um sich her erblickt, entstanden sey. Denkt er sich nun die „Kleinheit seiner Macht, die so große Beschränkung sei„ner Vernunft, wie anders dann als unendlich mächtig und „unendlich weise kann er sich jenes Wesen denken, das Alles „dieses, und mit so großer Weisheit gemacht hat!" Diese Stelle zeugt von vielen Gefühlen, und sie würde anderswo gewiß ihren Platz behaupten; hier aber, wo der belehrende Vater so plan als möglich spricht, ist sie zu schwülstig und dichterisch.

Vor der Beschreibung Grönlands stehen Auszüge aus de Pages Reisen um die Welt, die seine Versuche auf den Nordpol zu gelangen, betreffen. Eben so finden sich Extrakte aus Paul Egede's Nachrichten von Grönland, aus von Pauws philosophischen Untersuchungen über die Amerikaner, und aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Um die leichtere Erduldung der strengen Kälte in Grönland zu erklären, sagt Hr. von Pauw von den Bewohnern der Insel: „Das Auffallendste bey der Leibesbe„schaffenheit dieser Menschen ist die große Hitze ihres Ma„gens und Bluts; sie erwärmen durch ihren brennenden „Athem ihre Hütten, wo sie im Winter beysammen sind, „dergestalt, daß die Europäer darin, wie in einer zu über„mäßig warmen Badstube, zu ersticken glauben." Daß der brennende Athem in diesem Klima die Hütten so erwärmen könne, daß die Temperatur einer übermäßig warmen Badstube gliche, gehört gewiß zu den Paradoxieen des Hrn. von Pauw, deren sich bekanntlich in seinem in anderer Hinsicht schätzbaren Werke befinden. Andere Reisende schreiben die

Er-

Erwärmung der Hütten glaublicher der Menge der Lampen zu, die sich in denselben befinden; (denn in jeder Hütte sind so viel Lampen, als Familien darin sind,) nur ist der aus den Gefäßen aufsteigende Geruch und der Dampf, den Kleider und Speisen verursachen, für den Ausländer sehr beschwerlich. Hr. von Pauw behauptet ebenfalls, daß die Amerikaner überhaupt und namentlich die Grönländer weder Bart noch Haare am Leibe hätten. Denn Pernetti hat in seiner Dissertation sur l'Amérique et les Américains, contre les Recherches Philosophiques de Mr. de P. dieß Vorgeben mit glaubwürdigen Zeugnissen widerlegt. Was die Grönländer besonders betrifft, so sagt ja Kranz nach S. 34 deutlich und bestimmt genug, daß sie schwarze und schlichte Haare haben. Freylich findet man selten bey ihnen Barthaare, weil sie den Bart früh ausraufen. — Zu den Naturprodukten Grönlands, die hier kurz beschrieben worden sind, gehören vorzüglich der Eisbär, das Rennthier, das Schneehuhn, der Seehund, das Wallroß und der Wallfisch, die auch auf den beyden Kupfertafeln abgebildet sind. — Die Karte ist die westliche Hemisphäre.

Es ist schon erwähnt worden, daß das Urtheil über den Werth dieser Unternehmung noch aufgeschoben werden soll. In Hinsicht auf die Orthographie, deren man sich bedient hat, wird man das ß in der Folge da mit einem ſ vertauschen, wo nur ein einfaches ſ gehört. Man schreibt ja nicht Denkungsweiße, Art und Weiße, sauß't, sondern Denkungsweise, Art und Weise, sauſ't. — Bey der Angabe des Längenmaaßes bleiben die männlichen Namen des Maaßes in der Regel in der Einheit, wenn keine Präposition vorhergehet. Man sagt daher: Eine englische Ruthe enthält 18 Fuß (nicht Füße) auf jeder derselben 12 Zoll (nicht Zolle) gerechnet.

Ww.

Gallerie der Welt, in einer bildlichen und beschreibenden Darstellung von merkwürdigen Ländern; von Völkern nach ihrem körperlichen, geistigen und bürgerlichen Zustand; von Thieren; von Natur- und

und Kunsterzeugnissen; von Ansichten der schönen und erhabnen Natur; von alten und neuen Denkmalen, mit beständiger Rücksicht auf Beförderung der Humanität und Aufklärung. Von J. D. F. Rumpf und G. W. Bartholdi. Ersten Bandes. Erstes Heft. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. Zweytes Heft. Jeder mit 4 Kupfertafeln. Asien. Zusammen 228 S. gr. 4. Berlin, bey Oehmigke dem Jüngern. 1801.

Gallerie der Welt rc. Dritten Bandes Erstes Heft. Polynesien, mit 4 Kupfertafeln. 96 S. 1801.

Die erste Eröffnung dieser Gallerie, oder der Einleitung erster Abtheilung, die die mathematische Geographie und den Anfang der physikalischen enthielt, ist im 39. B. der N. A. D. Bibl. S. 393 mit verdientem Beyfall angezeigt worden; die Anzeige der zweyten Abtheilung scheint sich in der Druckerey verloren zu haben. Von dem Werke selbst ist des zweyten Bandes erster Heft, der den Anfang von Indien lieferte, B. 50 S. 505 recensirt worden. Inzwischen ist dieser zweyte Band, so wohl als der erste, der vermuthlich später ausgegeben wurde, wie wir aus dem Umschlag sehen, jeder mit 4 Heften, geschlossen worden. Da inzwischen von dem ersten Bande noch keine Erwähnung geschehen: so holen wir hier die Anzeige desselben bey der zweyten Auflage nach. Nach einer allgemeinen Nachricht von Asien, worin es in Südasien, Mittel- oder Hochasien, und Nordasien getheilt wird, macht dieser erste Band nicht, wie man vermuthen sollte, mit den vorliegenden Theilen Asiens, der asiatischen Türkey, Arabien und Persien; sondern mit dem hintersten Reich, mit China den Anfang. Die Beschreibung ist mit Benutzung der neuesten Reisebeschreibungen, ziemlich umständlich, nach Lage, Gränzen, Boden, Gebirgen, Gewässern, Klima, Produkte aus allen Naturreichen, besonders vom Firniß, Talg- und Wachsbaum, vom Theestrauch, sehr ausführlich, Rhabarber, der Litschifrucht, einer Steinfrucht, deren schmelzendes, alles Wohlschmeckende und Wohlriechende,

nach

nach Art der Ananas, in sich vereinigen soll; vom Zwerghirsch, Goldfasan, Spornvogel, Goldfisch, und dem chinesischen Seidenbau. Nun von der Nationalbildung, Kleidung und Putz, Nahrungsmittel, Lebensart, Wohnungen, Nationalfesten und Lustbarkeiten der Chinesen, und von ihren Ceremonien und Heyrathsgebräuchen. Länderbestand und Bevölkerung — nach 15 Provinzen, die nach Stauntons unerweislicher Angabe, 333 Mill. Menschen enthalten sollen. Peking soll eine astronomische und medicinische Gesellschaft, eine Akademie der Wissenschaften, und eine Sternwarte haben. Staatsverfassung, Gesetze, Landeskollegien, Finanzen — bis 400 Mill., Polizey, Vertheidigungsanstalten — hier von der berühmten, jetzt unnützen, chinesischen Mauer. — Abgöttische Verehrung des Kaisers. Von den Erwerbquellen, Viehzucht, Landbau, Kunstfleiß, Handel, Aus- und Einfuhr, und Münzen der Chinesen. — Sie haben bloß kupferne Münzen, Gold kennt man bloß in Goldstaub, und Silber, in Platten und Barren; daher die Kaufleute immer mit Waage und Probiersteinen ausgehen. Elender Zustand der Chinesen in mechanischen und schönen Künsten. — Es fehlt in China, heißt es S. 78 sehr richtig, an allem günstigen Einfluß der Religion, und des Genußes der bürgerlichen Freyheit, es fehlt an schönen Gestalten, und an allen körperlichen und geistigen Stimmungen, um einige Fortschritte in der Kunst des Schönen zu machen. Zustand der Sprache, Erdkunde, Geschichtskunde und der Wissenschaften. Religion, Volksglaube, Erziehung und Unterricht der Jugend. — Die Proselyten, die die noch in Peking befindlichen Missionarien machen, sind Arme, die durch ihre Almosen bewogen werden, oder ausgesetzte Kinder, die sie erziehen. Beyläufig erfahren wir, daß der bisherige genug bekannte Kaiser Kienlong 1796 in seinem 83ten Jahre seine Regierung niedergelegt, und von seinen vier noch lebenden, seinen vierzehnten Sohn Tsing zum Kaiser erklärt habe. Sittlicher Zustand der Nation — äußerst verderbt, Geschichte ihrer Ausbildung. Die Nation steht noch in der Stufe der Kindheit; und ihre alte, ursprüngliche Verfassung hat sich erhalten, weil die Völker, mit denen sie der Zufall in Verbindung brachte, noch weit ungebildeter waren. Nun etwas Weniges von der Insel Formosa. Dann S. 108—130 von dem Inselstaat Japan, und zwey Blätter von Tibet. Der zweyte Heft setzt die Beschreibung von

Tibet fort. Es ist das höchste Land in Asien, die asiatische Schweiz, hat Gold- und Silberbergwerke; das Gold ist im gediegenem Zustand, eigen ist dem Lande der rothe Borax, oder Tinkal, der Ziegenochse und das Beutelthier mit seinem Moschusbeutel. Aus der überaus feinen Wolle der tibetischen Schaafe werden die Schals bereitet, das feinste Gewebe, das Menschenhände aus thierischer Wolle verfertigen können. Der Kropf ist hier endemisch. Die Religion ist die lamatische, die hier mit der Staatsverfassung in einander verwebt ist; denn Tibet ist ein geistliches Reich. Der Dalailama ist Regent und Papst zugleich. Die Lehrsätze des Lamaismus sind höchst abentheuerlich. In intellektueller und moralischer Bildung sind die Tibetaner weit zurück. Doch hat Lassa, die Residenz, eine Druckerey; aber, nach chinesischer Art, mit stehender Schrift; daher sind die geschriebenen Bücher häufiger, ihr Papier wird aus der Rinde einer Baumwurzel verfertigt. Es sind 12 hohe Schulen im Lande, wo Philosophie, Astronomie, Arzneykunst nebst den Geheimnissen der Theologie gelehrt werden. Nach 12 Jahren kann die Doktorwürde erlangt werden. Dem Volke fehlt es durchgehends an Industrie; der Handel ist ganz passiv, und wird durch Karavanen aus China und Siberien, und aus Bengalen, getrieben; alle Buden in Lassa sind voll englischer und indischer Waaren. Die neugebornen Kinder werden durch eine Taufe zur Landesreligion eingeweiht. Lesenswürdig ist die Nachricht von den Nationalgebräuchen der Tibetaner, sonderlich religiöser Art. Das Land ist überhaupt ein Land der Widersprüche und Unnatürlichkeiten, deren Auflösung künftigen Forschern vorbehalten ist; die aber freylich durch ein unfreundliches, unwirthbares Land zur Einwanderung nicht eingeladen werden. S. 157. Die kleine Bucharey, von dem nordöstlichen Theil von Tibet, durch die ungeheure Sandwüste Kobi, getrennt, zwischen 92° und 118° der Länge von Ferro, und 35° — 45° der Breite liegend, besteht aus 10 Landschaften, und hat Gold, Silber und Edelsteine. Die Religion ist ein sinnloses Gemisch von Christianismus, Muhamedanismus und Lamaismus; hat aber weder Tempel noch Altäre. Bis 1683 war das Land unabhängig; jetzt ist es China unterworfen. S. 168 Die Mongoley. Uebersicht der Schicksale der Mongolen von den ältesten Zeiten an; heutiger Zustand der Mongoley — sie wird in die Kalmukey, als den westlichen Theil, und die

eigentliche Mongoley, als den östlichen Theil, getheilt; jede besteht wieder aus zwey Theilen. Boden und Klima. Der salzige, salpeterreiche Boden, und dessen außerordentliche Höhe sind Ursache der hier herrschenden strengen Kälte. Thierarten. Völkerschaften der Mongolen, und ihre Bildung überhaupt. Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung der Kalmüken, Reichthum derselben an Pferden und Rindvieh, ihre Wanderungen und Beschäfftigungen, Jagd, gymnastische Uebungen und Lustbarkeiten, Behandlung des weiblichen Geschlechts, Gastfreundschaft, bürgerliche Verfassung — sie stehen unter mehrern, größern und kleinern, uneingeschränkten Erbfürsten, die den Namen Taidschi, zuweilen auch Chan, führen. Kriegsverfassung. Religion, die lamaische; außerordentliche Schärfe der Sinne bey den Kalmüken. Zum Schluß noch Etwas weniges von Korea; es hat einen erblichen König, der dem Kaiser von China Tribut bezahlt, und sein in 8 Provinzen getheiltes Land durch Statthalter regieren läßt.

In der Beschreibung von Polynesien haben wir in einigen Stellen eine außerordentliche Uebereinstimmung mit den Worten Plants in seinem Handbuch einer vollständigen Beschreibung und Geschichte Polynesiens gefunden; z. B.

Gallerie der Welt. S. 6.	Plant 1. B. Allg. Einleit. S. 38.
Aus eben dieser Lage zwischen den beyden Wendekreisen kommt es auch, daß die Bewohner die Sonne zur Mittagszeit jährlich zweymal über dem Kopfe haben, wenn sie vom nördlichen Wendezirkel zum südlichen hinabgeht, und wenn sie von da wieder zurückkehrt. Sie sind also jährlich zweymal Unschattige, d. i. sie werfen gar keinen Schatten von sich. Die übrige Jahrszeit sind sie Zweyschattige, d. h. sie werfen ihren Schat-	Aus eben dieser Lage zwischen den beyden Wendekreisen kommt es auch, daß die Bewohner dieser Inselwelt die Sonne zur Mittagszeit jährlich zweymal gerade über dem Kopfe haben, wenn sie vom nördlichen Wendezirkel zum südlichen hinabgeht, und wenn sie von da wieder zurückkehrt. Sie sind also jährlich zweymal Unschattige, (ascii,) d. i. sie werfen gar keinen Schatten von sich. Die übrige Zeit sind sie Zwey-

Schatten in der Mittagsstunde bald gegen Norden, bald gegen Süden, je nachdem die Sonne entweder nord: oder südwärts von ihrem Scheidepunkt (soll heissen Scheitelpunkt) absteht. Die Polynesier unter dem Aequator haben jährlich zwey Sommer, zwey Herbste, zwey Winter, und zwey Frühlinge. Der Winter ist weiter nichts als ein mäßiger Grad der Hitze, der aus der zweymaligen jährlichen Entfernung der Sonne von der Linie entsteht. Die unter dem Wendekreise wohnenden Polynesier haben, wie wir, vier Jahrzeiten.	Zweyschattige, (amphiscii) d. h. sie werfen ihren Schatten zur Mittagsstunde bald gegen Norden, bald gegen Süden, je nachdem die Sonne entweder nord- oder südwärts von ihrem Scheitelpunkt absteht. Die Polynesier unter dem Aequator haben jährlich zwey Sommer, zwey Herbste, zwey Winter, und zwey Frühlinge. — Unter Winter versteht man hier nur einen mäßigen Grad der Hitze, der aus der zweymaligen jährlichen Entfernung der Sonne von der Linie entsteht. Aber die unter dem Wendekreise wohnenden Polynesier haben, wie wir, vier Jahrzeiten.

Wir halten diese Uebereinkunft für zufällig, weil sie eine Sache betrifft, die man beynahe nicht als mit den nämlichen Worten ausdrucken kann — und die im Grund aus beyden Büchern hätte wegbleiben können, weil diese Schattenverschiedenheit nicht Polynesien allein; sondern allen den Ländern eigen ist, die über den heissen Erdstrich die nämliche Lage haben. Uebrigens haben wir gar wohl bemerkt, daß die Verfasser in Beschreibung dieses Welttheils ihren eignen Gang gehen, und von den holländischen Besitzungen manche statistischen Angaben beybringen, die im Plantischen Werke fehlen. Die östliche Länge von Polynesien wird vom 70° bis 247° der Länge von Ferro angegeben, da Plant hingegen sie vom 112° an rechnet; allein die Ursache ist, weil hier auch Ceylon und die maldivischen Inseln zu Polynesien gerechnet werden. Die allgemeine Beschreibung wird mit einer chronologischen Uebersicht aller in diesem grossen Weltmeere gemachten Entdeckungen beschlossen. Plants Eintheilung in West- Mittel- und Ostpolynesien wird, wir zweifeln, ob mit Recht, verworfen, und dargegen diese Inselwelt in die ostindischen und Südsee-Inseln getheilt, wovon

hier

über bloß die Beschreibung der ostindischen Inseln angefangen aber nicht geendigt wird, darunter die mit Kupfern versehene Beschreibung von Ceilon in unsern Tagen ein vorzügliches Interesse hat. Es enthält übrigens dieser Heft, die maldivischen Inseln, Ceilon, die nicobarischen Inseln, Sumatra, Java, Borneo, die kleinen Sundinseln, und den Anfang der Beschreibung der Molukken. Die beygefügten Kupferstiche sollten aber doch Beziehung auf den Text, oder der Text Beziehung auf die Kupfer haben; sie enthalten meistens Zeichnungen, deren im Text gar nicht erwähnt wird.

Hz.

Bildliche Darstellung aller bekannten Völker. Achter Heft. 22 S. Neunter Heft. 28 S. Zehnter Heft. 24 S. Eilfter Heft. 16 S., und Zwölfter Heft. 15 S. 4. Mit Kupf. Leipzig, im Industriekomtoir. 1801. jeder Heft 8 gr.

Heft 8. Hierin befindet sich eine Beschreibung der Baschkiren und Hottentotten. Jene hat zur Einleitung die Darstellung der Beschaffenheit des asiatischen Rußlands, nämlich die Angabe des Klima, des Bodens, der Hauptflüsse, der Produkte, der Einwohnerzahl, und der politischen Eintheilung des Landes. Letztere ist genau und umständlich durch das uralische Gebirge bestimmt, nach welchem das Gebiet in Hinsicht auf seine Lage wieder in die westuralischen, uralischen und osturalischen Länder getheilt wird. In diesen Landschaften werden die merkwürdigsten Städte angegeben und näher beschrieben. (Alles fast wörtlich aus dem Gasparischen Lehrbuch der Erdbeschreibung, 2. Cursus, abgeschrieben.) Die nähere Beschreibung der Baschkiren selbst, ihre Wohnungen, Beschäfftigungen, Nahrungsmittel, und dergleichen mehr befindet sich im zweyten Bändchen des Fabrischen geographischen Lesebuchs, woraus sie auf eben die Art kompilirt worden ist. — Die Hottentotten, deren nähere Kenntniß wir den Beschreibungen Sparrmanns und le Vaillants danken, sind nach den vorhandenen Nachrichten richtig beschrieben. Wenn es aber S. 19 heißt, daß die jungen Mädchen unter 9 Jahren bis auf die kleine Schürze völlig na-

ckend

ckend gehen: so sollte man glauben, daß sie von ihrer Geburt an bis zu dem genannten Jahre diese Schürzen trügen. (Andern Berichten zu Folge gehen die Kinder der Hottentotten ganz nackend.) Nach dem neunten Jahre bekommen die Mädchen ein Jäckel, oder eine kleine Schürze von einem Felle.

Der neunte Heft enthält Beschreibungen einiger asiatischen und amerikanischen Gegenstände aus der Länder- und Völkerkunde. Zuerst findet man Nachrichten von der Nordwestküste Amerika's, wovon Nortonsund mit der am Eingange befindlichen Bay Chacktoole ein Theil ist. Kurz und befriedigend. Darauf folgen Insulaner des nordöstlichen Archipelagus. Zu den dem russischen Reiche zinnsbaren Inseln gehören 1) die kurilischen Inseln. 2) Die aleutischen, 3) Die andreanowischen, und 4) die Fuchsinseln. — Die Wohnungen aller dieser Insulaner sind den Wohnungen der Kamtschadalen ähnlich. Zuletzt sind die Patagonier abgebildet und beschrieben. Diese Menschen werden hier ganz richtig nicht unter die Riesen gerechnet; ob sie gleich der Mehrheit nach eine ansehnliche Leibeslänge haben. Schon de Pauw hat in seinen recherches philosophiques sur les Américains die abentheuerlichen Erzählungen von den Patagonen bestritten, und als kindische Mährchen verworfen.

Im zehnten Heft sind Abbildungen und Beschreibungen von den Esthen, Lappländern und Arabern. Bey den Lappen, davon die Zeichnung und das Costum der Kleidung getreu ist, vermissen wir die nähere Beschreibung der Trachten beym männlichen und weiblichen Geschlecht, da es doch sehr darauf ankömmt, zu wissen, aus welchem Stoffe die Kleidungsstücke bestehen. Diese Bemerkung ist auch auf die Bearbeitung der Araber anzuwenden.

Der eilfte Heft hat Mordwinen und Mexikaner.

Der zwölfte Heft liefert die Beschreibung der Finnen und Sandwichinsulaner. Von den letztern ist es sonderbar, daß sie sich aus Kürbissen Larven verfertigen, deren sie sich bedienen, wenn sie Wasserlustfahrten unternehmen. Da, wo die Nase und die Augen hintreffen, sind zwey Löcher hineingeschnitten. Oben verzieren sie dieselben mit grünen Zweigen, und am untern Ende verschönern sie sie mit einigen

schma-

schmalen Streifen buntfarbiger Zeuge, welche wie ein Bart herunter hängen.

Die illuminirten Kupfer stellen die erwähnten Völker vor. Wir haben schon einmal bey der Anzeige des dritten und vierten Hefts (B. 54 S. 428 ff.) gezeigt, wie andere bekannte Geographen benutzt sind. Hier haben wir bey den Baschkiren aufs neue eine fast wörtliche Uebereinstimmung mit Gaspari und Fabri wahrgenommen. Der Herausgeber sollte doch des Titels eingedenk seyn, nach welchem die Beschreibung aus den besten englischen, französischen und italiänischen Werken bearbeitet werden soll. Wozu das Abschreiben aus so bekannten Schriften?

Ww.

Bruchstücke aus einer Reise von Bayreuth bis Wien, im Sommer 1798. Von *Ernst Moritz Arndt.* Leipzig, bey Gräff. 1801. 1 Alph. 2 Bog. 8. 1 Rh. 8 gr.

Rec. hat dieses Werk mit vielem Vergnügen gelesen. Man erkennt auf jeder Seite den gescheuten und braven Mann, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat. Zwar ist sein Styl nicht völlig korrekt, es entwischen ihm hier und da ein Paar Kraftausdrücke, die Rec. wegwünschen würde; aber sein richtiger Blick, seine jovialische Laune, seine heitere gutmüthige Ansicht der Dinge, und sein lebhafter Erzählungston machen das bald vergessen. Man glaubt den biedern herzlichen Pommer vor sich zu sehn; man merkt, daß es nichts als seine Empfindung, seine Urtheile, seine Erfahrungen sind; man erfährt eine Menge kleiner Details, die einen lebhaft in dieses Land, und unter diese Menschen versetzen; und wird durch seine kleinen Abentheuer und mancherley Bekanntschaften immer in Aufmerksamkeit erhalten.

Rec. seinem Plane getreu, den Lesern immer einen allgemeinen Begriff von dem angezeigten Werke zu verschaffen, begnügt sich mit dieser allgemeinen Anzeige, und hofft durch die Urtheile seiner Leser nicht Lügen gestraft zu werden.

Er

Er hebt indessen die Donaureise des Verf. wegen der schönen Schilderungen der Gegenden, und der launigen Charakteristik den Reisegefährten ganz besonders aus; und wird in einem der folgenden Stücke unserer Bibliothek auch seine noch interessantere Reise durch Italien anzeigen. Was den Titel anlangt, so würde Rec. lieber gesetzt haben: Bruchstücke aus der Beschreibung u. s. w.

Archiv für Liebhaber der Länder- und Völkerkunde. Erster(n) Band(es) erster Theil. Nürnberg, bey Grattenauer. 1801. 15 B. gr. 8. 20 gr.

Die Leser finden hier nichts als alte längst bekannte und gedruckte Sachen. — Ueber die nordamerikanischen Wilden, aus Wolds Reise. — Geschichte der Entdeckungen auf (in) dem Südocean aus Wilsons Geschichte der Missionsreise nach Otaheiti u. s. w. — Schilderung des Nordens von America aus Georg Forsters Geschichte der Entdeckungen in der Nordwestküste von America u. s. w. — Wozu diese Nachdrücke? Wahrscheinlich ist der arme Verleger mit dem Manuskripte betrogen worden.

W.

Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Franken, oder vollständige Beschreibung aller im fränkischen Kreise liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Flecken, u. s. w. Dritter Band. Ulm, bey Stettin. 1801. 1 Alph. 2½ Bog. gr. 8. 2 Rg.

Dieser mit eben der Sorgfalt, als die vorhergehenden Bände, bearbeitete Theil fängt von der Dorfmühle Jacken an, und erstreckt sich bis Netzstall, einem Bürgersitz im Dorfchen Brunn unweit Nürnberg. Die stärkern Artikel sind Kitzingen, Königshofen, Kronheim, Lansberg, Lichtenberg, Marienburg, Münnerstadt, Malla und Neukirchen.

Am umständlichsten sind Meiningen und Mergentheim behandelt worden. Hier trifft man viele historische und statistische Angaben an. In dem herzoglichen Sachsen-Coburg-Meiningschen Lande sind im 1799sten Jahre 397 Paar getrauet, 1554 Personen geboren und 1401 gestorben. Bey dieser Zählung ist aber das Amt Römhild nicht mit begriffen, da es gemeinschaftlich ist. Die jetzigen Besitzungen dieses herzoglichen Hauses liegen im obersächsischen und fränkischen Kreise. Das Ganze wird in das Ober- und Unterland eingetheilt. Jenes enthält die drey Aemter Sonnenberg, Neuenhaus und Schalkau, nebst dem Gericht Rauenstein; dieses besteht außer dem gemeinschaftlichen Amte Römhild aus folgenden 7 Aemtern: Meiningen, Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen, Salzungen und Altenstein. Das Unterland enthält etwa 15 Quadratmeilen, und das Oberland 4½. Die Topographie der Residenzstadt Meiningen an der Werra ist eine in gedrängter Kürze dargestellte Schilderung des Orts, wo besonders die neuesten Nachweisungen, z. B. des Gewerbzustandes im Jahr 1768 (aus dem fränkischen Merkur) mit der jetzigen Beschaffenheit bekannt machen. — Bey Mergentheim, des deutschen Ritterordens Meisterthum, wird die Geschichte des Ordens seit seiner Entstehung geliefert. Man findet zugleich die Beschreibung der Gebräuche, die beym Ritterschlage und der Einkleidung eines in den deutschen Orden aufzunehmenden Novizen beobachtet werden. (Vergl. Götting. Magazin B. 6 St. 3 S. 513.) Die Lande des Deutschmeisterthums sind eingetheilt 1) in das Tauber Oberamt. 2) das Neckar Oberamt. 3) das Oberamt Ellingen. 4) die Kammerkommenden und auswärtigen Verwaltereyen, und 5) die Herrschaften Freudenthal, Eilenburg und Baussau in Schlesien und Mähren. — Bey dem katholischen Pfarrdorf Kirchehrenbach im Bambergschen wird bemerkt, daß von diesem Ort die Obstbaumzucht ausgieng. In der Nähe desselben liegt ein hoher Berg mit einer Kapelle der heiligen Walburg, wo jährlich am 1. May ein Freymarkt ist, der von Menschen aus den entferntesten Bambergischen Gegenden besucht wird. Es kommen daselbst oft 6 bis 8000 Menschen zusammen, und nicht selten bieten gegen 200 Schuhmacher ihre Waaren feil. — In dem wegen seiner mineralischen Gewässer bekannten Würzburgschen Städtchen Kissingen ist besonders zur Bequemlichkeit der Brunnengäste seit 1795 während der Kurzeit ei-

ne reitende Post angelegt worden. Die Saline daselbst, ein Domainengut des Fürstbischofs von Würzburg, ist seit 1794 auf 30 Jahre jährlich für 16000 Fl. rhein. verpachtet.

Ueberhaupt ist es rühmlich, daß an vielen Orten die Quellen, woraus die Nachrichten geflossen sind, angeführt werden; ob dieß gleich nicht allenthalben geschehen ist. So ist bey der Aufzählung der Anzahl der gewerbtreibenden Personen in Lauenstein Leonhardi (Erdbeschreibung der preuß. Monarchie) erwähnt; bey Münchberg und Naila, besonders bey der umständlichen Angabe der Marmorbrüche in der Nähe des letzten Orts ist hingegen derselbe Erdbeschreiber nicht namhaft gemacht; ob gleich die Notizen, wenn sie nicht aus einer andern gemeinschaftlichen Quelle flossen, von ihm genommen sind. Diplomen und Urkundensammlungen sowohl, als auch die neuesten Schriften fanden wir angeführt, um dadurch eine Behauptung zu bestätigen, welches wir sehr billigen. Manche Reflexionen wird man mit Vergnügen lesen, da sie hin und wieder treffend angebracht sind. Auch über Thorheiten, die an einigen Orten sich besonders finden, wird zuweilen ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, und die Legenden werden kurz angeführt und verworfen. Man lese z. B. S. 106 in dem Artikel Kirchensall, einem Hohenlohe-Neuensteinischen Pfarrdorfe Folgendes: „Die Fabel, daß die „Kirche Anfangs sollte zu Langensall erbauet werden; daß „aber das Bauholz immer in der Nacht wieder an den Platz „gebracht worden sey, wo sie jetzt steht, widerlegt sich von „selbst." — Mit Vergnügen nimmt man hier neue Eintheilungen wahr, die selbst Leonhardi noch nicht hat, z. B. Naila, das ehemalige Voigteyamt, nunmehrige Kammeramt. Es begreift die ehemaligen Kamerallämter a) Naila. b) Schauenstein. c) Lichtenberg und Thierbach. d) Selbitz. e) Schwarzenbach am Walde und Bernstein. (Es fehlt aber das Kammeramt Neuhof, bestehend aus dem ehemaligen Oberamt Neuhof, — welches angeführt ist — Markt Erlbach und Dietenhofen.)

In der Vorrede versichert der Herausgeber, Hr. Archidiakon M. Bundschuh in Schweinfurt, daß alsdann, wenn Veränderungen im fränkischen Kreise vorfallen, die die Oberherrschaft und Aemterorganisirungen betreffen könnten, in dem Ergänzungsbande durch hinzuzufügende Tabellen diese

neuen

neuen Einrichtungen angezeigt werden sollen. Auf die Art ist für die fortwährende Brauchbarkeit des Lexikons gesorgt worden. In dem vierten Bande wird besonders der Artikel unmittelbare reichsfreye Ritterschaft durch Unterstützung einiger Gönner des Herausg. in einer Gestalt erscheinen, wie er längst verlangt wurde. Wir wünschen überhaupt dem fleißigen Verf., der schon vormals als Mitherausgeber des Journals von und für Franken sich um die Geschichte, Geographie und Statistik dieses Kreises verdient gemacht hat, von mehreren Seiten recht viele gründliche Beyträge, wodurch eine Unternehmung der Art immer mehr ihren Endzweck zu erreichen im Stande ist.

Ww.

Lehrbuch der Geographie für Anfänger in dieser Wissenschaft, von F. P. Wilmsen, drittem Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. Erster Theil, welcher Europa enthält. Neue umgearbeitete Auflage. Berlin, bey Lange. 1801. 23 Bog. 8. 14 gr.

Wenn man, um deswillen mit der Ausfertigung dieser neuen Auflage, ohne vorher die endliche Entscheidung des Schicksals so vieler Provinzen Deutschlands und andrer Länder abzuwarten, geeilt hat, um etwan in der Konkurrenz mit den vielen neuen Geographien, die uns nach dieser Periode drohen, nicht zu späte zu kommen: so möchte wohl schwerlich von dieser Frühzeitigkeit ein anhaltender Vortheil erreicht werden; denn es ist nicht wohl zu vermuthen, daß unter allen den größern und kleinern geographischen Lehrbüchern, die die veränderte Verfassung Deutschlands und Italiens nothwendig machen wird, eines oberflächlicher, mangelhafter, unordentlicher und ungleichförmiger ausfallen werde, als das gegenwärtige ist. Schon der immer gleiche Ton einer Reisebeschreibung, in den diese Geographie eingekleidet ist, wird zuletzt widerlich. Man glaubt einen Marktschreyer zu hören, wenn es bey jedem Orte heißt: da schauen wir, da sehen wir, u. s. w. und nur selten wird das, was der Schü-

ler sehen soll, beschrieben; sondern bloß genennt. Kein Land sollte anders als nach seiner einmal bestehenden Eintheilung beschrieben werden; auf diese aber wird hier durchaus nicht Rücksicht genommen: vielmehr herrscht in den Beschreibungen eine sichtbare Unordnung, indem bloß auf die Bequemlichkeit eines Wanderers Rücksicht genommen wird. So wird bey Kursachsen der Magdeburgische Saalkreis, und Oberingen bey dem Fürstenthum Blankenburg mitgenommen. Bey Kursachsen werden die Herzoge von Sachsen, und darunter auch der Herzog von S. Meiningen, bloß genannt, nicht anders als wenn diese letzten Lande im obersächsischen Kreise lägen. Das Bisthum Osnabrück wird mit 4 Zeilen abgewiesen, und bloß gesagt, daß sein Fürst, ein englischer Prinz, in London lebe. — Hätte sich wohl der Verf. zweckloser ausdrücken können? Henneberg, muß man glauben, gehöre ganz dem Landgrafen von Hessen-Kassel; denn der wird allein als Landesherr genannt. Daß der größere Theil dem Hause Sachsen gehöre, davon hört man nichts. Rußland soll sechsmal größer als Deutschland seyn: so müßte also Deutschland über 50000 Q. Meilen enthalten. An eine vollständige und ordnungsmäßige Aufzählung aller zu jedem Kreis gehörigen Reichsstände, ist ohnedieß nicht zu denken. Sehr viele Fürstenthümer, Grafschaften und Reichsstädte werden gar nicht erwähnt. Viele Veränderungen, die der nun geendigte unglückliche Krieg, und die Rastadter Kriegsbewilligungen veranlaßt haben, werden zwar erwähnt, aber dieß geschieht nicht durchgehends.

Ek.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Neue Verlagsbücher der von Kleefeldschen Buchhandlung in Leipzig. Jubilatemesse 1802.

Elementarwerk, neues, der praktischen Landwirthschaft. Ein Handbuch für ausübende, besonders für angehende Oekonomen. Mit Holzschnitten. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Handwörterbuch der Seelenmalerey. Zum gemeinnützigen Gebrauch, besonders für Zeichner, Maler, und Liebhaber charakteristischer und allegorischer Darstellungen. Nebst 32 in Kupfer gestochenen Köpfen, die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften betreffend, von Le Brün. gr. 8. 2 Rthlr.

Hezel, W. F., die Kunst, auf die möglichst geschwindeste Art Französisch sprechen und schreiben zu lernen, oder neues französisches Elementarwerk für französische Schulen aller Klassen. Zweyte Auflage in 4 Cursen. gr. 8. 2 Rthlr.

Kabalen des Schicksals, (viertes Bändchen, (werden fortgesetzt). 8. 16 Gr.

Liebmann, H., eine katechetische Unterredung über Kuhpockeneinimpfung, gehalten mit den Kindern einer Dorfschule. Allen Vätern und Müttern, so wie auch allen Geistlichen und Schullehrern empfohlen. 8. 4 Gr.

Peßler, B. G., vollständige Beschreibung und Abbildung einer neuen Dreschmaschine, welche ohne alle Verwirrung des Strohes nicht nur rein ausdrischt; sondern auch, während des Dreschens selbst, das gedroschene Korn aussiebet und einmißt; auch wenn man will, nach einer ge-

rigen Abänderung, statt einer [illegible] 8. 6 Rthlr.

Rößig, C. G., ökonomisch-botanische Beschreibung der verschiedenen Arten, Ab- und Spielarten der Rosen, zu näherer Berichtigung derselben für Liebhaber von Lustanlagen und Gärten. Zweyter Theil, nebst Nachträgen zu dem ersten Theile. 8.

Spieß, C. H., der Alte Ueberall und Nirgends. Eine Geistergeschichte. Zwey Theile. Vierte, rechtmäßige mit neuen Kupfern versehene Auflage. 8. 2 Rthlr.

Struve, K. F., Versuch einer Physiognomonik der Erde, oder die Kunst, aus der Oberfläche der Erde auf ihren obern Inhalt zu schließen. 8. 16 Gr.

Dessen vom Scharlachfieber. Vom Reich'schen Fiebermittel, zum Schrecken der Quacksalber! und von der Verbannung der Chinarinde in vielen Krankheiten. Aus der Erfahrung abgehandelt. 8. 6 Gr.

Tasso's, Torquato, nächtliche Klagen der Liebe im Kerker. Ein 1794 in Ruinen zu Ferrara aufgefundenes Werk. Aus dem Italiänischen übersetzt. Nebst einigen nöthigen erläuternden Anmerkungen, und dem Leben des Verfassers. Mit Kupfern. Taschenformat. 1 Rthlr. 8 Gr.

Winkopp, P. A., Neuestes Zeitungs-, Reise-, Post- und Handlungslexikon, oder geographisch-historisch-statistisches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde; enthaltend eine genaue und vollständige Beschreibung aller in den fünf Erdtheilen befindlichen Staaten, Herrschaften, Völker, Gewässer, Gebirge, Waldungen, Städte, Festungen, Seehäfen, Handels- und Fabrikorte, Bäder, Gesundbrunnen, Flecken, und überhaupt aller, für Geschäftsmänner, Reisende, Kaufleute und Zeitungsleser in historischer, politischer oder kommercieller Hinsicht, bemerkungswerther Ortschaften, wobey ganz vorzügliche Rücksicht auf deutsche Leser und Deutschland genommen, und davon alle Poststationen und Dörfer, so wie die vornehmsten Höfe und Weiler angezeigt worden sind. Nach den Friedensschlüssen zu Lüneville und Amiens aus den neuesten Reisebeschreibungen, Topographien, Staatsschriften und handschriftlichen Nachrichten, auch auf eignen Reisen gesammelt und verfaßt. Ersten Bandes erste Abtheil. gr. 4.

Voll-

Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse, von Friedrich Gottlieb Dietrich, Fürstl. Sächs. Weimar. Hofgärtner rc. Mit einer Vorrede begleitet vom Herrn Prof. Kurt Sprengel in Halle. Erster Band. gr. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädike, und zu haben in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr. sächsisch oder 5 Fl. 24 kr. Reichskourant.

Um Botanikern, Aerzten, Apothekern, Oekonomen, Forstmännern, und überhaupt allen Natur- und Gartenfreunden dieß Werk in etwas kennen zu lehren, führen wir nur folgende zwey Stellen aus den Vorreden hier an. Herr Prof. Kurt Sprengel, dieser kompetente Richter in diesem Fache, sagt darüber: „Der Wunsch des Herrn Dietrich, daß ich zu seinem Werke eine Vorrede liefern möchte, zeugt von einem Vertrauen gegen mich, wodurch ich „mich desto geehrter fühle; je bekannter dem Publikum der „Verfasser, als einer der geschicktesten Gartenkünstler, und „je geschätzter seine übrigen in dieß Fach einschlagenden Schrif„ten sind. Eben aus diesem Grunde halte ich es nicht für „anständig, dem Urtheile des Publikums über dieses Werk „vorzugreifen, oder den Lobredner desselben zu machen, un„geachtet ich dieß mit voller Ueberzeugung thun könnte, da „ich aus den wenigen Bogen, die vor mir liegen, schon Vie„les gelernt zu haben, versichern kann." Der Herr Verfasser selbst giebt über den Zweck seines Werks in folgenden Worten Auskunft: „Miller lieferte (durch sein Gartenlexikon) „für seine Zeit ein sehr brauchbares Werk, das eine lange „Reihe von Jahren die Bibel des Gartenfreundes war; aber „die Aenderungen in dem System der Botanik, der Zuwachs „dieser Wissenschaft selbst, neuere und einfachere Kulturme„thoden, und der Unterschied zwischen dem Klima Englands, „für das Millers Anweisungen größtentheils berechnet sind, „und dem unsrigen, ein Unterschied, der für die Gartenkul„tur weit bedeutender ist, als die geographische Lage vermu„then lassen sollte, machten endlich ein ganz neues Werk, das „für Deutschlands Klima berechnet ist, nothwendig. Meine „Materialien sind, wie ein flüchtiger Blick auf diesen Band

[illegible] wird, zum größten Theil aus der Erfahrung [illegible] [illegible] die Gärtnerey betreffenden Theile unumgänglich nöthig war. Aber auch die Beschreibungen der Pflanzen etc. sind größtentheils nach der Natur gemacht, oder von Kennern mit der Natur verglichen, und für meinen Zweck excerpirt, u. s. w.“

Wer bey den Gebrüdern Gädike zu Weimar entweder selbst, oder durch eine Buchhandlung auf den zweyten Band, der bereits unter der Presse ist, 2 Rthlr. 6 Gr. sächsisch, oder 4 Fl. Reichskourant, pränumerirt, erhält den ersten Band ebenfalls für diesen niedrigern Preis.

Der Kandidat der Theologie, oder mitgetheilte Erfahrungen für Kandidaten der Theologie, und solche, die es werden wollen, zur Erlangung vortheilhafter und glücklicher Verhältnisse im bürgerlichen Leben; von Wilhelm Schenk, Diakonus, Mittagsprediger und erstem Lehrer an den Schulen zu Ilmenau. 8. Weimar, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädike, und zu haben in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 8 Gr. sächsisch oder 2 Fl. 24 Kr. Reichskourant.

Was Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen im Allgemeinen ist, kann das obige Werk für den Kandidatenstand einzeln seyn. Wohl mancher Kandidat der Theologie hat eine kümmerliche Existenz, oder doch mit unübersteiglich scheinenden Hindernissen zu kämpfen, um zu einer Versorgung zu gelangen, und es wird daher keinen von diesen gereuen, hier für die bürgerlichen Verhältnisse die Erfahrungen und Rathschläge des Herrn Diakonus Schenk mitgetheilt zu erhalten. Die guten Rathschläge des Verfassers können gewiß Vielen zum wahren Nutzen gereichen.

Das vierte Stück des zwey und vierzigsten Bandes des Prediger-Journals, enthält folgende Abhandlungen: 1. Wie muß sich der Prediger gegen religiöse Schwärmer, und besonders gegen die sogenannten Verbrüderten verhalten? Vom Herrn Metropolitan [illegible]. 2. Was

[illegible]

merkungen eines [illegible] über die Verbesserung des moralischen Zustandes einer Gemeinde. Beschluß. 3. Sollten die Prediger nicht ohne Einwilligung ihrer Obern heyrathen dürfen? Vom Herrn Prediger Müller. — Unter der Rubrik: Pastoralkorrespondenz lieset man sehr interessante Nachrichten über den Religionszustand im Herzogthum Berg in Westphalen, und das neue Gesangbuch von Mechez über Münster und das Münstersche in Hinsicht auf religiöse Kultur, u. s. f. Die Recensionen verbreiten sich über Stolz Predigten über die Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts; über Horns Preispredigt, und Hizigs Friedenspredigt.

Neue Bücher.

Kurt Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Gewächse, in Briefen. Erste Sammlung vom Bau der Gewächse — zweyte Sammlung, von der botanischen Kunstsprache und dem System. Mit acht Kupfertafeln. ordin. 8. Halle bey C. A. Kümmel. Druckp. 3 Thlr. Schreibp. 3 Thlr. 12 Gr. und Holländ. Papier 4 Thlr.

In diesem Werke finden Personen aus allen gebildeten Ständen einen vollständigen und faßlichen Unterricht über das Ganze der Botanik. Der Verfasser hat dieser Anleitung die Briefform gegeben, weil er glaubte, dadurch am sichersten den gehörigen Ton zu treffen, der sich gleich weit von der niedrigen Popularität wie von der streng wissenschaftlichen Sprache entfernt. Botaniker von Profession dürfen wir besonders auf die erste Sammlung aufmerksam machen, welche die Anatomie und Physiologie der Gewächse größtentheils nach eignen zahlreichen Beobachtungen und Versuchen des Verfassers enthält, die durch Originalzeichnungen erläutert werden. Auch glauben wir bemerken zu müssen, daß die wunderschöne Blume, die Herr von Kotzebue bey Tiumen in Sibirien fand, nach genauern Angaben, welche der Verfasser von Herrn v. K. erhalten, hier sicher bestimmt, und eine treue Zeichnung derselben beygefügt ist.

Neue Verlagsbücher von Dörmann in Züllichau, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind. Leipziger Jubilate-Messe. 1802.

Dohlen, die beyden, ein Lustspiel in 5 Aufzügen vom Verfasser des Carlo und der Natalia. 8. 7 Gr.

Eschke, Dr. E. A., männliche Standhaftigkeit und männlicher Wankelmuth in wahren Begebenheiten. 8. 1 Rthlr.

Gallus, G. Tr., Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde. 5r Bd. 8.

(Heynatz) Wochenblatt über die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks, von einer Gesellschaft verbundener Sprachfreunde. 8. (in Kommission)

Hoffmanns, P. J. G., Prüfung der zur Behauptung der Abschoßpflichtigkeit der Prediger in der Mark Brandenburg in Erbfällen von dem Legationsrath Reitemeyer aufgestellten Rechtsgründe. 8. 7 Gr.

Desselben Topographie der Neumark Brandenburg für Kameral- und Justizbediente, auch Kircheninspektoren und Prediger entworfen gr. 4. 2 Rthlr. 6 Gr.

NB. wer hiervon 10 Exemplare nimmt erhält das 11te, und auf 16 2 Exemplare gratis.

Krug, W. F., der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre dargestellt und aufgelöst. Nebst einem Entwurfe zu einer philosophischen Theorie des Glaubens. 8. geh. 12 Gr.

Natalia, vom Verfasser der Novelle Carlo. Erstes Bändchen mit einem Titelkupfer und Vignette gezeichnet von Schubert, gestochen von Berger. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Prinz Incognito oder die Chinesischen Laternen. Ein Fastnachtsspiel in 2 Aufzügen vom Verfasser des Carlo und der Natalia. 8. 7 Gr.

Rochlitz, Fr., die Verwandten, eine Biographie in 2 Theilen, 1r Th. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Hat auch den Titel:

Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt, zur Unterhaltung in einsamen ruhigen Stunden von Friedr. Rochlitz. 3r Th. 8. Wird fortgesetzt.

Röt-

König, Beweis, dass die Ausrottung der Elstern im Jülichschen Kreise leicht zu Stande zu bringen sey, und Aufmunterung an die Bewohner desselben sie zu bewerkstelligen. 8. geh. 5 Gr.

Sengers, J. G., Predigten über diejenigen Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unserm Zeitalter verdienen. In einem Jahrgange über die Sonn- und Festtags-Evangelien. 2r Bd. gr. 8. Werden fortgesetzt.

Vergeltung. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen vom Verfasser des Carlo und der Naralia. 8. 10 Gr.

Wie ist die Bezahlung der Honorarien für die Vorlesungen auf den Universitäten auf eine zweckmässige Art einzurichten? 8. geh. 5 Gr.

Vorige Michaelis-Messe waren neu:

Gemälde, dramatische, vom Verfasser der Novelle Carlo. 8. 1 Rthlr.

Gesangbuch, neues, für die evangelisch-lutherische Gemeinde in Warschau, nebst einem kurzgefassten Gebetbuche. 8. 9 Gr.

Hoffmanns, P. J. G., Repertorium der Preuss. Brandenburg. Landesgesetze für Kameral- und Justizbedienten. 1r Nachtrag. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Reglement für die französische Cavallerie, ihr Exerciren und Manövriren betreffend; aus dem Franz. mit einer Vorrede des Uebersetzers. gr. 8. 1 Rthlr.

Steinbart, Dr. G. S., die Vorzüge der Preussischen Staatsverfassung und Regierungsverwaltung; am Krönungs-Jubelfest, in einer nachher erweiterten Kanzelrede ans Licht gesetzt. gr. 8. 12 Gr.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr P. Jordan, Professor der speciellen Naturgeschichte auf der Universität zu Wien, geht als Bergrath nach Schemnitz in Ungarn.

Herr J. L. Fischer, Professor der Medicin und Chirurgie in Kiel, ist zum Königl. Dänischen Archiater, mit Justizraths-Rang ernannt worden.

Herrn Hofrath Bardili in Stuttgard, der bereits seit einigen Jahren die philosophischen Studien des Erbprinzen von Wirtemberg leitete, ist der Unterricht des zweyten Wirtemberg. Prinzen zu demselben Zwecke übertragen.

Der Kandidat der Theologie, Herr F. C. Boll, als Verfasser der Beherzigungen einiger Wahrheiten aus dem Gebiete der Pädagogik bekannt, ist dritter Prediger an der Marienkirche in Neubrandenburg geworden.

Der kurkölnische Hofrath und Syndikus der Balley Altenbiesen, Herr Konrad Joseph Bachem, ist hoch- und deutschmeisterischer wirklicher Hof- und Regierungsrath bey der Regierung zu Mergentheim geworden.

Der Oberamtsassessor Herr Joseph Ignatz Schrodt, hat das erledigte Amt Walbach erhalten; und Herr Karl Malsch, ist Kanzellist bey der Ellingischen Oberamtskanzley geworden.

Todesfälle.

1802.

Am 21sten Februar starb zu Pirna Herr B. L. Schmalz, Dr. der Medicin und Chirurgie, wie auch Amts- und Stadtphysikus daselbst, im 71sten Jahre.

Am 4ten März Herr G. W. Funk, Dr. der Rechte, Königl. Großbritannischer Hofrichter und Regierungsrath in der Grafschaft Bentheim, 70 Jahre alt.

Am 14ten März zu Berlin Herr W. von Moulines, Königl. Preußischer Geheim. Rath bey dem französischen Oberdirectorium zu Berlin, Herzogl. Braunschweig. Geheim. Legationsrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 73 Jahre alt.

Am

Am 20sten März zu Schmöler bey Wurzen Herr F. L. Freyherr von Botzheim, K. K. wirklicher Geheim. Rath und Ritter des Pfälzischen Löwenordens.

Am [illegible] April zu Wien Herr J. Schmeller, Erzbisch. Domprediger der Metropolitankirche zu St. Stephan, Beneficiat zur heil. Maria, und Feldprediger des Bürger-Regiments in Wien, im 69sten Jahre.

Am 11ten April Herr Mag. C. H. Hesse, Diakonus und Frühprediger an der Kirche zum heil. Kreuz in Dresden, 60 Jahre alt.

Am 25sten April zu Leipzig Herr Mag. G. Witzleben, im 75sten Jahre.

Am 2ten Mai zu Göttingen, Herr C. T. G. Schorzmann, Dr. der Rechte, und außerordentlicher Professor der Philosophie.

Am 29sten Mai zu Töplitz bey Potsdam, Herr L. A. Baumann, ehemaliger Konrektor am Lyceum der Neustadt Brandenburg, 67 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Die Leopoldinische Jesuiten-Universität zu Breßlau, hat Herrn J. von Baranowsky, Kanonikus, Censor und Gerichtsverweser der Metropolitankirche in Gnesen zum Doktor der Theologie und des kanonischen Rechts ernannt. Auch ist der Fürstbischöfl. Schul- und Konsistorialrath und Pfarrer zu Wartenberg, Herrn Kanonikus Likop, und dem Fürstbischöfl. Oberkonsistorialrath und Erzpriester bey St. Nicolaus vor Breßlau Herrn J. Schübner, das theologische Doktordiplom unentgeltlich behändigt worden.

Geleh-

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

In der am 3ten Februar 1802 von der Kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt gehaltenen Sitzung, ward zuerst eine von dem Kanonikus Herrn J. Wolf zu Nörten der Akademie überschickte historisch-kritische Abhandlung über den Stuffo, einen angeblich deutschen Götzen vorgelesen, in welcher das Resultat dahin ausfiel, daß die alten Deutschen keinen Gott dieses Namens gekannt hätten, sondern daß die gegentheilige Meinung aus einem Mißverständnisse entstanden sey. Diese Abhandlung wird ehestens in den Akten der Akademie gedruckt erscheinen. Hierauf las der Herr Dr. Bernhardi eine Abhandlung: über die wahrscheinliche Entdeckung der Befruchtungsart der Farrenkräuter vor, welche in dem Schraderschen Journal für die Botanik abgedruckt werden wird.

In der am 2ten März 1802 gehaltenen Sitzung dieser Akademie, las Herr Prof. Tromsdorf eine Abhandlung über die Entdeckung einer neuen Gasart, Kohlenwasserstoffgas genannt, vor. Sie ist aus Hydrogen, Phosphor und Kohle zusammengesetzt, und scheidet die edlen Metalle, aus ihren Auflösungen in den Säuren, in mineralischer Gestalt, ab. Hierauf zeigte Herr Professor Thiebaut mehrere seiner neuesten Wachspräparate vor; auch wurden der Akademie verschiedene, seit der letzten Sitzung eingegangene Briefe und Bücher vorgelegt.

Anzeige kleiner Schriften.

Die Glückseligkeit des Friedens in Rücksicht auf den Landmann, in einer bey Gelegenheit eines in Kursachsen gefeyerten Friedensfestes gehaltenen Rede vorgestellt, nebst einer Beylage von Gedichten. Leipzig, gedruckt bey Klaubarth. 36 Seit. 8. nebst einer Kupfertafel.

Das am 30sten August 1801 von dem Herrn Kammerrath von Breitenbauch, auf seinem Landgute Bucha in der

der goldenen Aue in Thüringen gefeyerte Friedensfest, hat zu dieser kleinen Schrift Veranlassung gegeben.

Der erste Theil, der bey dieser Feyerlichkeit in einer herzlichen, der Fassungskraft der Landleute angemessenen Sprache gehaltenen Rede, beschäfftigt sich mit Aufzählung der vorzüglichsten Güter, welche den Landmann im Frieden beglücken. Der Redner rechnet dahin: die Erhaltung des Lebens, den ruhigen und ungestöhrten Besitz des Eigenthumes, die Gültigkeit der Gesetze, und den Genuß einer durch diese begründeten, und auf das allgemeine Wohl abzweckenden Freyheit. — Im zweyten Theile zeigt er, unter welchen Bedingungen sich die Fortdauer dieser Glückseligkeit erwarten läßt; und nennt als solche: Achtung und Folgsamkeit gegen die Gesetze, Eintracht und treue ungeheuchelte Nächstenliebe.

Im Anhange wird ein zu dieser Feyerlichkeit verfertigtes Gedicht, eine, bey einer ähnlichen Veranlassung geschriebene Idylle, ein Lied zum Lobe des Friedens, und eine in Hexametern abgefaßte Erklärung des dieser Schrift beyliegenden Kupferstichs, welcher ein auf dem obgenannten Gute, bey Gelegenheit der Friedensfeyer veranstaltetes Volksfest darstellt, beygefügt. Eine Beschreibung des letztern befindet sich in der Nationalzeitung der Deutschen 1801 im 16ten Stücke.

Korrespondenz.

Auszug eines Schreibens aus Wien vom 12ten May 1802.

D. Johann Herrmann Pfingsten, einer der vielen Leute, die wenig lernten; aber dieß Wenige für Viel ausgaben, weil sie gern sich wichtig zu machen suchten, lebt immer noch in Meusels gelehrtem Deutschlande, und gar in Konstantinopel. Aber der unruhige und nirgend recht brauchbare Mensch kam nicht bis dahin. Ungefähr im Jahre 1795 kam er, nachdem er in Deutschland und Ungarn herumgeirrt hatte, per varios casus nach Temeswar, und suchte Anstellung bey den Bannatischen Bergwerken. Dazu konnte

er

es nicht so leicht als er sichs vorgestellt hatte, gelangen; er war also genöthigt, sein Brod als Diurnalist zu verdienen. (Ein Diurnalist ist nämlich in der österreichischen Monarchie ein Mensch der für Tagelohn abschreibt. Sie werden bezahlt nach Maßgabe ihrer Handschriften, nachdem diese schön oder nicht schön, korrekt oder unkorrekt ist, bekommen sie täglich 30, 45 X. oder aufs höchste einen Gulden). D. Pfingsten, der so viel Bücher geschrieben hat, schrieb nun ab, und that vielleicht nichts anders, als was er vorher gethan hatte. Bey der zweyten Theilung Polens bot er dem Baron Margelik, der als Einrichtungs-Kommissar nach Krakau gieng, seine Dienste an, und bekam Hoffnung, in Galizien beym Bergwesen angestellt zu werden. Er erlebte es aber nicht; sondern starb in Temeswar schon zu Ende 1798 oder Anfang 1799.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Zu Berlin ist wegen der auf Befehl des Königs gemachten Versuche mit den Kuhpocken folgende Nachricht öffentlich bekannt gemacht worden.

Seine Königl. Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr, Höchstwelchem das Leben und die Gesundheit Dero getreuen Unterthanen überaus theuer ist, haben, um Sich von den Folgen der in Ihren Landen bisher geduldeten Impfungs-Versuche mit Kuhpocken gründlich zu unterrichten, diese Versuche mittelst eines besondern, an alle *Collegia Medica et Sanitatis* erlassenen Cirkulairs vom 11ten Julius 1801 unter der Direktion des Ober *Collegii Medici et Sanitatis*, leiten und kontrolliren lassen. Höchstdieselben haben versprochen, das Resultat dieser Erfahrungen dem Publikum mitzutheilen, und Sie glauben diesen Endzweck nicht sicherer zu erreichen, als wenn Sie den über diesen Gegenstand von Dero Ober-*Collegio Medico et Sanitatis* erstatteten Bericht öffentlich, wie hierdurch geschieht, bekannt machen. *Signatum* Berlin, den 7ten Junius 1802.

Auf Sr. Königl. Majestät allergnäd. Special-Befehl.

Schulenburg.

In

„In Gemäßheit der allergnädigsten Rescripte vom 19ten März und 13ten Julius 1801, haben mehrere Aerzte aus verschiedenen Provinzen ihre tabellarische Nachrichten über die, nach Anleitung des Circulairs vom 11ten Julius 1801, angestellten Impfungsversuche, an uns eingesandt. Obgleich zu allen nur 71 Aerzte und 36 Regiments-Chirurgen ihre Erfahrungen unserm Collegio mitgetheilt haben; so sind wir doch dadurch hinlänglich in den Stand gesetzt worden, um über die Hauptfragen, „ob die Impfung mit den Kuhpocken vor den gewöhnlichen Menschenblattern schützt; und ob sie keine sonstige, der Gesundheit nachtheilige Folgen veranlaßt?“ urtheilen zu können. Denn es liegen 7445 einzelne Impfungsversuche vor uns, wobey an einer großen Menge der mit Kuhpocken geimpften Personen, Versuche aller Art gemacht worden, um sich von dem Schutz Ueberzeugung zu verschaffen, welchen die Kuhpocken vor den Menschenpocken nach der problematischen Aufgabe gewähren sollten. Man hat nicht allein den mit Kuhpocken Geimpften die natürlichen ohne allen Erfolg der Ansteckung, häufig nachgeimpft; sondern man hat die vaccinirten Kinder jeder andern Art der Ansteckung, z. B. durch Anziehung der, vom natürlichen Pockeneiter besudelten Hemden, oder dadurch, daß sie in den Betten der natürlich Pockenkranken schliefen ꝛc. ꝛc., ausgesetzt. Vorzüglich haben sich hierunter der Kreisphysikus Doctor Küster zu Conitz in Westpreußen, ingleichen die Regiments-Chirurgen, Wiedeburg in Schweidnitz, Riesenbeck zu Landsberg, und Immel zu Ansbach, rühmlich ausgezeichnet. Der ꝛc. Küster hat nach seinem pflichtmäßigen Bericht vom 21sten Junius d. J. 60 mit Kuhpocken geimpften Kindern, 8 bis 10 Tage nach der Vaccination, die menschlichen Pocken nachgeimpft; keines von allen diesen Kindern ist aber dadurch angesteckt worden. Die Impfstelle ward bis zum dritten, vierten höchstens fünften Tag etwas roth und entzündet; verschwand aber darauf gänzlich. Nur vier Fälle sind vorgekommen, wobey es nicht hinlänglich hat aufgeklärt werden können, ob die Vaccination vor den menschlichen Blattern schützte; aber die noch bis jetzt nicht ganz berichtigte Theorie über die Aechtheit der Kuhpockenlymphe läßt den Widerspruch in so seltenen Fällen leicht heben; und in jedem Falle ist die Vaccination der Impfung der natürlichen Pocken vorzuziehen: 1) weil jene, nach allen angestellten Erfahrungen, eine äußerst leichte gefahrlose Krankheit

heit wirkt; sie sich auch 2) nicht, wie die menschlichen Pocken, durch die Luft oder Berührung des Pockenkranken, sondern nur durch die wirkliche Inokulation fortpflanzt; 3) weil eine im In- und Auslande veranstaltete große Menge von Erfahrungen der Vaccination durchaus das Wort redet, sobald man nur nicht vorgefaßten Meinungen, welche so oft guten Entdeckungen und dem Gebiet der Wahrheit schädlich waren, Gehör geben will. Da wir bloß einer ruhigen Prüfung, wie sie die Kunst mit den Versuchen rechtfertigt, folgen: so wollen wir zwar den, von einigen Aerzten aus zu lebhaftem Eifer für die Entdeckung einberichteten Erfahrungssatz, „daß die Kuhpocken aus einfältigen Kindern kluge Kinder machen,“ nicht unterschreiben; da aber bey fast 2000 geimpften Individuis kein Krankheitsstoff, keine Kränklichkeit, keine Verminderung ihrer Kräfte wahrgenommen worden: so glauben wir, folgende Resultate mit dem höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit Ew. Königl. Maj. vorlegen zu können. 1) Die Kuhpockenimpfung bewirkt nur eine leichtere, gefahrlose, und selbst durch Komplikationen mit andern Uebeln nicht zu fürchtende Krankheit; 2) sie schützt gegen die Ansteckung der natürlichen, wenigstens eben so sicher, als es die Impfung mit natürlichen Pocken thut; 3) sie gewähret also ein, der größten Empfehlung werthes Mittel, um Millionen Menschen vor den schrecklichen Folgen der natürlichen Pocken zu sichern, und diese am Ende ganz zu vertilgen. Berlin, den 2ten Junius 1801.

Präsidenten, Dekanus und Räthe des Ober-Collegii *Medici et Sanitatis*.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Neun und sechzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Erinnerungen aus meinem Umgange mit Garve, nebst einigen Bemerkungen über dessen Leben und Charakter, von Siegismund Gottfried Dittmar. Berlin, bey Unger. 1801. 16 Bog. 8. 16 gr.

Herr D. wohnte, als er in Breslau auf der Schule war, von dem J. 1780 an bis zu seiner Abreise auf die Universität, (er sagt nicht in welchem Jahre diese erfolgt sey,) in Garve's väterlichem Hause, und hatte deßhalb zu ihm selbst und seiner Mutter besonders nahen Zutritt. G. unterhielt überhaupt, wenigstens in der letzten Periode seines Lebens, gern eine freundschaftliche Verbindung mit gesitteten und wißbegierigen jungen Leuten; er nahm von ihnen allerhand kleine, ihrer eignen Ausbildung vortheilhafte Dienste an, und nützte ihnen dafür wieder durch seine lehrreichen Unterhaltungen, durch Mittheilung guter Bücher, durch seine Fürsprache, und auf jede andre ihm mögliche Weise. Herr D. zeigt durch das Denkmal, welches er ihm in dieser Schrift errichtet, wie sehr er sich selbst durch die Verbindung, in welcher er mit ihm gestanden hat, geehrt fühle, und welch ein dankbares Andenken an seine ehemaligen Freunde und Wohlthäter, deren er außer G. und dessen Mutter S. 113 noch mehr

mehrere erwähnt, ihn auch nach einem langen Zeitraume noch belebt. Die Erinnerungen, welche er hier in fragmentarischer Form dem Publikum mittheilt, betreffen meistens Unterredungen Garve's und seiner Mutter mit dem V. oder andern Freunden, und manche andere kleinen Züge aus dem Charakter und dem häuslichen Leben des Verewigten. Außer diesen Erinnerungen liefert der Verf. aber auch in seinem Buche großen Theils noch eine andre Art von Beyträgen zu G. Biographie und Charakteristik: solche Stellen aus G. Schriften nämlich, welche das Individuelle seines Charakters näher bezeichnen, und mit eben dieser Rücksicht ausgewählte Briefe desselben, welche dem Verf. von einigen vertrauten Freunden des Verstorbenen zu diesem Gebrauche überlassen wurden. Den Beschluß macht eine mehr zusammenhängende Charakteristik desselben, welche aus dergleichen Stellen Garvescher Briefe oder Schriften, und aus eignen Erinnerungen und Betrachtungen zusammengewebt ist, und welche man als eine Sammlung von Resultaten, und als Recapitulation und Ergänzung desjenigen betrachten kann, was in den vorher gelieferten Fragmenten gesagt worden war. Am Ende derselben hat Herr D. noch das Füllebornische Verzeichniß von G. Schriften, und ein anderes von den Schriften über G. und den Abbildungen desselben hinzugefügt. Was die von dem Verf. aus seinem Tagebuche mitgetheilten Unterredungen betrifft: so kann es nicht fehlen, daß dieselben, indem man sie gleichsam durch das Medium eines solchen Tagebuches betrachtet, hier und da Etwas von ihrem frischen Kolorit verlieren. Eben so können auch die lehrreichsten Unterhaltungen eines Mannes, wie G., mit einem Gymnasiasten zwanzig Jahre später für das größere, zumal gelehrte Publikum das Interesse nicht mehr haben, was sie für jene Zeit und jenen Jüngling hatten. Selten liefern überhaupt die sogenannten Tischreden berühmter Schriftsteller zu der Aerndte, welche ihre Schriften gewähren, eine bedeutende Nachlese. Den Abdruck einiger Stellen aus jenen Unterredungen würde sogar der edle G. wahrscheinlich nicht gut heißen, weil er daselbst in dem Gemälde des V. auf Unkosten andrer braven Männer gehoben wird, die als ehemalige Lehrer des Verf. ebenfalls ein Recht auf dessen Dankbarkeit haben: z. B. S. 11. 117. 18. — Was Herr D. von jenen Unterredungen erzählt, hat übrigens ganz das Gepräge der Wahrheit; eben dieß gilt auch von den andern gelegent-

sich eingemischten Anekdoten, von welchen er diejenigen, welche er sich nicht zu verbürgen getraut, z. B. die vom G. Aufenthalt in Scheidelwitz S. 58. 59 auch nur als vom Hörensagen anführt. Die Schreibart ist bis auf wenige Stellen korrekt, planmäßig und natürlich, wie es eines Zöglings von G. und einer Denkschrift auf ihn würdig ist. Die Anordnung der Sachen scheint nur dem Verf. nicht wohl gelungen zu seyn. Am meisten vermißt man eine lichtvolle Ordnung in der Erzählung mancher einzelnen Vorfälle oder Umstände. Man wird z. B. gewiß nur mit Mühe errathen, was es eigentlich mit dem Aufsatze, welchen G. nach S. 156. 57 zum Besten des V. an einen gewissen Mann schrieb, für eine Bewandtniß gehabt habe. Die Hauptursache der Verwirrung für den Leser scheint hier so wie in einer ähnlichen Stelle (S. 37 „Er las rc.") darin zu liegen, daß der V. einigemal dem Imperfekto erzählt, was er im Plusquamperfekto hätte erzählen sollen. Doch dieser kleinen Unvollkommenheiten ungeachtet werden diejenigen, welche den verewigten Weisen persönlich gekannt haben, an den Erinnerungen und Darstellungen des Herrn D. gewiß nicht ohne Vergnügen Theil nehmen; die zweckmäßig eingeflochtnen Stellen bisher ungedruckter Garveschen Briefe aber geben dem hier angezeigten Werke auch für ein größeres Publikum, für alle nämlich, welche die Produkte eines seltenen Geistes, unter welchen seine Briefe nicht die schlechtesten sind, gebührend schätzen, Werth und Interesse.

Lh.

Geschichte der Philosophie, von D. Wilhelm Gottlieb Tennemann, außerordentlichem Professor der Philosophie auf der Universität zu Jena. Leipzig, bey Barth. 1801. Dritter Band. 440 Seit. 8. 1 Rl. 8 gr.

Dieser Band hebt bey den Schülern des Plato an, und endet mit dem Epikur. Dieselbe sorgfältige Durchforschung der Quellen, welche die vorhergehenden Bände auszeichnet, ist auch hier unverkennbar, und führt auch hier den Verf.

auf eigne Ansichten und Darstellungen. Bey den Schülern des Plato zwar ist die Ausbeute von keinem sonderlichen Belange, und fast möchten wir sagen, es sey ihnen für die Erheblichkeit ihrer Behauptungen ein zu großer Raum gegeben worden. Am Ende kommt doch nichts mehr heraus, als daß wir entweder nicht recht wissen, was sie mit gewissen Sätzen wollen, oder daß sie bloß Platonische Lehren wiederholten. Eine Bemerkung vermissen wir ungern, die für die Geschichte der Philosophie von einigem Belange ist, daß nämlich unter ihnen die vornehmste Verderbung der Pythagoräischen Philosophie anfieng, indem sie den Pythagoräischen Ausdrücken ganz andere Bedeutungen unterschoben, und dadurch bewirkten, daß der ächte Sinn der Pythagoräischen Kunstsprache fast ganz verloren gieng. Beym Aristotelischen Systeme hingegen ist die Ausbeute desto reichlicher; und unsers Erachtens hat der Verf. dieß vollständiger, zusammenhängender, und deutlicher als seine Vorgänger, auseinandergesetzt. Gegen die Beurtheilung mancher Lehren wird freylich derjenige Manches zu erinnern haben, der nicht mit dem Verf. der kritischen Philosophie zugethan ist; darüber aber hier Etwas weiter zu sagen, halten wir für überflüssig. Jeder muß natürlich fremde Behauptungen nach dem beurtheilen, was ihm selbst am ausgemachtesten ist, und mithin wird hierin kein Schriftsteller der Geschichte der Philosophie es allen recht machen können, so lange in der Hauptsache die Philosophen nicht zu mehrerer Uebereinstimmung gelangen. Wir hören mit Bedauern, daß die Fortsetzung dieses Werks auf einige Zeit wird unterbrochen werden, weil der Verleger günstigere Zeiten dazu erwarten will. Für den Geschmack unsers Publikums an ernsthaften und nützlichen Untersuchungen ist dieß eben kein günstiges Zeugniß.

C.

Blicke auf Karl Wilhelm Müllers Leben, Charakter und Verdienste um Leipzig. Leipzig, bey Beygang. 1801. 121 Seit. 8. 20 gr.

Nicht leicht hat wohl Jemand in den neuesten Jahren Leipzig genauer kennen gelernt, ohne zugleich mit des edlen Müllers

lers Namen und Thätigkeit bekannt zu werden; oder diese Stadt in Schriften abgeschildert, ohne seiner rühmlich zu gedenken. Hier erhält man ein vollständiges Gemälde von ihm. Er war im J. 1728 zu Knauthayn, einem Dorfe nahe bey gedachter Stadt, geboren. Auf der Landschule Pforta bey Naumburg, und auf der Universität Leipzig studierte er bis zum J. 1752, in welchem er durch die Disp. de crimine termini mori, die juristische Doktorwürde erhielt. Drey Jahre darauf zeichnete er sich in einem ohne Namen herausgegebenen Versuche in Gedichten vortheilhaft aus; auch wurde die von ihm seit dem J. 1756 in Verbindung mit andern Gelehrten herausgegebene Brittische Bibliothek mit Beyfall aufgenommen. Er stellte auch das Trauerspiel Eugenie von Beaumarchais, ingleichen die Gedichte von Gray, ebenfalls übersetzt, und ein fremdes juristisches Werk mit einigen Zusätzen, aber Alles, ohne sich zu nennen, ans Licht. Seine Aemter riefen ihn zu ganz andern und gehäuften Beschäfftigungen hin. Seit dem J. 1759 da er Mitglied des Raths wurde, stieg er in demselben immer höher, bis er im J. 1778 Bürgermeister und Beysitzer des Schöppenstuhls wurde. Der Hof ernannte ihn zum Geheimen Kriegsrath; allein den wiederholten Antrag, als Hofrath in die Regierung nach Dresden zu gehen, verbat er. Er starb am 27sten Februar des J. 1801. Sein heller Verstand, seine lebhafte Einbildungskraft, sein fruchtbarer Witz und großer Scharfsinn, mit einem glücklichen Gedächtnisse und mancherley gelehrten Kenntnissen verbunden, und das Alles so gemeinnützlich angewandt, räumen ihm eine Stelle unter den Ehrwürdigsten ein. Alle feine Künste, die alte Literatur, selbst die theologischen Wissenschaften hörten nie auf, ihn mit einsichtsvoller Zueignung zu beschäfftigen. Der ungenannte Verf. beschreibt seine rastlose Thätigkeit; die ungemeine Festigkeit seines Charakters; seine Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe; seine Religiosität und Humanität; seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit; sein freundschaftliches Herz; seinen feinen Geschmack; die Pünktlichkeit und Ordnung, welche er in seinem Berufe beobachtete; und andere seiner rühmlichen Eigenschaften, nicht als Lobredner; sondern historisch durch Thatsachen. Besonders aber zeichnet er S. 74 fg. Müllers Verdienste um Leipzig treffend ab. Die Errichtung der blühenden Freyschule; die Gründung der Bürgerschule; die Sorge für einen vernünf-

tigen Religionskultus, unter andern durch die unmittelbare Beförderung der Einführung des neuen Leipziger Gesangbuchs; der eben so geschmackvolle als prächtige Bau der dortigen Nicolaikirche; und die Verschönerung der Gegend um diese Stadt, welche eben sowohl zum Vergnügen, als zur Gesundheit der Einwohner gereicht, sind die vornehmsten Blumen, welche er sich selbst in seinen Bürgerkranz gewunden hat. Rec., der mit ihm zwar in einiger persönlichen Bekanntschaft, aber in keiner genauen Verbindung stand, unterschreibt desto unparteyischer jede Inschrift dieses Denkmals.

Kz.

Erziehungsschriften.

Beyträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den Königl. Braunschweig-Lüneburgischen Churlanden, gesammelt und herausgegeben von D. J. C. Salfeld, Abt zu Loccum, Land- und Schatzrath des Fürstenthums Calenberg, auch Königl. Churfürstl. Consistorialrath. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1800. Erster Band. 504 S. Zweyter Band. 1801. 536 Seit. 8. 3 Rk.

Diese Sammlung, welche Heftweise herauskommt, und wovon 4 Hefte einen Band ausmachen, ist zwar hauptsächlich für Prediger, Schullehrer und Kandidaten in den Hannövrischen Landen bestimmt, weil sie sich bloß auf bestehende und neue kirchliche und Schuleinrichtungen im Hannövrischen einläßt; aber sie ist auch für das größere deutsche Publikum, das sich für diese Gegenstände interessirt, schätzbar und brauchbar. Der in den Verordnungen und Einrichtungen herrschende Geist dringt auf wesentliche Verbesserung des christlichen Kirchen- und Schulwesens, in den Vorbereitungsanstalten der Subjekte zum Kirchen- und Schuldienste, und in den Vorschriften zur wirklichen Verwaltung dieser Aemter. Es

wäre

würde zu weit führen, wenn wir uns auf eine Inhaltsanzeige einlassen, auch nur einen Auszug des vorzüglich Wichtigen machen wollten; wir halten es auch nicht für nöthig, da dieses Repertorium unfehlbar einen fortdauernden Werth für Kirchen-, Schul- und Religionsgeschichte behalten wird.

D.

Münzwissenschaft.

J. G. Lipsii Bibliotheca numaria sive catalogus auctorum, qui usque ad finem seculi XVIII. de re monetaria aut numis scripserunt. Lipsiae, sumt. Schäfer. 1801. *Tomus I.* 278 S. *Tomus II.* S. 279—553. und Heyne's Vorrede XX S. gr. 8. 3 Rt.

Beyde Theile zusammen führen noch folgenden speciellern Titel:

J. G. Lipsii Bibliotheca — scripserunt. Rei numariae, historiae et artium studiosis, ut et jure consultis, mercatoribus, argentariis, monetariis etc. compositus, cum indice rerum, et vocabulario germanico - lat. et gallico - lat. in usum eorum, qui, latinae linguae non satis gnari, hunc librum consulere volunt. Praefatus est brevi commemoratione de studii rei numismaticae antiquioris vicissitudinibus *Chsti. Gottl. Heyne.*

Da es dem Verf. dieser Münzbibliothek nicht gefallen hat, selbst Rechenschaft über sein Unternehmen zu geben: so muß die Heynische Abhandlung als Vorrede und Einleitung dazu angesehen werden. Sie enthält die Grundzüge der Geschichte des alten Münzstudiums, gezeichnet von einer Meisterhand. Wir fassen hier die Summe derselben zusammen.

Nach Wiederherstellung der Wissenschaften giengen die literarischen und artistischen Studien von den Alten und ihren Werken aus. Das Studium der Alterthümer ward daher Hauptsache, und begriff die Schriften der Alten und ihre Denkmäler und Kunstwerke. Das Studium der Denkmäler gieng von der Sammlung der Inschriften aus; schritt zu dem literarischen und geschichtlichen Theile der Münzen fort, und von da zu den übrigen Werken der alten Kunst, den antiquarischen Geräthschaften, den Werken der Bildhauer, Reliefs, Büsten, Bildsäulen, am neusten zu der Untersuchung der geschnittnen Steine und der gemalten Vasen. Indeß blieb man Jahrhunderte lang bloß bey der Erläuterung des Literarischen, Historischen und Mythologischen an denselben stehen, und dachte wenig an die artistische und ästhetische Entwickelung der Kunstwerke und an die Bildung des Geschmacks nach denselben. Durch Addison wurde die Aufmerksamkeit auf Aehnlichkeiten zwischen den Darstellungen der Dichter und der Künstler erregt, und der Ton angegeben, die röm. Dichter aus den Werken der Kunst zu erläutern. Man ward nun auf die Aehnlichkeit und Verwandtschaft zwischen der Poesie und der bildenden Kunst aufmerksam, und räsonnirte über die Gränzen beyder Künste; die Aesthetik wurde auf der einen Seite ausgebildet, und auf der andern das Studium der Griechen mehr belebt. Es traten als Pfleger des Studiums der alten Kunst theils Winkelmann auf, ausgestattet mit einer gelehrtern Kenntniß der Alten, theils Caylus, der selbst Kunstkenner und Künstler war. Nun wurde das Studium der Antike veredelt. Man richtete die Aufmerksamkeit auf die Beurtheilung der Erfindung und Behandlung der Werke der alten Kunst; zeigte die davon zu machende Anwendung für unsre neuere Kunst, und verbreitete so den reinern Geschmack in unsern eignen Kunstwerken. Man fieng nun auch an über die Kunst zu philosophiren, welches, in gehörigen Schranken gehalten, lobenswerth ist; aber dem praktischen Künstler bey Hervorbringung der Werke des Genie's und der Phantasie wenig frommt.

Nach dieser allgemeinern Uebersicht der Geschichte des archäologischen Studiums geht der Verf. zur Auseinandersetzung der Schicksale des numismatischen Studiums über. Von Petrarcha's Zeitalter im 14ten Jahrhundert an, studierte man die römischen Münzen fast zu denselben Zwecken wie die

die Inschriften, zum Behufe der römischen Geschichte, der lateinischen Sprache, der Grammatik, und der Abbreviaturen. Man sammelte vorzüglich die Kaiser-Münzen, ordnete sie nach der Zeitfolge, und ließ die Bildnisse der Kaiser nach den Münzen in Holz schneiden. Bald darauf nahm man auch Rücksicht auf die römischen Familien-Münzen, die zuerst von Sebastian Erizzo mit einiger Sorgfalt aufgesucht, und darauf von Ursinus so sehr vermehrt wurden, daß Patin, Vaillant und Morelli keine sehr reiche Erndte übrig blieb. Mit den griechischen Münzen, sowohl von Großgriechenland und Sicilien, als vom eigentlichen Griechenland und Asien, beschäfftigte sich zuerst Goltz, in dessen Fußstapfen erst spät Prosper Parisius trat. Indeß blieb noch lange das Hauptstudium bey den römischen Münzen stehen. Occo, Mediobarbus, Patin, Foy Vaillant, suchten nun vollständigere Sammlungen der in den verschiedenen Münzwerken zerstreuten Kaiser-Münzen zu veranstalten. Durch das Studium der byzantinischen Geschichte wurden du Fresne und Banduri auch auf die Münzen der byzantinischen Kaiser geführt. Auf die Münzen der Pflanzstädte, Municipien, u. s. w. hatte man nur beyläufig Rücksicht genommen. Foy Vaillant gab eine Uebersicht derselben vom Cäsar an. Ein Spanier Florez hat diese Klasse durch eine Sammlung der spanischen Colonial- und Municipal-Münzen sehr bereichert. Die römischen Asse und Gewichte hat Zelada erläutert. Mit den Etrurischen Münzen haben sich Passeri und Guarnacci beschäfftigt.

Das griechische Münzstudium war bis dahin nur Nebensache geblieben. Indeß Foy Vaillant machte die Münzen der Kaiser, Kaiserinnen und Cäsaren bekannt, welche von Städten und Provinzen geprägt worden, die sich der griechischen Schrift bedienten. Nun wurde das Studium der griechischen Städte- Völker- und Königs-Münzen immer lebhafter betrieben, und man schätzt jetzt den Werth eines Münz-Kabinets vorzüglich nach der Anzahl derselben.

Die Münzen von Sicilien haben Paruta, d'Orville, und der Prinz von Torremuzza erläutert; die von Lucanien und Bruttien Magnan. Mehr umfassend sind die Werke von Pellerin und Combe's Beschreibung des Hunterschen Museums. Ueber die römischen Imperatoren-Münzen, die in

Aegypten geschlagen sind, hat Zoega ein eignes Werk geschrieben.

Mit dem Studium der griechischen Städte-Münzen, verbreitete sich zugleich das der Königs-Münzen, welche größtentheils griechische Schrift haben. Auch hier gieng Foy Vaillant mit den Münzen der Seleuciden, Ptolemäer, Arsaciden u. s. w. voran; ihm folgten Frölich, Pellerin und Eckhel. Neumann machte sich besonders um die Münzen der griechischen Städte und Könige verdient. Barthelemy, Belley, Bayer, Corsini haben ebenfalls um die Münzen einzelner Völkerschaften und Könige große Verdienste. Diese vermehrte Sestini durch seinen Katalog des Ainslie'schen Museums. Auch die exotischen Münzen fanden an Frölich, Corsini, Sestini, Swinton, Barthelemy, Dutens, Bayer, und den beyden Tychsen ihre Exegeten.

Geraume Zeit hatte man sich mit Anhäufung numismatischer Vorräthe begnügt, und es währte lange, ehe man die Münzen nach Zeitaltern, Völkern, Gattungen stellte, ihren Nutzen allseitig erwog, und an ein System derselben dachte. Die Frage über Aechtheit und Unächtheit blieb lange ausgesetzt; vorher mußten noch Untersuchungen über Stoff, Form und die Kunst zu prägen gehen, womit sich Savot, Rinck, und andre beschäfftigten. Dieß führte auf Untersuchung des Gewichts, des Gehalts, des innern oder relativen Werthes der Münzen. So eröffnete sich ein weites Feld zu Erörterungen, die in die Geschichte, Physik, Politik, und in die Rechte einschlagen. (Der Verf. äußert hier den Wunsch, daß Jemand den Verfall und die zunehmende Armuth des römischen Reichs aus der sich immer mehr verschlechternden Münze entwickeln möchte.) Um die numismatische Kritik machte sich zuerst Foy Vaillant, und noch weit mehr in neuern Zeiten Eckhel und Neumann verdient.

Die Kunst die Münzen zu erklären konnte nur allmählig sich vervollkommnen, da sie nicht nur viel Kenntniß der Griechen und Römer und der Alterthümer überhaupt, sondern auch vertrauten und langen Umgang mit den Münzen selbst voraussetzt. Den wechselseitigen Einfluß, den das Studium der Klassiker auf die Erläuterung der Münzen, und die Münzen auf die Erläuterung der Klassiker haben, faßte vorzüglich Spanheim in seinem Werke de usu et praestantia numismatum,

martum, und in den Kommentaren über Julians Cäsares, und über den Callimachus ins Auge. Man würde es herrschende Sitte, die Schriftsteller aus den Münzen zu erklären, und so auch in den Alterthümern ein Licht durch das Münzstudium, aufzustecken.

Ehe man sich noch über die Zwecke und Vortheile des Münzstudiums recht aufgeklärt hatte, pflegte man in Museen vorzüglich nach seltnen Münzen zu trachten. In diesen so wie in den Münzbüchern dachte man noch wenig an eine bequeme und nützliche Anordnung, und erst spät hat man eingesehen, daß, nach der Verschiedenheit der Gattungen, bald die Ordnung der Zeiten und Begebenheiten, bald die geographische Ordnung, bald beyde zusammen, bald die alphabetische anzuwenden sey. Die verständigste und bequemste Klassificirung verdankt man der Eckhelschen doctrina numorum.

Anweisungen zum Studium der Numismatik lieferten zuerst, wiewohl sehr magre, Erizzi, Augustino, Patin, Jobert in einem planlosen Buche; die beste und neueste Eckhel. Doch ist in keinem sorgfältig genug die eigentliche Anleitung zum Münzstudium von dem Apparat der nöthigen Hülfskenntnisse getrennt, welche letztre der Gegenstand eigner Werke seyn sollten. Zu diesen gehört auch die numismatische Geographie.

Noch immer fehlte ein systematisches Werk, welches das gesammte alte Münzwesen umfaßte, sichre und haltbare Grundsätze unterlegte, Ordnung und Einheit in dasselbe brächte, die Münzen kritisch würdigte, und die Summe alles Wichtigen und Brauchbaren, was von je über die einzelnen Münzen gesagt worden, vereinigte. Ein solches Werk hat nunmehr Eckhel in der doctrina numorum geliefert.

Noch am wenigsten angebaut ist verhältnißmäßig das artistische Studium der alten Münzen, in sofern man dabey auf die Schönheit der Kunst auf Erfindung und Darstellung, auf die darauf im Kleinen nachgeahmte Vorstellung alter Denkmäler, Bildsäulen, Reliefs, Gemälde, Rücksicht nimmt, wodurch zugleich die Geschichte der alten Kunst gewinnt, und der Geschmack gebildet wird. Verschiednes hieher Gehörige hat schon Eckhel vorgetragen. Aber es ist hier noch viel zu thun übrig, und es ließe sich z. B. aus den unge-

gewöhnlichen mythischen Vorstellungen auf Münzen eine eigne numismatische Mythologie schreiben.

Dem Bedürfnisse, ein Werk zu haben, in welcher sich der Typus einer jeglichen vorhandnen alten Münze fände, wollte Joh. Jac. Geßner durch seine amplissima veterum numorum collectio abhelfen; welche aber unvollendet geblieben ist. Dagegen giengen Galland und Löscher wenigstens mit dem Gedanken um, vollständige Verzeichnisse aller Münzen zu liefern, und Rasche führte diesen Plan wirklich in seinem Münz-Lexikon aus.

Noch ein Bedürfniß steht zu befriedigen, die Kenntniß der sämmtlichen das Münzwesen und einzelne Gegenstände desselben betreffenden größern und kleinern Schriften. Banduri in seiner bibliotheca numaria, und Eckhel haben schon viel Gutes darüber geliefert. Man kann in einer solchen Literatur die Bücher entweder nach der Zeitfolge stellen, und so eine Geschichte des Münzstudiums liefern, oder sie nach Klassen in ein gewisses Fachwerk bringen, oder bloß nach dem Alphabete ordnen. Die letztre Methode zog Hirsch in seiner Bibliotheca numismatica vor, welche die Literatur der alten und neuen Münzwerke vereinigt, die besser getrennt würde. Dieses nützliche Werk erschien bereits 1760, und ist also nach einer solchen Reihe von Jahren, in welcher das Münzstudium so große Fortschritte gemacht hat, großer Erweiterung und Vervollständigung fähig und bedürftig. Einen solchen umgearbeiteten und bereicherten Hirsch liefert nun Lipsius, ein Mann, der als Aufseher über das Dresdner Münzkabinet, und in der Nähe der kurfürstlichen Bibliothek mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet war, die zur glücklichen Ausführung eines solchen Unternehmens unentbehrlich sind.

Zu Hirschs Bibliotheca numismatica hatte schon Spieß einige Verbesserungen und Zusätze in seinen neuen Beyträgen zur Geschichte und Münzwissenschaft St. 1. S. 72—119 geliefert, und Lengnich in Danzig arbeitete an einer neuen Ausgabe dieses Hirsch. Dieser gelehrte Numismatiker, der sich schon vorher um die Literatur dieses Faches durch seine Beyträge zur Kenntniß seltner und merkwürdiger Bücher, mit besondrer Rücksicht auf die Numismatik, und durch seine Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde verdient gemacht hatte, hinterließ ein zum Druck einer neuen Ausgabe fertiges,

ges; durchschoßnes und ergänztes Exemplar des Hirsch, welchem er den Titel bestimmt hatte: Hirsch. Biblioth. numismatica cum accessionibus et emendationibus Car. Benj. Lengnich. Er hatte dieses Ex., auf den Fall, daß es ihm nicht gelingen sollte, eine neue Ausgabe von Hirsch bey seinem Leben zu Stande zu bringen, nach seinem Tode für die herzogl. Gothaische Bibliothek zum Geschenke bestimmt, (man s. Schlichtegrolls Nekrolog 6ter Jahrg. 2r Bd. S. 191 ff.) welche jetzt wirklich im Besitze desselben ist. Rec., der Gelegenheit gehabt hat, dieses Exemplar einzusehen, findet, daß Lipsius Werk wirklich im Ganzen weit vollständiger ist als der Lengnichische Hirsch; aber daß demungeachtet jener aus diesem vielfältiger Ergänzungen fähig sey, welche auch gewiß Lipsius selbst in Supplementen nachholen wird, da er sich, wie wir hören, um eine Abschrift des Gothaischen Exemplars beworben hat. Auch durch die Einrichtung und Beschaffenheit der Register zeichnet sich Lipsius gar sehr vor dem Hirsch aus.

R.

Finanz- Kameral- und Polizey-wissenschaft.

1. Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der uneingeschränkten Handelsfreyheit auf der Messe zu Frankfurt an der Oder. Mainz, bey Leclair. Im 9ten Jahre der Republik. (1801.) 100 S. 8. 6 gr.

2. Ein Wort für einländische (inländische) Industrie, oder ist die uneingeschränkte Handelsfreyheit auf der Messe zu Frankfurt an der Oder nützlich und nothwendig? Berlin, bey Schropp und Comp. 1801. 63 S. 8. 4 gr.

3. Versuch zur Beantwortung der Fragen: 1. Wie befanden sich die seidenen und baumwollenen (seiden und baumwollen) Waaren-Fabriken vor dem Verbot der Einfuhr der fremden Waaren in dieser Art zu (?) die Frankfurter Messen? 2. Wie befinden sie sich nach diesem Verbot? 3. Wie würden sie sich nach Aufhebung dieses Verbots befinden? Berlin, in Commission bey Schöne. 1801. 30 S. 8. 3 gr.

Die von Seiten der preußischen Regierung veranlaßte Einschränkung der Frankfurter Messe griff in das Interesse so vieler Menschen, so wohl im Inlande als Auslande zu sehr ein, um nicht zu einem öffentlichen Schriftwechsel über das Für und das Wider Veranlassung zu geben. Die A. D. B. hat bereits die Erscheinung einiger solcher Schriften angezeigt, und fügt selbigen gegenwärtig die drey obengenannten bey. Nr. 1. und 2. sind eigentlich polemischen Inhalts. Jene Schrift ist vorzüglich gegen einen Aufsatz in der Biesterschen Monatsschrift, Juni 1794 über die Messe zu Frankfurt an der Oder, gerichtet; diese hingegen (Nr. 2.) hat es mit Nr. 1. selbst zu thun.

Man kann dem Verf. der Schrift Nr. 1. eine gute örtliche Kenntniß von dem bisherigen Gange des Meßhandels in Frankfurt nicht absprechen; nur sieht er die Sache zu sehr einseitig an, beurtheilt sie nach dem speciellen Interesse der Stadt Frankfurt, und stellt in dieser Hinsicht die von der preußischen Regierung zur Einschränkung der Messe getroffenen Verfügungen als nachtheilig dar.

Eine so wichtige Landesangelegenheit kann aber durchaus nicht nach den einseitigen Vortheilen und Nachtheilen Einer einzigen Stadt und einer gewissen Klasse von Meßhändlern und Kaufleuten erwogen und geschätzt werden; sondern hier muß die allgemeine Landeswohlfarth und der Flor des ganzen Fabrikenwesens und Manufakturhandels den Maaßstab zur Beurtheilung der erlassenen Gesetze zur Einschränkung der Messe an die Hand geben.

Rec.

Rec. ist auch überzeugt, und seine Ueberzeugung grün-
det sich auf aktenmäßige Gewißheit, daß diese Reform der
Messe von der Fabriken- und Accisebehörde des preußischen
Staats sehr ernstlich und nach allen ihren Seiten erwogen
worden ist. Der Verf. und der Vorredner der vorliegenden
Schrift haben daher sehr Unrecht, wenn sie an mehreren
Stellen darauf hinweisen, als wenn die erlassenen Edikte aus
Unkunde der wahren Sachverhältnisse, und aus den
Berichten parteyischer schlecht unterrichteter Unterofficianten
entsprungen wären. Die Regierung ist gewiß sehr viel bes-
ser unterrichtet gewesen, und hat die Sache viel unparteyischer
und nach einer viel weitern Uebersicht erwogen, als Schrift-
steller wie dieser.

Die Schrift selbst enthält zuerst eine Vorrede des Her-
ausgebers derselben, welche eben so oberflächlich als anmaas-
send geschrieben ist. Für diesen Vorredner ist die Frankfur-
ter Messe (S. 1.) „der Magnet, durch welchen die Dukaten,
„die der preußische Staat, auch andere Puissancen (??),
„für Remonte-Pferde, Podolische Ochsen und Moldauer
„Schweine verschicken muß, wieder herbeygezogen werden."
Der Leser wird zugleich über den Handel der Armenier aus
Ludovici's Handlungslexikon belehrt. Hierauf werden S. 1
— 31 einige allgemeine Notizen von dem Frankfurter Meß-
handel beygebracht, die an sich zu einiger historischen Ueber-
sicht dieses Handels dienen können; allein in Ansehung der
beygebrachten Berechnungen doch immer mit vieler Behut-
samkeit zu gebrauchen sind, weil solche, wie Rec. speciel be-
kannt ist, durchaus keine Zuverlässigkeit haben. Hier ist in-
deß der Ort nicht, mehr darüber zu sagen. Zu welchen vor-
schnellen unreifen Urtheilen die Zugrundelegung solcher Rech-
nungen Anlaß geben kann, davon giebt das Mirabeau-
Mauvillonsche Werk über die preußische Monarchie
mehr als zu viele Beyspiele an die Hand.

S. 31 geht der Verf. zur Beurtheilung der oben bereits
angeführten Abhandlung in der Biesterschen Monatsschrift
über, aus welcher er auch einzelne Stellen extraktweise bey-
gebracht hat, um seine Widerlegung oder sogenannte Be-
leuchtung desto treffender zu machen. Vorzüglich greift er
das in diesem Aufsatze enthaltene Projekt: die Messe von
Frankfurt nach Posen zu verlegen, mit einer besondern Hef-
tigkeit an.

Der

Der Verf. glaubt, daß jener Schriftsteller nichts weniger beabsichtige, als (S. 71) „die Stadt Frankfurt und „deren Meßhandel in einem schwarzen Lichte darzustellen, und „wo möglich dieser alten Handelsstadt den empfindlichsten und „letzten Stoß zu ihrem Untergange ohne hinlänglichen Grund „zu versetzen;" und beschuldigt ihn daher auch S. 76, „Alles, „was zum Nachtheile der Frankfurter Messe nur erdacht „werden kann, mit feiner Boßheit (??) angebracht zu „haben, ohne zu erwägen, ob es wahr oder unwahr, wahr„scheinlich oder unwahrscheinlich sey."

Rec. kann es zwar seiner Seits gleichfalls keinesweges für zweckmäßig halten, die Messe von Frankfurt nach Posen zu verlegen; er sieht indeß nicht ab, wie der Verf. über einen so unschuldigen Vorschlag so aufgebracht seyn kann. Muß man doch dulden, daß geschlossene Handelsstaaten in Vorschlag kommen, in welchen das Hinausrücken bis zu den sogenannten natürlichen Gränzen als recht und billig angepriesen wird. Der affektlose Leser wird bey solchen Sachen bloß lächeln, und jenen Vorschlag zu den unausführbaren Projekten eines Staatsreformators, und diesen zu den thörichten Chimären eines Phantasten rechnen.

Nr. 2. beschäfftigt sich, wie gesagt, mit Widerlegung mehrerer einseitiger, und zum Theil unrichtiger Bemerkungen der eben angezeigten Schrift. Der Leser wird daher wohl thun, bey Lesung jener Schrift diese zur Hand zu nehmen, welche eine gute Lokalkenntniß des Verf. durchblicken läßt, und für die jetzige Einschränkung der Messe spricht.

Was der Verf. S. 13 in Ansehung der Spinn-Maschinen sagt, ist richtig, und Rec. kann dabey mit Vergnügen bemerken, daß durch die jetzt zu Stande gekommene Garn-Manufaktur des Bernhard-Coherschen Hauses zu Berlin ein sehr wichtiger Schritt zur Erweiterung und Vervollkommnung der Maschinenspinnerey im preußischen Staate geschehen ist.

Nr. 3. ist eine kleine gutgemeinte Schrift, um die Maaßregeln zur Einschränkung der Messe zu vertheidigen; die aber an sich von äusserst geringem Gehalte ist, und nichts weniger als eine gründliche Beantwortung der aufgestellten Fragen enthält.

Der

Der Verf. scheint von manchen hierher gehörenden Sachen Etwas erfahren zu haben, ohne doch den eigentlichen Zusammenhang zu wissen. Dieß ist z. B. (S. 14. 15) in Ansehung des Spinnerdorfs Nowaweß bey Potsdam der Fall.

Md.

1. Uebersicht der sämmtlichen Intelligenz- und Nachrichtsblätter in Deutschland, von *Joachim von Schwarzkopf*, königl. Grossbritannischen und Ch. Br. Ministre-Resident bey dem Chur- und oberrheinischen Kreise. Frankfurt. 1801. 12 S. 4.

2. Ueber politische und gelehrte Zeitungen, Messrelationen, Intelligenzblätter, und über Flugschriften zu Frankfurt am Main. Ein Beytrag zur Geschichte dieser Reichsstadt, von *Joachim von Schwarzkopf*, etc. Frankfurt, bey Jäger. 1802. 38 S. 4.

Das Verdienst des Herrn Verf. in diesem bis dahin noch ganz unbearbeiteten Literatur-Fache, und dessen seit zehn Jahren bethätigte Beharrlichkeit sind anerkannt, und werden auch im Auslande durch Uebersetzungen ins Französische und Englische geehrt.

Nr. 1. ist ein Abdruck aus dem Neuen Hannöverschen Magazin 1801 Nr. 60 und 61, weil dessen Exemplare bald vergriffen wurden; nur, wie in der Vorrede bemerkt wird, mit einigen Erweiterungen in Ansehung des Beckerschen Reichsanzeigers, zu welchem einige öffentliche Aufforderungen Anlaß gaben. Man ersieht daraus, daß Herr von Schwarzkopf die Geschichte der Intelligenzblätter für unzertrennlich von der der politischen Zeitungen hält. Rec. ist auch dieser Meinung; obgleich sich dadurch der Umfang und die Arbeit um das Doppelte vermehrt. Um der gerechten Bitte des Herrn Verf. um Beyträge und Berichtigun-

gen ein seiner Seits Genüge zu leisten, erinnert Rec. bey Hildesheim und Regensburg, daß dort von 1785 bis 1791 ein besonderes Nachrichtsblatt existirte; welches aber im Conflict zwischen dem Fürsten und der Stadt aufhörte; in Regensburg giebt es dagegen außer den beyden politischen Zeitungen noch jetzt ein Nachrichtsblatt seit 1761 unter dem Titel: *Wöchentliche Frag- und Anzeige-Nachrichten.*

Nr. 2. ist dem Titel nach, lokal; aber eine neue Probe des schätzbaren Talents, Gegenstände, deren Werth beym ersten Anblick auf Lokalitäten zu beruhen scheint, allgemein interessant und lehrreich zu machen. Außerdem geht eine Uebersicht voran von allen Zeitungen in Deutschland mit Inbegriff der österreichischen und preußischen Monarchie, und insbesondere in den Reichsstädten, nebst einer Untersuchung ihrer Anciennität und ihrer successiven Folge. Das Frankfurtische beruhet auf einigen archivarischen, größtentheils aber auf handschriftlichen und mündlichen Nachrichten. Nach S. 11 erschien die erste Zeitung in Frankfurt 1615, wobey die Streitigkeiten zwischen dem Postamte und dem Magistrate sehr interessant sind, und 1617 die zweyte. Herr von S. räumt diesen die Priorität vor den übrigen Reichsstädten ein; sollte aber nicht Nürnberg deren früher gehabt haben? Wenigstens erwähnt das Hildesheimer Archiv, daß dort ein Bürger im Jahre 1617 die Nürnberger Zeitung gehalten habe, und daß ihm der Magistrat anbot, gegen deren Mittheilung die Hälfte der Kosten zu tragen. — In Ansehung der Frankfurter Monatsschriften war eine Vollständigkeit nicht im Plane der Abhandlung; sonst würden die gelehrten Beyträge von dem 1780 Jahren eine Erwähnung verdient haben.

***

Des Hochfürstlichen hohen Stifts Eichstätt Hof- und Staatskalender, für das Jahr nach der gnadenreichen Geburt unsers Herrn und Erlösers Jesu Christi. 1802. Mit gnädigster Erlaubniß. Eichstädt, gedruckt bey Schmid, Hofbuchdrucker. 140 S. 8.

Die

Die fehlerhafte Einrichtung dieses Staatskalenders wurde schon in dem von Schwarzkopfschen Werke 1792 gerügt; in demselben blieb aber unbemerkt, daß, außerdem noch jährlich ein eigenes geistliches Namen-Verzeichniß heraus kömmt. Die bevorstehende Sekularisation giebt dem letzten Jahrgange ein vorzügliches Interesse, indem der Herausgeber, ein Hoffurier, einen besonderen Anhang wegen der neuen Beförderungen machen mußte, deren Menge fast den ganzen Schematismus unbrauchbar macht. Man zählt darin 7 geistliche, 7 weltlich adliche, und 7 Gelehrte, also 21 geheime Räthe; der wirklichen und titularen geistlichen Räthe aber 49, der übrigen 12, und der Titularräthe 4, in Summa 85. Die Normalschule ist dagegen bis auf 2 Lehrer zusammengeschmolzen; auch ist die Pagenie aufgehoben. — Die Beamten-Klassen stehen wie Kraut und Rüben durch einander. Der Hoffurier beginnt mit dem Fürstbischofe und Domkapitel; nach einer Pause folgt der Geistliche Rath, und erst nach der Zuchthaus-Verwaltung knüpfen die Vierherren und Chorvikarien den Faden der Geistlichkeit wieder an. Auch sind von den Dikasterien die denselben untergeordnete Kommission und die Deputationen, gleich Ausflüsse derselben getrennt, und den Thorschreibern, Policeydienern und Amtsknechten nachgesetzt. Die Räthe des Bischofs zerfallen übrigens in 3 Abtheilungen; in wirklich frequentirende, wirkliche nicht frequentirende und in Titularräthe. Wie sehr wird dieses Alles vereinfacht werden, wenn Kurpfalz einst in den Besitz dieses Bisthums gekommen ist!

Gg.

Durch welche Mittel läßt sich in den vier Departementen am linken Rheinufer Anhänglichkeit an die Verfassung, und Liebe zum Vaterlande bewirken? — Eine Abhandlung, u. s. w. — von einem katholischen Religionslehrer. Köln, bey Haas und Sohn. 9ten J. (1801.) 85 Seit. 8. 5 K.

Ein Wort zu seiner Zeit, wie die vorliegende Schrift, ist lange nicht auf dem linken Rheinufer, am wenigsten im Frank-

reich geredet werden; aber wir besorgen zu sehr, daß es eine Stimme in der Wüste seyn, und vielleicht noch lange bleiben wird. Der Grund zu dieser gerechten Besorgniß, liegt nicht so sehr in der jetzigen Verfassung — wiewohl auch diese in vielen Berührungspunkten der Staatshaushaltung und des Auflagen-Systems ganz und gar nicht taugt, — als in der durchaus verderbten Volks- und Regierungs-Moralität. So lange also diese sich nicht wechselseitig zum allgemeinen Wohl des Ganzen einander freundschaftlich die Hand bieten, kann der Zweck, den Schriften wie die vorliegende beäugen, nicht erreicht werden. Wir wollen dieß unsern Lesern durch einige Data anschaulich machen; zuvor aber von der Art, wie der ungenannte, aber gründlich unterrichtete Verf., die im Titel vermerkte Frage untersucht und beantwortet, eine kurze Darstellung liefern, damit man desto besser aus den belehrenden Beyspielen unserer Tage, unser so eben erwähntes Urtheil selbst prüfen und richtig beurtheilen könne.

Nachdem der einsichtsvolle Verf. S. 9—16 in einem ruhigen, der Wahrheit angemessenen Tone den ehemaligen Zustand der Bewohner des linken Rheinufers in politischer, ökonomischer, religiöser und moralischer Hinsicht kurz und bündig geschildert hat, geht er S. 17—28 zu den Ursachen des traurigen Verfalls der Religion, als der einzigen Wirkung der gesunkenen Gesittung über, und zeigt aus dem Beyspiel der Vernunftphilosophen, die sich hinter ein Heer theoretischer Kategorien, oder einen Schwall wenig verstandener Terminologien und nichtsbedeutender Formeln vom Ich und Nicht-Ich verstecken, daß Vernunftreligion ohne reines Christenthum, sogar nach Rousseau's Zeugniß, das hier angeführt worden, nur leere Schale sey, mit welcher sich einige Wenige in unsern Zeiten auf den Kathedern und in den Studierstuben beschäfftigen; dem großen Haufen aber, dem man Christi Lehre zu rauben gesucht habe, und noch suche, gar keine Ruhe und Zufriedenheit für seinen intellektuellen Zustand zurück lasse. Dieser Zustand sey, zumal in katholischen Ländern um so beklagenswürdiger, je mehr man in frühern Zeiten das Volk vom wahren Wege einer vernünftigen Aufklärung entfernt, und ihm den praktischen Unterricht in der seligmachenden Christusreligion entzogen habe. Frankreich, Italien und Brabant liefern hiervon die traurigsten Beyspiele.

spiele. „In diesen Ländern," sagt der Verf. S. 19. L. 10—15 „war das Volk in seinen Religionskenntnissen um keinen „Schritt vorgerückt; kannte, ausser seinem religiösen Mecha„nism und einigen leeren Formeln Wenig, und warf zum Theil „dieses Wenige mit den Vorurtheilen seines Aberglaubens „völlig weg." — Von S. 29—44 wird der Unterricht der Jugend für alle Klassen des Staats als das erste und wesentlichste Mittel gezeigt, wodurch die beabsichtigte Anhänglichkeit zum Staate am kräftigsten befördert werden könne. Die Art und Weise, wie dieser Unterricht für alle Branchen des Volks in den Städten und auf dem Lande, und für die höhern Stände der Menschen in ihren Verhältnissen zu sich und Andern mit Rücksicht auf den Staat eingerichtet werden solle, macht dem Verf. Ehre, und zeigt zu deutlich, daß er diesem Fache nicht nur gewachsen ist; sondern daß ihm, mit den Fortschritten der Deutschen in allen Klassen der Menschenbildung bekannt, dieser Gegenstand patriotisch am Herzen liege. Aber, fügt Rec. hinzu, was helfen noch so laut, kalt oder mit bescheidener Wärme vorgetragene Wahrheiten und Vorschläge bey einem Volke, das jeden Gegenstand seiner habsüchtigen Laune mit Hitze verfolgt, und darüber jede wahre Staatsglückseligkeit zu befördern vergißt? Was hilfts, daß tausend Federn sich für die Verbesserung einer Staatsverfassung interessiren, die zum Theil in ihren Grundfesten nichts taugt, und wo eine bisher bloß militärische Despotie jede Maaßregel unterdrückt, die den friedlichen Genuß der Staatsbürger herbeyführen könnte, wenn es der Regierung ein wahrer Ernst wäre, die Ruhe von Europa zu befördern? Was hilft es endlich, sich für Frankreich zu interessiren, da das Gouvernement mit den versprochenen Wohlthaten und den täuschenden Versicherungen des Wohlstandes zurück bleibt; gar nicht Wort hält; die Justiz in den schlechtesten Händen läßt; die directen Abgaben des Enregistrements, der Patenten-, Stempel- und Portogelder nach Willkühr vervielfältiget; die Gräuel der Douanerie genehmigt, und mit einem Worte: sich beym Drucke des Volks passiv verhält? — Die Anhänge S. 47—85 erläutern das Uebrige hinlänglich.

Et.

Abriß der Cameral-Bauwissenschaft, zu Vorlesungen entworfen (,) von Dr. Gilly, Königl. Preuß. Geheim. Ober-Baurath. Berlin, in der Realschulbuchhandl. 1801. VIII u. 221 Seit. gr. 8. Auf Schreibp. mit lat. Lett. 1 Rg.

Der einsichtsvolle Verf. liefert abermals wieder eine Schrift dem gelehrten Publikum, die besonders denen willkommen seyn wird, die sich dem staatswissenschaftlichen Bauwesen im Ganzen widmen wollen. Der Verf. hat Recht, daß, um sich in der ökonomischen Baukunst gründliche Kenntnisse und Erfahrung zu erwerben, für den künftigen Baumeister zu viel Zeit, Studium und Gelegenheit erfordert würde, und daß es nützlich wäre, wenn überall der Landbau-Dienst von dem des Wasserbaues abgesondert werde, und jeder dieser Haupttheile der allgemeinen Bauwissenschaft, seinen eigenen Mann beschäfftige. Rec. stimmt völlig ein, und setzt in Ansehung des letztern hinzu; daß dieß in den meisten Ländern und Provinzen, besonders in den deutschen Reichslanden am Rheine, der Donau, dem Neckar und Maine; vorzüglich aber am Niederrheine im Bergschen und Clevschen, in Holland, an der Weser und der Elbe, auch in England und in Italien der Fall ist. — Doch wir kehren zur Anzeige dieser Bogen zurück.

Das Buch zerfällt in 3 Abschnitte, der erste S. 1—130 handelt von der Landbaukunst überhaupt, und zeigt in 7 einzelnen Unterabtheilungen, was bey allen Arten von Wirthschaftsgebäuden zu beobachten sey. Der zweyte S. 131—199 enthält die Wasserbaukunst, wohin sowohl die Entwässerung als die Bewässerung niedriger Gegenden, der Strombau, Deichbau, der Wehren, Schleusen, Brücken und Häfen, als auch der Mühlenbau gezählet wird. (Letzterer stehe jedoch nicht genau mit dem Wasserbau in Verbindung, wiewohl derjenige, der Wassermühlen anlegen will, gewissermaaßen auch ein Hydrotechniker seyn muß. Bekanntlich werden in Holland, Frankreich, England, und in mehreren Ländern, wo entweder kein Gefälle, oder auf Gebirgsgegenden gar kein Wasser ist, Wind- und Stampfmühlen, wovon auch der Verf. spricht, gebraucht; wozu alsdann

Wasser

Wasserbauwissenschaft überflüssig wird. Wir würden den Mühlenbau überhaupt, der Landbaukunst untergeordnet, und da, wo er auf Hydrotechnik Bezug hat, im zweyten Abschn. abgehandelt haben, um der Analogie der Wissenschaften dadurch mehr systematische Ordnung und Eleganz zu geben. Im Ganzen schadet dieß dem Buche keinesweges; aber beym Vortrage vermißt der Lehrer eine Abstufung im ersten Abschn., die er im gegenwärtigen Falle durch eine Einschaltung ergänzen muß, wenn er seine Zuhörer nach wissenschaftlichen Formen unterrichten will. Dieß that schon Wolf, und nach ihm alle Lehrer bis auf Prony und Wiebeking, welche Mühlenbau und Hydrotechnik von einander absondern.) Der dritte Abschn. S. 200—221 beschäfftiget sich mit dem Wegebau, worin der Verf., wie allenthalben in dieser Schrift zwar kurze, doch gründliche Principien aufstellt, die als Leitfaden, diesem Compendium zur Ehre gereichen. —

Ni.

Sammlung verschiedener, vorzüglicher, allgemein anwendbarer Feuerordnungen und bewährter Feueranstalten. Zum allgemeinen Nutzen, u. s. w. Herausgegeben von D. C. F. Reuß, Prof. der Med. in Tübingen. Leipzig, bey Schäfer. 1801. Zweyter Theil. IV und 196 S. 8. 16 gr.

Den 1sten Theil haben wir schon in unserer N. A. D. Bibl. angezeigt; der 2te enthält in fortschreitender Ordnung die IX. erneuerte Feuerordnung der Stadt Strasburg vom J. 1786. S. 1—66. X, Erneuertes Feuerreglement für die Stadt Hannover, vom J. 1789. S. 67—98. XI. Herzogl. Mecklenb. - Schwerin. Land-Feuerordnung rc. vom J. 1772. S. 99—118. XII. Hochfürstl. Wirtemb. Land - Feuerordnung vom J. 1772. S. 119—164. und XIII. Verbesserte Feuerordnung für die von Veltheimschen Gerichtsorte Harbke und Wolffsdorf vom J. 1794. S. 165—196. Die Auseinandersetzung und Beurtheilung einer jeden dieser Feuerordnun-

ordnungen gehöret nicht hierher; wohl aber die Bemerkung, daß wenn der Verf. fortfährt, die vorzüglichern dieser Art zu liefern, welches bisher noch nicht geschehen, indem darin die neuen Kopenhagener, Hamburger, einiger der Königl. Preußischen, und besonders auch die für das platte Land vom 3ten July 1770 (s. allg. Edict. Samml. IV. Th. S. 7286 fg.) u. m. a. sich auszeichnen, fehlen: so werden wir noch eine Reihe Bändchen von dieser Sammlung erhalten, die sich dann endlich auch auf Holland, Frankreich und England erstrecken dürften, indem bekanntlich Lage, Volk, Industrie, und andre Gegenstände und Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, hierin immer etwas Neues hervorbringen, welches bey Andern nicht gleichstimmig angetroffen wird.

A.

Haushaltungswissenschaft.

I. Ueber den Anbau der sogenannten Runkelrüben und über die verschiedenen, auf die Zuckererzeugung aus dieser Pflanze abzweckenden Versuche. Drittes Heft. Mit 2 illum. Kupf. Von K. A. Nöldechen, Königl. Kriegsrath und Assessor rc. Berlin, bey Nicolai. 1801. 132 Seiten. 8. 16 gr.

II. Der neueste und beste deutsche Stellvertreter des indischen Caffee, oder der Caffee von Erdmandeln; u. s. w. von Joh. Ludwig Christ, Pfarrer zu Kronberg an der Höhe, u. s. w. Mit 2 illum. Kupf. Zweyte verb. Auflage nebst einem neuen Anhange rc. Frankfurt am Main, bey Hermann. 1801. 56 Seiten. gr. 8. 8 gr.

III. Noch ein neuer und vortrefflicher deutscher Stellvertreter des indischen Caffee, oder der Caffee von der Erdnuß oder Erdeichel. Von J. L. Christ,

Pfar-

Pfarrer zu Kronberg an der Höhe, u. s. w. Mit 2 illum. Kupf. Frankfurt am M., bey Guilhaumann. 1801. 48 Seit. 8. 6 gr.

So schätzbar auch immer einige Beyträge der Literatur sind, welche seit 1798 über die Gewinnung des Zuckers aus Runkelrüben Aufschlüsse und Erfahrungen aller Art im Publikum verbreitet haben: so reichhaltig und dennoch anspruchslos sind die Bemerkungen des Verf. von

Nr. I. dessen beyde ersteren Hefte wir schon oben (s. N. A. D. Bibl. 47ster und 62ster Bd.) mit der ihnen gebührenden Würde anzeigten. In dem vorliegenden Stücke theilt der achtungswerthe Verf. seine fortgesetzten Versuche und Erfahrungen mit, und zeigt: wie man sich sowohl in der Kultur der Runkelrübe bey nassen und trockenen Sommern, als einer gemischten Witterung ökonomisch zu verhalten habe. — S. 34—51 Versuche zur Darstellung des Zuckers aus Runkelrüben, denen der Verf. S. 51—121 einige Bemerkungen über das Verfahren anderer Chemiker und Oekonomen anhängt. Einige allgemeine Prüfungen über die Gewinnung des Zuckers, des Branntweins, 2c. aus der Bete werden S. 122—126 geliefert. Den Beschluß macht S. 127—132 die Literatur über den Runkelrübenzucker. Die angehängten Kupfer sind gut gezeichnet, und ziemlich nach der Natur illuminirt. Was aber auch immer zum Vortheil des deutschen Pflanzen-Zuckers gesagt, geschrieben und gehandelt werden mag; Rec. ist stets noch der Meinung des verstorbenen Büsch's, daß die Wohlfeilheit des deutschen Zuckers den Indischen alsdann nicht verdrängen wird, wenn die Ruhe von Europa, und mit ihr ein geheiltes Colonial-Handlungssystem ins vorige Gleis wieder zurück tritt.

Nr. II. ist, wie des Verf. frühere Schriften zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, darauf aufmerksam zu machen. Der neu hinzu gekommene Anhang giebt Nachricht, wie die Erdnuß, Erdkastanie und Erdartischocke zum deutschen Kaffee zu bereiten und zu gebrauchen sey. Die äusserst mittelmässig gestochenen und erleuchteten Kupfern liefern eine Vorstellung von der Erdmandel (Cyperus esculentus Lin.), wovon schon in der ersten Ausgabe, und hier etwas vollständiger gehandelt worden. Von eben diesem Verf. ist

Nr. III. erschienen. Seine patriotischen Bemühungen beabsichtigen, neben der so eben abgehandelten Erdmandel, auch die sogenannte Erdeichel (Lathyrus tuberosus Lin.) statt des indischen Kaffee in Deutschland einzuführen. Der Verf. irrt aber, wenn er S. 26 nach einem alten Kräuterbuche glaubt, die Erdnuß (Nux terrae oder Griech. ἄπιος) sey die Frucht oder Wurzel einer Pflanze, die wir in Deutschland Erdeichel nennen; es ist vielmehr die euphorbia apios Lin. die in Schneider's lex. graec. Tom. I. p. 165 sub voc. Ἄπιος die birnförmige Wurzel genannt wird. Kraut und Wurzel derselben widerspricht auch der Abbildung auf dem angehängten Kupfer.

Nr.

Annalen der Schlesischen Landwirthschaft. Erstes und zweytes Heft. Berlin, bey Pauli. 1801. Mit fortlaufenden Seitenzahlen S. 1—192. 8. 16 Gr.

In dem Aufsatze der Jahrbücher der preussischen Monarchie, vom September 1799 Zweifel und Betrachtungen eines Freundes der Statistik über Zöllner's Reise durch Schlesien; und in dem Auszuge aus diesem Aufsatze im Oktober der National-Zeitung der Deutschen: Schlesische Landwirthschaft, überschrieben — ward die Ehre der Schlesischen Agrikultur nach der Angabe des Herausgebers (denn Rec. kann sich des Inhalts jener Aufsätze nicht mehr entsinnen) so angegriffen, daß er und jeder Schlesische Patriot nicht gleichgültig dabey bleiben konnte. Er entschloß sich daher zur Herausgabe dieser periodischen Schrift, und fordert alle patriotische Gutsherren und andere denkende Landwirthe Schlesiens auf, ihn durch authentische, kurze, bündige Nachrichten in Stand zu setzen, die Ehre ihrer und seiner vaterländischen Landwirthschaft zu retten. Aus der Unterschrift im Vorberichte ersiehet man, daß der Kammerrath Löwe auf Molna der Herausgeber ist; und diese Annalen sollen eine Fortsetzung seines neuesten Magazins für Oekonomen und Cameralisten seyn. Der Name des Herausgebers ist

ist zu bekannt, als daß man nicht etwas Zweckmäßiges von ihm erwarten sollte. Doch Rec. will sich jetzt kein richterliches Ansehen geben; sondern erst die Erscheinung mehrerer Hefte abwarten, und jetzt bloß den Inhalt der vor uns liegenden beyden ersten ins Publikum gegebenen, anzeigen, und zwar — was der Verf. unterlassen hat — nach den Seitenzahlen.

Erstes Heft: 1) Annalen der Schlesischen Landwirthschaft. S. 1—6, finden wir Etwas das die Annalen betrifft: diese Ueberschrift findet man aber nur auf dem grünen Umschlage, und S. 1 nicht, so wie auch S. 1 — 2 unpaginirt sind. Schade daß den Aufsätzen auch die Nummern von dem Umschlage, und der hierauf abgedruckten Inhaltsanzeige die Seitenzahlen fehlen, welches das Aufsuchen noch mehr erschwert. Der uns von besserer Ordnung bekannte Verf. sollte doch wohl hieran nicht die Schuld haben? Wenigstens muß er aber Sorge tragen, dergleichen abzuhelfen. Seiner Landsleute Provinzialblätter (schlesische und sächsische) geben hierzu gute Wegweiser ab.

2) Ueber die verschiedenen Klassen der Einwohner Schlesiens; macht S. 6—14 in 2 Unternummern aus.

3) Beantwortung der Frage: ob dem gesammten Bauernstande zu gestatten seyn dürfte, sich von den Diensten, entweder durch ein der Grundherrschaft zu erlegendes Kapital, oder durch einen verhältnißmäßigen Grundzins loszukaufen? ist S. 14—49 zu finden.

4) Ueber einen Aufsatz in den Jahrbüchern der Preuß. Monarchie, Papiergeld betreffend; darüber geben S. 49—62 Aufschluß.

5) Verhältniß des Gutes Wentzin, im Lublinitzer Kreise, vom Jahre 1774 bis 1800; davon zeigt S. 62 —68 die Veränderungen, und die mehrere Anzahl der Possessionen 1800 gegen 1774, ein unterzeichneter von Paczensky (vermuthlich der jetzige H. Besitzer) an.

6) Anzeige einiger Verbesserungen bey der Herrschaft

schaft Lublinitz; S. 68—70 ebd. [illegible] H. von Gess-
towsky.

7) Verbesserungen auf dem Gute Czjorke, Ro-
senbergischen Kreises, vom Jahre 1784 bis 1800 S.
70—73 hierüber ist H. von Wissel unterschrieben.

8) Verbesserungen des Gutes Alt-Rosenberg,
Rosenberger Kreises, von 1770 bis 1800; S. 74—
77 dieß unterzeichnete H. von Roschützky.

9) Verhältniß des Gutes Landsberg, Rosen-
bergischen Kreises, im J. 1755 bis gegen das J. 1800;
S. 77—89 unterschrieb sich ein H. von Ciserowsky.

10) Nothwendigkeit der Mühlenverbesserung;
S. 80—86 ist ohne eine Unterschrift, und daher wohl vom
Herausgeber?

11) Beobachtungen, Erfahrungen, Berichtigun-
gen; S. 87 bis Ende S. 96 sind vermischte Bemerkungen;
vermuthlich von ebd.

Zweytes Heft: 1) Gegenbemerkungen zu den
Zweifeln und Betrachtungen über Zöllners Reise nach
Schlesien; S. 97—112 von einem Ungenannten, und
muß daher der Herausgeber dafür angesehen werden.

2) Oekonomische Beschreibung der Herrschaft
Mollna im Lublinitzer Kreise; S. 113—174 ohne
Unterschrift; da aber dieß Gut dem Herausgeber zugehört:
so ist solche sicher von ihm selbst, und daher um so vollständi-
ger und interessanter.

3) Kurze Uebersicht der Wirthschaftsverbesserun-
gen im Groß-Strehlitzer Kreise; S. 175—287, von
H. Grimm unterschrieben.

4) Literatur; S. 287 bis Ende S. 290, und zwar:
a) Vollständige Beschreibung und Abbildung einer neuen
Dreschmaschine, von B. G. Peßler. b) Kurze Beschrei-
bung und Abbildung eines neuerfundenen sehr einfachen But-
terfasses, von ebd. c) Ueber den Wohlstand von Schle-
sien. Ein Versuch. d) Welchen Einfluß hat das Schlesi-
sche Kreditsystem und die fortdauernde Vermehrung der Pfand-
briefe

weise auf den Staat? Die Nummern a und b konnten wegbleiben; desto wichtiger sind c und d. Wir sind um so strenger in dieser Anzeige gewesen, da wir diesen Annalen alle mögliche Ordnung wünschen, so wie man es am Herausgeber bisher gewohnt war.

Fo.

Oekonomisch-veterinärische Hefte von der Zucht, Wartung und Stallung der vorzüglichsten Haus- und Nutzthiere. Von J. Riem, Commissions-Rath, und G. S. Reutter, Oberthierarzt zu Dresden. Leipzig, bey Voß. 1801. Fünfter Heft. 2 Rthl. 8 gr.

Auch besonders unter dem Titel:

Oekonomisch-veterinärischer Unterricht über die Zucht, Wartung und Stallung des Federviehes.

Die Herausgeber (am Schluß der Vorrede nennt sich Herr Riem allein) fahren fort, dem Publikum ihre Vorschläge und Belehrungen in richtiger Folge vorzulegen. In dem vorliegenden Hefte sind zwar vorzüglich von Eckhart und Germershausen als Vorgänger benutzt; jedoch liefert das Ganze manches Eigne, und überhaupt sehr richtige, zweckmäßige und genugthuende Vorschriften in einer guten und passenden Einkleidung. Das gegenwärtige Heft zerfällt in drey Abschnitte, von der Wasserfederviehzucht, von der Landfederviehzucht, und von der Poularderie oder dem verschnittenen Geflügel. Hier findet man auch Vorschriften von dem Pöckeln und Räuchern des Geflügels, von der Benutzung des Düngers, von Verhütung der Krankheiten, Bestimmung des Vortheils der Mastung u. a. m.

Die 4 Kupfertafeln enthalten Zeichnungen von Ställen für das Geflügel. Sie vertheuern das Werk sehr, und möchten nur für wenige Käufer Interesse haben.

Mk.

Maga-

Magazin für die Thierarzneykunde — — von Rohlwes. Dritter Band mit 4 Kupfern. Jahrgang 1801. 8. (Wir haben aber davon erst 1. Quartal 89 Seit. mit Taf. I. 2. Quartal von S. 91—185 und Taf. II.) Berlin, bey Maurer. Der Jahrg. 1 Rf. 12 gr. Schreibp. 1 Rf. 4 gr. Druckp.

1. Quart. S. 1—89 mit K. Von dieser Fortsetzung wiederholt Rec. dasselbige Urtheil, was er bereits über vorhergehende 2 Bände S. 82—91 im LVIII. Bd. unsrer Bibliothek gesagt hat. Altes ist viel, und Neues wenig darinnen zu finden; z. B. dieses Gesagten, dient gleich die 1ste Abhandl., welche vom Spathe der Pferde redet, weil alle Thierärzte wissen müssen, daß sich verirrte Knochenmaterie an harten und weichen Theilen absetzt, widernatürliche Ansätze oder Auswüchse bildet, und nach dem Orte der Absetzung Krankheiten erzeugt, oder erzeugen kann. Erbliche Krankheiten erscheinen nicht allemal gleich bey oder nach der Geburt, wie Herr Rohlwes S. 43 meint; sondern sie kommen oft spät oder gar nicht zum Vorscheine. Alles dieß beruht auf Gelegenheitsursachen, den Keim zu entwickeln. Die 2te Beobachtung über die Lungenfäule der Kälber, die sich mit einem Ausschlage endigte, welche erstere durch Pulver von Enzianwurzeln und Wachholderbeeren, der Ausschlag aber durch Daubentonsche Raudensalbe geheilt wurde, war mit nichten eine Lungenfäule; sondern bloß eine Verschleimung des Bluts von verdorbener Nahrung erzeugt, weswegen diese Mittel gute Dienste leisteten. Eben so wenig war wohl die 3te Beobachtung S. 62 eine rheumatische Buglähmung zu nennen, da es vielmehr eine verirrte Drüsenmaterie gewesen zu seyn scheint. Dieß könnten die Professoren der Berliner Thierarzneyschule am besten entscheiden, weil sie S. 67 das Pferd vom 24sten Nov. bis 27sten Jan. in der Cur gehabt haben. 4te Abh. von der Mauke und deren Heilung. Zu den äusserlichen Ursachen können wohl unmöglich die S. 72 angegebenen gerechnet werden. S. 75 sagt Herr R., „ich bin nicht der „Meinung, daß die Säfte, welche aus dem Blute „abgesondert werden, um in der Gestalt der Mauken-

„mate-

„materie ausfließen, schon den Grad der Wärme „besitzen; sondern daß solcher ihnen erst mitgetheilt „wird, wenn sie durch die angefressenen Gefäße ge„führet werden." Diese Erklärung ist zu fein, als daß sie Rec. verstehen sollte; denn er ist immer der Meinung gewesen, daß eben die Materie erst die Theile, und also auch die Gefäße zerstört. Dieß ist etwas Neues. Kalte Bäder, während des Ausschlags, oder — wie man sagt — wenn die Mauke jaucht, sind auf jede Weise schädlich; indem die Materie, welche hier einen heilsamen Ausweg aus dem Körper sucht, wieder zurückgetrieben wird, und zu andern weit beschwerlichern innerlichen Krankheiten Anlaß geben kann. Dergleichen Materie ist dann nicht so geschwind durch innerliche Mittel wegzuschaffen, wie sich Herr R. von den seinigen verspricht.

2. Quart. 1ste Beobachtung: über den Gebrauch des thierischen empyrheumatischen Oels, gegen die Würmer der Pferde. Eine Unze von diesem Oele ist allerdings zu viel, und Herr Ratzeburg hat Recht, daß für ein ausgewachsenes Pferd, oder Rind, höchstens 2 Drachmen des Tages zweymal gegeben, und einem Fohlen 20 bis 25 Tropfen davon hinreichend sind. IV. und V. Abhandlung: die Ohren der Pferde zu verkleinern oder völlig abzuschneiden, und weit von einander stehende Ohren durch eine Operation zusammen zu bringen, suchen Thierärzte vergessend zu machen, und nicht wieder aufs Neue nach Ballhorns Manier neu aufzulegen. IX. Krankengeschichte eines am Schleimfieber gestorbenen Ochsens. Eben so, wie bey den Pferden, ein Abgang von Schleim — welches die Schmiede unschicklich das Fettschmelzen nennen, — oder eine Schleimruhr, entstehen kann, eben so ist dieß auch der Fall bey andern Thieren. Diese Krankheit hätte Herr Rohlwes aus Frenzels prakt. Handbuche für Thierärzte und Oekonomen — welches doch vermuthlich auch unter die Thierarzneybücher gezählt werden kann — S. 219, 3. Th. unter Art. Schleimruhr, obschon hier ein Ochse nicht genennt wird, sollen kennen gelernt haben. X. Krankengeschichte eines, von Wasser im Gehirne gestorbenen Pferdes. Herr R. hielt die Krankheit für eine Art von Schwindel. Sollte das viele Aderlassen nicht mehr Schaden als Nutzen gemacht, und den Tod befördert haben?

ben? — Rec., welcher erst kürzlich einen Fall gehabt, der ganz derselbige zu seyn scheinen würde, wenn die Zufälle bestimmter angegeben wären, hielt diese Krankheit für eine wirkliche Fallsucht mit Koller verbunden. Er wendete alle nur mögliche angezeigte Mittel — nur keinen Aderlaß, weil keine Vollblütigkeit vorhanden war — an; aber Alles vergeblich, und mußte es todtschießen lassen. Bey der Oeffnung zeigte sich auch, daß Vollblütigkeit nicht zugegen gewesen war; denn er entsinnet sich nicht, ein Pferd eröffnet zu haben, wo weniger Blut vorhanden seyn können; durch den Schuß war wenig oder nichts verloren gegangen. Alle Eingeweide in der Brust und dem Hinterleibe waren untadelhaft; nur das Gehirne war wie ein Brey. XI. Beschreibung einer Krankheit der Zunge bey den Pferden und deren Heilung. Freylich war hier eine innerliche Ursache vorhanden, um die Krankheit zu bewirken; und diese war nichts anders, als was bey dem Rindviehe das Maulweh ist, nur in einem mindern Grade.

Beym Schlusse dieser Recension, kann Rec. nicht zu bemerken unterlassen, daß es gar sehr zu wünschen wäre, wenn die Thierärzte, die viele Gelegenheit haben, sich mehr angelegen seyn ließen, ihre Krankengeschichten bloß allein darzulegen, ohne Einmischung vorhergegangener Urtheile. Gelehrten Thierärzten und Andern nutzen diese nichts, und die Wissenschaft gewinnt auch nichts dabey; weit mehr wenn Jeder sagt: das und dieß habe ich gefunden; so ist der Naturgang bey der Krankheit gewesen, u. s. f. wie bekanntlich Hippokrates schon bey den Menschen gethan hat.

John Middletons Beschreibung der Landwirthschaft in der Grafschaft Middlesex, mit den Bemerkungen mehrerer achtungswerthen Grundbesitzer und Pächter. Aus dem Engl. von K. A. Nöldechen, Königl. Kriegsrathe. Berlin, bey Nicolai. 1801. Zweyter und letzter Theil. 138 S. und IV S. Vorrede gr. 8. 14 gr.

Von

Von diesem 2ten Theile muß gegenwärtiger Rec. eben das versichern, was der Rec. des 1sten Theiles im ersten Stücke des 53sten Bandes dieser Bibliothek mit vielem Rechte gesagt hat, daß er verschiedene gute Materien vorträgt. Dieser zweyte Theil enthält 9 Kapitel und einen Anhang. In diesem kommt Manches vor, was sich in Deutschland bey guten Landwirthen schon findet: Manches aber auch, was wohl noch Nachahmung verdient. Im 1sten Kapitel werden die Garten- und Obstbauanlagen beschrieben, die allerdings vieles Vortheilhafte enthalten. Im 2ten Kapitel kommen die Holzungen, Wälder, Pflanzungen und Hecken vor. Was der Uebersetzer hier von dem Holzbaue auf fruchtbarem Boden sagt, ist zwar lang bekannt; verdient aber doch wohl gemeinere Anwendung. Das 3te Kapitel zeigt einige Verbesserungen der Landwirthschaft an, von welchen der Pflug, um Wasserkanäle zum Abzug des Wassers zu machen; das Entrasen der Plätze und Verbrennen des Rasens; die Wahl und Bereitung der Düngungen, wohl einiger Beherzigung werth sind. Das 4te Kapitel handelt von der Viehzucht. Richtige Bemerkungen kommen hier vor: von dem Vorzuge der Pferde vor den Ochsen, in der Bearbeitung eines nassen und thonichten Bodens; wobey der Verf. den, aus andern Gründen schon lang entschiedenen Vorzug der Ochsen auch sehr gut angiebt. Das 5te Kapitel schildert die innere ländliche Oekonomie. Das 6te Kapitel die politische Oekonomie, in sofern sie mit der Landwirthschaft im Zusammenhange stehet, oder doch Einfluß auf dieselbe hat. Das 7te Kapitel zeigt die Hindernisse der Verbesserung des Ackerbaues, und enthält allgemeine Bemerkungen über landwirthschaftliche Gesetzgebung und Policey. Im 8ten Kapitel sind vermischte Bemerkungen. Das 9te Kapitel schlägt Mittel vor, zur Verbesserung der Landwirthschaft. Der Anhang enthält 1) ein Schreiben von Joh. Lukas an den Verfasser über die Düngung mit Ruß, Malzstaub rc.; 2) einen Plan zu einer Versuchwirthschaft in einem Briefe, von Francis Hume, an John Sinclair. Dieser Vorschlag hat dem Rec. gefallen, und es müßte nach seiner Meinung etwas da herauskommen, wenn solche Versuchswirthschaften an mehreren Orten angestellt würden. Uebrigens stimmen wir dem Rec. des ersten Theiles völlig bey, und finden es für den deutschen Leser allerdings vortheil-

 haft,

hast, daß der Uebersetzer manche Abkürzung gemacht, und das zu Weitschweifige weggelassen hat.

Fo.

Neu fortgesetzte Sammlung ökonomischer und Bienenschriften aufs Jahr 1801. Herausgegeben von Johann Riem, Churf. Sächs. Commissionsrathe. — Erste Lieferung. Mit Kupfern. Leipzig, bey Joachim. 1801. 268 Seit. 8. 1 Rh. 4 gr.

Diese sehr nützlichen Sammlungen des Herrn Riem sind zu bekannt, als daß nicht ein jeder Oekonom die Fortsetzung derselben billigen sollte. Da aber dergleichen Sammlungen, worin so vielerley enthalten ist, dem Publikum nicht wohl anders bekannt gemacht werden können, als daß man die einzelnen Rubriken anzeige, damit die Leser wissen, was sie darin finden können: so setzen wir den Inhalt dieser neuen Sammlung hierher, und fügen hier und da kurze Anmerkungen hinzu. Man findet

I. die gewöhnlichen Anzeigen der Leipziger ökonomischen Societät von der Ostermesse 1801. Diese enthalten 1) Gebrauch der baumwollenen Hadern zum Papier. 2) Vom Zerzupfen der baumwollenen Hadern zu Gespinnst. 3) Von der Anwendung der Tabacksstengel zu Pottasche. 4) Beyträge zur Vermehrung der Kenntniß nützlicher Futterpflanzen. 5) Verschiedene Bayreuther Marmorarten. 6) Ueber die Viehseuche in Franken. 7) Ueber den Wuchs der Bäume. Die Bemerkung S. 15, daß Bäume an solchen Orten, wo viele Menschen wohnen, und die Ausdünstung von ihnen an sich ziehen können, weit besser und lustiger wachsen, als wenn sie an solchen Orten stehen, die von Menschen entfernt sind, scheint etwas sonderbar und in der Erfahrung wohl nicht hinreichend gegründet zu seyn. — Verhandlungen der Wittenberger Provinzial-Versammlung. Dazu gehört 1) über die Befestigung der Obstbäume ohne Pfähle. Man will der jetzigen vermehrten Obstkultur auch den jetzigen großen Holzmangel aufbürden, weil sie so viele Baumpfähle

erfordert. Daß dieser Vorwurf gegründet sey, wird mit dem Beyspiele Sachsens bewiesen, wo jährlich 45000 fichtene Baumpfähle zu den Obstplantagen verbraucht werden. Es wird daher der Vorschlag gethan, daß man die jungen Obstbäume, wenn sie aus der Schule versetzt werden, in den untersten Zweigen der Krone mit einem starken ledernen Bande umwinde, und von da ab durch betheerten Sackband von allen Seiten mit kleinen Zeltpflöcken in der Erde fest pfähle, so daß der Wind sie nicht bewegen kann. Es werden manche Vortheile bey dieser Befestigungsmethode angegeben. Der Herr Hofgärtner Seidel in Dresden hat diese Methode gebilliget. 2) Ueber eine Art Frühgerste, die einen ausserordentlichen Ertrag geben soll, unter welche man auch Mohrrüben säen kann. 3) Ueber einen aus Runkelrüben verfertigten Essig. — Preisvertheilung über die Abhandlung von der Schädlichkeit des Streurechens. — Ueber das Branntweinbrennen durch Abkühlung mit Spühlig und über Branntweinessig. — Ein anderweit erfundener Nachrechen für breite und schmale Beete, deßgleichen eine Schaafraufe. — Bemerkungen über späte Getraide-Saat und Setzung des Getraides in Kasten (Hausen). — Verbesserte Gerbe-Versuche. — Beschreibung einer, für unser Klima besonders erzielten Weinart. — Bemerkungen über gläserne und thönerne Röhren zu Wasserleitungen, statt der hölzernen. — Nähere Versuche, die Kopfwolle den Lämmern gegen das Drehen nicht abzuscheren. — Verbesserung der Brettinschen Wurzelschneide-Maschine und der Riedelschen Hexelmaschine. — Elbhöhen-Tabelle das Jahr 1799 betreffend. Ueber Maschinen.

II. Einige Aufsätze so dieser Sammlung privat gewidmet worden. (richtiger: besondere Aufsätze, welche dieser Sammlung ꝛc.) 1) Merkwürdiger Bescheid in einer gerichtlichen Raubbienenklage. S. 94 scheint sich Herr Riem zu widersprechen, wenn er sagt: daß nur schlechte, oft weisellose, auch oft nur die, welche unvorsichtig gefuttert werden, den Raubbienen bloß stehen; und doch gleich S. 95 erzählt: daß bey seinem Freunde die Raubbienen nicht nur schwache Stöcke, sondern auch etliche nebenanstehende starke Stöcke beraubt, und sie um 10 Pfund Honig leichter gemacht hätten. Rec. hat diese Erfahrung auch, daß seine stärksten Stöcke fast alle Jahre von Raubbienen, die aus der Ferne kommen, an-

gefallen werden, und welche er durch beständiges Peitschen
mit der Ruthe abhalten muß, daß sie die Stöcke nicht berau-
ben. Rec. kann nicht mit Sicherheit erfahren, wo sie her-
kommen; hält es aber für Recht, daß der Eigenthümer sol-
cher Bienen sie entweder auf lange Zeit einsperren und füt-
tern, oder sie gänzlich abschaffen müsse, um seinen Nachbarn
keinen Schaden zu thun; und sollte er überführet werden kön-
nen, daß er seine Bienen durch Füttern mit hitzigen Wei-
nen oder dergleichen zum Rauben verleitet hätte; so verdiente
er bestraft zu werden. Herr Riem erzählt einen zweyten Fall,
wo der Eigenthümer der beraubten Bienen die Raubbienen
vergiftet hat. Diese Vergiftung oder auch die Einfangung
der Raubbienen will Herr Riem gesetzlich erlauben, wenn in
eine Stadt oder in einem Dorfe allen Bieneneigenthümern
bekannt gemacht worden ist, daß bey einem Nachbar sich
Raubbienen eingefunden haben, und doch keiner von ihnen
kommt, um mit diesem Nachbar darüber zu sprechen. Bes-
ser wäre es doch wohl, wenn einem jeden Bieneneigenthümer
befohlen würde, von dem Besitzer beraubter Stöcke seinen
Bienenstand in seiner Gegenwart untersuchen zu lassen, ob
die mit Kreide gepuderten Raubbienen bey ihm sich aufhalten,
um die Stöcke sogleich wechselsweise mit Flugscheiben zu ver-
schließen. Der Eigenthümer müßte es auch bey Strafe so-
gleich selbst bekannt machen, wenn er gepuderte Bienen un-
ter den Seinigen antrifft, da dieß ein fleißiger Bienenfreund,
der seine Bienen fleißig besucht, sogleich sehen muß. 2) Ent-
scheidende Königl. Preuß. Vorschrift, wie es in Ansehung
räudiger Schaafheerden gehalten werden soll. 3) Plan und
Einladung zur Errichtung einer vaterländischen Bienengesell-
schaft durch Actien. Von J. M. R. von Ehrenfels. Es
wird darin die Bienenzucht als das, unter allen ökonomischen
Gegenständen, nach seinem Ertrage wichtigste Geschäfft der
Stadt- und Landwirthschaft ausgegeben und dargethan, daß
von 150 Bienenstöcken, besonders im Oesterreichischen ohne
große Künsteley jährlich 1000 fl. zu gewinnen sind. Der
Herr von Ehrenfels behauptet, daß wenn die Bienen nach
seinem Vorschlage vervielfältiget würden: so würden sie mehr
einbringen, als alle Goldgruben. 4) Ueber die Kuhpocken.
Etwas zur Empfehlung der Kuhpockeninokulation von D. Bö-
nig, worin die Einwürfe, die man dagegen gemacht hat, gut
widerlegt sind. 5) Fortsetzung über die Wiener große Bie-
nenzucht von bald 1000 Stöcken. Es wird hier die Rede

ge-

geliefert, die Herr von Ehlers über die Bienenzucht in der K. K. Theresianischen Ritterakademie gehalten hat. 6) Ueber Kartoffelbau von guter Art und ungeheurer Größe. Die im Frühjahre ausgewachsenen Keime sollen auch gute Kartoffeln geben, wenn man sie ganz oder zerstückelt in die Erde legt. Es sind hier verschiedene Methoden angegeben, wie man Kartoffeln ziehen kann, nämlich aus den Saamen-Kapseln, aus den Keimen, und zwar so wohl, wenn man sie dann erst legt, wenn sie schon aus den Kartoffeln ausgewachsen sind, als auch wenn man die ganze Kartoffeln früh legt, und nachher wenn sie aufgegangen sind, die Keime abbricht und verpflanzt. Ein Engländer, [illegible] auf Hersington in Sommerset, hat ein Geheimniß erfunden, sehr große Kartoffeln zu erziehn. Er hat einige vorgezeigt, wovon die eine 135 Pfund, die andere 192, und die dritte 194 Pfund wog. 7) Neue Anfragen über den Brand im Waizen, an den Herausgeber, nebst Beantwortung. Daß der Brand von dem Stiche eines Insekts herrührt, wird als die wahrscheinlichste Hypothese über die Ursache desselben angegeben. Das sicherste Mittel dagegen soll seyn: daß man die Körner recht reif und die Halme recht trocken werden lasse, die Garben sogleich wenn sie eingefahren, vorschlage, ohne sie schwitzen zu lassen. Den Saamen soll man vor der Aussäung mit Jauche begießen, auf jeden Scheffel eine Metze Asche und 2 Mäßchen Salz schütten und fleißig umrühren. Dieß Mittel soll verursachen, daß man von dem schlechtesten Saamen guten Waizen ohne Brand erhält. 8) Des Herrn Amtsrichter [illegible] auf [illegible] Methode, die zusammengefallenen Bienenschwärme zu trennen. 9) Praktischer Versuch, daß kleine Fluglöcher bey Erhitzung der Bienenstöcke [illegible] Würmen anziehen. 10) Erinnerung an Bienenfreunde. Man soll die Bienenhütten gegen Norden stellen, und sich daran nicht kehren, wenn in gewissen Jahren der Stand gegen Morgen Vortheile zu haben scheint. 11) Kohlsaamenerziehung. Am besten soll man Saamen vom weißem Kohl ziehen, wenn man den Strunk sammt dem Kopf in die Erde setzt, ihn mit Erde bedeckt, und die Ausschößlinge anhäuft. 12) Ueber die Bedeckung der Bienen-Futterwicke. Man soll sie mit Hünermist düngen, oder ihn oben auf streuen. Eine Beize von Saujauche, Kalk, Asche, und Hühnermist ist auch gut. Man kann auch Brettchen hin und wieder in die Erde stecken, die mit [illegible] Sachen bestrichen sind; so bleiben die Erd-

Flöhe daran hängen, wenn man die Pflanzen begießet. 14) Auch ein Wort über Herrn Hofrath D. Voigts Meinung von der Begattung der Bienen durchs Beschnäbeln. Diese Begattungsart wird verworfen, und die Begattung von hinten bestätiget. 15) Ueber die Verminderung nützlicher Vögel. 16) Bemerkungen über den veränderlichen Zustand faulbrütiger Bienen. 17) Bewährteste Lehre über den Brand im Waizen, wodurch die Theorie von demselben und das Mittel dagegen in Nr. 7. bestätigt wird. 18) Kurze Nachrichten. 19) Todesfälle. 20) Preisvertheilung. 21) Recensionen. In einem Nachtrage wird gesagt, daß von 15000 Kuhpockenimpfungen mit gutem Erfolge, nur eine mißlungen sey, die den 29sten März dieses Jahres in der Altonaer Zeitung angezeigt worden. Dieß kann freylich der Kuhpockenimpfung zur Empfehlung dienen.

S.

Zwey Preisschriften über den Dünger und dessen Stellvertreter, zu vortheilhafter Benutzung beym Ackerbaue. Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, bey Maurer. 1801. 96 S. gr. 8. 7 gr.

Diese Preisschriften sind vermuthlich diejenigen, wovon erstere den Preis und letztere das Accessit davon getragen hat? Wir vermuthen es, weil man keine Nachricht von der Aufgabe, und wie viel darauf gesetzt war, in einem Vorberichte, oder sonst so etwas findet. Da nun der erste Verf. genannt, vom zweyten unbenannten aber nichts gesagt ist: so muß man wohl annehmen, daß er das Accessit erhalten habe. In sich sind beyde ganz gut, und besonders ist die letzte für den eigentlichen praktischen Landwirth sehr schätzbar. Diese verdiente daher wohl einen besondern Abdruck mit deutschen Lettern, da ihm diese lesbarer wie die lateinischen sind; sie würde dann auch allgemeiner werden. Jene hingegen dient mehr für die Gelehrten, welche die lateinischen Lettern schon gewohnter sind, sich auch die häufigen unverständlichen Ausdrücke zu verdeutschen wissen;

 denn

denn selbst der Halbgelehrte muß ein guten Lexikon zu Hülfe nehmen, z. B. wenn die Worte: Oxygen, Alkali, Azote, Soda, Oxydiren, isoliren, u. s. w. so oft und wie es dem Rec. scheint, oft nicht am rechten Orte vorkommen. Und doch wäre es nicht gut, wenn diese Schriften der Unverständlichkeit wegen wenig gelesen würden; denn gesellet man der Accessitschrift noch Bährens und Riebens öffentliche und oft bekannt gemachte Düngmittel bey; dann kann sich jeder Landwirth helfen. Die Herrn Bährens und Rieben haben nicht bloße Vorschläge und Hypothesen, wie in der ersten Preisschrift der Verf. Einiges vorträgt, und selbst so betitelt, bekannt gemacht; daher gesteht Rec., daß er in einer — ob theilweiß oder mit dem ganzen Preise? — bekrönten Preisschrift, sehr ungern eine S. 44 benannte Hypothese fand, die erst, wie der Verf. selbst sagt, beleuchtet werden soll; auf die er selbst S. 67, (soll S. 51 heißen) noch nichts bauet; und die nur zu einer nicht unwichtigen Bestätigung gereichen soll, wenn das S. 47 Gesagte mit einer Wahrscheinlichkeit, die nahe (besser wäre es doch, wenn es ganz?) an Gewißheit gränzte, dargethan würde. Also sollen, so müssen die Kenner erst prüfen: dazu setzt man dergleichen nicht in eine Preisschrift, eher in eine gelehrte Zeitung oder in den Reichsanzeiger u. s. w.

Fo.

Vermischte Schriften.

Berlinisches ökonomisch-technologisch-naturhistorisches Frauenzimmer-Lexikon, worin Alles gelehrt wird, was ein Frauenzimmer in der Oekonomie, Hauswirthschaft, theoretischen Kochkunst, u. s. w. zu wissen nöthig hat. Berlin, bey Felisch. 1801. Zweyter Band. 588 S. gr. 8. 1 Rg. 16 gr.

Den ersten Band dieses gemeinnützigen Werks, haben wir schon in dieser N. A. D. Bibl. angezeigt und beurtheilt.

Der vorliegende ist nicht minder als jener in allerley Hinsicht nach seiner Bestimmung reichhaltig. Denn der ungenannte Verf. fährt fort, alle Theile weiblicher Verrichtungen in gebildeten Ständen durchzugehen, und nebst den auf dem Titel genannten wirthschaftlichen Branchen sein Augenmerk fast auf die meisten Gegenstände der Zuckerbeckerey und Kellerey, und mehr andere Verrichtungen im gemeinen Leben zu richten. In manchen Artikeln ist der Vortrag aber zu wissenschaftlich eingerichtet; z. B. S. 1 fg. im Art. Gähren, wird die Essiggährung zwischen den 65 — 75 Grad der Wärme nach dem Fahrenheitschen Thermometer physikalisch bestimmt. Frauenzimmer, die nicht geradezu für Wissenschaften, wohl aber für das gemeinnützige häusliche Leben lesen, werden sich um dergleichen gelehrten Erfahrungen wenig bekümmern. Die vorzüglichsten Artikel, deren Bearbeitungen uns am besten gefallen, sind S. 11 — 17 Gans, und die davon bis S. 21 abgeleiteten ökonomischen Theile. S. 55 fg. Glaciren; S. 80 — 83 Gurken; S. 84 — 86 Haare rc.; S. 88 — 90 Hafer und der daraus entstehende ökonomische Gebrauch; S. 94 — 96 Häring; S. 98 — 100 Hahn; S. 105 — 107 Hammel; S. 109 und 110 Handschuh; S. 112 — 114 Hanf; S. 116 — 120 Hase; S. 129 — 131 Hecht; S. 137 — 141 Hemde; S. 150 — 153 Hirsch; S. 161 — 63 Holz rc.; S. 172 — 178 Huhn; und verschiedene andere mehr; dagegen sind zu kurz oder unvollständig gerathen folgende: S. 28 gebackenes Obst, wobey die verschiedenen Arten der Backmethoden, und die Mittel, wie am besten dasselbe in diesem Zustande aufbewahrt werden kann, hätte gezeigt werden müssen; S. 36 Geldbeutel; hier wird auch die große Verschiedenheit derselben, der Handel und die Materie, woraus sie verfertiget werden, wie ihre Preise vermißt; S. 37 Gelee und S. 40 — 42 Gerste, beyde nicht ökonomisch hinlänglich auseinander gesetzt. S. 42 — 44 Geschäftsbuch; Wirthschaftsbuch, welches durch Beyspiele, und durch anschauliche Darstellung gewisser Formulare, wozu der Hofrath Beckmann Anleit. gegeben, hätte erläutert, und ihr Gebrauch gezeigt werden sollen. — S. 45 fg. Gesinde; hier war Vieles zu berichtigen, wobey die, durch die Götting. Preisverhandl. veranlaßten neuern Schriften benutzt werden konnten. — S. 49 Gewicht. Stand hier nicht Nelkenbrecher's Taschenbuch für Bank. und Kaufl. nach der Gerhardisch. 8ten

Aus-

Ausgabe zu Gebote? — S. 64 fg. Kork oder Kork — Pantoffelholz, dessen Vaterland, geschweige auf welchem Hun[d]deswege diese Rinde bezogen wird, nicht berührt worden. S. 83 fg. Graupen, viel zu eingeschränkt abgehandelt. S. 125 fg. Hausmaus, wobey man die Art, wie am schicklichsten diese schädlichen Thiere vertilgt werden können, gänzlich vermisset. S. 157 fg. Hollunder, dessen Gebrauch und Anwendung in der Hauswirthschaft nicht hinlänglich gezeigt ist. — S. 168 fg. Hopfen, hat ebenfalls diesen Fehler. — Mehr dürfen wir nicht ausheben, weil wir sonst die Gränze unserer kritischen Anzeige überschreiten würden. Bey Vergleichung des vorigen Bandes mit diesem, werden wir mehr und mehr überzeugt, daß der Verf. entweder zu sehr zum Ende eilt (denn der 2te Band fängt an mit G., und endigt sich mit O.), oder die Absicht hat, das Ganze nicht zu theuer werden zu lassen, damit es von Vielen angeschafft werden könne. Der Verf. würde aber weit gemeinnütziger gehandelt haben, wenn er, statt der oft eintretenden allzu großen Kürze, das Werk auf 4 Bände berechnet, und dadurch den größern und theoretisch-wirthschaftlichen Artikeln mehr Gründlichkeit und Umfang verschafft haben würde. Denn in dem Zustande, worin es sich jetzt befindet, wird oft mehr auf Erklärung einzelner Worte und Bezeichnungen, als auf richtige Darstellung der Sachen gesehen, welches doch bey Büchern der Art das Wichtigste und Vorzüglichste ist.

A.

Neue Berlinische Monatsschrift. Herausgegeben von Biester. Jahrgang 1801. Berlin, bey Nicolai. Fünfter und sechster Jahrgang. Jeder Band hat 472 S. 8. 3 Rl.

Die Anzeige der vier ersten Bände befindet sich im 57sten Bande der N. A. D. Bibl. S. 419 ff. Auch in dem eben genannten Jahre geht diese Schrift, die sich unter ihren Schwestern unstreitig rühmlich auszeichnet, ihren festen Gang nach dem vorgesteckten Ziele. Der Hauptcharakter des Journals ist Sinn für Wahrheit und Recht, strenge Rüge der

Thorheiten und Gebrechen des Zeitalters und rastloses Streben, Licht zu verbreiten und Nutzen zu schaffen. Die einzelnen Aufsätze behandeln philosophische Materien, berichtigen historische Angaben, geben von merkwürdigen Vorfällen Nachricht, liefern Auszüge aus interessanten literarischen Produkten, und bebauen überhaupt auf mannichfache Weise das Feld der menschlichen Erkenntniß. Einzelne dichterische Stücke verdienen ebenfalls Beyfall.

Dem Plane unserer Bibliothek gemäß machen wir unsere Leser mit einigen Aufsätzen näher bekannt. Band 5. ist von den Rumfordschen Suppen und deren Anwendung in Berlin die Rede. Diese wohlthätige Erfindung wird jetzt zum Besten unserer ärmern Mitmenschen an mehrern Orten Europens benutzt; obgleich nicht allenthalben mit gleichem Erfolg. Man weiß, daß Graf Rumford in München selbst die erforderlichen Einrichtungen traf. Auch ausser Deutschland sind in der Schweiz, in Italien, Frankreich und England mit dieser Suppe Versuche angestellt worden. In Berlin hatte man in einigen Armenanstalten schon im Jan. 1800 diese Suppe bereitet, und vom 1sten Dec. d. J. bis zum letzten Febr. 1801 wurden damit auch 50 Stadtarme wöchentlich 3mal bewirthet. Auch erhielten in demselben Winter 10,000 Arme durch königl. Unterstützung Brodt zu einem niedrigern Preise, als es bey den Bäckern zu haben war. Die Suppe wurde auch durch 2 Privatgesellschaften einigen Armen gegeben, und diese menschenfreundliche Einrichtung in dem darauf folgenden Winter fortgesetzt, so daß durch den Beytritt neuer Wohlthäter mehrere Bedürftige Theil nehmen konnten. Der Aufsatz verdient auch darum Aufmerksamkeit, weil die Recepte zur Bereitung der Suppe genau angegeben werden. — Von dem am 22sten Nov. 1800 in Nieder-Siegersdorf bey Freystadt in Schlesien verstorbenen Salomon Maimon befindet sich S. 44 ein Nachlaß unter der Ueberschrift: Sophistik des menschlichen Herzens, worin man den Denker nicht verkennen wird — Maimon war übrigens, wie Rec. vom Verstorbenen selbst gehört hat, in Mieszwiesz im Lithauischen Rußland 1753 geboren. — Herr Nicolai fährt in seinen rühmlich bekannten Bemühungen, die Brandenburgische Geschichte von den Verunstaltungen zu säubern, fort. Hier sind einige Mährchen, Friedrich den Großen betreffend, sehr gründlich gewürdigt. B. 5. S. 30

und

und B. 6. S. 280. Am letzten Orte findet man, daß der Krückenstock, dessen sich der Schauspieler Kemble in London als König Lear bediente, nicht von Friedrich dem Großen herrührte, wie es in der allgemeinen Zeitung Nr. 47. 1801 hieß, indem dieser nie einen solchen Stock, als dort beschrieben wurde, mit einer Sphinx von Elfenbein getragen hat. (Rec. erinnert sich zwar, sicher gehört zu haben, daß König Friedrich einen Stock mit einer Sphinx gehabt hat; diese war aber aus Kristall de Roche und mit Edelgesteinen besetzt.) — Der Uebertritt des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg zur katholischen Konfession hat allgemeine Sensation, und auch hier einige auf dieses Ereigniß sich beziehende Aufsätze veranlaßt. — Unter der Aufschrift: Etwas über die Metaphysik und über Kant, wird B. 5. S. 401 ein Bruchstück aus des Herrn von Villers lettres Westphaliennes. Berlin. 1797 geliefert. Wie scharfsinnig dieser über Kants Verdienst um die Philosophie in Vergleichung mit den Vorgängern desselben urtheilt, verdient hier nachgelesen zu werden. — Neuern Nachrichten zu Folge hat die Schrift des Herrn von Villers über Kants Philosophie in Paris nur wenig Aufsehen gemacht; selbst die philosophische Decade hat es kaum der Mühe werth gehalten, darüber ernsthaft zu reden; nur Mercier erklärte sich seit Erscheinung des trefflichen Villersschen Buchs für die Lehre Kants; aber auch ihm gelang es nicht, im Nationalinstitut Aufmerksamkeit darauf zu erregen. —

Ein paar Abhandlungen haben zu Fehden Anlaß gegeben. Herr Fichte glaubte sich durch die B. 5. S. 435 vorkommenden Ausdrücke: Träumerey des geschlossenen Handelsstaates, beleidigt, weil das Prädikat Träumerey auf die von ihm herausgegebene Schrift: der geschlossene Handelsstaat, sich bezog, und erließ deßhalb eine Erklärung an Herrn Biester im Journal Kronos, Jul. 1801, die freylich anmaaßend genug war. Herr Biester wurde dadurch B. 6. S. 290 zu einer Gegenerklärung veranlaßt, und Herr Adam Heinr. Müller in Berlin würdigte die Fichtische Idee darauf noch näher im Decemberstück S. 436. — Die B. 6. S. 241 aus den Akten erzählte Kriminalgeschichte aus der Zeit des siebenjährigen Krieges ist gegen eine Aeusserung Lieberkühns im Allgem. literar. Anzeiger Nr. 41. von 1801 gerichtet, wo es heißt: „Diese armen Menschen,“

(die

(die 4 Delinquenten, welchen die Todesstrafe zuerkannt war)
„worden, ungeachtet das Pommersche Kriminalkollegium
„schon in der ersten Instanz, und das Berlinische in der
„zweyten Instanz, beyde nicht auf Lebensstrafe erkannt hat-
„ten, auf den Vortrag des Ministers Zedlitz im Staatsra-
„the, vermöge eines bloßen Reskripts vom Hofe, ohne kö-
„nigliche Konfirmation, hingerichtet, u. s. w." Der Verf.
vertheidigt den verstorbenen Minister und die Rechtmäßigkeit
des ganzen Verfahrens in diesem wichtigen Falle. Diese
Abhandlung hat zu einer harten Fehde Anlaß gegeben, in-
dem K. dagegen in den Denkwürdigkeiten in den preussi-
schen Staaten aufgetreten ist. — (Die gründliche Ver-
theidigung Herrn Biesters im Maistücke vom J. 1804
werden wir künftig zu seiner Zeit anführen.)

Zu den vorzüglich wichtigen Aufsätzen gehört auch B. 6.
S. 367 der neu entdeckte Planet. Er wurde von dem Astro-
nomen Joseph Piazzi in Palermo am 1sten Jan. 1801
entdeckt, und erhielt den Namen Ceres Ferdinandea.
Ceres ist die einheimische und schützende Göttinn Siciliens;
König Ferdinand IV. erbauete die Sternwarte zu Palermo,
und befindet sich jetzt in dieser Hauptstadt. — Die im Aug.
Sept. und Novbr. mitgetheilten Briefe des Herrn Oberberg-
raths von Humboldt an seinen Bruder in Berlin, wovon
der letzte aus Cartagena de Indias, vom 1sten April 1801
datirt ist, sind sehr merkwürdig. Man erstaunt sowohl über
den Muth des Verf., als über die Gefahren, denen er aus-
gesetzt war. Möge sein schützender Genius ihn 1804 glück-
lich wieder in sein Vaterland führen! — Wir finden im
Aprilst. den Säkulargesang Gedike's wieder, der die treffli-
che hier angehängte lateinische Uebersetzung Wernsdorfs
verdiente. — Hinter diesem ächten Latein steht als Gegen-
stück ein Brief von Voltaire vom J. 175[illegible] an den Hofapo-
theker in Berlin, worin jener sich eine Laxanz bestellt. Da
Voltaire's Name allenthalben bekannt ist: so kann man hier-
aus seine Stärke in der Latinität ersehen. Der Brief lau-
tet also: Si Dominus regius apotecarius potest mihi con-
ficere unam onciam cassiae, id est mundare unam pulpae
onciam, [illegible] habebit. Illum deprecor non mit-
tere antiquam cassiam, quae mihi [illegible]. Nec
antiquam nec coctam cassiam possum sustinere [illegible]
[illegible] rogo,

rogo, ut [illegible] pulpito mandet, et mihi [illegible] per [illegible] servum. Voltaire. [illegible]

[illegible] Der Vorschlag des Herrn Pred. Harz in Fredersdorf (März) eine neue Gesindeordnung zu entwerfen, ist gewiß aller Aufmerksamkeit werth. — Ein äusserst merkwürdiger Aufsatz über die wahre Wiederherstellung des Jesuiterordens steht im Decemberstücke. Man wird aus den mitgetheilten Berichten und Briefen wahrnehmen, daß dieser Orden jetzt seiner Wiederherstellung näher seyn dürfte, als Viele glauben. — Die Predigten des Herrn Dr. Stolz über die Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts erhalten (B. 6. S. 223) vom Herrn Probst Teller eine verdiente ruhmvolle Erwähnung. Sie haben binnen Jahresfrist die zweyte Auflage erlebt. Herr Dr. Biester macht die Leser mit dem Inhalte der Vorträge näher bekannt, und begleitet einige dieser Anzeigen mit seinen Bemerkungen. Diese betreffen vorzüglich den König Friedrich den Zweyten. Von diesem sagt Herr Stolz u. a. in der Vorrede zum ersten Hefte seiner Predigten: „Daß ich ihn so gemäßigt beur„theilte, wird vielleicht getadelt werden. Ich glaube aber, „daß der Verächter des Predigerstandes vorzüglich von „einem Prediger mit einer ausgezeichneten Billigkeit beur„theilt werden müßte, u. s. w." Herr Biester fürchtet, daß jene Ausdrücke Mißverstand veranlassen könnten, indem man glauben dürfte, daß der König den Predigerstand als Stand ungerecht behandelt, in seinen Einkünften geschmälert, in seiner Ehre und seinem Ansehen beym Volke gekränkt habe, u. dergl. m. — „Aber," schließt Herr B., — „seinem „heitern und umfassenden Blicke war freylich der Prediger„stand, an und für sich, als Stand, nicht heiliger, wie der „Stand der Aerzte, der Juristen, der Kriegsräthe." — Der Verf. dieser Anzeige glaubt an seinem Theile, daß Herr St. durch jene Worte den König treffend charakterisirt habe. Woher sonst die Randdekrete und das mit einem verächtlichen Begriff verbundene Wort Pfaffe, (von protestantischen Geistlichen gebraucht) das der König wählte, und gebrauchte? Es ist hier nicht der Ort, dieß weitläuftig auseinander zu setzen. Büsching hat dazu in seinem Charakter Friedrichs des Zweyten authentische Beweise geliefert. Von Theologen sprach und schrieb der König in den verschiedenen Epochen seiner Regierung nicht mit Achtung und Auszeichnung, unge-

achtet

führet er gewiß manchen Einzelnen dieses Standes als Gelehrten schätzte und manchen Auswärtigen, der ihm als solcher bekannt geworden war, in sein Land zog. Ueber den Stand der Aerzte und Juristen hat er sich im Allgemeinen nicht mit ähnlicher Bitterkeit erklärt.

Uebrigens ist es ein unverkennbarer Beweis von der anerkannten Nützlichkeit mancher Vorschläge, die zur Sprache gebracht sind, daß man sie angenommen und ausgeführt hat, wie man aus der Einrichtung einige Opern und Konzerte zum Besten der Armen und Bedürftigen zu geben, siehet. Noch lange möge diese Schrift ihr Licht leuchten lassen, und Gutes wirken!

Ww.

Helvetischer Almanach, auf das Jahr 1800. Zürich, bey Orell. 10 Bog. 16. mit vielen Kupfern. 1 Rt. 12 gr.

Dieses kleine Buch zeichnet sich mit dem beginnenden neuen Jahrhunderte, sowohl durch inneren Werth, und die vollendete Zweckmäßigkeit der in demselben enthaltenen Aufsätze, als durch nicht überladenen aber höchst gefällig äußern Schmuck von seinen mehrsten deutschen Brüdern, auf das Vortheilhafteste aus.

Die an der Spitze desselben stehende Alpreise von J. R. Wyß, kann als Muster dienen, wie man in einem kleinen Raume die mannichfaltigste Belehrung mit der angenehmsten Unterhaltung, in ein schönes Ganze, vereinigen könne. — Die darauf folgende kleine Erzählung: das Brod überschrieben, spricht laut und traulich zu jedem fühlenden Herzen, und hat überdieß auch ästhetischen Werth.

Die Inhaltsvergleichung der höchsten Gebirge in der bekannten Welt mit denjenigen in Helvetien, so wie die Helvetische Chronik, haben zwar zunächst für die Bewohner der Schweiz das höchste Interesse; gewähren aber auch jedem Freunde der Erd- und Völkerkunde, so wie jedem, an den letzten Schicksalen dieses einst so glücklichen Landes theilneh-

nehmenden Herzen, eine sehr unterrichtende und unterhaltende Lektüre. — Sämmtlich hier mitgetheilten Gedichte heben sich weit über die jetzt mehr als jemals in der Poesie zur Mode gewordne Mittelmäßigkeit, einige haben sogar sehr gelungene Stellen. Wir geben eins der kürzern zur Probe. Es athmet ein tiefes, durch die grausame Behandlung der Machthabenden soi: disant grossen Nation bis ins Innerste gekränktes Gefühl der Leiden des Vaterlandes.

S. 191.

Die Schweizergebirge im Abendschimmer.

»Sonne, was ruhet dein Blick so spät noch am Gipfel der
»Berge?
»Sink in Westen hinab, oder verhülle Dich schnell! —
»Denn die entheiligten Alpen erröthen, daß ewiger Nebel
»Ihre Schande nicht deckt, daß sie der Himmel erblickt!«

Die Kupfer, welche schöne Schweizer-Gegenden, Gebäude, und Kleidertrachten darstellen, sind sämmtlich sehr wohl gerathen, und machen den Künstlern Lips und König, von welchen sie herrühren, wahre Ehre. — Unter andern ist das Titelkupfer, welches eine schweizerische Bauerhochzeit vorstellt, auch als Kunstwerk betrachtet, vorzüglich schön, indem es Alles leistet, was der eingeschränkte Raum nur irgend erlaubte. —

Wir wünschen diesem niedlichen Büchlein, unter Voraussetzung der Erhaltung seines seltenen Werthes, eine recht lange Fortdauer.

X.

Ueber den Gebrauch der falschen Haare und Perrucken in alten und neuern Zeiten. Eine historische Untersuchung von Friedrich Nicolai. Mit 66 Kupferstichen (auf XVII Blättern) und dem Motto: Cum nihil agimus, calamo ludimus. Berlin und Stettin. 1801. XII und 180 S. gr. 8. 1 Rh. 8 gr.

Nur

Nur mäßig braucht man in der Geschichte des Menschen bewandert zu seyn, um auf die Wahrnehmung zu stoßen, daß seine Kultur überall mit äusserem Putze begann, der auch alsdann, wenn schon an Geistespolitur die Reihe gekommen, noch immer den eignen Weg gieng, und nicht selten in Sonderbarkeiten einschlug, worüber ein ästhetische Urtheile zu begründen nunmehro schwer genug halten dürfte. Noch immer fort giebt es Millionen Menschen, denen an Wurf und Kräuselung ihres Haars unendlich mehr als an Pflege des Hirns gelegen ist, und die durch künstlich frisierten Kopf nicht nur am geschwindesten für sich einzunehmen; sondern auch jeden innern Mangel desselben am sichersten zu übertünchen hoffen. Kein Wunder also, daß, wenn dieser Haarwuchs zu stocken anfieng, oder gänzlich ausblieb, man sehr früh schon gelernt hat, jenes mittelst Einflechtung fremder Zuthat zu verbergen, und wo dieses Hülfsmittel nicht mehr hinreichte, eine behaarte Decke zu brauchen, die seit ein paar Jahrhunderten mit dem Namen Perrücke gestempelt, fast hundert Jahre lang für ein so wesentliches Empfehlungsstück galt, daß mancher mit eignem Haar überreichlich versehener Kopf gern oder ungern darunter sich strecken mußte. Zur Untersuchung was es mit Ursprung und Ueberhandnehmen der so abentheuerlichen Mode für Bewandniß gehabt, lud den Verf. ein fortgesetztes Studium der Sittengeschichte seines Vaterlands ein, und in der Folge die von ihm gesammelte Reihe in Kupfer gestochner Bildnisse, wo dieser Kopfputz in mannichfaltigster Form sich beobachten und verfolgen ließ. Mit welcher Umsicht, und, wo es der Mühe werth war, mit welcher Geduld dieser Veteran unsrer Literatur zu Werk geht, ist aus den frühern Beyträgen desselben zur Genüge bekannt, und da zu Epitomisirung einer Diatribe, wie vorliegende, die so manches Jahrhundert durchstreift, Alles mit Bürgschaften belegt, Ernst mit Scherz abwechseln läßt, der Raum unsrer Blätter längst nicht mehr auslangt: so bleibt für Rec. nichts weiter übrig als Anzeige eines Theils wenigstens der Notizen, die ihm am willkommensten gewesen. Andre Beurtheiler werden von andern Standpunkten ausgehn, und solchergestalt wird dem Fleisse des verdienten Mannes hoffentlich von jeder Seite Gerechtigkeit wiederfahren; um so mehr, da dieser weit entfernt ist, den Werth seiner Arbeit höher anzuschlagen, als der Gegenstand selber es gestattete.

Bie

Bis S. 16 giebt Herr N. von seinen Vorgängern Nachricht; bey denen es zwar an Kompilation, auch wohl an Vermuthungen nicht fehlt, desto mehr aber an Uebersicht, die das Wesentliche festhält. Noch unlängst erst nahm ein in Akerbo seinen Namen zersetzender Franzose, Bürger Deguerle, in dem Eloge des Perruques das Ding meist von der spaßhaften Seite, und hätte solches überall thun sollen; denn wo er sich ernsthafter anstellt, sieht es mit seinen historischen Citaten und deren Benutzung oft äusserst zweydeutig aus. Seit wenn man Perrücken trägt? hatte keiner bestimmt angeben können. Winkelmann indeß erwähnt einer ägyptischen, hier auch in Kupfer nachgestochnen Isis, deren in kleine Knoten geschlungne Haarflechten ihm nicht natürlich schienen, und führt noch mehrere Antiken an, worauf eben diese Bemerkung paßt. Daß alte Bildhauer diesen Haarzusatz wirklich nachbildeten, hat Herr N. außer Zweifel gesetzt; durch ein in Sans-Souci nämlich bis zur Herausgabe dieses Buchs stehendes antikes Bruststück aus der Polignacschen Sammlung, dessen Haarputz ganz sich abheben läßt, daher ohne Widerspruch für Frauenzimmerperrucke zu nehmen, und hier ebenfalls abgebildet ist. Dieses rare Stück ist, wie wir hören, durch Veranlassung dieses Buchs aus dem Garten zu Sans-Souci, wo es durch Wind und Wetter endlich hätte verderben mögen, auf Befehl des Königs weggenommen, und in die Zimmer der Akademie der Künste zu Berlin aufgesetzt worden.

Xenophon ist übrigens der älteste, bis jetzt bekannte Schriftsteller, der in seiner Cyropädie wenigstens schon von einer Haartour nicht eignen Gewächses spricht, die der junge Cyrus am Kopfe seines Großvaters Astyages mit Befremden wahrnahm. Daß unter den mancherley hier benutzten Stellen der Alten, wo auf falsches Haar die Rede fiel, auch die vom Hannibal zuweilen getragne Perrucke dem Sammler nicht entgieng, kann man sich vorstellen. Wir Polybius, und der oft genug ihn bloß ausschreibende Livius meinen, brauchte dieser Feldherr das Hülfsmittel, um im Nothfall sich unkenntlich zu machen, und den Nachstellungen der Gallier zu entgehn. Rec. fügt hinzu, daß Appian dagegen erzählt, Hannibal habe deßhalb oft fremdes Haar und von oft veränderter Farbe getragen, um durch diese Proteusgestalt, die ihn bald zum Greis bald zum Jüngling umschuf,

den noch einfältigen Transalpinern Staub in die Augen zu streuen, und für ein höheres Wesen bey ihnen zu gelten. Vermuthlich hatte der schlaue Carthager mit seinem fremden Haare der Ursachen und Absichten mehr noch. — Was S. 29 vermuthet wird: ein Bocks- oder Ziegenfell mit noch daran hängendem Haare sey vielleicht die erste förmliche Perrucke gewesen, ist gar nicht unwahrscheinlich. Schon im Hohenliede macht der Liebhaber seiner Trauten das Kompliment, ihr Haar wäre so schön wie Ziegenhaar: Capilli tui sicut grex caprarum quae apparuerunt de Galaad. Wirklich fand Rec. daß Ernestus Vaenius, der aus besagtem Hohenliede das Ideal weiblicher Schönheit im ganzen Ernst schöpfte, in seinem Tractatu physiologico de Pulchritudine; Bruxellis. 1662. 8. auch das Haar eines Mädchenkopfs in solche wellenförmige Ziegenlocken durch den Kupferstecher hat kräuseln lassen, die auf diese Art behandelt einer Perrucke nicht unähnlich sehn.

Allein Rec. muß weiter eilen, um dem Leser zu sagen, daß schon die Sprachkenntniß, womit von dem Annalisten der Perrucken alle die über das Wort Perrucke von je her gewagten, und an Seltsamkeit es einander zuvorthuenden Etymologien gemustert wurden, den auf Belehrung ausgehenden anziehen muß. Am Ende findet sich: das uns Deutschen doch immer so fremd klingende Wort, habe in der romanischen oder wallonischen Mundart, der Mutter des jetzigen Französischen keinesweges falsches Haar; sondern das eigene Haar bedeutet. Noch im XV. Jahrhundert legten die Italiäner ihm ebenfalls diesen Sinn bey; den nämlich eines natürlichen, langen starken Haares, und nannten so was auch wohl Caperruccia; vermuthlich um durch Capo den Begriff näher zu bestimmen. Bis zu Anfang des XVII. dachten selbst die Franzosen unter Perruque sich nichts anders, und wollten sie fremdes Haar andeuten, mußte das Adjektiv fausse zu Hülfe genommen werden. Kurz und gut, (denn wie der Verf. das Alles dokumentirt, will bey ihm selber nachgesehen seyn) das Wort ist keltischen oder ersischen Ursprungs. In der irländischen Sprache heißt barr das Haar, und uc oder uch, was hoch und vorzüglich ist: barr — uc mithin ein hohes und starkes Haar. Die Versuche, den altväterischen Namen durch Haarhaube, Haarmütze u. dergl. zu verdrängen, haben bisher nicht glücken

wol-

wollen; das Wort Perrucke wird also seine wohlhergebrachten Rechte vermuthlich fernerhin behaupten. Kein Zweifel, daß über den Gebrauch falscher Haare noch manches Curiosum in den Chroniken des Mittelalters versteckt liegen mag; aber auch das schon, was Herr N. aus diesem Zeitraume mittheilt, und beyläufig auch von Schnitt, Wurf und Verzierung des eignen Haarwuchses erzählt, wird den Beobachter vor der Hand befriedigen. Zu Erklärung des Wortes bis zum Altgallischen und Keltischen hinaufgestiegen zu seyn, hätte fürwahr! keiner Rechtfertigung bedurft. Sey es mit Ausdehnung des Erdstrichs, wo dieses Idiom herrschend war, wie es will bewandt; daß aus letzterm eine Menge deutsch gewordner Namen und Wörter, wo Alles andre hinkt, sich am ungezwungensten herleiten lassen, ist und bleibt für Geschichts- und Sprachforscher ein erwünschter Umstand, und Herr N. verdient Dank, den Kreis derer vermehrt zu haben, die, wo es nöthig wird, an diese noch immer nicht erschöpfte Fundgrube zurückkehren.

Schon heidnische Dichter hatten über den Mißbrauch des fremden Haars sich lustig gemacht; wie stark die Vorsteher christlicher Gemeinden von je her dawider geeifert, und selbst die Ausschmückung des eignen eingeschränkt, ist aus den Concilien und Kirchenvätern bekannt; und eben so, daß alle Jahrhunderte hindurch es Zeloten gab, die das Ding noch ernsthafter nahmen, und nicht ohne Grund Bedenken trugen, mit ihrer segnenden Hand eine vielleicht aus Mörder- und Spitzbubenhaar gefertigte Perrucke zu berühren; noch weniger also ihr eignes Haupt mit einem so profanen Allotrium entheiligten. Von allem, was über diesen Gegenstand in der schreibenden Welt verhandelt worden, giebt Herr N. hinreichende Nachricht. Da um die Mitte des XVII. Seculs dieser Eifer auch in Holland erwachte, und mit langem oder üppig gekräuseltem Haar im Hause des Herrn zu erscheinen, schon für seelenverderblich erklärt wurde: so gab dieser Hyperorthodoxism, wie leicht zu erachten, zu einer Menge Reklamationen und Pro- und Contra's Anlaß; denen man unter andern das bis zum Ueberfluß gelehrte Buch Salmasii de coma zu danken hat. Mit dieser Erscheinung giebt Herr N. etwas umständlicher sich ab, und wahr ist es, daß man in den hierauf sich beziehenden Streitschriften auf mit unter sehr feine, dialektische Kunstgriffe stößt, die jetzt sehr komisch

anzusehen. — Was katholische Geistlichkeit betrifft, scheint diese zwar selten oder niemals durch ungeheure Haarberge; oder andre gar zu arge Verkünstlung mit der in Eitelkeit ersoffenen Welt gewetteifert; auch überhaupt nur im Nothfall anspruchslose Perrucken getragen zu haben; gegen Ende des XVII. Sekuli jedoch muß es damit bedenklicher geworden seyn, weil um diese Zeit das Oberhaupt der Kirche Clemens XI. durch geschärftes Verbot dem Mißbrauch zu steuern, oder ihm zuvorzukommen nöthig fand. Sonderbar, daß ungeachtet der Umstand in seinen entferntern Zeitpunkt fällt, und die Bullarien, sollte man denken, bestimmte Auskunft darüber geben müßten, unser Landsmann Troz angewandten Fleisses diesen Artikel der Kirchenzucht doch nicht auf's Reine bringen konnte; weil nämlich der Widersprüche mehrere sich fanden, und es an entscheidenden Beweisstücken gebrach.

Rec. kann hier Etwas hinzufügen: Als Benedict XIII. abermals Ernst zeigen mußte, und im Jahre 1724 das Perrückentragen bey gottesdienstlicher Handlung von neuem streng verbot, nahm man diese apostolische Verordnung, in den österreichischen Niederlanden wenigstens, mit so viel Beyfall auf, daß einer der dasigen Perruckenfeinde ein, ohne die Liminarstücke 204 S. füllendes Oktavbändchen schrieb: worin dem Papst wegen dieses Verbots mit voller Hand Weihrauch gestreut, und ausdrücklich hinzugefügt wird, der Kardinal-Erzbischof von Mecheln, so wie der Bischof von Antwerpen hätten im April des Jahrs 1725 auch in ihren Kirchspielen ruhmwürdigst sich darnach gerichtet, und Tonsur, Einkleidung rc. jedem Aspiranten untersagt, qui non gestaverit comam naturalem, eamque modestam. Der sauber gedruckte, der Belesenheit des Herrn N. entwischte Tröster führt folgenden Titel: *Clericus depermcatus*, sive in fictitiis Clericorum comis moderni seculi ostensa et explosa vanitas. Cum figuris. Autore *Amoeo Rhisenno Vacchio*, Doctore Romano Catholico. Amstelodami, apud Guiliemum Barents; welchen Verleger aber Rec. so wenig als den Autor selbst kennt. Auch das Druckjahr ist unangezeigt geblieben. Da indeß der verkappte, und aus dem angenommenen Namen, wie man sieht, für Ausländer nicht leicht zu errathende Rhisennus im Jahre 1725 schrieb, wie aus mehreren Stellen des Buchs erhellt,

dieses dem kurz vorher Papst gewordnen Benedict XIII. gewidmet ist, und überdieß ein deutscher Gelehrter es schon 1727 besaß, (wie aus einer Inschrift in dem dem Rec. vorliegende Exemplar erhellet) so bleibt kein Zweifel übrig, daß solches 1725, oder spätestens im Anfange 1726 werde zum Vorschein gekommen seyn. Miscens utile dulci greift dieser Pseudonym (warum war er das?) bald zum Ernst, bald zum Scherz; und dieß in einem Vortrage, der oft für zierlich gelten kann, noch öfter jedoch sehr gesucht klingt. Daß er als erklärter Perruckenfeind Blößen in Menge giebt, als Zelot Alles übertreibt, und es bey ihm von Allotrien wimmelt, versteht sich von selbst. Weil aber ein Buch kaum so schlecht seyn kann, daß gar nichts daraus zu lernen wäre: so würden unserm Landsmann auch hier wohl Citate wenigstens und Nebendinge aufgestoßen seyn, die sein Scharfsinn ungleich besser zu benutzen gewußt hätte. So findet sich in diesem entperruckten Alexiko z. B. daß Innocenz XI. doch wirklich das Tragen falscher Haare beym Kirchendienst verboten gehabt, und seine den 14ten December 1688 deßhalb erlassene Verordnung am 21sten März 1689 auch im Erzbisthum Cölln feyerlich promulgiert worden. Item: daß man noch von keinem kanonisirten Perruckenträger wisse; und was dergleichen historische Leckerbissen mehr sind. Auffallend genug ist es übrigens, daß bey diesem Schriftsteller obgleich viel älterer Perruckenverbote von ihm erwähnt wird, über die von Clemens XI. herrührenden keine Sylbe vorkommt!

In England brauchte, wie Herr N. anführt, schon Shakespear um 1593 das Wort Periwig geradezu für falsches Haar; in unserm nördlichen Deutschland aber hat sich noch nicht auffinden lassen, daß vor der Mitte des XVII. Jahrhunderts Perrucken wären gefertigt, oder wenigstens getragen worden. Zwar hatte Ludwig XIII. um 1620 sein ausgefallnes Haupthaar mit fremdem ersetzen müssen, und wie aus Bildnissen zu ersehn, war es mit Perruckenmacherkunst in Paris damals schon weit genug gediehn; dennoch scheint diese Mode, obgleich aus Frankreich kommend, ungleich später erst Nachahmer und Liebhaber bey uns gefunden zu haben. Unstreitig ist es Ludwig XIV., der den allgemeinen Gebrauch der Perrucken erst durch seine hohe Person sanctionirt hat. Auch er blieb dem fremden Haar lange ab-

hold's mußte doch aber endlich zu diesem Hülfsmittel greifen, und zeigte sodann in diesem Zierrath sich gleichfalls groß; sintemal von seiner Regierung her die ungeheuren Perrucken stammen, in deren Mitte der Menschenkopf wie ein Minimum erscheint. Rec. besitzt einen Pariser Kupferstich ohne Jahrangabe; wo aber dieser König von seiner damals noch zahlreichen Familie umringt, schon in dergleichen unerhört weitschweifigem Kopfputze figuriert; die übrigen Enfans de France und Prinzen vom Geblüt ohne Ausnahme gleichfalls: so daß dieser Perruckenwust dem nicht kleinen Blatte bey weitem den meisten Raum kostet, und die ganze Darstellung nunmehr zur Karrikatur geworden ist.

Gerade weil der katholischen Klerisey ein so wesentlicher Putz untersagt blieb, mag die protestantische zum Belege löblicher Kirchenfreyheit seiner sich desto lieber bedient haben; wenigstens kommen, freylich hauptsächlich von Generalsuperintendenten und Doktoren der Theologie, unter den Kupferstichen Köpfe vor, die mit Perrucken prangen, denen es die eines englischen Lord-Chief-Justice an Umfang nur wenig zuvorthut. Auch vor der zehnten Ausgabe des trefflichen Werkes von Blackstone über brittische Gesetzgebung steht, beyläufig gesagt, noch immer das Bildniß des Solicitor-General in seiner an Ausdehnung, und tief herabrollendem Lockenbau mit der seines (hier auf dem Titel abgebildeten) Kollegen Eyre rivalisierenden Amtsperrucke; die jedoch, wie Rec. sich erinnert, von der eines weyland Venediger Senators bey Hauptfeyerlichkeiten noch überflügelt wurde. Wie sehr die englische sowohl als holländische Geistlichkeit bey diesem fremden Haarputz ihre Rechnung zu finden geglaubt, zeigt sich aus den Bedenklichkeiten, die es zu heben giebt, seitdem solche demselben wieder entsagen will; und noch sind gewiß der Gegenden in Menge, wo ein Prediger ohne Perrucke nur schwachen Eindruck sich versprechen darf. Allerdings höchst abgeschmackt! wodurch aber doch auch das Extrem gerechtfertigt wird, junge Leviten mit Tituskopfen von der Kanzel herab gegen die Eitelkeit der Welt losdonnern zu hören; und dergleichen Widerspruch in adjecto mußte Rec. doch wirklich schon sich gefallen lassen!

Wie vertraut unser Beobachter sich mit der Sittengeschichte seiner Vaterstadt gemacht, weiß man längst schon aus den topographischen, zum Muster gewordnen Arbeiten desselben.

ben. Nur aus Mangel an Raum also muß Rec. auf die bloße Versicherung sich einschränken, daß auch in Hinsicht auf Brandenburgische Haar- und Perruckenhistorie es hier an Nachforschungen nicht gefehlt hat, die dann wieder manch brauchbaren Aufschluß zu sittlicher Kulturgeschichte überhaupt darboten. Mit Ausnahme des Perrucken-Sekulums, wo auch für unser Geschlecht ohne diesen Kopfputz kein Heil war, scheinen falsches Haar und vollständige Perrucken der schönern Hälfte ungleich willkommner, und vielleicht nöthiger gewesen zu seyn, als den Mannspersonen; auch deßhalb schon, weil letztere in langen Zeiträumen das Haar oft kurz abgeschnitten trugen, fremde Zuthat dadurch überflüssig, und der Haarwuchs selbst mittelst dieser Operation gewiß sehr befördert wurde. Nur 126, an historischem Ertrag desto reichere Seiten beträgt die Abhandlung des Verf.; den übrigen Raum füllen nicht weniger als 224 Anmerkungen; wovon die meisten freylich nur Hinweiser auf die Gewähr leistenden Autoren sind, eine nicht geringe Zahl doch aber auch mit neuen, in die Erzählung selbst nicht füglich zu verwebenden, oft dergestalt anziehenden Notizen und bedeutsamen Winken ausgestattet ist, daß hieraus allein schon die Unthunlichkeit hervorgeht, so reichlich bepflanzte kritische Wälder ohne Nachtheil für den Zusammenhang ablauben zu wollen. Bey diesem in Noten und Text verstreuten Ueberfluß, wäre mehr als einem Liebhaber auch schon mit bloßem Namenregister ohne Zweifel sehr gedient gewesen.

Den 66 kleinen, das Buch nicht etwa nur vertheuernden; sondern ihm in der That unentbehrlichen Kupferstichen gebührt das Zeugniß einer ihrem Zweck völlig entsprechenden Ausführung. Da solche nur zu schlichter Darstellung von Haarzierrathen, nicht zu Kunstanstrengungen sich verbindlich gemacht, ist es ein Verdienst mehr, wenn viele der Gelehrten-Köpfe letzter Jahrhunderte, wie hier doch wirklich geschehn, auch durch Aehnlichkeit mit der Gesichtsbildung in guten Original-Kupferstichen oben ein sich empfehlen. Ob die unter Nr. 24. gestochne Kaiserinn Zoe eine Perrucke getragen? mag an seinen Ort gestellt seyn. Außer dem eigentlichen Diadem und andern kleinern Kopfzierrathen trägt solche auch, wie Furia Tranquillina unter Nr. 14, und überhaupt wie viele sehr schöne Münzen des Alterthums, denjenigen Kopfputz, dessen Spitze in ein Dreyeck auslief, und der

mit einer Kette befestigt wurde, die bald sichtbar blieb, bald in's Haar versteckt war. Für dieses Toilettenstück hatten die Herren Antiquare bis jetzt noch keinen Namen, und verwechselten es oft mit dem Diadem und andern Binden. Ein solcher unlängst in den Gräbern der Antonien bey Lanuvium nebst der Kette gefundner goldner Streifen (plaque) war dem Herrn Oberlin bekannt geworden, der für ihn den Namen Nimbus aus alten Etymologisten eruirte; weshalb seine Lettre sur un Bijou etc. qui se trouve présentement au Cabinet de S. M. l'Impératrice de t. l. Russies, Strasburg, bey Lorenz und Schouler. 1779. gr. 8. nachzulesen ist. — Nicht unbekannt ist dem Rec. die Vielseitigkeit des griechischen Worts ἐλαύνειν; wenn aber laut S. 44 Suidas das καμηλαύκιον durch τὸ καῦμα ἐλαύνειν erklärt: so bleibt die Frage, ob hier ciere oder propulsare, Anregen oder Vertreiben der Wärme angedeutet werde? weil in heissen Gegenden eine kühle dünnlederne Mütze doch ebenfalls guten Dienst leistet, und καῦμα überdieß mehr als Wärme sagen will. — Der zu Paris 1761 zum Vorschein gekommenen Encyclopédie Perruquière eines Mr. de Beaumont, wird mehr als einmal erwähnt, so wie des Umstands, daß solche auch in Deutschland nachgedruckt und übersetzt worden. In Berlin selbst erschien 1762 dieser Nachdruck; obschon Paris und die Wittwe Hochereau auch hier auf dem Titelblatte stehn. Wenigstens hat der Druck alle Eigenheiten der um diese Zeit unter Berliner Presse geschwitzt habenden Bücher. In Venedig kam auch im Jahre 1769 heraus: Enciclopedia per pettinorsi, con 45 stampe in rame, welche dem Rec. doch nur dem Titel nach bekannt ist.

Für Berichtigung der in's Auge fallendsten, nicht eben häufigen Druckfehler ist, wie billig, gesorgt worden. Noch aber muß S. 124 unten Corbinelli statt Cerbinelli gelesen werden, und S. 93 oben hat der Verf. statt im Anfange des vorhergehenden Jahrhunderts, offenbar am Ende u.s.w. sagen wollen. Sed manum de tabula! denn noch gäb' es über den Vorbericht ein Wörtchen zu sprechen; der zwar diejenigen, welche man unter der Benennung Gelehrten bisher sich gedacht, hoffentlich befriedigen wird, desto weniger vermuthlich solche Leser, die um Vergangenheit und Gegenwart unbekümmert nur in der Spekulation leben und weben. Ein so hochfahrender Spekulant wird zwar das Buch

wohl

wohl gar nicht einmal seines Anblicks werth halten. Diesen leidigen Umstand scheint der Verf. allerdings geahnt; sich aber auch in Bescheidenheit darauf gefaßt zu haben.

P.

Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Herausgegeben von J. D. Falk. Sechster Jahrgang. Mit 1 Kupf. Weimar, im Verlag des Industriekomtoirs. 1802. 21½ Bog. 16. 1 Rh. 21 gr.

Es ist um den Scherz und die Satyre, welchen dieses Taschenbuch, seit länger als einem Quinquennium in ununterbrochener Folge, laut seines Aushängeschildes zu fröhnen beflissen ist, eine gar seltsame Sache. Auch dem beliebtesten Spaßmacher und rüstigsten Witzbolde (man erlaube uns dieses etwas veraltete, aber nach der Analogie der Rauf- und Trunkenbolde sehr richtig gebildete Wort) begegnet es im gemeinen Leben sehr häufig, daß er matte Scherze und frostige Witzeleyen, die nur er selbst zu belachen vermag, vorbringt, und bey welchen seine Umgebungen höchstenfalls, aus vermeintlicher schuldiger Höflichkeit die Mäuler ein wenig verziehen. — Etwas Aehnliches muß schon nach den Gesetzen der menschlichen Unvollkommenheit und Beschränkung auch einem Schriftsteller begegnen, der gleichsam als schuldige Obliegenheit alljährlich in der Funktion eines lustigen Raths vor dem ehrsamen deutschen Publikum hintritt, um es ex officio, zu — belustigen, und ihm nebenbey heilsame Wahrheiten einzuschärfen. Je vielseitiger und unübersehbarer das weite Gebiet der menschlichen Thorheit in ihren zahllosen Modifikationen und Nüancen, je mannichfaltiger und bunter daher die Gruppirungen sind, unter welchen man ihre Schaustellungen ordnen und darstellen kann, je schwieriger ist es, sich diesem Geschäffte zum allgemeinen Beyfalle zu unterziehen. — Auch setzt die steile Höhe, welche der deutsche Kunstgeschmack in dem letzten Jahrzehend entweder wirklich erklommen hat, oder doch zu haben glaubt, den Satyriker bey

Auftragung der leicht zu grell gewählten Farben, oft in keine kleine Verlegenheit.

So billig und gemäßigt nach den obigen Voraussetzungen auch unsre Forderungen an den Satyriker von Profession seyn mögen: so glauben wir doch hauptsächlich deren zwey machen zu müssen, die sowohl im geselligen Umgange als in der schriftstellerischen Welt, durchaus unerläßlich sind.

Seine Satyre muß (wenn wir uns so ausdrücken dürfen), mehr Real- als Personalsatyre seyn, und niemals in Pasquill und Libell ausarten, und sie darf niemals und unter keiner Bedingung gegen die heiligen Gesetze der Sitten und des Anstandes verstoßen.

Wie wenig Herr Falk der ersten dieser Forderungen zu genügen wisse, — davon hat er leider! — vom Anfange seiner satyrischen Laufbahn bis auf die neueste Zeit die einleuchtendsten Beweise gegeben. — Noch der vorletzte Jahrgang seines Taschenbuchs gab davon ein bemitleidenswerthes Beyspiel; indem in einer, in demselben eingerückten Parodie einer Götheschen Farce, statt der über einige elende literarische Kleinmeister, mit Fug und Recht zu schwingenden Geißel der Satyre, zu dem Pritschholz des Hanswursts, und dem pasquillantischen Ochsenziemer gegriffen ward. Man vergl. N. A. D. Bibl. Bd. 58. St. 1. S. 261 und 262. Des damaligen Recensenten Hoffnung, daß Herr F. den künftigen Almanach von solchen Unwürdigkeiten frey erhalten werde, ist nicht erfüllt; vielmehr hat Herr F. noch weit gröblicher im dießjährigen Taschenbuche gegen die Verpflichtung, welche ihm gegen das Publikum zur Genügung der zweyten Forderung oblagen, verstoßen, und sich so grobe Unsittlichkeiten und niedrige Unfläterevén erlaubt, daß nur unsre Pflicht — die, des getreuen Referenten — uns bewegen kann, den Ekel zu überwinden, und im Gefühle gerechter Indignation unsern Lesern den Beweis zu geben, wohin auch einen sonst guten Kopf der armselige Kitzel stets, und unter allen Formen witzig seyn zu wollen, verleiten kann.

Der grobe Betrug, mit welchem vor etwa anderthalb Jahren, der verkappte Taurinius und Damberger drey Leipziger Buchhändler und einen Theil des Publikums in und außerhalb Deutschland äffte, bis der Professor Paulus und ein

ein Rec. in den Götting. gelehrt. Anzeigen ihn aufdecken, ist allgemein bekannt. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser seltsame Vorfall einem witzigen Kopfe mehrere Seiten darbietet, um über das Publikum der Büchermacher, Verkäufer und Käufer, heilsame Wahrheiten zu sagen; es kommt also nur darauf an, was Herr F. auf Veranlassung jenes literarischen Betrugs uns zum Besten giebt?

Er läßt einen ungehobelten, im plattdeutschen Dialekte redenden Schiffer, den er Damberger den zweyten nennt, vor einem Baron, der vom Dämon der Neugierde baß geplagt wird, mit dem Hute auf dem Kopfe und kreuzweise über einander gelegten Armen erscheinen, und das in Fragen wie folget beantworten: S. 193

B. Wo hierher hat er seinen Cours zuletzt genommen? —

S. Myn Heer, van de Kaneelinsel.

B. Von der Kaneelinsel? Hab ich von der doch in meinem Leben kein Wort gehört.

S. Dat will ich glöven. Wi häven dat Land to erst entdeckt.

B. Desto besser. Wo liegt es denn?

S. Wat over't Kattegat, twischen den Sund un Nye Seeland.

B. Wem ist die Insel zinsbar? —

S. Myn Herr Sallatmann is Gouvernör vom Platz, un Hosenkackerling de König vom Lande. — De Enwohner driven enen starken Handel mit Flöhkrut un witten Encium.

B. Das gesteh ich; das muß ein profitabler Handelsartikel seyn.

S. As You belieut? — (reicht ihm eine Probe)

B. Obligirt! — Warum heißt der Gouvernör vom Platz Salatmann? —

S.

S. Myn Heer, Salatmann is ut einer der ältesten Familien im Lande; denen statt des Enda; en Salatblatt Achterwärts to Deel geworden.

B. Ich merke. Nicht wahr, dieß vertritt bey ihnen die Stelle des Adelspergaments.

S. Ja, myn Heer. On de König Hosenkackerling konnt' niemaalen abboolen wann he 'n Trummel hört, dat er em nicht piperlings an den Hacken herunderdröet.

Was sagen unsre Leser zu diesem Dialog, den wir wörtlich abzuschreiben gemüßigt waren, weil er den deutlichsten Beweis von der Bettelarmuth an Witz und von dem recht eigentlich unreinen Geschmack seines Anfertigers liefert? — Wie konnte Herr K. solche grobe Unfläterey für scherzhaft oder gar satyrisch halten? An solchen Quasi-Späßen können sich nur Bootsknechte, Handwerksgesellen, und was mit ihnen auf einer Stufe der Kultur steht, belustigen. Wer dergleichen Zoten vor den Augen eines gebildeten Publikums im 19ten Jahrhunderte zu bringen sich getraut, der muß entweder in der ersten Erziehung gröblich verwahrloset, oder von dem Kreise der bessern Gesellschaft gänzlich ausgeschlossen worden seyn! —

Der Baron fährt fort zu fragen, und der Schiffer benachrichtigt ihn, daß eine Revolution auf der bewußten Kaneelinsel ausgebrochen sey; „sintemalen de Partie der Kohl„köppe, und die der Salatblätter gegeneinander stehen.“

„B. Die Partie der Kohlköpfe? Was sind denn das „wieder für Hechte?

„S. De stätt des Kopps grote Häupter von Kohl twi„schen eeren Schuldern dragen.

„B. Zu welcher Partey hält sich denn der Hof?

„S. De König Hosenkackerling is enigen dusend Kohl„köppen met den Köppen vom Rump fortgeloppen.“

Doch wir sind müde dieß einfältige Gewäsch weiter abzuschreiben; wem ja von unsern Lesern darnach gelüsten sollte, den Ausgang dieser pöbelhaften Farce zu erfahren, der

mag

mag von Herrn F. selbst sich erzählen lassen, wie die Kohlköpfe 12000 Salatblätter abgebrochen haben, und der vorgedachte Schiffer einige derselben für 100 Goldgülden das Stück an den Baron verhandelt; der aber durch seinen Bedienten Johann an der Bezahlung gehindert wird. — Das Ganze endigt sich mit einer Einladung zum Abendessen, welche der Baron an den Schiffer richtet, und die dieser willig annimmt. —

Es bleibt uns nun noch übrig, unsern Lesern über die Gegenstände, welche letzterer (jenen sogenannten Damberger abgerechnet), zur Zielscheibe des Scherzes und der Satyre gewählt hat, Rechenschaft zu geben.

Der erste ist der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, welcher zu seinem ersichtlichen Nachtheile, mit dem Beginn des achtzehnten parallelisirt wird, und nach des Verf. Ansicht, gar sehr den kürzern zieht. Wir wollen darüber mit diesem um so weniger rechten, da die Reime, in welchen er uns ziemlich breit und umständlich die abweichenden Sitten und Gewohnheiten beyder Säkula schildert, sehr alltäglich sind, und ihr Inhalt schon tausendfach beynahe von allen neuern Satyrikern bis zum Ueberdruß unter allen gedenkbaren Vehikeln aufgetischt worden ist. Wahrscheinlich soll der grelle Abstich, in dem beyde gesetzt und leidlich genug gehalten sind, hier nur dem Frontispiz des Buches zur Erläuterung dienen, auf welchem mit etwas überladener Charakterisirung der Neujahrsmorgen von 1701 abgebildet worden ist. Denn von dieser Bezeichnung abgesehn, ist es ganz einerley, ob man halbverstandne Kirchenlieder zur Morgenfeyer herplärrt, oder sich auf die Musik einer schlechten komischen Oper freut; ob ein Neujahrwunsch mechanisch aufgesagt oder geschrieben, überreicht wird, u. s. w. Wie leicht es Herr F. sich mit dem Reimen mache, mögen folgende Proben beweisen: S. 19.

Der Schuster Hartwich — send' ne Schuh
Ein Paar mit Sitterstrahlung;
Und hinten eine Not' dazu;
Bit't baldige Bezahlung.

S. 24:

S. 24:

Statt Galinettens (müßte wohl Gallinette heißen) After-
sport,
Statt Voltaire und statt Bahrdten,
Laßt, guter Abraham und Koch,
Euch länger nicht erwarten. —

In den hierauf folgenden zwey ersten Aufzügen eines Lustspiels Amphitryon, ist der Anfang einer nicht unglücklich ausgefallenen dramatischen Behandlung der bekannten Liebschaft Jupiters mit der Alkmene gemacht. Die Unterredung zwischen dem wahren und falschen Sosia, welche den 8ten Auftritt des 2ten Akts ausmacht, und 18 Seiten füllt, ist augenscheinlich viel zu gedehnt, und muß auch bey dem geduldigsten Leser, dem in den vorigen Scenen die ganze sehr einfache Intrigue aufgedeckt ist, Langeweile erwecken. Die Aufzählung der verschiedenen Gesuche, welche die Sterblichen durch Merkur an den Jupiter gelangen lassen, nebst dessen Reflexionen darüber, ist schon so vielfältig von ältern und neuern Dichtern benutzt worden, daß Herr F. sie nicht noch einmal hätte aufwärmen sollen. — Ueber das Ganze dieser halbantiken Komödie, zu welcher der Amphitrus des Plautus einige ächtkomische Züge geliefert hat, wird man erst nach der im künftigen Taschenbuche verheißnen Vollendung zu urtheilen im Stande seyn. — Dergleichen Zerstückelungen, welche die Leser und Käufer gleichsam für das künftige Jahr festhalten sollen, sind in solchen Ephemeren als dieses Taschenbuch ist, am wenigsten zu entschuldigen.

In dem „die Wiederkunft der Griechen und Römer" überschriebenen kleinen Gedichte, werden die Thorheiten und Gebrechen des Zeitgeistes, durch den Gegensatz mit altgriechischer und ächtrömischer Thatkraft und Seelengröße, persiflirt. Auch hier haben wir nichts gefunden, was nicht mehrere Dichter und Herr F. selbst schon nicht eben so gut oder besser gesagt haben. —

In dem hier mitgetheilten 5ten Akte des Prometheus, streiten sich der Dogmatismus, Idealismus und Spinozismus, in leidlichen Knittel-Reimen mit großer Rechthaberey herum, und sagen sich die größesten Grobheiten, beynahe so arg, wie sie Herr Fichte in der Wirklichkeit seinen Ge-

gnern

gnern zu sagen gewohnt ist. Wir theilen ein paar Pröbchen dieser philosophischen Urbanität mit:

S. 210 sagt der Dogmatismus:

O gebt an den Erkenntnißplatz
Mir einen tücht'gen Erfahrungssatz!
Ich wollt' ihn Euch mit Gold bezahlen,
Z. B. Ges..... ist nicht gemahlen.

ferner S. 215:

Da liegt ja eben der Has' im Pfeffer;
Der Derschian??? — hohl Euch, Ihr Aeffer und Kläffer! —
Vermaledeyt Ihr kritischen Hunde
Legt da ein Postulat zum Grunde! —

und endlich S. 225:

Ein Floh? Wo ist die Bestie? — Wo? —
Nur gleich gegriffen, gleich gefaßt,
Denn ich krepier vor Flöhe fast.

Der Spinozismus erwiedert:

Der Flohstich verursacht dir ein Jücken,
Und ein Gelust dem Nagel zum Knicken.
Nun ist die Frag nur die: gebt Acht! —
Ob der Nagel den Floh, oder der Floh den Nagel macht?

Der Idealismus läßt sich S. 226 wie folget vernehmen:

Das thut im Grunde hier nichts zur Sache,
Gesetzt, daß der Floh den Nagel auch mache;
Ist immer doch es nur ein Gott
Im Floh so wie in der Hundepfot',
Bey dir erschlägt den Vater der Sohn,
Bey mir den Sohn der Vater im Floh'n! —

Schließlich sagt S. 234 der Dogmatismus:

Hört, sag' ich mit solchen Praktiken,
Ihr zerrt mir ja das Ohad in Stücken.

Unsre Leser sehen aus diesen Stellen, denen das Uebrige ohngefähr an Werth gleich kömmt, daß sich auch hier der Gernwitz des Dichters, in das ihm gar wohl bekannte Gebiet der Pfennigkneipen und Wachtstuben verirrt, und recht behaglich darin umhertreibt.

In

In dem letzten „die Charakteristiker“ überschriebenen halbpoetisch, halbprosaischen Aufsatze sucht der Verf. zu zeigen, daß die größten Mißverständnisse unsers Zeitalters sich darauf zurückführen lassen, daß die Stimmgeber und Partenhäupter desselben entweder lediglich das Ideal ohne alle Erfahrung, oder diese mit völliger Ausschließung alles Idealen geltend machen wollen. — Zur Unterstützung dieser Behauptung, die dem gesunden Menschenverstande sehr angemessen ist, und daher mit der Meinung aller, denen die neumodige Ich-Philosophie die Köpfe noch nicht verrückt hat, ziemlich zusammentreffen möchte, bringt er viele wahre vom Scharfsinne zeugende Bemerkungen bey, von denen wir mehrere unsern Lesern mitzutheilen wünschten, wenn nicht diese Recension schon fast über die Gebühr weitläuftig geworden wäre.

Wir schließen sie mit folgender trefflichen Aufforderung Falks an die aufblühenden Dichter und Künstler S. 329:

Antik' ist Leben, Vollgehalt und Klarheit,
Verstand und Maaß, das fest den Umriß stellt,
Lebendigkeit und Kraft, Gestalt und ew'ge Wahrheit,
Selbstschöpfung, Umgestaltung einer Welt.

Unendlich strahlt die Kunst in dem Gebiete;
In keinem Sterblichen wohnt sie allein.
Im Zeichnen Göthe, Voß im Colorite;
Strebt, junge Künstler, beyden gleich zu seyn! —

Gk.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

So eben ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Adrastea. Herausgegeben von J. G. von Herder 1801. Erstes Stück. (Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 3 Thlr. 8 Gr.)

Inhalt: I. Lied der Hoffnung. II. Wer war der grösseste Held? Wer der billigste Gesetzgeber? Ein Gespräch. III. Ereignisse und Charaktere des vergangenen Jahrhunderts. 1) Karl der Zwölfte. 2) August von Polen und Stanislaus der Erste. 3) Peter der Große. Kaiser Alexander. Ode von Klopstock. 4) Preussische Krone. 5) Gottfried Wilhelm Leibnitz. 6) Säkularische Hoffnungen. 7) Propaganda. Adrastea.

Das zweyte Stück erscheint in wenigen Wochen.

Leipzig, den 18ten Mai 1802.

Joh. Fr. Hartknoch.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bekannte Herr A. Röschlaub, bisheriger Professor zu Bamberg, ist ordentlicher Lehrer der medicinischen Klinik, und Beysitzer der medicinischen Fakultät mit dem Charakter eines Kurfürstl. Raths auf der Universität zu Landshut geworden, und hat zugleich das Baierische Indigenat erhalten.

 Der

Der Fürst Esterhazy in Wien, hat Joseph Hayd'n aus Salzburg, einen großen Komponisten im Kirchenstyl, in seine Dienste genommen, vorzüglich um den Bruder desselben nach dessen Wunsche mehr Ruhe zu verschaffen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Berichtigung der Nachricht im Intelligenzbl. der N. A. D. Bibl. 67 Bd. S. 273. Die dort gegebene Nachricht vom Tode des Dr. Fabners, Physikus der Grafschaft Hohenstein und Stiftsmedikus zu Ilefeld, bedarf sehr einer Berichtigung. Er nahm den gedachten Hausknecht nur einen Theil des Weges zur Zurechtweisung mit; dann verließ ihn sein Begleiter. Am nämlichen Tage den 7ten Januar Abends 8 Uhr kam das Pferd ohne den Reuter. Man ließ ihn lange vergebens durch viele Menschen suchen. Erst nach einem Monat ward sein Körper unter dem Eise eines kleinen zugefrohrnen Flusses durch Zufall entdeckt. Man fand noch alles mitgenommene Geld und seine Uhr, aber zerquetscht, bey ihm, und Spuren eines Trittes vom Pferde auf die Brust. Dieses war vermuthlich mit ihm von dem ziemlich hohen und breiten Ufer des Flüßchens gestürzt; hatte sich aber emporgearbeitet, und ihn dadurch getreten und so verletzt, daß er entkräftet liegen geblieben und drauf erfrohren war. Diese sichre Nachricht stammt von des Verstorbenen nächsten Verwandten.

Verbesserungen.

Im LXIX. Bd. 2. St. S. 504. Z. 9. von unten st. Coher l. Cohen





